Die Grenzboten


Dei
Sub Numine
Viget

IV

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



43. Jahrgang.

Viertes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1884.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1884. Viertes Vierteljahr.

Roman.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt.)



Ein Franzose über Bismarcks Politik.

In einer Besprechung von Moritz Buschs zuletzt erschienenem Buche „Unser Reichskanzler" zeichnet ein französischer Kritiker, G. Valbert, seinen Lesern das Bild, welches er sich nach den Mitteilungen jenes Buches von dem deutschen Kanzler gemacht hat.*) Dieses Bild beruht zum Teil auf ungenauem Verständnis, zum Teil auf Nichtbeachtung wichtiger Züge und Striche der Studien, die Busch zusammengestellt hat, ist auch hin und wieder durch den Haß und Verdruß entstellt, den der Franzose begreiflicherweise empfindet, wenn er dem Staatsmanne gegenübersteht, welcher Deutschland und Frankreich auf die ihnen von Rechtswegen gebührende Stelle im Kreise der Nationen versetzt hat. Andrerseits ist anzuerkennen, daß der französische Kritiker bisweilen tiefer geblickt hat als mancher deutsche Beurteiler des Buches und seines Gegenstandes, und daß er in verschiednen Beziehungen das richtige trifft, in andern wenigstens nahe dabei ist und nur, weil er durch ein sich vordrängendes Vorurteil verblendet wird, mehr oder weniger sieht und in sein Bild hineinzeichnet als die Wahrheit. Wir denken dabei vorzüglich an gewisse Stellen seines Aufsatzes (S. 698 bis 701), in denen die Politik Bismarcks als eine mit sehr einfachen Mitteln operirende, als eine Politik des gesunden Menschenverstandes, als reines Rechnen mit den Thatsachen, um es kurz zu sagen, als „Bauernpolitik" aufgefaßt wird. Lassen wir Herrn Valbert mit dem Vorbehalt, ihn zu rektifiziren, einzuschränken und zu ergänzen, selbst sprechen:

Was uns betrifft — sagt er —, so bewundern wir an ihm am meisten die bedeutende Rolle, die bei seinen Talenten und in seinen Verhaltungsregeln der

*) Die sehr ausführliche Besprechung steht im Aprilhefte der Revue des deux Mondes, S. 697 ff.

reine Instinkt spielt, die Einfachheit der Mittel, die er anwendet, den wunderbaren gesunden Menschenverstand, mit dem er, sich losmachend von allem eiteln Aberglauben, die Politik als die vornehmste Anwendung der Kunst, Handel zu treiben und gute Geschäfte zu machen, betrachtet hat. Dieser große Mann ist im letzten Grunde ein Dorfjunker (hobereau) der Mark Brandenburg, der im höchsten Grade mit dem Sinn für Geschäfte begabt ist. Wir glauben an seine leidenschaftliche Liebe für das Haidekraut und den Wald. Er hat eines Tages sagen können: „Am wohlsten ist mir in Schmierstiefeln, weit weg von der Zivilisation. Am besten ist mir da zu Mute, wo man nur den Specht hört.“ Aber wir glauben auch den Zeugen, welche uns versichern, daß er sich vortrefflich auf die Bebauung seiner Felder und die Ausnutzung seiner Kiefernforsten verstehe, daß er ein tüchtiger Landwirt, ein guter Forstmann, ein umsichtiger Industrieller sei, daß seine Brauereien, seine Spiritusbrennereien, seine Dampfsägemühlen nach Wunsch prosperiren, und daß sein Holzpapier, wenn er einmal solches fabriziren sollte, ihm schönen Gewinn abwerfen würde. Außerdem glauben wir, daß er sich niemals selbst besser gemalt hat, als da, wo er sagte, er habe „immer nach Gründen gehandelt, die sich nicht auf dem grünen Tische, sondern draußen auf dem grünen Lande finden.“

Man kann — fährt unser Franzose fort, und nun geraten ihm Haß und Vorurteil für eine Weile vor die Augen und in die Feder — man kann sich den Fall denken, daß seinem Genie die Gelegenheiten gefehlt hätten. Er würde es dann dazu verwendet haben, seinen Besitz zu verwalten, sein Grundeigentum abzurunden, sein Haus und seine Bauern zu regieren, die geriebensten Roßtäuscher übers Ohr zu hauen und mit seinen Nachbarn vorteilhafte Geschäfte abzuschließen. Er würde, seine Klugheit unter der Maske der Einfalt verbergend, vor ihren Ohren die Schellen seiner Narrenkappe haben erklingen lassen, sie durch seine Aufschneidereien in Erstaunen versetzt, sie durch seine Prahlereien ergötzt, sie durch seine Versprechungen verlockt und sie einen nach dem andern anmutig getäuscht und grob und derb enttäuscht haben. Ein unvergleichlicher Menschenkenner, würde er sich zu seinem persönlichen Vorteil jenes Versuchertalents bedient haben, das er wie niemand außer ihm besitzt. Er würde sich nicht gelangweilt haben; die Jagd, das Reiten, der Fischfang würden seine Mußestunden ausgefüllt und er würde damit das Vergnügen verbunden haben, seine Freunde wie seine Feinde zu mystifiziren, ein Zeitvertreib, der einem echten Preußen baß behagt, und seine Feinde wie seine Freunde würden von ihm gesagt haben, was die Stammgäste des Auerbachschen Kellers von Mephistopheles sagten: Ach, das sind Taschenspielersachen. Aber es kamen die Gelegenheiten. Statt seine Güter zu verwalten, hatte er fortan einen Staat zu regieren, ein Deutschland zu gründen, Reiche zu schaffen und zu zerstören, und Europa wurde sein Garten. Das Verfahren, dessen sich der Politiker bediente, war dasselbe, welches der Gutsbesitzer angewendet hätte. Es ist, wenn man den Dingen auf den Grund blickt, sicher, daß die Kunst, seinen Landbesitz abzurunden und sich eines spatigen oder halbblinden Pferdes für einen guten Preis zu entledigen, dieselbe ist, die man nötig hat, wenn es ein Königreich zu vergrößern oder Souveräne zu täuschen gilt, die man sich zu berauben vorgenommen hat. Die großen und die kleinen Dinge unterscheiden sich lediglich durch ihre Wichtigkeit; die Methode, bei ihnen Erfolg zu erzielen, ist die gleiche, die einfachsten Kunstgriffe sind oft die wirksamsten, die listigen Anschläge des Bauern sind die besten. Gerade durch die Einfachheit seiner Mittel hat Herr von Bismarck so viele gewagte Partien gewonnen. Die Naiven erkannten in dem Taschenspieler vom Lande den Mephistopheles nicht; die einen

ergötzten sich an ihm, die andern zuckten über ihn die Achseln, selbst seine Landsleute brauchten viel Zeit, bevor sie dahin kamen, ihn ernst zu nehmen. Man behandelte ihn als burschikosen Junker, als hohlen Renommisten, als polternden Bauer, als Feuerfresser, als Marktschreier. Er war bereits Minister, als ein Schriftsteller von Talent und Geist [Julian Schmidt in der „Berliner Allgemeinen Zeitung"] ihn noch als „einen Landedelmann von mäßiger politischer Bildung charakterisirte, dessen Einsichten und Kenntnisse sich nicht über das erheben, was das Gemeingut aller Gebildeten ist." Er ließ die Leute reden, er hatte eine tiefe Ueberzeugung von der unergründlichen Dummheit der Menschen, und alle Welt fing sich in seinen Fallen, die Klügsten unterlagen seinen Verführungskünsten, die stärksten Geister ließen sich von ihm hinters Licht führen. Die Energie, die er darauf verwendet hatte, einen Hirsch zu hetzen, verwendete er auf die Hatz von Kaisern, und die Geschicklichkeit, die ihm gedient, Hechte zu fischen, half ihm jetzt Provinzen, freie Städte, Königreiche fischen.

Von einem märkischen Landedelmanne, der Geschäftssinn hat, darf man nicht erwarten, er werde Gefühlspolitik treiben, er werde in seine Berechnungen Empfindungen und zarte Rücksicht mischen, er werde den Sieg als großer Herr, als gutmütiger Fürst benutzen, er werde seine Opfer schonen. Der Bauer kennt keine Rührung, kein Mitleid, und man darf glauben, daß ein preußischer Landjunker der am wenigsten empfindsame der Menschen ist und die meiste Neigung hat, die ritterliche Großmut als eine Schwäche zu betrachten, welche einem Baron, der etwas auf sich hält, übel zu Gesichte steht. Der Fürst Bismarck sagte einmal zu Herrn Busch: „In der kleinen Stube des Webers bei Donchery, wo ich beinahe eine Stunde mit dem Kaiser Napoleon beisammen war, hatte ich dasselbe Gefühl wie damals in meiner Jugend, wenn ich auf dem Balle eine junge Dame zum Cotillon engagirt hatte, der ich nichts zu sagen wußte, und die niemand zu einer Walzertour abholen wollte." Ueber dieselbe Zusammenkunft bemerkte er nach einem andern Berichterstatter: „Denken Sie sich nur, er glaubte an unsre Großmut!" Als er von seiner ersten Unterredung mit Jules Favre erzählte, äußerte er: „Wie ich etwas von der Abtretung von Metz und Straßburg fallen ließ, machte er ein Gesicht, als ob das Scherz wäre. Ich hätte ihm mit einer kleinen Geschichte antworten können, die mir vor einigen Jahren bei dem großen Kürschner [Salbach, jetzt unter den Linden] passirte. Ich wollte mir einen neuen Pelz kaufen. Er forderte aber für den, der mir gefiel, einen Preis, der mir zu hoch war, und so sagte ich zu ihm: Sie scherzen wohl, lieber Herr? — Nein, erwiederte er, in die Geschäfte niemals." So ist er noch heute, und so war er immer. Wenn aber die Großmut vielleicht nicht die Tugend eines Politikers sein kann, der vor allem ein großer Geschäftsmann ist, so besitzt er andre und sehr nützliche. Der wahre Geschäftsmann ist erhaben über kleine Eitelkeiten, die oft viel kosten und niemals etwas einbringen. Er setzt alle Hoffart beiseite, überläßt andern das Gepränge und das Paradiren und hält sich an das Solide. Er kennt die Wichtigkeit der kleinen Einzelheiten und vernachlässigt sie niemals, seine Berechnungen sind streng genau, er gestattet nicht, daß man ihn auch nur um einen Pfennig verkürze. Seine Projekte, seine Kombinationen nehmen ihn ganz in Anspruch, erfüllen ihn vollständig, die Ausschweifungen der großen Welt, die häuslichen Fragen, die Freuden und Sorgen der Familie, nichts lenkt ihn von seinen Gedanken ab, die seine wahre Familie sind. Er widmet den geistigen Freuden wenig Zeit; wenn er bisweilen Shakespeare liest, so geschieht es, weil Shakespeare von allen Dichtern derjenige ist, der am tiefsten in die menschlichen Dinge hineingeblickt und hier am klarsten gesehen hat. Es giebt für den Geschäfts-

mann weder Freunde noch Feinde, hat er gestern ein Abkommen getroffen, so ist er heute bereit, es zu brechen, wenn sich ein besseres darbietet, und die Gesichter, die ihm mißfallen, werden ihm angenehm, wenn sie ihm zu irgend etwas dienen können, er ist der Meinung, daß die Rache nicht unter die politischen Dinge gehöre. So lebhaft, so ungestüm seine Sinnesart ist, er weiß sie zu bemeistern, sobald es sich um seine Interessen handelt, denen er alles, selbst seine Heftigkeit opfert, und dieser kurzangebundene Geist setzt die Welt durch die lange Geduld seines Wesens in Staunen. Nach dem Erfolge läßt er sich nicht den Sieg zu Kopfe steigen, er mißtraut seinen Glücksfällen, er rechnet mit den Aussichten, die sich ihm darbieten, er erschöpft sein Glück nicht, er verzichtet auf Unternehmungen, wenn sie ein abenteuerliches Aussehen haben u. s. w.

Hier mischt sich Wahres mit Falschem, und einige mittelmäßige Feuilletonistenwitze, wie der Vergleich mit dem Roßtäuscher und der mit dem Taschenspieler, hätten als ebenso unschicklich wie lahm mit Nutzen für das Ganze wegbleiben können. Der richtige Gedanke, daß die Politik des deutschen Reichskanzlers Züge von dem Wesen und Denken des norddeutschen Bauern hat, würde dann klarer hervorgetreten sein und sich dem Leser besser eingeprägt haben. Dieser Gedanke ist übrigens nicht neu; denn Busch hat ihn schon in einer frühern Schrift angedeutet und in seinem letzten Buche vielfache Belege dafür geliefert. In den 1879 erschienenen „Neuen Tagebuchsblättern" sagt er (S. 370 ff.):

Der Fürst ist nicht bloß ein Mehrer seines kleinen Reiches [der etwa 30 000 Morgen großen Herrschaft Varzin, die er durch die Güter Selitz und Chorow abrundete], sondern zugleich ein thätiger und umsichtiger Verbesserer gewesen. Er war immer ein tüchtiger Landwirt, und er ist es noch. Ich bin der Meinung, daß die Neigung zu dieser Beschäftigung und die Befähigung dazu aus einer und derselben Quelle entspringen wie die Neigung und Befähigung zu politischem Wirken und Schaffen. Bismarck hat, wie schon seine Verwaltung von Kniephof neben manchen jugendlichen Ausschreitungen zeigte, es immer verstanden, durch Vernachlässigung heruntergekommene Güter mit umsichtigem Blick und richtig zugreifender Hand wieder emporzubringen, und er zeigt das in Varzin von neuem. Wer das kann, der wird unter Umständen, d. h. mit der erforderlichen politischen Bildung und Kenntnis, meist auch befähigt sein, heruntergekommene große Güter oder Herrschaften — ich meine Länder, Völker, Staaten — wieder dahin zu bringen, daß sie sich mit Ehren sehen lassen können. Auf alle Fälle schärft die Landwirtschaft in gleichem, vielleicht in noch höherm Grade als die Thätigkeit des Fabrikanten und das kaufmännische Gewerbe den Blick für die natürlichen Verhältnisse, da sie vorwiegend mit dem Nächstliegenden zu thun hat. Sie lehrt Mögliches rasch vom Unmöglichen unterscheiden und infolge dessen die Dinge praktisch anfassen. Sie erzieht Realpolitiker im kleinen. Sie läßt unter allen Beschäftigungen am wenigsten jene kosmopolitische Richtung sich entwickeln, die dem gesunden nationalen Egoismus in den Weg tritt, welcher die Völker mächtig und reich macht. Sie erfährt in ihrem Bereich am schnellsten und sichersten, was sich von fremdländischem Gewächs zur Verpflanzung auf unsern Boden eignet und was nicht, und sie gewöhnt auch über jenen Bereich hinaus an sachgemäßes Verfahren. Es wäre daher meines Erachtens gut, wenn die Mehrzahl der Sitze in den Sälen unsrer Landtage und nicht

minder im Reichstage von Leuten eingenommen würden, die eine Zeit lang in diese Schule gegangen sind, statt daß es sich jetzt Handwerkspolitiker, Fraktionshelden ohne Sinn und Verständnis für das natürliche Leben, seine Kräfte und Bedürfnisse, phrasendrehende, nur im juristischen Formalismus erfahrene, nur in ihm sich wohlfühlende Advokaten, rechthaberische, vom Bewußtsein ihrer Allwissenheit geschwollene Professoren und Literaten und andre strebsame Theoretiker zum Schaden und Aufenthalt unsrer Entwicklung auf ihnen bequem machen. Den Inhalt unsrer Gesetzgebung würden dann die praktischen Leute liefern, den andern wäre überlassen, die Form zu feilen, und jeder Teil hätte dann, was sich nach seiner bisherigen Erfahrung und Uebung für ihn schickte und gebührte.

Die Politik des Kanzlers ist durch und durch auf Beobachtung und Erfahrung gegründet und infolgedessen voll Leben und Wirklichkeit. Er sieht die Dinge ohne gelehrte Brille und deshalb so groß und so klein, wie sie in Wahrheit sind. Er versucht bei seinem Denken und Handeln nicht, die Thatsachen, Verhältnisse und Zustände zu zwingen, sie nach einer anderswoher abgeleiteten Theorie zu gestalten, sondern die jeweiligen Thatsachen, Verhältnisse und Zustände liefern ihm in Verbindung mit seinen scharfen Augen, seinem gesunden Verstande, seiner Menschenkenntnis und einigen altbewährten, gleichfalls auf der nüchternen, vorurteilsfreien Beobachtung des Werdens und Vergehens hier unter Sonne und Mond beruhenden Regeln die Theorie, nach welcher die gerade vorliegende Frage zu lösen ist. Er weiß, daß eins sich nicht für alle schickt, heute nicht morgen oder gestern ist, gut Ding Weile haben will, und daß der Segen von oben kommt. In allen diesen Beziehungen gleicht er dem Bauer, der auch seinen Roggen nicht zu der Zeit sät, wo Sonne und Regen ihm nicht günstig sein können, der auch keine Weizenernte von Lupinenland erwartet, und der auch nur da nassen Boden zu entwässern unternimmt, wo er einigermaßen hoch liegt und folglich Abfluß hat. Seine erste Frage bei einem Plane ist: Was ist hier möglich? Sein erster Gedanke bei einem Ziele: Ist es nützlich und wie weit? Und die Antwort erteilt ihm nicht der grüne Tisch, sondern das grüne Land, das ihn umgiebt, mit dem er lebt, das er nach seiner Bonität und nach seinen Kräften wie nach seinen Schwächen und Mängeln gründlich kennt und in dem er täglich mehr zu Hause, dessen er täglich mehr Herr wird. Der Bauer versteht ferner zu arbeiten und zu beharren. Zumal der märkische Bauer auf seinem kargen Boden, der es dem auf ihm Angesiedelten so schwer macht, sich zu nähren und zu erhalten, geschweige denn zu Wohlstand zu gelangen. Wie der Landmann der Mark, hat Bismarck mit großen Schwierigkeiten zu ringen gehabt und sie alle allmählich durch Ausdauer überwunden. Immer seinen letzten Zweck vor Augen, ließ er sich durch Mißlingen seiner Versuche, ihn zu verwirklichen, niemals irren, obwohl die Mittel, die er zur Hand hatte, oft kaum genügend erschienen. Ging es mit der einen Methode nicht, so kaprizirte er sich nicht auf sie, sondern probirte es mit einer andern. Bereits damals, wo er zuerst die politische Arena betrat, gewahren wir bei ihm

als beherrschendes Axiom den Glauben an die Heilsamkeit und Unentbehrlichkeit der Monarchie, wie sie sich in Preußen ausgebildet hat, und damit verbunden das starke Gefühl der Pflicht, diese Monarchie gegen die mehr oder minder demokratisch gesinnten Liberalen zu verteidigen. Er hielt damals eine ständisch gegliederte Landesvertretung hiermit für besser vereinbar, als eine konstitutionelle Einrichtung des Staates. Als aber die Krone sich dem Andrange des Liberalismus gegenüber zum Erlaß einer Verfassung verstanden hatte, erkannte er ohne Verzug diese Thatsache an, verblieb aber insofern bei seinem frühern Glauben und Streben, als er sein Verfahren bis auf die jüngste Zeit nach der Maxime einrichtete: Der König ist nur soweit in seiner Freiheit und Macht beschränkt, als der Wortlaut des von ihm mit der Volksvertretung vereinbarten Staatsgrundgesetzes dies ordnet und bestimmt. Der zweite Hauptartikel seines politischen Glaubensbekenntnisses, die Idee, daß das Heil der deutschen Nation nur in der Begründung eines deutschen Bundesstaates unter der Führung Preußens zu finden sei — eine Idee, die ihn schon in seinen Frankfurter Tagen erfüllte —, mußte in Anbequemung an die Umstände größere Umbildungen erfahren. Er gab sich zunächst, wie wir aus seinen von Poschinger mitgeteilten Denkschriften wissen, als Hinwirkung auf ein Preußen kund, das mittelst einer festen, auf seine Vorzüge vertrauenden Politik am Bundestage die deutschen Mittel- und Kleinstaaten allmählich wie im Zollverein so auch durch andre Interessenverbände um sich gruppire, ging später durch verschiedne dualistische Kombinationen hindurch und erreichte, als deren letzte sich gleich den frühern als Unmöglichkeit herausgestellt hatte, seine volle Ausprägung im deutschen Reiche, dessen Kräftigung und Sicherung seitdem durch alle innern Reformvorschläge des Kanzlers und ebenso durch die Gesamtheit der Hauptaktionen seiner auswärtigen Politik hindurch als roter Faden zu verfolgen ist. Einen ähnlichen Wechsel der Methode bei strengstem Festhalten des Zieles gewahren wir in der Politik, mit welcher erst auf gütlichem Wege, dann mit beschleunigtem Gewaltschritt unsre Sicherstellung gegen Frankreich erstrebt wurde; denselben im Wechsel beharrenden ruhigen Geist bewundern wir in der langen Reihe von Versuchen, Österreich zu versöhnen und zu gemeinsamer Politik zu gewinnen, und dieselbe immer mit neuen Mitteln, mit neuen Zugeständnissen an die spröde Welt der Thatsachen operirende und doch nie das Prinzip und den Hauptzweck fallen lassende Ausdauer tritt uns in den Bestrebungen Bismarcks auf sozialem Gebiete entgegen. Er ist auch hierin der ideale Bauer, und seine Ernten loben seine Thaten, wie der Anblick der heutigen Mark verglichen mit der Erinnerung an die Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches die nüchterne, beharrliche Arbeit ihrer Bewohner lobt.

Darnach ist es zu berichtigen, wenn Herr Valbert sagt:

Herr von Bismarck hat immer geglaubt, Cäsar habe ein Recht darauf, daß die Ideen und die Geister ihm gehorchen, und er könne der öffentlichen Meinung

Gewalt anthun, und doch befindet er sich jedes Jahr in Verlegenheit vor seinem Parlamente. . . . Wie er der gewandteste Geschäftsmann ist, den die Welt jemals unter den Politikern gesehen hat, so ist er auch der persönlichste unter den großen Staatsmännern. So erfüllt auch der erste Napoleon von seinem Ich war, er vertrat die Durchschnittsideen seiner Zeit und verbreitete sie über Europa. Es schien, als ob Korsika diesen Fremden nach Frankreich geschickt hätte, damit er, frei von allen Verpflichtungen gegen die Parteien, die einem mit Schlichtung ihrer Meinungsunterschiede betrauten Schiedsrichter notwendige Unparteilichkeit habe*) und die Grundsätze der Regierung und Erhaltung mit den neuen Ideen in Einklang bringe. Herr von Bismarck ist überall und immerdar nur von seinen eignen Ideen erfüllt und hat sie durch seine Willenskraft seiner Nation aufgezwungen.

Bismarck war und ist nichts weniger als ein Staatsmann, der seine eignen Gedanken und Zwecke im Auge hat, sondern der scharfblickende und willensstarke Träger der deutschen Idee einerseits und der monarchischen Idee andrerseits. Jene lebte schon seit den Befreiungskriegen in unsrer Nation, und nur über den Weg zu ihrer Verwirklichung war man verschiedner Meinung, Bismarck aber hat, wie sein Erfolg nach den Mißerfolgen andrer beweist, den rechten Weg gefunden und betreten. Die monarchische Idee ferner steht im Credo des preußischen Volkes, wenigstens der großen Mehrzahl, obenan, sie ist ein integrirender Bestandteil der wahren öffentlichen Meinung, die freilich nicht in den Zeitungen und den fortschrittlichen Volksversammlungen gesucht werden darf, sondern vornehmlich auf dem Lande und in denjenigen Schichten der städtischen Bevölkerung lebt, welche durch die Schule des Heeres gegangen sind. Im übrigen gilt von dem Urteil unsers Franzosen, was Vischer von andern Tadlern des Reichskanzlers bemerkt, wenn er (Altes und Neues, Heft 3, S. 141) sagt: „Es ist nur ganz begreiflich, daß die Atomisten dem Manne, dessen Lebenszweck ist, Einheit, Verband, Gemeinsamkeit zu schaffen, Herrschaft der Vielköpfigkeit zu stürzen — daß sie diesem das Gegenteil vorwerfen: er wolle nur sein herrisches Ich. Und das Volk hat sich einreden lassen, es sei eine Schande, wenn ein Mann soviel thue, es hat sich scheu machen lassen vor der Zahl eins. Es ist ja wohl ein Unglück, soviel gescheiter und thatkräftiger zu sein als die meisten. Die Menschen können den Gedanken nicht ertragen, daß der Verstand und Wille von so vielen in einen zusammengefaßt sei; sie hassen ihn und säen Haß gegen ihn."

Nein, der deutsche Reichskanzler ist kein herrschbegieriger, eigenwilliger Geist, wohl aber verlangt und erstrebt er straffe Zusammenfassung und Gliederung der Lebenselemente im Bereiche des von ihm geschaffenen neuen deutschen Staatswesens, weil es sich nur dadurch inmitten der ihm drohenden Gefahren zu erhalten imstande ist. Sein Ideal ist in dieser Hinsicht**) die preußische

*) Eine neue und sehr eigentümliche Auffassung; wir dachten bisher immer, dieser „Schiedsrichter" habe die Parteien, die er vorfand, nicht sowohl unparteiisch versöhnt als brutal zermalmt, um sich an ihre Stelle zu setzen.

**) Vergl. M. Busch am Schlusse seines Kapitels „Die Junkerlegende."

Zucht, mit der Friedrich der Große sich im Kampfe gegen halb Europa behauptete, die Disziplin, kraft deren alle staatlichen Kräfte, alle Glieder des Regierungsorganismus in seinen verschiednen Abteilungen auf ein einziges Ziel hinarbeiten, das System, wo allen von unten hinauf bis zur obersten Stufe mit Einschluß des Souveräns Gehorsam, Unterordnung seiner Neigungen und Meinungen unter das Nächsthöhere, zuhöchst unter das Staatsinteresse, die erste Tugend ist. Alles klappt bei diesem System, alles greift ineinander, alles geht ohne Aufenthalt von statten wie in der Armee, die nur der deutlichste Ausdruck des Geistes, von welchem alle Einrichtungen und Angehörigen des Staates durchdrungen sein sollen, und nur die Haupt- und Zentralschule ist, welche diesen Geist der Bevölkerung mitteilt. Ein solches System, von welchem Bismarck einst selbst geäußert hat: „Ich habe den Ehrgeiz, persönlich einmal das Lob zu verdienen, welches die Geschichte der preußischen Disziplin erteilt hat," verträgt sich sehr wohl mit einem reichlichen Maße politischer Freiheit, dagegen ist es allerdings unvereinbar mit der parlamentarischen Regierungsform, wie sie von gewissen Leuten erstrebt wird, und wie sie nur in ihrer Unselbständigkeit stetig, wie sie in ihrer Aktion immer gehemmt und zu Halbheiten gedrängt, immer unruhig, immer schwächlich sein wird, während im politischen Leben nichts der raschen Offensive und der dauerhaften Widerstandskraft der so wie geschildert eingerichteten Monarchie gleichkommt.



Der Aufruhr im Sudan.



Als Gladstone dem Unterhause von der Vertagung der Konferenz Mitteilung machte, fügte er hinzu, daß die Regierung einen wichtigen Schritt hinsichtlich Ägyptens in Aussicht genommen habe, auch einen Kredit für eine etwa notwendig werdende Expedition zum Entsatze Gordons fordern werde. War dies die Ankündigung einer energischeren Politik am Nil? Die Kreditforderung fiel dürftig genug aus. Es darf bezweifelt werden, daß man wirklich mit 300 000 Pfund Sterling die Kosten eines Feldzuges nach der Hauptstadt des Sudan auch nur annähernd bestreiten kann. Und der angekündigte wichtige Schritt ist anscheinend nur ein vorbereitender. Der Marineminister Lord Northbrook soll als außerordentlicher Bevollmächtigter mit dem Titel „Oberkommissar" nach Ägypten gehen. Aber er hat keine Vollmachten zu selbständigem Handeln. Er soll Studien darüber machen, welche Ratschläge finanzieller und administrativer Natur dem Chedive zu geben seien.

In Erwartung der weitern Entwicklung der Dinge lohnt es sich wohl, einmal einen Rückblick auf den bisherigen Verlauf der Angelegenheit zu werfen.

Der Länderkomplex, welchen man bisher den ägyptischen Sudan nennt, grenzt im Norden an den nubischen Teil Oberägyptens — der nördlich von Wady Halfa gelegene Teil Nubiens zählt politisch zu Oberägypten — und reicht im Süden bis gegen den Äquator; im Westen bildet Wadai, im Osten das Rote Meer die Grenze. Die Bevölkerung besteht im Norden aus muhamedanischen Nomaden verschiednen Stammes, im Süden aus — meist heidnischen — Negern.

Mehemet Ali hatte bereits 1819 begonnen, seinen ägyptischen Besitz nach Süden hin auszudehnen. Zunächst galt es den dem Kairiner Blutbade entgangenen Mameluken, welche sich nach Dongola geflüchtet hatten. Nachdem diese auf Darfur zurückgegangen waren, nahm Mehemet Alis Sohn Ismail Pascha Nubien in Besitz, bekriegte unter allerlei Vorwänden die südlich sitzenden Stämme, okkupirte Sennaar und drang bis zu dem Golddistrikt Fazoglo vor. Auf der Heimkehr fand Ismail bei Schendy durch die erbitterten Besiegten einen elenden Tod. Sein Schwager, der berüchtigte Defterdar Mehemet Bey, welcher inzwischen Kordofan erobert hatte, rächte ihn durch Massenschlächtereien und schlug den in den neu eroberten Ländern ausgebrochenen Aufruhr blutig nieder. Den eroberten Ländern wurden nach und nach immer mehr Steuern an Sklaven, Pferden, Gold u. s. w. abgepreßt. Churchid Pascha versuchte als Generalgouverneur des Sudan (seit 1866) einige Ordnung in die Verwaltung zu bringen, unter seinen Nachfolgern, von denen nur Arakel Bey — ein Bruder Nubar Paschas — eine ehrenwerte Ausnahme bildete, kehrte die Mißwirtschaft wieder. Für die ägyptische Regierung war der Besitz des Sudan keine Einnahmequelle, das dortige Budget hatte vielmehr in den letzten Jahren ein stehendes Defizit von mehr als zwei Millionen Mark, im Jahre 1883 sogar von sechs Millionen. Nur die Beamten bereicherten sich; man behauptet, daß von den Steuern, Zöllen und sonstigen Einnahmen mindestens fünfzig Prozent in ihre Taschen flossen.

Die Pforte hatte im Jahre 1841 die Rechte des Vizekönigs von Ägypten auf Sennaar, Kordofan u. s. w. definitiv anerkannt. Der Vizekönig Said Pascha dachte daran, den kostspieligen Besitz aufzugeben, nachdem er 1856 den Sudan persönlich besucht hatte; er stand aber von seinem Vorhaben ab, da die Scheiks und Notabeln ihm vorstellten, daß die Folge davon Anarchie sein würde. Im Jahre 1866 trat die Pforte die Küste des Roten Meeres mit Suakin und Massawa an Ägypten ab. Durch Munzinger wurde 1869 das abyssinische Territorium Keren (Senhit) annektirt. Abyssinien erkannte diese Besitzergreifung nicht an, Munzinger, welcher auch das südlich von Massawa gelegene Gebiet für Ägypten nehmen wollte, wurde ermordet, es kam (1876) zum offenen Kriege zwischen Ägypten und Abyssinien, und der Grenzstreit dauerte bis in die neueste Zeit. Der Chedive Ismail Pascha eroberte 1874 unter Mitwirkung des berüchtigten

Sklavenjägers und Sklavenhändlers Sibehr, den vorher die ägyptischen Truppen vergeblich bekämpft hatten, das Land Darfur. Ismail Pascha hatte bereits seit 1869 unter Sir Samuel Bakers Auspizien zur Unterdrückung des Sklavenhandels Kriegszüge gegen den Süden unternommen und seine Macht allmählich bis zu den Äquatorialseen ausgedehnt. Diese erworbenen Landstriche erhielten den Namen Äquatorialprovinzen und den englischen Oberst Gordon zum Gouverneur.

Der gute Absatz, welchen die in den sudanesischen Kriegen gemachten Gefangenen nach Ägypten fanden, hatte zu einer förmlichen Organisation des Sklavenhandels und des Sklavenfangs geführt. Nicht nur wurden Feindseligkeiten hauptsächlich zu diesem Zwecke begonnen, sondern es wurden auch Angehörige andrer Stämme geraubt, um sie als Sklaven zu veräußern, ja die eignen Kinder dienten als Gegenstand des schmachvollen Handels. Gordon stellte sich die Unterdrückung dieses Unwesens zur Aufgabe. Seiner mit Energie gepaarten einnehmenden Persönlichkeit gelang es binnen zwei Jahren, geordnetere Zustände herzustellen. Der dankbare Chedive ernannte ihn zum Muschir (Marschall) und Generalgouverneur des ganzen Sudan, einschließlich der Äquatorialprovinzen und der Küsten des Roten Meeres bis Berbera. In dieser Eigenschaft verordnete Gordon, daß vom 1. Januar 1878 ab kein Eigentum an Sklaven mehr erworben werden dürfe. Damals wollte die ägyptische Regierung den oben erwähnten Sibehr, welcher für seine Beihilfe bei der Bezwingung Darfurs zum Pascha ernannt worden war, als Gouverneur nach dem Sudan schicken, stand aber auf Betreiben Gordons davon ab. Als darauf Sibehrs Sohn Suleiman auf Anstiften seines nach Kairo berufenen Vaters revoltirte, ward er von Gordon besiegt und hingerichtet. Sibehr Pascha selbst ward in Kairo zum Tode verurteilt, aber vom Chedive begnadigt und lebte seitdem als Pensionär der ägyptischen Regierung in Kairo. Nach dem Sturze Ismail Paschas endete (1879) die erste ägyptische Laufbahn Gordons.

Die Abschaffung des Sklavenhandels, die Monopolisirung des Elfenbeins und andrer Handelsartikel, die Willkür, mit welcher die ägyptischen hohen und niedern Beamten verfuhren und namentlich die Steuern beitrieben, reizte die sudanesische Bevölkerung zu immer neuen Aufständen. Ein schlauer Fakih (Gelehrter) Mohamet Achmet — ein Zimmermannssohn aus Dongola — zog das religiöse Moment hinein. Er erklärte sich als den nach der Tradition für das Ende des dreizehnten Jahrhunderts mohamedanischer Zeitrechnung verheißenen Mahdi, das heißt den von Gott auf den rechten Weg geleiteten Wiederhersteller der arabischen Herrschaft. Der Mahdi erhielt viel Zulauf und seine Macht wuchs namentlich, seit Arabi Pascha (im September 1882) die Sudanesen aufforderte, die Autorität des Chedive nicht mehr anzuerkennen. Die von den ägyptischen Provinzialgouverneuren gegen den Mahdi entsendeten Truppen, welche im Anfang des Jahres 1882 in mehreren Zusammenstößen

mit demselben siegreich geblieben waren, wurden später wiederholt geschlagen, und bald befand sich Darfur, Kordofan und das Land nördlich von der abyssinischen Grenze bis zum Roten Meere im Besitz der Aufständischen. Die ägyptische Zentralregierung, welche inzwischen nach der Niederwerfung Arabi Paschas freie Hand bekommen hatte, dachte nun auf energische Maßregeln. Die englische Regierung schickte im Dezember 1882 den Oberstleutnant Stewart zur Berichterstattung über die Lage des Sudan nach Chartum, lehnte aber eine militärische Beihilfe durch englische oder indische Truppen ab, erklärte auch wiederholt, daß sie keinerlei Verantwortung für die Operationen im Sudan übernehme (Mai 1883). Doch gestattete sie dem Oberst Hicks und andern englischen Offizieren, in das ägyptische Heer zu treten. Hicks rüstete in Chartum eine Expedition aus, um Obeid, die Hauptstadt Kordofans, welche der Mahdi im Januar 1883 eingenommen hatte, wieder zu erobern. Nach kleinern glücklichen Gefechten geriet Hicks am 5. November 1883 bei Kaschgate in einen Hinterhalt, wo er mit fast dem ganzen Heere — angeblich 10 000 Mann — umkam. Auch an andern Orten mißglückte der Versuch, ägyptische Truppen durch englische Offiziere zum Sieg führen zu lassen. Am 6. November 1883 wurden 500 Mann Ägypter, welche der englische Konsul Kapitän Moncrieff nach Tokar geleiten wollte, geschlagen, Moncrieff selbst getötet. Der Kommandant der ägyptischen Gendarmerie Baker — nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Sir Samuel Baker — erlitt am 4. Januar 1884 mit 3500 Mann bei El Teb, unweit Trinkitat, eine schmähliche Niederlage.

England, dessen Truppen nach Niederwerfung des Arabi'schen Aufstandes bereits teilweise Ägypten verlassen hatten, beschränkte sich auf die Rolle eines Beraters der ägyptischen Regierung. Das britische Kabinet sprach seine Ansicht dahin aus, daß es im Hinblick auf die Lage der ägyptischen Finanzen und nachdem sich die ägyptischen Truppen dem Mahdi gegenüber machtlos gezeigt hätten, das beste sei, den Sudan aufzugeben. Nach der Niederlage des Oberst Hicks eröffnete sie der ägyptischen Regierung wiederholt, daß sie britische oder indische Truppen im Sudan nicht operiren lassen werde, zwar gegen die vom Chedive ins Auge gefaßte Heranziehung türkischer Truppen nichts einzuwenden finde, aber gegen die Verwendung der ägyptischen Einnahmen zur Wiedereroberung des Sudan protestire und den Rat gebe, baldigst die Territorien südlich von Assuan oder wenigstens von Wady Halfa aufzugeben, indem sie sich bereit erklärte, das eigentliche Ägypten und die Häfen des Roten Meeres zu schützen. Zugleich widerriet sie die vom Chedive beabsichtigte Sendung Sibehr Paschas nach dem Sudan, fragte auch an, ob die ägyptische Regierung von den Diensten des frühern Generalgouverneurs Gordon Gebrauch machen könne, wenn dieser nach Ägypten kommen wolle. Scherif Pascha, welcher die Abandonnirung des Sudan für unthunlich erachtete, lehnte Gordons Dienste ab, weil er fürchtete, daß die Anstellung eines Christen die treu gebliebenen Stämme

entfremden könne. Nachdem Scherif Pascha infolge seiner Weigerung, die englischen Ratschläge zu befolgen, seine Entlassung gegeben hatte, erging eine neue Anfrage von seiten des britischen Kabinets, ob unter den veränderten Umständen Gordon der ägyptischen Regierung von Nutzen sein könne. Aber auch Nubar Pascha, der Nachfolger Scherifs, gab eine verneinende Antwort. Erst als Abd-el-Kader, der eben zum Kriegsminister ernannte bisherige Generalgouverneur des Sudan, es ablehnte, sich nach Chartum zu begeben, bat die ägyptische Regierung um einen britischen Offizier für die Mission dorthin. Gladstone designirte Gordon. Seine Instruktion gab ihm auf, über die Maßregeln zu berichten, welche zur Sicherheit der ägyptischen Garnisonen im Sudan und der europäischen Bevölkerung von Chartum sowie behufs Räumung des innern Sudan und zur Sicherung einer guten Verwaltung in den Häfen des Roten Meeres zu treffen sein möchten. Er sollte seine spezielle Aufmerksamkeit der Frage zuwenden, wie dem erneuten Umsichgreifen des Sklavenhandels vorgebeugt werden könne. Es ward ihm gestattet, von der ägyptischen Regierung alle Aufträge, welche ihm durch den englischen Agenten Sir E. Baring zugehen würden, anzunehmen. Gordon eilte nach Ägypten, beriet in Kairo mit der dortigen Regierung und kam am 18. Februar 1884 in Chartum an.

Bevor wir ihm dorthin folgen, ist noch eines militärischen Intermezzos zu gedenken. Die öffentliche Meinung in England billigte Gladstones zurückhaltende Politik nicht. Zwar wurden die wiederholt von den Tories eingebrachten Tadelsvoten abgelehnt, dies geschah aber wesentlich aus Erwägungen der innern Politik; eine unbedingte Zustimmung zu der Haltung Gladstones in der Sudanfrage lag darin offenbar nicht. Dieser ließ sich denn auch endlich dazu herbei, militärisch einzugreifen. Nachdem Tinkat am 10. Februar 1884 von den Sudanesen eingenommen und seine Garnison unter dem tapfern Tewfik Bey niedergemacht worden war, entschloß er sich, „aus Menschlichkeitsrücksichten" die in Ägypten stehenden englischen Truppen thätig eingreifen zu lassen. Zunächst wurde die Entsetzung Tokars ins Auge gefaßt. Die zu diesem Behufe nach der Hafenstadt Trinkitat gesendeten Truppen unter General Graham kamen aber zu spät. Tokar ergab sich den Aufständischen am 21. Februar. Obwohl nun ein weiterer Vormarsch der Engländer ins Innere gegenstandslos geworden war, so stellte die englische Regierung es doch in das Ermessen Grahams, ob er ein Engagement mit den Insurgenten herbeiführen wolle. Die englische Regierung — sagte man ihm — habe ihrerseits nicht die Absicht, die militärischen Operationen weiter auszudehnen, da dieselben nur den Zweck hätten, Suakin gegen einen Angriff zu verteidigen. Graham benutzte die ihm gewordene Vollmacht, rückte vor und schlug die mit größtem Mut kämpfenden Feinde am 24. Februar bei El Teb, dem Schauplatz der Bakerschen Niederlage, worauf Tokar ohne Kampf von den Aufständischen verlassen wurde. Der Mahdi selbst war in diesen Gegenden nicht anwesend. Sein Vezier Osman Digma, ein

früherer Sklavenhändler, hatte schon seit Mitte 1883 die Umgegend von Suakin unsicher gemacht. Er beantwortete die Aufforderung Grahams, sich zu ergeben, mit ablehnendem Hohne. Graham, welcher sich von Trinkitat nach Suakin begeben hatte, griff ihn am 13. März bei Tamasi (Tamanieb) an und schlug ihn nach erbittertem Kampfe, welcher nicht ohne kritische Momente für die britischen Carrés war. Osman Digma, auf dessen Kopf der englische Admiral Hewett einen Preis von tausend Pfund Sterling gesetzt hatte, zog sich in die Berge zurück, erschien zwar bald wieder in der Ebene, hielt aber einem beabsichtigten neuen Angriff der Engländer nicht stand. Gladstone erachtete nun Grahams Aufgabe für gelöst und rief letzteren mit seinen Regimentern nach Ägypten zurück. Er gestattete ihm nicht die von der öffentlichen Meinung geforderte Eröffnung der Route von Suakin nach Berber zu versuchen, da die Generale Stephenson und Wood im Widerspruch gegen Oberst Colborne ein solches Unternehmen für aussichtslos erklärten. Die Verteidigung Suakins wurde einigen Kanonenboten und ägyptischen Truppen überlassen. Admiral Hewett begab sich von Suakin aus zum König Johann von Abyssinien, um diesen für Ägypten günstig zu stimmen.

Inzwischen hatte Gordon in Chartum seine Thätigkeit begonnen. Schon vor seiner Ankunft hatte er Proklamationen erlassen, worin er den Sklavenhandel wieder freigab. „Ich wünsche euch Frieden — heißt es in seiner Ansprache —, ich weiß, daß durch die Unterdrückung des Sklavenhandels euer Unmut erregt worden ist, und habe deshalb bestimmt, daß der Sklavenhandel wieder gestattet werde. Ein jeder, welcher Dienstboten besitzt, kann diese als sein Eigentum betrachten und verkaufen.“ Das Aufsehen, welches diese — anscheinend seinen Instruktionen zuwiderlaufende — Proklamation erregte, suchten die Freunde Gordons durch die Erwägung zu beschwichtigen, daß derselbe bestehende Verhältnisse, unbekümmert um sentimentale Rücksichten, praktisch zu verwerten bestrebt sei. Er habe stets behauptet, es sei unmöglich, den Sklavenhandel durch Operationen im Sudan zu unterdrücken. Gebe man den Sudanesen ihre eigne Regierung, so sei damit die Fortdauer des Sklavenhandels ausgesprochen; Gordon proklamire nur offen, was die unvermeidliche Folge der englischen Politik sei. Wenn der General durch irgendein Opfer die Sklaverei abschaffen könne, so werde er es sicher thun. Aber das Zugeständnis sei eine Notwendigkeit; er schwäche dadurch die Hauptursache des Erfolges, welchen der Mahdi erreicht habe, und sichere seinen zweiten Zweck: die Pazifikation des Sudan. Die Gegner der Sklaverei beklagten es, daß derselbe Mann, welcher wenige Jahre zuvor als ägyptischer Beamter so energisch gegen den Menschenhandel vorgegangen war, als Bevollmächtigter der britischen Regierung diesen schmachvollen Handel freigab und — gegen den Willen der letzteren — den früher von ihm selbst refusirten Sibehr Pascha zu seinem Adjunkten im Generalgouvernement des Sudan cum spe succedendi ernannte. Sibehr war klug

genug, die gefährliche Ehre abzulehnen. Er würde auch kaum geordnete Zustände im Sudan haben herbeiführen können. War doch Gordon selbst dazu nicht imstande. Zwar jubelte ihm die Bevölkerung Chartums zu, als er die Verzeichnisse der Steuerrückstände, die Kurbatsche (Peitschen aus Nilpferdhaut, das Agens der Steuerbeitreiber) und die Bastonadenwerkzeuge öffentlich verbrennen ließ und die gehaßten Baschibosuks (irreguläre Soldaten) nicht mehr als Steuerbeitreiber zu verwenden versprach. Aber der anfängliche Enthusiasmus ließ bald nach. Die Macht der Persönlichkeit ist im Orient allerdings groß, größer jedoch ist die Macht des eignen Interesses. Den Mahdi selbst konnte Gordon nicht gewinnen. Derselbe wies die ihm zugedachte Würde eines Sultans von Kordofan zurück, lehnte die Annahme der ihm von Gordon gesendeten Ehrenkleider ab und forderte den britischen Kommissar auf, ein Muselman und sein Freund zu werden. Die Sudanesen wußten wohl, daß Gordons Mission nur eine vorübergehende war. Was wartete ihrer vom Mahdi, sobald der General sich entfernt hatte? So erklärt es sich, daß Gordon wiederholt gegen Meutereien und Verrat der ihm in Chartum unterstellten ägyptischen Truppen und ihrer Paschas zu kämpfen hatte. Die Anhänger des Mahdi schlossen Chartum ein. Die Verbindung nach Norden ward unterbrochen. Flüchtlinge, welche Chartum vor der völligen Einschließung verlassen hatten, um sich nach Schendy und Berber zu begeben, wurden auf der Reise niedergemetzelt. Die Sicherheit Gordons, für welche sich die englische Regierung wiederholt für verpflichtet erklärt hatte, erschien ernstlich gefährdet. Die sofortige Absendung von Truppen nach Oberägypten erachtete die englische Regierung für unthunlich und gewährte dem Gouverneur von Berber die wiederholt dringend erbetene Hilfe nicht. Auch die Absicht Gordons, türkische Truppen anzuwerben, erlangte nicht den Beifall der britischen Regierung. Dies liege — ließ ihm Lord Granville wissen — außerhalb des Spielraums seiner Vollmacht und stehe im Widerspruch mit der friedlichen Politik, welche zu seiner Sendung Anlaß gegeben habe. Gordon hielt sich nun für berechtigt, frei nach eignem Ermessen zu handeln. Er erklärte (April 1884), daß er den Aufstand zu unterdrücken suchen, falls ihm das aber nicht gelinge, seinen Rückzug nach dem Äquator antreten werde. Der englischen Regierung müsse er die unauslöschliche Schande überlassen, die Garnisonen von Sennaar, Kassala, Berber und Dongola preisgegeben zu haben, er habe die Gewißheit, daß die Regierung, wenn sie den Frieden in Ägypten aufrecht erhalten wolle, schließlich gezwungen sein werde, den Mahdi unter großen Schwierigkeiten zu Boden zu werfen. Dies war für einige Zeit die letzte Nachricht, welche Gordon nach außen hin gelangen lassen konnte. Erst im Juli und August erhielt der Gouverneur von Dongola authentische Kunde, daß Chartum noch in den Händen Gordons und der Ägypter sei.

Inzwischen fuhr der Mahdi fort, den Fanatismus der Sudanesen anzufachen. Man solle sich, schrieb er dem Mufti von Suakin, durch nichts von dem heiligen Kriege abhalten lassen. Das ewige Feuer der Hölle erwarte die Verstockten, welche vor Schwierigkeiten zurückschreckten, dagegen würden diejenigen unter die Heiligen des Herrn aufgenommen, welche ihr Leben für die Religion Gottes ließen. An die Scheichs erließ er eine Proklamation, worin er befahl, daß jeder, welcher fünf Sklaven besitze, einen gegen die Ungläubigen hergeben müsse. Man solle sich nicht um den Anbau des Landes kümmern, sondern immer vorwärts gehen, er werde für Lebensmittel sorgen. Dergleichen Mahnungen blieben nicht ohne Wirkung. Der Aufstand dehnte sich immer mehr nach Norden aus. Anfang Juni fiel Berber, dessen Garnison niedergemetzelt wurde. Dongola und Korosko erschienen bedroht. Nun wurden britische Streitkräfte nach Oberägypten dirigirt. Auch erwog Gladstone die Möglichkeit einer Expedition im Süden von Ägypten, desgleichen die Zweckmäßigkeit des Baues einer Eisenbahn von Suakin nach dem Nil. Bis jetzt ist indessen thatsächlich noch nichts erhebliches geschehen. Andrerseits hat der mohamedanische Fastenmonat (Ramadan) die Anhänger des Mahdi einige Zeit hindurch in Unthätigkeit gehalten. Die nächste Zukunft wird zeigen, inwieweit die Hoffnungen auf energische Maßregeln der britischen Regierung begründet sind.

Berlin. B. König.



Schiller und Bürger.

Von Heinrich Pröhle.



chillers Rezension von Bürgers Gedichten bezeichnet für die deutsche Literatur unter anderm auch den heilsamen Gegensatz zu Tendenzen, wie sie seit Goethes „Stella“ manche Verwirrung angerichtet hatten. Die Zeiten der sittlichen Wiedergeburt Deutschlands waren nicht mehr so fern, die „Wahlverwandtschaften“ gingen ihnen beinahe noch vorher, und der Ehebruch durfte vor dem Gerichtshofe der poetischen Gerechtigkeit nicht länger ungestraft bleiben. Niemand aber verdiente auf dem deutschen Parnasse eine moralische Zurechtweisung mehr als Bürger. War doch bei ihm nicht bloß in der Jugend, sondern auch das ganze Mannesalter hindurch eine Thorheit der andern gefolgt. Überdies war die ungünstige Kritik Schillers über Bürger durch Anspielungen auf die Schillersche Muse provozirt worden. Freilich, daß Bürger in irgendeiner Weise von Schiller

geschont worden wäre, wird sich nicht behaupten lassen, aber auch, daß ihm zu viel geschehen sei, wird nach reiflicher Erwägung nicht aufrecht erhalten werden können. Dies darzuthun, ist der nächste Zweck dieser Zeilen. Gleichzeitig handelt es sich jedoch bei meiner Untersuchung um den Unterschied von Ballade und Romanze. Echtermeyers Definitionen in betreff dieser beiden Gattungen der Dichtung sind bereits aufgegeben worden. Vischer ist ihm nur dankbar, weil er zu den Benennungen Ballade und Romanze noch das Wort „Märe" hinzugefügt hat. Allerdings paßt es recht gut für Gedichte wie Uhlands „Schwäbische Kunde." Für die epischen Produkte Anastasius Grüns und mancher andern Lyriker, obgleich sie sich der Form nach dem alten Heldenliede durch die neuere Nibelungenstrophe wieder etwas genähert haben, paßt aber stets nur der allgemeinste Name „erzählendes Gedicht."

Bürgern sollte es nie vergessen werden, daß er es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, innerhalb der Kunstpoesie einer volkstümlichen Richtung Bahn zu brechen, und daß er letztere mit seinem höchst bedeutenden dichterischen Vermögen sogleich auf einen gewissen Höhepunkt erhob. Schon in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Gedichte 1778 wollte er diese seine Absicht auch theoretisch begründen. Er erklärte: „Alle darstellende Bildnerei kann und soll volksmäßig sein. Denn das ist das Siegel ihrer Vollkommenheit." Weitere Erklärungen behielt er sich vor und gab dieselben in der Vorrede zur zweiten Auflage von 1789. Hier gebrauchte er statt „volksmäßig" das Wort „Popularität" und wiederholte zunächst: „Popularität eines poetischen Werkes ist das Siegel seiner Vollkommenheit." Popularität aber erklärt er als Anschaulichkeit und Leben „für unser ganzes gebildetes Volk — Volk, nicht Pöbel!" Nicht seinen „Hurre, hurre, hop hop hop" glaubte er seine Erfolge zu verdanken, sondern dem Bestreben, daß dem Leser „sogleich alles blank und baar, ohne Verwirrung in das Auge der Phantasie springe," „daß alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindung treffe." Hiernach könnte es scheinen, als ob Bürger unter Popularität nur Deutlichkeit und allgemeine Zugänglichkeit verstünde und das Siegel der Vollkommenheit nicht bloß an einem Gedichte erkennen würde, dessen Inhalt dem Leben und dem Gedankenkreise des Volkes entnommen wäre. Allein schon in der Vorrede zur ersten Auflage hatte er noch angedeutet, daß dies nicht seine Ansicht sei. In der Vorrede zur zweiten von 1789, als Schiller dreißig Jahre alt war, erklärte sich Bürger entschieden gegen denjenigen, der die Poesie von dem Markte des Lebens hinwegziehe und sie in enge Zellen verbanne, „ähnlich denen, worin der Meßkünstler mißt und rechnet oder der Metaphysiker wenigen Schülern höchst schwer oder garnicht verständlich etwas vorgrübelt." Kurz, Schiller wurde von Bürger nicht anerkannt, wenn er einen metaphysischen Gegenstand durch seine wunderbare Poesie auch noch so sehr verdeutlicht hätte. Weil für Bürger die volkstümlichen Stoffe die besten waren, sollten in der Poesie keine andern mehr gelten. Das volkstümliche Gebiet sollte

innerhalb der Lyrik das höchste sein. Obgleich Bürger versicherte, daß er nur scherze, wenn er immer sein eignes Lob verkünde, so hatte er sich doch, vielleicht nächst Klopstock, auf den er sich schon in der Vorrede zur ersten Auflage berufen hatte, zu Schillers und Goethes Nachteil an die Spitze der deutschen Lyrik stellen wollen.

Die Antwort darauf war 1791 Schillers Rezension von Bürgers Gedichten. Sie ist älter als Schillers berühmte Abhandlungen auf kantischer Grundlage. Den von Bürger aufgestellten Satz, daß Popularität das Siegel der Vollkommenheit an einem übrigens schon vorzüglichen Gedichte sei, unterschreibt Schiller, wendet ihn aber zu Bürgers Nachteil auf diesen selbst an. Daß Bürger ein Volkssänger sein will, läßt er gelten, aber nur um zu beweisen, daß er es nicht sei. „Glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplizität in Behandlung desselben" ist nach Schiller das Mittel, um ein Volkssänger zu werden. Den Stoff soll der Volkssänger ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. „Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurückrufen." Könnte man nach diesen Worten es noch für möglich halten, daß Schiller der Richtung, welche Bürger durch Nachahmung des Volksliedes in die Kunstpoesie eingeführt hatte, gerade ihrer Volkstümlichkeit wegen einen besondern Wert zugestehen würde, so würde diese Auffassung doch durch die bald darauffolgenden Worte Schillers zerstört werden: „Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erraten geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntnis, brächte er die promptesten Vernunftwahrheiten in reizender, verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen." Durch dieses Programm stellte Schiller sich mit klarem Selbstbewußtsein als den eigentlichen Volksdichter der Deutschen hin, genau so wie die Nation selbst es verstand, für welche Bürger und der von ihm einzig gefeierte Klopstock hinter Schiller mit Recht immer mehr zurücktreten mußte.

Schillers Kritik war für Bürger gewiß umso schmerzlicher, als sie auch den einschneidenden Satz aufstellte: „Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht hinwegnehmen." Schiller überließ es dem Leser, die Anwendung davon auf Bürger zu machen, der in seinen schönsten Liebesliedern, z. B. im „Hohen Liede" und

in dem Gedicht „Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn“ für einen großen Teil des Publikums gewiß schon zuviel aus seinem Leben erzählt, sich aber gerade auch dieser Liebeslieder wegen als einen echten Volksdichter, etwa als einen deutschen Troubadour, betrachtet hatte. Daß der neueste Herausgeber von Bürgers Gedichten, A. Sauer in Graz (Stuttgart, Spemann), überall mit Recht den Text der Ausgabe von 1789, auf welche Schillers Rezension noch keinen Einfluß gehabt hatte, wiederherstellt, ist nur eine schwache Genugthuung für Bürger, weil man darin auch die Anerkennung des Schillerschen Satzes sehen könnte, daß die aus Mängeln der sittlichen und intellektuellen Entwicklung eines Dichters entspringenden Fehler des Gedichtes keine Feile hinwegnehmen könne.

Daß übrigens Bürger in den epischen Gedichten (abgesehen von den komischen) weit weniger als in den erotischen Liedern sich seine Aufgabe im allgemeinen etwas zu niedrig gestellt hat, beweist schon der Umstand, daß er gerade da, wo er von den vaterländischen Stoffen redet, sich auf Klopstock beruft. Bürger hat bei den von ihm überhaupt für die Lyrik verlangten vaterländischen Stoffen doch vorzugsweise an die Ballade gedacht. Die Ballade ist der auch schon von Schiller ahnungsvoll anerkannte Ausnahmepunkt, auf dem die Poesie in der That nur vaterländische Stoffe gebrauchen kann. Ist doch die Ballade an die Stelle des alten Heldengedichtes getreten, welches in jeder Beziehung national war.

Balladen und Romanzen, sagt Vischer, sind Abkömmlinge der alten Heldenlieder.*) Wilhelm Wackernagel zeigt, wie das Volk im sechzehnten Jahrhundert lyrische Lieder dichtete: „Rein lyrische sowohl als solche, in denen die Lyrik sich mit einer Epik von ungeschichtlicher und unsagenhafter Art vereinte, Balladen, wie man sie nennen mag . . . . zumeist also Liebeslieder . . . . auch die Balladen erzählten fast nur von der Liebe Lust und Leid.“**)

Der Unterschied von Ballade und Romanze, den Echtermeyer früher mehr in den Inhalt setzte, wird jetzt richtiger mehr auf die Form des Gedichtes bezogen. „Die Ballade, sagt Gottschall,***) ist von seelenvoller Kürze, die Romanze von farbenreicher Ausführung. Die Ballade hebt die Handlung in der Stimmung auf, die Romanze die Stimmung in der Handlung; die Ballade ist ein Lied, die Romanze eine Erzählung.“

Wenn Echtermeyer es als das Wesentliche der Ballade betrachtete, daß in ihr eine dunkle Naturgewalt den Sieg davonträgt, während in der Romanze die sittliche Idee triumphirt, so hatte er insofern einigermaßen das Richtige getroffen, als der Inhalt, welchen er der Ballade zuschreibt, von der kurzen, volkstümlichen Form untrennbar ist, und derjenige, den er der Romanze zu-

*) Ästhetik, 3. T., 2. Abschn., S. 1358—1366.
**) Gesch. der deutschen Lit. (1851), 1. Abt., S. 393.
***) Poetik, 3. Aufl., S. 48.

weist, die Form einer größern kunstreichen Komposition erheischt. Dringt man tiefer in das Gebiet der Sage und der Volkspoesie ein, so erkennt man, daß der hochgebildete Kunstdichter in der Regel nur Romanzen zu dichten vermag, wogegen das Volkslied zur Ballade wird, wenn es das Gebiet der bloßen Erotik verläßt. Der Grund ist ein doppelter. Das Volk vor einigen hundert Jahren, dem wir unsre echten Volkslieder verdanken, hatte keine von der Religion gelösten sittlichen Ideen. Es konnte sie also auch nicht in weltlichen Reimen niederlegen. Es hatte aber auch, mag es sich mit dem alten deutschen Volksgedichte verhalten wie es will, zu jener Zeit kein Epos. Die Möglichkeit einer geschichtlichen Darstellung war also im echten Volksliede nicht vorhanden. Die Volksballade erzählte kunstlos, ohne Logik mit vielen Gedankensprüngen. Ihr Versmaß in Deutschland war der Jambus mit Anapästen. In der alten schottischen Volksballade, welche der deutschen ähnlich, aber früher als diese aufgezeichnet ist, holt Wilhelms Geist Margret, weil sie sich über seinen Tod nicht beruhigen kann. Sie unterliegt also allerdings einer dunkeln Naturgewalt. Bei Bürger dagegen holt Wilhelm Lenore ins Grab, weil sie im Schmerze über seinen Tod Gott gelästert hat. Ist das noch ein Balladenmotiv wie in dem schottischen und deutschen Gedichte? Jedenfalls nicht, denn nun siegt eine sittliche Idee. Das Ganze ist jetzt eine kunstvolle Romanze, die für Schillers Romanzen das unmittelbare Vorbild wurde. Auch das Versmaß ist zu reinen und kunstvollen Jamben komponirt und abgeglättet. Ebenso wurde der „Wilde Jäger" unter den Händen des gebildeten Dichters zur Romanze, in welcher aller Spuk nur der sittlichen Idee der Bestrafung einer Anzahl von Freveln dient, die aus der übermäßigen Jagdlust hervorgegangen sind. Indem Bürger in der „Lenore" wie im „Wilden Jäger" vom Aberglauben zur sittlichen Idee fortschritt, fand er den Übergang zur neuen Romanze in der deutschen Literatur. Die vorhergegangenen Gleimschen Romanzen mit ihrer „possierlichen Traurigkeit" und andres waren dagegen verhältnismäßig wertlos geworden. Aber übertroffen oder doch wenigstens erreicht wurde Bürger selbst hier durch Schiller, der sogar in die Romanze seine komplizirten und reichen, zum Teil sogar fremdländischen Stoffe einführte, welche sein neues Programm, die Rezension von Bürgers Gedichten, in Aussicht gestellt hatte.

Bürgers Bestreben war aber darauf gerichtet gewesen, die echte Ballade in die Kunstpoesie einzuführen. Er sprach mit einem viel größern Selbstlobe von „Lenardo und Blandine" als von „Lenore," offenbar weil er erst „Lenardo und Blandine" für ganz volkstümlich hielt. Noch näher als in diesem widerwärtigen Gedicht ist er in „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain" der Ballade gekommen. In beiden fehlen dann auch nicht die volkstümlichen Anapaesten zwischen den Jamben. Durch eine außerordentlich freie Naturbeobachtung sucht sich Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain" der in der Volksballade unbedingt herrschenden Natur zu nähern. Nach Vischer stellt nun aller-

dings sowohl die Ballade als die Romanze, bei welch letzterem Worte der berühmte Ästhetiker hier mehr die ältere Gleimsche Romanze vor Augen zu haben scheint, Mordgeschichten, Schicksale der Liebe und Kriegsauftritte dar. Sie liefern den echten Inhalt aber nur dann, wenn sie vorher von der Sage poetisch zubereitet sind. Sie haben auch wohl Elemente des Märchenhaften und Geisterartigen aufgenommen, worin ein tiefer und rein menschlicher Sinn eingehüllt ist. Alle diese Merkmale, sagt Vischer, weisen „der epischen Lyrik im Unterschiede vom Epos den ahnungsvoll charakteristischen, nicht entwickelten Stil zu.“ Darf man schon hierbei wohl vorzugsweise an die Ballade im Unterschiede von der Romanze denken, so ist dies doch noch mehr bei seiner Bemerkung der Fall: „Die nähere Geschichte ist noch zu stoffartig,“ während allerdings Gottschall die Gegenwart selbst für die Ballade nicht als ausgeschlossen betrachtet. Nicht mißzuverstehen sind (wenn auch keineswegs in Goethes, so doch in Vischers Munde) die Worte, der Ballade komme eine mysteriöse Stimmung zu. Nach allen diesen Merkmalen aber ist Bürger in „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ der echten Volksballade sehr nahe gekommen. In diesem Gedichte, sowie in „Lenardo und Blandine“ hat Bürger sogar die Motive von sittlicher Art geflissentlich entfernt, wo nicht gar (wer wird dabei nicht an Schillers Rezension denken müssen?) umgewandelt, um den Charakter der echten Volksballade zu treffen. Das ist aber gerade unnatürlich, denn in der Volksballade herrscht eine natürliche Unbefangenheit, und bei ihrer wesentlich sinnlichen Haltung kommt weder die Kategorie der Sittlichkeit noch die der Unsittlichkeit in Frage. Es war aber wiederum ein literarischer Durchgangspunkt, daß Bürger in der „Pfarrerstochter“ und in „Lenardo“ die sittlichen Motive zurücktreten ließ, um nicht zu sagen negirte. Indessen zu Balladen konnten sie dadurch noch nicht werden, selbst wenn nicht auch diese beiden Gedichte wieder die Form von größern künstlichen Kompositionen angenommen hätten.

Wie verhält sich dies alles gerade entgegengesetzt in Goethes Balladen „Der Erlkönig“ und „Der Fischer“! Musterhaft war hier sogleich die Wahl der Strophenform: beide male nur vierzeilige Strophen. Im „Erlkönig“ benutzte Goethe den vierfüßigen anapästischen und akatalektischen Jambus, den Bürger aus dem deutschen Volksliede allerdings auch schon für „Lenardo und Blandine“ entnommen hatte. Im „Fischer“ griff Goethe mehr auf ein beliebtes englisches Versmaß zurück. Hier ließ er nämlich auf den vierfüßigen reinen Jambus jedesmal den dreifüßigen folgen, wie Klopstock 1749 in dem „Kriegslied zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-chase-Jagd“ und darnach Gleim in den besten „Liedern eines preußischen Grenadiers“ gethan hatte. Sehr erleichtert hatte sich Goethe im Vergleich mit Bürger das Genre der Ballade, indem er die sonst für das Volkslied so wichtige Liebe ganz wegließ oder sie doch bloß mysteriös behandelte. Gustav Schwab, der in seinem „Reiter auf dem Bodensee“ eine echte Kunstballade lieferte, ist Goethe auch in der Weg-

lassung der Liebe gefolgt. So hatte Goethe auf dieselbe Art, wie Kolumbus das Ei zum Stehen brachte, die echte Ballade in die Kunstpoesie eingeführt. Durch ihn war Bürger noch mehr in der Ballade als von Schiller in der Romanze übertroffen, und das auf seinem ureigensten Gebiete!



Sachsens Kunstleben im sechzehnten Jahrhundert.

Von Richard Muther.



chon öfter sind in diesen Blättern die Kunstbestrebungen einzelner Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts geschildert worden, und es hat sich gezeigt, daß Schillers Wort „Keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst" im allgemeinen für die deutschen Fürsten jener Zeit nicht zutrifft. Dem Kaiser Maximilian und dem Kardinal Albrecht von Brandenburg (die wir früher in den Grenzboten behandelt haben)*), standen die sächsischen Fürsten würdig an der Seite. Wie sie die ersten waren, welche für die Erneuerung des religiösen Lebens und die Pflege der Wissenschaften eintraten, so ist auch die allmähliche Entwicklung der sächsischen Kunst fast ausschließlich auf ihre Bestrebungen zurückzuführen. Man hat zwar lange Zeit nur von der sächsischen Kunst des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gesprochen und Sachsen in erster Linie als die Heimat des Barock- und Rococostiles bezeichnet. Aber nachdem neuerdings Lindau, Wustmann, Steche, Gurlitt und Julius Schmidt ihre trefflichen Forschungen über Lukas Cranach, Hieronymus Lotter, Hans von Dehn-Rothfelser, den Dresdener Schloßbau und Nosseni veröffentlicht haben, ist man auch imstande, das reiche Kunstleben, das sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in Sachsen entfaltete, einigermaßen zu überschauen.

Die Entwicklung beginnt mit dem seit 1486 regierenden Friedrich dem Weisen, der neben Kaiser Maximilian als der erste Förderer der deutschen Renaissancekunst gelten kann. Wir wissen nicht, wo Friedrich seine ersten Anregungen zur Kunstpflege erhielt. Wie Maximilian, hat aber auch er vom Beginne seiner Regierung an sich als Gönner und Kenner der Kunst bewährt. Der Ausbau und die Verschönerung seines Landes galt ihm gleich anfangs als eine seiner ersten Regentenpflichten. „Dir ist ein Sparta zugeteilt worden, das

*) Vergl. die Grenzboten vom Januar und Juni 1884.

schmücke.“ So lautete eine seiner Lebensregeln, die an der Wand seines Schlafgemaches in Lochau standen.

Mit der Ausschmückung seiner Schlösser finden wir ihn früh beschäftigt, und schon im fünfzehnten Jahrhundert waren verschiedne Künstler für ihn thätig, von denen allerdings nur die Namen bekannt sind. Da wird als ein von dem Kurfürsten beschäftigter Maler ein Meister Johann erwähnt, der verschiedne Jagd- und Turnierbilder anzufertigen hatte; ihm schließen sich die Maler Kunz, Friedrich, Ludwig und ein „wellischer“ Meister Jakob an. Ludwig, Kunz und Johann hatten Gesellen und Lehrlinge und scheinen festangestellte Hofmaler gewesen zu sein; der angeblich „wellische“ Meister Jakob ist möglicherweise mit dem vielbesprochenen Jakob Walch identisch.

Bald nach seinem Regierungsantritt, im Jahre 1493, dachte Friedrich daran, eine Reise nach dem heiligen Lande zu unternehmen. Gewöhnlich pflegten die nach Palästina wallfahrenden Fürsten Maler mitzunehmen, die an Ort und Stelle die Merkwürdigkeiten des Landes aufzeichnen mußten, und so hatte auch Kurfürst Friedrich zwei Maler, die Meister Johann und Kunz, bei sich. Der Hauptzweck der Reise war aber die Vermehrung des Reliquienschatzes der uralten Wittenberger Schloßkapelle, die von den Zeiten Herzog Rudolfs des Zweiten an wertvolle Heiligtümer bewahrte. Friedrich brachte einen reichen Vorrat derartiger Reliquien zum Andenken an seine Wallfahrt mit heim. Eine weitere Erinnerung an diese Reise enthielt ein Gemälde, das sich später in der Schloßkirche zu Wittenberg befand und die hauptsächlichsten Orte Palästinas darstellte, die der Kurfürst besucht hatte. In der herzoglichen Galerie zu Gotha ist ein ähnliches Bild, das von dem Nürnberger Wolf Ketzel, der den Zug mitgemacht hatte, gestiftet wurde und wahrscheinlich ebenfalls von einem der beiden Maler herrührt, die den Kurfürsten begleitet hatten. Links vorn kniet im Harnisch der Kurfürst mit gefalteten Händen, daneben stehen Helm und Wappenschild. Darunter liest man: „Friderich Von gottes Gnaden Hertzog zu Sachßen churfurst etc. zugen zum Heyligen grab 1493.“ Rechts bemerkt man das Schiff und darüber in landschaftlicher Anordnung die Orte, die er auf seinem Zuge besuchte, und die alle durch beigeschriebene Namen und durch Szenen aus dem Neuen Testamente noch näher bezeichnet sind.

Weitere Anregungen zur Kunstpflege erhielt der Kurfürst auf einer bald darauf — 1494 — unternommenen Reise nach den Niederlanden. Er hielt sich dort beinahe ein halbes Jahr lang auf, wiederum von seinem Maler Johann begleitet, der wie Meister Ludwig und Meister Kunz noch bis zum Schlusse des Jahrhunderts vielfach vom Kurfürsten beschäftigt wurde.

Seit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts kam die Kunstliebe des Kurfürsten besonders Wittenberg zu gute. Die alte, von seinen Vorfahren vernachlässigte Hauptstadt des Landes zu einer würdigen Residenz und zu einem Mittelpunkte kirchlichen und geistigen Lebens umzugestalten, war sein erstes

Streben. Dieses Ziel erreichte er durch den Neubau des alten Wittenberger Schlosses und der damit verbundenen Schloß- oder Stiftskirche, sowie durch die Gründung der Universität. Schloßkirche und Schloß haben uns besonders zu beschäftigen.

Schon vor seiner Fahrt nach dem heiligen Grabe hatte der Kurfürst den Neubau der Kirche begonnen, und im Jahre 1499 war der äußere Bau vollendet. Es war eine einschiffige gothische Basilika mit dreiseitigem Chorschluß, hochgewölbt ohne Pfeiler, außer einem im Westen, wo sie sich an die fürstliche Wohnung anschloß, wie die Mehrzahl aller damaligen Schloßkapellen auf Emporkirchen angelegt und samt diesen fast ohne Holzverwendung aus Werkstücken aufgeführt, am Boden mit bunten Marmorsteinen gepflastert. Auf dem Dache erhob sich ein nicht allzu hohes Türmchen, doch geräumig genug, um drei Glocken zu fassen. Neben dem Portale standen zwei Steinbilder, das eine durch Bart und Bischofsmütze auf einen geistlichen Würdenträger deutend, das andre durch die Krone auf dem Haupte als Vertreter der weltlichen Herrschaft bezeichnet. Über diesen männlichen Statuen befanden sich noch zwei heilige Frauen, Hände und Antlitz betend zum Himmel erhoben.

So unscheinbar dieses äußere Gerüst war, so herrlich waren die Kunstwerke, die in den nächsten Jahren sich im Innern der Kirche anhäuften. Die Fenster mußten mit Glasmalereien, die Altäre mit Bildern geschmückt werden, und es gelang Friedrich, die neunzehn Altäre der Kirche bis zum Jahre 1508 mit trefflichen Gemälden auszustatten. Er hat die größten Künstler Deutschlands zum Schmucke seiner Stiftskirche herangezogen.

Das für den Hauptaltar bestimmte und wahrscheinlich schon 1503 bei der Einweihung der Kirche vollendete Bild hatte Cranach zu malen. Es war ein Flügelaltar. Der rechte Außenflügel zeigte den Heiland mit seinen Jüngern, der linke die Mutter Maria mit zehn heiligen Jungfrauen; im Innern war dargestellt, wie Kurfürst Friedrich und sein Bruder Johann von ihren Schutzpatronen der heiligen Dreieinigkeit empfohlen werden. Hier lernen wir also zum erstenmal den Künstler kennen, der nun ein halbes Jahrhundert lang in engster Verbindung mit dem sächsischen Kurfürstenhause blieb, Lukas Cranach. Das Altarbild für die Schloßkirche ist nachweislich das erste Werk, das Cranach für Friedrich lieferte. Im Jahre 1504 wurde er zum Hofmaler ernannt und ließ sich in Wittenberg nieder. Er erhielt ein Jahrgeld von hundert Gulden, „Winter- und Sommer-Hofkleydung uff sein Leib“ und besondre Bezahlung aller für den Hof gelieferten Arbeiten. Wieviel Werke er außer dem Hauptaltar noch für die Schloßkirche malte, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Von den übrigen Kunstwerken wird nur noch ein zweites ausdrücklich Cranach zugeschrieben, Maria und Elisabeth, ebenfalls wieder von den fürstlichen Brüdern angebetet.

Hierzu kamen in den folgenden Jahren mehrere Bilder Albrecht Dürers. Als Dürer 1494 von seiner Wanderschaft zurückgekehrt war und sich als junger

Meister in Nürnberg niedergelassen hatte, also zu einer Zeit, wo Kaiser Maximilian noch lange nicht an ihn dachte, war es Friedrich der Weise, der ihn mit umfangreichen Aufträgen bedachte. Da sich Friedrich vom Oktober 1494 bis zum Juni 1501 wiederholt in Nürnberg aufhielt, hatte er wahrscheinlich früh den jungen Meister persönlich kennen gelernt, und den ersten Berührungspunkt wird vielleicht das treffliche Porträt gegeben haben, das kürzlich für das Berliner Museum angekauft worden ist. Das erste Bild, welches Dürer bald nach seiner Heimkehr von der Wanderschaft in die Schloßkirche zu malen hatte, zeigt die Madonna in blauem Gewande, wie sie das Christkind anbetet, das schlafend auf einem Kissen vor ihr liegt und dem ein Engelein mit einem Wedel die Fliegen abwehrt; auf den Flügeln stehen die beiden Heiligen Antonius und Sebastian, oben abermals von Engeln umschwebt. Bald darauf, im Jahre 1502, arbeitete Dürer einen zweiten Altar, der im Hauptbild die figurenreiche Kreuzigung Christi, im Hintergrunde Jerusalem an der Seeküste vorführt, während man auf den Flügeln innen die Kreuztragung und die Erscheinung Christi vor Magdalena, außen die lebensgroßen Heiligen Sebastian und Rochus bemerkt. 1504 vollendete er die Anbetung der Könige, eins seiner trefflichsten Werke, 1508 die „Marter der Zehntausend unter König Sapor II.,“ ein Bild, das ihm Gelegenheit bot, mannichfach bewegte nackte Figuren in gewagten Verkürzungen darzustellen und für das er vom Kurfürsten 280 Gulden erhielt.

Außer Cranach und Dürer arbeitete für die Schloßkirche auch der große Augsburger Meister Hans Burgkmair. In einer Kammerrechnung von 1505 heißt es: „81 fl. für 1 Tafel gen Wittenberg, darauf S. Veit und S. Sebastian und mehrere andre Märtyrer gemalt sind, dem Maler zu Augsburg Hans Purkman.“ Dieses Bild, ursprünglich ein Diptychon, jetzt auseinandergesägt, gehört zu den frühesten Arbeiten Burgkmairs und zeigt uns diesen als einen Dürer beinahe ebenbürtigen Meister. Die eine Tafel stellt Christophorus mit dem Jesuskinde auf der Schulter und den heiligen Veit dar, die andre den heiligen Sebastian und den Kaiser Maximilian unter einem Portale. Friedrich der Weise ist also auch als einer der frühesten Gönner Burgkmairs zu betrachten, eines Meisters, der damals gleich Dürer noch ganz im Beginne seiner ruhmreichen Laufbahn war.*)

Im Jahre 1505 erhielt außer Burgkmair auch ein Maler Christoph von München, der bei Cranach arbeitete, mehrere Zahlungen. Über die niederländischen, italienischen und französischen Bilder der Kirche ist nichts näheres bekannt. Als dargestellte Gegenstände werden nur noch angeführt: Christi Er-

*) Diese Beziehungen Burgkmairs zu Friedrich dem Weisen waren bisher unbekannt und sind auch von mir in meiner Biographie Burgkmairs (Zeitschrift für bildende Kunst 1884, Heft 11 und 12) noch nicht beachtet worden.

scheinung, Mariä Verkündigung, die sieben Freuden und sieben Schmerzen, das Fegefeuer, Adam und Eva. Zwischen Altar und Kanzel sah man außer verschiednen naturgeschichtlichen Merkwürdigkeiten die große obenerwähnte Reisetafel, welche die heiligen Orte Palästinas geographisch nachwies, und andre dem heiligen Grabe entnommene Darstellungen. Vier Teppiche, welche die Passion darstellten und welche Friedrich angeblich für 4000 Gulden gekauft hatte, vollendeten den reichen Wandschmuck der Kirche.

Aber nicht nur mit diesen Bildern und Teppichen war die Kirche versehen, sie barg außerdem auch noch den reichen Schatz von Reliquien, der zum Teil schon früher in der alten askanischen Schloßkapelle bewahrt worden war und den Friedrich seit dem Beginne seiner Regierung ununterbrochen vermehrt hatte. „Es strich dieser Churfürst diesen Stift mit Heilthum, gülden Stücken, Kleinoten in Gold und Silber also heraus, daß gewißlich dazumal wenig Stiftkirchen in allen deutschen Landen derart geziert gewest — und daß mans dafür halten wollt, es hätt seiner Churfürstlichen Gnaden über 400000 Gulden gekostet.“ Mit diesen Worten hat Friedrichs Biograph, Spalatin, über den Reliquienschatz der Kirche berichtet. Bis auf 5005 war durch Friedrichs Bemühungen allmählich die Zahl der Reliquien angewachsen, die in kostbaren Schreinen verwahrt wurden und deren jede bei gläubiger Verehrung einen hunderttägigen Ablaß versprach. Alljährlich, am Montage nach Misericordias Domini, waren die Heiligtümer zur allgemeinen Verehrung ausgestellt und wurden von den Bewohnern Wittenbergs gläubig betrachtet. Um die Bedeutung des Reliquienschatzes aber auch Auswärtigen klarzumachen, ließ Friedrich eine besondre Schrift, das Wittenberger Heiligtumsbüchlein, verfassen. Cranach, der unterdessen in ein immer näheres Verhältnis zum Kurfürsten getreten war, Wappenbrief und Adel bekommen hatte und soeben von einer Reise aus den Niederlanden zurückkam, wurde beauftragt, die Abbildungen der Heiligtümer anzufertigen; diese wurden in Holz geschnitten und der Wittenberger Buchdrucker Johann Grünenberg lieferte im Jahre 1509 den Druck.

Die Einleitung der Schrift, die in manchen Exemplaren auf Pergament, für eine größere Verbreitung auf Papier gedruckt wurde, enthält eine kurze Geschichte der Stiftskirche und ihrer Ausstattung mit Reliquien und fordert die Gläubigen zur Wallfahrt nach dem Heiligtum auf, wo sie reichen Ablaß erhalten könnten. Zu dieser Einleitung gehören die beiden ersten Illustrationen, ein Kupferstich und ein Holzschnitt. Der Kupferstich des Titels zeigt die beiden fürstlichen Brüder Friedrich und Johann, welchen die Stiftskirche ihren Neubau verdankte, unter einem Fensterbogen nebeneinanderstehend, den einen in einem reichbesetzten Pelze, den andern mit einer schweren doppelten Halskette. Darauf folgt auf der Rückseite des Titels die neuerbaute Stiftskirche in ihrem deutschen Spitzbogenstil, mit dem hohen, runden Turme und dem daneben liegenden Gottesacker. Die Schrift selbst enthält das Verzeichnis der 5005 Heiligtümer

mit Abbildung ihrer zierlichen Behältnisse auf 44 Blättern. Sie sind nach acht Gängen geordnet, in welchen man sie dem gläubigen Volke zu zeigen pflegte. Der erste Gang umfaßte die Reliquien der heiligen Jungfrauen, der zweite die der heiligen Witwen, der dritte die der „Beichtiger,“ der vierte und fünfte die der Märtyrer, der sechste die der Apostel und Evangelisten, der siebente die der Patriarchen und Propheten, der achte die angeblich von Christus selbst stammenden.

Während so die Kirche allmählich ihrer Vollendung entgegenging, wurde auch am Neubau des Schlosses rüstig weiter gearbeitet, sodaß es im Jahre 1518 vollendet war. Aber auch die andern Schlösser des sächsischen Landes, Lochau, Colditz, Weimar, Coburg, hielt Friedrich sorgsam in Stand. Er hat, wie Spalatin sagt, „zuweilen wol an dreien oder vier Enden auf einmal gebauet. Denn er war ein friedlicher Fürst und der es dafür hielt, daß man vielen armen leuten damit dienet, wenn man bauet.“

Dennoch finden wir seit der Vollendung der Schloßkirche einen gewissen Stillstand der künstlerischen Thätigkeit in Sachsen. Die Gewitterschwüle, die den großen Stürmen der folgenden Jahre voranging, lag lähmend auf dem Lande. Und es dauerte nicht lange, so erdröhnten die Riesenhammerschläge, welche die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlugen. Ein folgenschweres Ereignis kam nach dem andern. Bald nach dem Anschlag der Thesen, im Jahre 1519, erfolgte der Tod Kaiser Maximilians, und abermals bald darauf begannen mit dem Bauernkriege die Verwirrungen in Deutschland, die von nun an während der nächsten Jahrhunderte nicht enden sollten. Noch einmal, im Jahre 1523, kam Friedrich auf dem letzten Reichstage zu Nürnberg mit Dürer zusammen, der damals die Zeichnung zu dem herrlichen Kupferstiche von 1524 anfertigte. Aber es war das letztemal. Der Fürst, den Dürer „ob der Gunst, die er dem Worte Gottes angedeihen ließ, für würdig hielt, von aller Nachwelt verehrt zu werden,“ sollte den Anbruch der neuen Zeit nicht mehr erleben. In einem stillen, einsamen Gemache seines Jagdschlosses zu Lochau verschied er am 5. Mai 1525. Cranach hat in treuer Erinnerung dem heimgegangenen Fürsten noch eine Reihe von Bildern gewidmet. Eines, ein vorzügliches Brustbild mit der Jahreszahl 1525, befindet sich in der dessauischen Galerie zu Wörlitz, ein zweites besonders schönes mit der Jahreszahl 1527 im großherzoglichen Museum zu Darmstadt.

Friedrichs Bruder, Johann der Beständige (1525—1532), der uns in einem Cranachschen Porträt aus dem Jahre 1526 vorgeführt wird, fand während seiner kurzen Regierung wenig Zeit, die Kunstbestrebungen seines Vorgängers aufzunehmen. Zu nennen ist nur das eherne Standbild mit der von Melanchthon gedichteten Inschrift, das er im Jahre 1527 seinem Bruder von Peter Vischer in der Wittenberger Schloßkirche errichten ließ. Friedrich ist hier im fürstlichen Schmucke des faltenreichen Hermelinmantels, auf dem Haupte den Kurhut, dargestellt und hält mit beiden Händen das schwere Reichsschwert.

Zwei schlanke Säulen, die durch einen verzierten Bogen verbunden sind, umgeben die Gestalt. Darüber sieht man das Wappen und zwei Engel, die eine Tafel mit dem Wahlspruche des Fürsten halten: Verbum domini manet in aeternum.

Eine bei weitem umfangreichere Thätigkeit begann seit dem Jahre 1532 unter Johann Friedrich dem Großmütigen. In zwei Cranachschen Porträts ist uns das Äußere des jungen Fürsten erhalten. Das eine, aus dem Jahre 1526, im Besitze Schuchardts in Weimar, zeigt ihn als 23jährigen Prinzen, das andre aus dem Jahre 1535 in der Gothaer Galerie im Beginne seiner Regierung. Schon aus diesen beiden Bildern ersieht man, daß der Kurfürst nicht zu hervorragenden politischen Leistungen befähigt war. Das Streben nach ruhigem, behaglichem Lebensgenuß spricht aus seinen milden, etwas phlegmatischen Zügen. Sie zeigen einen Mann, der in friedlichen Zeiten der vortrefflichste Herrscher gewesen sein würde, der aber ernsten Aufgaben gegenübergestebt jäh zu grunde gehen mußte. Johann Friedrich ist es, unter dem der bisherige Glanz der ernestinischen Linie erlischt, und es ist, als ob der Kurfürst selbst von Anfang an dieses Bewußtsein gehabt habe. Auf jede Weise suchte er das Andenken seiner großen Vorfahren aufrecht zu erhalten. Die Bilder der beiden Kurfürsten Friedrich und Johann, von Cranach schockweise gefertigt, wurden als besondere Gunstbezeugung an verdiente Leute verschenkt. Dem Denkmal Friedrichs des Weisen fügte er 1534 das seines Vaters hinzu, das durch Hermann Vischer, einen der Söhne Peter Vischers, errichtet wurde und in der allgemeinen Anlage demjenigen Friedrichs gleichkommt.

Mit besondrer Vorliebe war Johann Friedrich sodann auf die Herstellung, Verschönerung und Ausschmückung seiner Fürstensitze bedacht. In Lochau, Wittenberg und Altenburg wurden umfängliche Bauten unternommen, und Cranach hatte die Ausmalung der Decken und Wände zu besorgen, für das Wittenberger Schloß eine „Decke mit Engeln," für das Altenburger Schloß die sechzehn kurfürstlichen Ahnen bis zurück auf Thimo von Wettin, den ersten Markgrafen von Meißen, zu malen.

Am umfänglichsten waren jedoch die Bauunternehmungen, die der Kurfürst an seinem Schlosse Torgau ausführen ließ, welches ihm als die Stätte seiner Geburt und seiner Hochzeit besonders wert war. Schon im Mittelalter erhob sich hier die alte Burg Torgowe, seit 1481 hatte Herzog Albrecht das steil über der Elbe aufragende Schloß Hartenfels erbaut. Beide Bauten, das albertinische Schloß, das er fast gänzlich umschuf, und die alte Burg verband Johann Friedrich durch einen neuen großen Bau und gestaltete so das Schloß Torgau in den Jahren 1532 bis 1544 zu einem der reichsten Werke unsrer Frührenaissance um. Wie das Äußere, war auch das Innere mit reichem Schmucke versehen. Cranach war mit seinen Gehilfen oft wochenlang in Torgau anwesend und hat 1536 für den Hauptsaal zwei große Bilder, Christi Himmelfahrt

und des Papstes Höllenfahrt, für die „Spiegelstube" zwei Tafeln mit „Buhlschaften" gemalt. Ein Teppichmacher Heinrich von der Hohenmeule hatte die prächtigen Teppiche für die einzelnen Gemächer zu liefern und erhielt im Jahre 1545 achtzig Gulden „zu endtlicher und volliger bezcalunge der Tebicht so er dem Churfürsten zu Sachßen gemacht." Der reiche plastische Schmuck der Schloßkapelle endlich wurde 1545 durch die Freiberger Erzgießer Wolf und Oswald Hilger geliefert.

Hier in Torgau pflegte Johann Friedrich besonders gern zu weilen und namentlich auch seinen Studien obzuliegen. In wissenschaftlichen Studien suchte er die düstern Wolken zu verscheuchen, die mehr und mehr seinen Horizont umlagerten. Er vermehrte unausgesetzt die von seinem Oheim gegründete Wittenberger Bibliothek und ließ schon 1535 Spalatin eine Reise nach Venedig machen, um hebräische und griechische Werke anzukaufen. Die Bücher, welche zu seinem Privatgebrauche bestimmt waren, ließ er von Cranach künstlerisch verzieren. So schmückte im Jahre 1543 Cranach die zwei großen Foliobände der von Hans Lufft auf Pergament gedruckten Bibel, deren sich der Kurfürst gewöhnlich bediente, mit illuminirten Bildern, deren erstes — für die Wittenberger Richtung bezeichnend — den Papst und die Kardinäle mit ihren Buhlerinnen in der Hölle darstellte. In demselben Jahre entstand ein auf dem Kupferstichkabinet der Coburger Veste bewahrtes Turnierbuch, dessen 146 prachtvoll ausgemalte Federzeichnungen die Turniere vorführen, in welchen sich der Fürst seit seinem achtzehnten Jahre ausgezeichnet hatte. Gleichzeitig lieferte er das jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche Stammbuch, das die Porträts verschiedner sächsischer Kurfürsten, der Reformatoren Luther, Melanchthon, Jonas, Bugenhagen, Spalatin u. a. enthält.

Aber bald kam die Zeit, wo Johann Friedrich nicht mehr seinen Liebhabereien nachhängen konnte. Es begann der verhängnisvolle schmalkaldische Krieg. Am 20. Juli 1546, fünf Monate nach Luthers Tode, war die kaiserliche Achtserklärung gegen die Fürsten des schmalkaldischen Bundes erfolgt. Johann Friedrich, mit Philipp von Hessen aus Donauwörth zurückkehrend, findet die Kurlande von seinem Vetter, Herzog Moritz, besetzt. Es gelingt ihm zwar, sein Land wieder zu erobern und sogar einen Teil der albertinischen Lande in Beschlag zu nehmen. Da naht der Kaiser dem Herzog von Böhmen her zu Hilfe. Johann Friedrich wird 1547 in der Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen, Wittenberg erobert und Herzog Moritz mit der Kurwürde belehnt.

Auch jetzt noch war Johann Friedrichs erste Sorge den Kunstschätzen seines Landes gewidmet. Bilder und Denkmäler wurden aus der Wittenberger Schloßkirche zu ihrer Verwahrung in Cranachs Haus und später teils nach Weimar, teils auf die Wartburg geschafft. Johann Friedrich selbst lebte als Gefangener im Hoflager des Kaisers, von Cranach getröstet, der im Jahre 1550 zu ihm nach Augsburg kam und ihn von da auch nach Innsbruck begleitete. Noch

zwei wichtige Porträts sind damals in Augsburg und Innsbruck entstanden. Das eine, in Augsburg 1550 gemalt und jetzt in Wien bewahrt, rührt von Tizian her, den Karl der Fünfte als Zeugen seiner eignen Kunstpflege auf dem Augsburger Reichstage bei sich hatte. Das andre, von Cranach in Innsbruck 1551 entworfen, ist in guten Holzschnitten weit verbreitet. Johann Friedrich ist in halber Figur dargestellt, mit bedecktem Haupte, die Narbe, die er in der Schlacht bei Mühlberg erhalten hatte, auf der linken Wange, in der Rechten seine Handschuhe haltend. Eine Inschrift sagt: „des durchlauchten Herzogen Johann Friedrich von Sachsen Contrafact, im 49 Jar seines Alters und 5ten seines gefenknis anno 1551.“ Die schweren Prüfungen, die Friedrich überstanden hatte, haben in der That dem Gesicht ihren Stempel aufgedrückt. Es sind die letzten Bilder, die uns von ihm erhalten sind. Am 1. September 1552 wurde er seiner Haft entlassen und kehrte, von den Unterthanen freudig begrüßt, in seine Lande zurück. Aber er sollte seine Freiheit nicht mehr lange genießen. Er folgte seinem Hofmaler Cranach bereits im Jahre 1554 im Tode nach.

Hiermit endete im allgemeinen das Kunstleben in Thüringen, und wir wenden uns nun von den Ernestinern hinüber zu den Erben der sächsischen Kurwürde, den Albertinern.

Auch im albertinischen Sachsen begann schon früh, bereits unter Herzog Georg dem Bärtigen (1500—1539), die Kunst einzelne schöne Blüten zu treiben. Anregung erhielt Georg von seinem Vetter Friedrich dem Weisen. Der erste Künstler, der in Beziehungen zu ihm trat, war Cranach, der, soweit sich nachweisen läßt, zuerst im Jahre 1517 am Dresdener Hofe weilte und damals bedeutende Aufträge erhielt. Zum zweitenmale finden wir ihn bei Georg im Jahre 1527, wo er wahrscheinlich die Porträts von Georg, seiner Gemahlin und seinen Kindern fertigte, die in verschiednen Galerien zerstreut sind. Daß er in den folgenden Jahren noch einmal in Dresden war, ist unwahrscheinlich, da Georg jetzt mit andern Plänen beschäftigt war.

Im Jahre 1530 nämlich begann er, da sein Hofstaat zu weitläufig und die alte fürstliche Wohnung zu beschränkt geworden war, den umfänglichen Bau seiner Residenz, des sogenannten Georgenschlosses, das einen anstoßenden Teil des alten markgräflichen Schlosses in Dresden bildete. Der Bau, mit dessen Beaufsichtigung der Amtshauptmann und Oberrüstmeister Hans Dehn-Rothfelser beauftragt war, wurde nach fünf Jahren vollendet und hieß das neue Thorhaus, weil durch dieses Schloß das Brücken- oder Elbthor ging, durch welches man an die Elbbrücke gelangte. Es war ein reicher Bau der deutschen Frührenaissance, von einem hohen Giebel abgeschlossen und mit Ornamenten und Figuren, die der Meister Hans Schickentanz entworfen hatte, an beiden Fassaden glänzend geschmückt. Die Bildwerke der nach der Elbbrücke schauenden Giebelseite zeigten den menschlichen Sündenfall und die Strafe des Todes. Unmittelbar über dem Thore befand sich in einem runden Schilde ein ausgehauener

Totenkopf; unter dem steinernen Erker des ersten Geschosses sah man den Baum des Lebens mit der Schlange, darunter Adam und Eva und Kains Brudermord, während am dritten Geschoß ein inhaltreicher Totentanz prangte. Die Bildwerke des andern, der Stadt zugekehrten Giebels brachten im Anschluß hieran des menschlichen Geschlechts Versöhnung. Im Bogen des Thores befanden sich ein Löwe und ein Lamm, den Tod und die Schlange bekämpfend, auf dem Simswerke darüber standen die lebensgroßen, in Stein gehauenen Bildnisse Christi und Johannes des Täufers. Von hier aus wand sich ein doppelter Ast bis zum obersten Giebelteil und trug in seinen Zweigen die Darstellung, wie die Sibylle dem Augustus die Maria mit dem Kinde zeigte. In der Wahl dieser Gegenstände offenbart sich deutlich die streng religiöse Gesinnung jenes Fürsten, der, äußerlich einer der strengsten Verteidiger des Katholizismus, doch von dem Bedürfnis der innern Reform der Kirche durchdrungen war.

Dieser Beginn des Dresdener Schloßbaues kann als die wichtigste künstlerische That Georgs bezeichnet werden. Außerdem hat er nur noch ein schönes kleines Werk im nahen Meißen entstehen lassen. Die alte Fürstenkapelle im dortigen Dome, die der erste sächsische Kurfürst Friedrich der Streitbare erbaut hatte und in der seitdem die sächsischen Fürsten ihre Ruhestätte gefunden hatten, bot keinen Raum mehr, und so ließ Georg nach dem 1534 erfolgten Tode seiner Gemahlin Barbara neben der alten Fürstengruft eine kleinere Kapelle erbauen. Den Bilderschmuck lieferte Cranach. Er malte ein Epitaph, den „erblaßten Leichnam des Erlösers neben Maria und Johannes,“ außerdem die Bildnisse des Herzogs und seiner Gemahlin, wie sie in schwarzer Kleidung neben ihren Schutzheiligen knieen. Als Herzog Georg 1539 starb, wurde er neben seiner Gemahlin in dieser Kapelle beigesetzt.

Unter Georgs Nachfolger, Herzog Heinrich, ruhte für einige Zeit die Kunstthätigkeit in Sachsen. Die Zeitgenossen wissen nur wenig über ihn zu berichten. Er hatte eine besondre Vorliebe für die Anschaffung von Geschützen, die man ihm, „so hoch sich sein Vermögen erstreckte, nicht groß und ungeheuer genug gießen konnte.“ Diese ließ er angeblich von Cranach mit allerlei Bildnissen versehen und hatte an diesen Lieblingen eine solche Freude, daß er täglich in sein Zeughaus ging und „mit seiner eignen Kappe oder Mantel“ sie von jedem Stäubchen säuberte. Er selbst pflegte trotz seines friedliebenden Wesens und seiner übeln Kriegserfahrungen immer mit einem gewaltigen Schlachtschwerte einherzugehen. So zeigt ihn das früher im Sitzungszimmer des Dresdener Rathauses, jetzt in der königlichen Galerie befindliche lebensgroße Porträt, das Cranach im Jahre 1537 fertigte.

Erst als Heinrich 1541 starb, wurde das, was Georg begonnen hatte, vollendet. Unter Heinrichs ältestem Sohne, dem einundzwanzigjährigen Moritz, bekommt das Kunstleben in Sachsen zuerst einen großartigen Anstrich.

(Schluß folgt.)

Zur Trinkgelderfrage.


n der 36. Nummer des „Nordwest“ vom 7. September d. J. hat der Herausgeber A. Lammers zur Verteidigung des Trinkgeldes die Feder ergriffen, veranlaßt durch einige neuerdings in Pariser Blättern aufgetauchte Versuche, eine Abschaffung oder wenigstens Beschränkung der Trinkgelderwirtschaft herbeizuführen. Zwischen den beiden Antipoden, dem catonischen R. Jhering und dem epikureischen K. Braun nimmt Lammers eine vermittelnde Stellung ein: er verurteilt das Trinkgeld der Reisenden in den Gasthöfen, will sich aber die Freiheit nicht nehmen lassen, durch gelegentliche Entrichtung einiger Groschen zwischen sich und seinem Leibkellner und Leibkutscher ein persönlicheres Verhältnis herzustellen, das sich selbstverständlich auf der andern Seite in einer besondern Pünktlichkeit und in Eifer der Bedienung zu bethätigen habe. Wenn er hinzufügt, daß er sich bei einer derartigen Handlungsweise durch die von Jhering geforderte Rücksicht auf den weniger bemittelten Mitmenschen wenig genirt fühle und von einer solchen „Tyrannei des demokratischen Prinzips“ nichts wissen will, so kann ich ihm umso leichter beistimmen, als ein solches Trinkgeld sich selbst vom juristischen Standpunkte rechtfertigen läßt. Im allgemeinen kann man von dem Kutscher und Kellner nicht mehr verlangen als die einfache diligentia, den üblichen kutscher- und kellnerhaften Eifer. Beanspruche ich, daß der erstere um meinetwillen seine Pferde strapazire und seine Aufmerksamkeit verdoppele, um die Leute nicht überzufahren, daß der zweite mir als Stammgast den Anstich bringe, dem andern die „Nachtwächter,“ daß er aus der Küche schwatze, mir hinterbringe, ob der Nierenbraten heute gut sei, so kann er mit vollem Fug erwarten, daß ich ihm für solche aus seinen dienstlichen Pflichten heraustretenden Liebenswürdigkeiten belohne. Indes an solche Praktiken, die vom Standpunkte des demokratischen Prinzips schon an Bestechung streifen und die guten Sitten eines Wirtshauses nicht eben fördern, denke ich weniger. Etwas ganz andres ist es mit jenem Trinkgeld, das wir einem besonders eifrigen und dienstbeflissenen Kellner gelegentlich als Ausdruck unsrer besondern Zufriedenheit zufließen lassen. Nichts scheint harmloser und gerechtfertigter, als ihm, der unser Behagen erhöht, auch eine kleine Freude zu machen. Schade nur, daß jede Spende für eine Bemühung, die ihrer Natur nach sich als eine Liebenswürdigkeit oder ein höherer Grad von Pflichterfüllung darstellt, derselben leicht einen häßlichen Beigeschmack verleiht und die Tendenz hat, freie Herzensgüte und Moral auf

das Niveau geschäftlicher Spekulation herabzudrücken. Dies würde vermieden und der Charakter freier Gegenseitigkeit besser gewahrt bleiben, wenn es anginge, unser Wohlwollen statt durch Geld durch andre Geschenke, etwa durch ein Konzertbillet, einen Schlips, eine Garnitur Hemdenknöpfe ꝛc. auszusprechen, und insofern stimme ich Lammers bei, daß er am „Trinkgeld" Anstoß nimmt wegen der im Wortlaut ausgedrückten Bestimmung, die eben geradezu zu einer bedenklichen Verwendung unsers Geschenks aufzufordern scheint.

Jedenfalls wird man zugeben müssen, daß die Benennung „Trinkgeld" für die Erfassung des Wesens der damit zusammenhängenden Gewohnheiten nicht eben günstig gewesen ist. Es ist äußerst schwer, alle Arten des Trinkgeldes in den Rahmen einer festen, befriedigenden Definition zusammenzufassen. Man kann etwa sagen: Trinkgeld ist ein Geldstück, das man einer der niedern Gesellschaftsklasse angehörigen Person aus freien Stücken giebt für eine wirkliche oder eingebildete Bemühung. Ich sage „aus freien Stücken," insofern ein Trinkgeld nie auf dem Rechtswege eingefordert werden kann; aber abgesehen hiervon trifft das dem Begriff „Trinkgeld" ursprünglich anhaftende Moment der Freiwilligkeit vielfach nicht mehr den Kern der Sache. Es giebt eine ganze Reihe von Fällen, in denen ein Trinkgeld so fest und allgemein in den Gewohnheiten und Anschauungen eingewurzelt ist, daß ein Versuch, sich ihm zu entziehen, geradezu dem Rechtsbewußtsein der beteiligten Kreise ins Gesicht schlagen würde. Es hat durch den öffentlichen Willen den Charakter eines Rechtsanspruchs erhalten und wird von jedermann ebenso selbstverständlich bezahlt, als stünde es auf der Rechnung. Das Trinkgeld ist hier nicht ein Plus über die Bezahlung, das man giebt oder nicht giebt, sondern das Äquivalent, das einzige oder doch wesentliche Äquivalent einer regelmäßigen und bestimmten Leistung. Dies ist z. B. überall in Wien da der Fall, wo der Kellner des Cafés oder Restaurants vom Wirt für seine Bezahlung auf die Trinkgelder angewiesen ist. Daß ich dem Kellner, welcher die Zahlung in Empfang nimmt, einige Kreuzer darauflegen muß, steht nirgends geschrieben, und er hat kein Mittel, mich zu zwingen; aber ich kann mich nicht beklagen, wenn er mich als schofeln Patron behandelt, als einen Knoten, der die rechte Thür verfehlt hat und der besser nebenan in der Kneipe neben Fiakern und Dienstmännern Platz genommen hätte. In solchen Fällen pflegt auch der Betrag des Trinkgeldes ziemlich fest bemessen zu sein, und ich weiß genau, daß ich für ein Mittagessen fünf Kreuzer, für Abendbrot vier und für einen Kaffee oder ein Bier zwei bis drei Kreuzer zu entrichten habe. Dies Trinkgeld ist eine so selbstverständliche Selbstbesteuerung, daß kein Eingeborner daran Anstoß nimmt; nur der Fremde, besonders der Norddeutsche, ärgert sich, weil er gewohnt ist, die Aufwartung schon im Tarif berichtigt zu sehen und den Gedanken nicht loswerden kann, daß man ihn doppelt zahlen lasse. In den bessern Lokalen Wiens wird eben Speise und Trank besonders und Bedienung besonders gezahlt, das erstere in strengerer, das andre in freierer Form,

ein Verhältnis, das beiden Teilen gleichmäßig behagt, dem Empfangenden, insofern das Trinkgeld von Natur eine stete Neigung zur Hausse hat, und nicht weniger dem Geber, der sich mit dem Bewußtsein schmeicheln darf, daß er sich durch jede Selbstentäußerung seiner zwei Kreuzer das Zeugnis eines Gentleman ausstellt. Diese Trennung, künstlich und lächerlich, wie sie auf den ersten Blick sich darstellt, ist doch nicht ohne den Schein einer Verteidigung. Man könnte an das Hofbräuhaus in München erinnern, wo der Gast genötigt ist, seinen Schoppen selbst zu spülen und zum Faß zu tragen. Auch die Dänen scheinen dieser Ansicht zu sein, da sie es nicht für überflüssig halten, z. B. dem „Kaffee" ihrer Lokale regelmäßig die Worte „og Bevärtning" (und Aufwartung) hinzuzufügen. Man könnte den Kellner als eine liebenswürdige Menschenklasse ansehen, die sich die Aufgabe gestellt hat, zwischen den Gästen und der Küche oder dem Keller zu interveniren, eine Menschenklasse, zu respektabel, um sich ihre operae liberales anders als durch freiwilliges Honorar vergelten zu lassen.

Dies regelmäßige Wiener Trinkgeld an den die Kellnerschaft vertretenden Zahlkellner nun kann als Beispiel der ersten und uneigentlichsten Art des Trinkgeldes gelten; wir nennen es das „obligate Trinkgeld." Es wird gegeben für eine fest bestimmte, allen gleichmäßig gegenübertretende Dienstleistung, es bildet das Entgelt selbst und hat nur den Schein eines Trinkgeldes, was sich sofort zeigen würde im Falle eines allgemeinen Trinkgeldstreiks. Einen derartigen Versuch, die Natur dieses Trinkgeldes zu erproben, wird der Wirt einfach durch die Aufnahme des entsprechenden Betrages in seinen Tarif beantworten.

Das gerade Gegenteil dieser ersten Art des Trinkgeldes ist das „Gründertrinkgeld," das verwerflichste, verderblichste und lächerlichste aller Trinkgelder. Es ist nichts andres als ein Geschenk. Man giebt es, wenn man in der Lotterie gewonnen oder die Nachricht erhalten hat, daß ein Erbonkel schwer erkrankt sei, dem ersten besten Kellner, wie man an der nächsten Ecke einem armen Weibe ein Almosen giebt. Unter Umständen kann dies Trinkgeld endemisch werden, und so, scheint mir, verdankt Berlin die Invasion des Trinkgeldes jener Gründerzeit, in der jedermann glaubte, auf dem geraden Wege zum Eldorado zu sein, und es für angemessen hielt, von seiner bevorstehenden Rangeserhöhung dem Kellner seines Stammlokals durch Ausstreuung kleiner Münze nach Fürstenart einen Vorgeschmack zu geben. Solche Perioden plötzlichen materiellen Aufschwunges sind für die Einbürgerung derartiger Unsitten die günstigsten; das Trinkgeld tritt erst als gelegentliches, freiwilliges auf, um allmählich zu der erstgenannten Art, dem obligaten, auszuarten. Dies ist geschehen, wenn der Betrag desselben ein so ansehnlicher und regelmäßiger wird, daß der Wirt ihn als ordentlichen Faktor in seine Kalkulation aufnehmen und den Kellner darauf anweisen kann. Das Ende des Gründertrinkgeldes, wenn es ganze Gesellschaftsklassen ergreift, ist also, daß der Wirt den ganzen Profit

in den Sack steckt, und die Kellner, auf die es ursprünglich gemünzt ist, das Nachsehen haben. In gewöhnlichen Zeitläuften wird das Gründertrinkgeld nur von Studenten, Baronen und einzelnen Renommisten verbrochen, indes darf nicht verschwiegen werden, daß es auch in Fällen vorkommt, wo es als unbewachter Ausfluß eines wohlwollenden Gemüts vor den Augen der Gerechtigkeit mit Nachsicht beurteilt werden darf. So, wenn man nach „wohlschlafender Nacht" bei einem guten Kaffee aus dem vom Portier zugestellten Briefe ersehen hat, daß Frau und Kinder wohlauf sind und der Urlaub um acht Tage verlängert worden ist. Das Geldstück, welches man hier dem Kellner in die Hand drückt, entspringt einem unbestimmten Gefühl der Dankbarkeit, das sich nach der ersten besten Seite Luft machen will. Gewiß, ein sehr schönes Gefühl, nur schade, daß der Kellner im allgemeinen nicht als das würdigste Objekt desselben bezeichnet werden kann.

Wir haben bisher zwei Arten des Trinkgeldes charakterisirt, die, so entgegengesetzt ihre Natur ist, doch darin übereinkommen, daß sie ihren Namen mit Unrecht tragen. Das obligate Trinkgeld ist die Bezahlung einer Leistung in freier Form, das Gründertrinkgeld ist ein Geschenk, dem keine Spur einer Leistung gegenübersteht; zwischen diesen beiden Pseudotrinkgeldern steht nun in der Mitte das eigentliche, das „Urtrinkgeld," eine Ergänzung der vertragsmäßigen Zahlungen, das kein Ukas und kein Philosophem je ausrotten wird, das von jeher bestanden hat und immer bestehen wird, ebenso unentbehrlich wie in sich selbst gerechtfertigt. Wie das obligate Trinkgeld, so ist auch das Urtrinkgeld ein Entgelt für wirkliche Dienstleistungen, aber nicht, wie jenes, für solche, die einer Mehrzahl gegenüber gleichmäßig wiederkehren und deshalb von der öffentlichen Meinung fest eingeschätzt sind, sondern für vereinzelte Bemühungen der verschiedensten Art, die ihrer Natur nach einer vertragsmäßigen Regelung widerstreben. Unbestimmten und persönlichen Inhalts, grenzen sie mehr oder weniger an das Gebiet allgemein menschlicher Gefälligkeiten und Liebenswürdigkeiten, von denen sie sich weniger durch ihre Beschaffenheit unterscheiden, als durch die Person, von der, und durch die begleitenden Umstände, unter denen diese Dienste geleistet werden. Nicht wertvoll genug an sich, um ein Entgelt zu fordern, sind sie doch nicht zu geringfügig, um unsrer Bescheidenheit die Annahme eines solchen zu verbieten. Derselbe Dienst, der, von meinesgleichen erwiesen, nichts ist als eine Gefälligkeit, wird trinkgeldfähig einer Person aus der dienenden Klasse gegenüber. Doch auch in diesen Kreisen ist der Trinkgeldersinn bekanntlich sehr verschieden geweckt und entwickelt. Alle diese Verhältnisse genau zu beurteilen und den landesüblichen Observanzen ihr Recht zu geben, ist für einen gewissenhaften Reisenden sehr schwierig und die Quelle der mannichfachsten Verdrießlichkeiten. Wir sehen also bei einer und derselben Dienstleistung eine Stufenleiter. Hat ein Förster die Güte, mich eine halbe Stunde weit auf den richtigen Weg zu bringen, so bleibt es bei einer

Gefälligkeit; läßt sich ein Knecht herbei, zu demselben Zweck seine Arbeit liegen zu lassen, so wird er ein Trinkgeld erwarten; verlange ich von ihm, daß er mich vier Stunden Weges über ein Joch führe, so wird er sich nicht auf meine Noblesse verlassen, sondern seine Forderung stellen.

Unser Urtrinkgeld nun hat verschiedne Abarten. So das „Bestechungstrinkgeld“ für verbotene Dienste; ich gebe es als blinder Passagier dem Kutscher, um mich mitfahren zu lassen, dem Eisenbahnschaffner, um mir das Coupé freizuhalten ꝛc. Dann das „Zuschlagstrinkgeld“; bei diesem ist die eigentliche Dienstleistung anderweitig bezahlt, und man giebt das Trinkgeld für eine Steigerung des bei derselben zu bethätigenden Diensteifers, der diligentia im juristischen Sinne, oder für eine andre uns vorteilhafte oder bequeme Modifikation, z. B. dem Kutscher für Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Fahrt ꝛc. Zum Zuschlagstrinkgeld ist auch zu zählen das „Stammtrinkgeld,“ das Trinkgeld der Stammgäste. Der Stammgast ist für den Wirt eine besonders wertvolle Persönlichkeit und verdient als solche eine besonders rücksichtsvolle Behandlung. Dieser Anspruch richtet seine Spitze zwar zunächst gegen den Wirt, erhält aber seine Befriedigung durch eine erhöhte Anspannung der Kellnerthätigkeit. Sobald der Bauch des Stammgastes, den dieser vielleicht im Kultus des Lokals erworben hat, sich in die Thüre schiebt, eilt der Leibkellner herbei, um ihm Hut, Überzieher, Stock abzunehmen und ihn beflissen zu der gewohnten Sofaecke zu geleiten, die er bis dahin sorglich und unter diversen Vorwänden vor der Ungebühr fremder Eindringlinge zu bewahren gewußt hat. Obwohl es nun Sache des Wirts wäre, diese in seinem eigensten Interesse erhöhte Thätigkeit des Kellners zu belohnen — etwa wie umgekehrt der Kaufmann bei Entnahme größerer Posten einen Rabatt giebt —, pflegt er doch so wenig Einsicht in die wahre Sachlage zu haben, daß es dem Stammgast überlassen bleibt, das Gleichgewicht durch ein zu gelegener Zeit, etwa Neujahr, verabreichtes Trinkgeld wieder herzustellen.

Zwischen den im obigen gezeichneten drei großen Kategorien des Trinkgeldes, dem obligaten, dem Ur- und dem Gründertrinkgeld giebt es nun mannichfache Übergänge und Abstufungen, wie denn auch ein und dasselbe Trinkgeld mit verschiednen Umständen und an verschiednen Orten einen verschiednen Charakter annehmen kann und der Diagnose oft Schwierigkeiten bietet. Das obligate Trinkgeld, welches sehr zu Übergriffen neigt, zeigt, wie schon oben angedeutet, wenn es in die Fremde geht, um neue Gebiete zu annektiren, im Anfang nie seine wahre Gestalt, es reist stets incognito, es sondirt zunächst unter der Maske des Gründertrinkgeldes den Boden und erst, wenn es sicher geworden ist, zeigt es den Pferdefuß. Selbst das Urtrinkgeld artet, wenn man es aus seinem heimatlichen Kulturboden in wilderes Feld verpflanzt, leicht aus und erscheint als Gründertrinkgeld, wenigstens dem Empfänger, der geneigt ist, dasselbe als nicht verdient zu betrachten, ja es mit Selbstgefühl zurückzuweisen. Das Gründertrinkgeld kann unter Umständen zum obligaten avanciren.

Setzen wir uns nun zu Gericht und prüfen alle drei auf die ihnen von R. Ihering und andern zur Last gelegten Beschuldigungen hin, so lautet unser wohlerwogenes Urteil dahin: Das Urtrinkgeld ist, schon mit Rücksicht auf seine grauen Haare, unbedingt freizusprechen, höchstens mit der Vermahnung einer fleißigen Selbstüberwachung; das Gründertrinkgeld ist zu dem schimpflichen Tode von Galgen und Rad zu verurteilen; das obligate Trinkgeld ist endlich unter Zulassung mildernder Umstände zu der ehrlichen Todesart von Pulver und Blei zu begnadigen. Freilich, mit der Exekution wird es hapern. Der Gedanke einer Liga gegen das Trinkgeld gefällt mir nicht übel, nur möchte ich vorschlagen, jedem Liguisten ein äußeres Abzeichen, etwa ein Band im Knopfloch, zu geben, mit der Aufschrift: Kein Trinkgeld mehr! Ohne ein solches kommt man in den Verdacht eines schmutzigen Kerls, der sich um die Bezahlung drückt; mit ihm geschmückt, steht man da als ein Mann von Prinzip, der den Mut hat, der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten. Um das obligate Trinkgeld aus der Welt zu schaffen, ist übrigens nicht einmal ein allgemeiner Streik erforderlich; es genügt schon die Beteiligung eines starken Bruchteils der Kundschaft, daß der durchschnittliche Betrag merkbar abnimmt, um Wirt und Kellner in Unruhe zu versetzen und ersteren, will er nicht den ganzen Charakter des Trinkgeldes in Frage stellen lassen, zu zwingen, dasselbe zu kodifiziren und zu konsolidiren, d. h. in den Tarif aufzunehmen. Selbst eine nur verhältnismäßige Minorität würde, unterstützt durch die Furcht und Habsucht der Wirte und Kellner, imstande sein, einer gleichgiltigen oder selbst trinkgeldfreundlichen Majorität ihren Willen aufzudrängen.

Übrigens ist es mir sehr zweifelhaft, ob es möglich sein würde, das obligate Trinkgeld da, wo es altheimisch ist, zumal in Wien, auszurotten. Auch läßt es sich verteidigen. Der Geber hat es stets in seiner Hand, seiner Zufriedenheit oder Unzufriedenheit über die Bedienung sofort Ausdruck zu geben, während auf seiten des Empfängers das stete Gefühl der Verantwortlichkeit rege erhalten wird. Ob der Kellner sich bewußt ist, daß er für seine den Gästen geleisteten Dienste vom Wirt oder von diesen selbst bezahlt wird, mag immerhin nicht ohne Bedeutung sein. Selbst der alte Reiseweise Bädeker tritt für das Trinkgeld ein, indem er im Vorwort zu „Tirol ꝛc.“ die Wirte ermahnt, anstatt dreißig Pfennige für den Hausknecht in Anrechnung zu bringen, die Bezahlung desselben dem Ermessen des Reisenden anheimzustellen. Füglicher hätte er ihn, so scheint mir, ermahnt, nur dreißig Pfennige anzusetzen. Gegen den ernsten Willen des Wirts, uns zu prellen, kann man sich auf diesem Wege überhaupt nicht schützen. Meinetwegen möchte übrigens das obligate Trinkgeld in Wien und andern Großstädten bestehen bleiben, wenn es möglich wäre, dasselbe zu lokalisiren, wenn es nicht die fatale Neigung hätte, nach allen Seiten um sich zu greifen. Ist das obligate Trinkgeld schon dort, wenigstens für mich, verdrießlich, so wird es gemeingefährlich und unausstehlich, wenn es auf die Dörfer und in die Sommerfrischen geht.

Vor etwa dreißig bis vierzig Jahren war diese Art des Trinkgeldes in Tirol und Oberbaiern auf dem Lande ebensowenig bekannt, wie bei uns im Norden. Aber seitdem hat es, wie andre neue Moden, im Gefolge des immer mehr anschwellenden Stromes von Reisenden und Sommergästen, sich auch hier eingefunden. Im allgemeinen kann man heute sagen, daß besonders in den besuchteren Gegenden, überall, wo für die bessere Gesellschaft ein besondres „Herrenstübel" mit einer „gelernten" Kellnerin sich findet, ein Trinkgeld erwartet wird, nicht in den eigentlichen Bauernwirtshäusern, in welchen eine Magd alle Gäste in einer und derselben Stube besorgt. In abgelegeneren Thälern kann es auch wohl vorkommen, daß die Magd die daraufgelegten Kreuzer liegen läßt, weil sie nicht weiß, was sie bedeuten. Sehr verdrießlich, denn schon sehe ich im Geist Ihering in der Ecke hinter dem heiligen Josef aufsteigen und uns dafür verantwortlich machen, daß wir die Unschuld und den Frieden des Thales mit unserm Mammon in Versuchung führen. Jedenfalls ist es oft schwer, den Rang eines Wirtshauses aufs Trinkgeld zu taxiren. Wie oft bin ich in Verlegenheit geraten, ob ich den genius loci beleidige, indem ich ein Trinkgeld anbiete, oder durch das Gegenteil; sind doch nicht alle Kellnerinnen so umsichtig, wie jene im bairischen Gebirge, die dem Gaste, als sie ihm sein Schnitzel brachte, vertrauensvoll mitteilte, daß sie auf das Trinkgeld angewiesen sei. Aber selbst im Herrenstübel können Zweifel ob der Zulässigkeit eines Trinkgeldes sich aufdrängen. In Tirol sind, um dies zuvor zu bemerken, nicht wie bei uns auf dem Lande, die Wirtschaften in den Händen kleinerer Besitzer und spekulativer Zuzügler, sondern umgekehrt regelmäßig mit den größeren, wohlhabenderen Höfen verbunden. Daher kommt es, daß man besonders in Südtirol den Wirt selten zu Gesicht bekommt; es ist schon eine große Ehre, wenn er sich herabläßt, seine werte Person im Herrenstübel zu zeigen, wo er dann mit gravitätischem Schritt und steifer Miene auf seine Gäste herabsieht wie auf eine preiswürdig gekaufte Schöpsenherde. Besonders der Pusterthaler steht bei seinen Nachbarn in dem Geruch eines steifen Stolzes, worauf, ist schwer zu sagen; vielleicht auf uraltes Gothenblut, das ich ihm allerdings ohne Anstand zugestehe. Indes über die Vernachlässigung von seiner Seite tröstet uns leicht der Umstand, daß er sich durch sein holdes Töchterlein vertreten läßt. Nun genießen auch in Tirol die Töchter der reichen Bauern schon häufiger eine bessere Erziehung; kommen sie aber aus dem Gewahrsam der Klosterfrauen wieder zum heimischen Herd zurück, so müssen sie der Mama scharf an die Hand gehen, und von Klaviergepauke ist im Lande der Guitarre und Zither (leider nicht mehr des Hackebrets, denn das bekannte Holz- und Strohinstrument zählt hier nichts) noch keine Rede. Die ältere Tochter wandert wohl in die Küche, die jüngere wird als Kellnerin in das Herrenstübel gethan, ohne ihrem Selbstgefühl etwas zu vergeben. Soll ich nun einem solchen Mädchen, wie sie mit stolzer, hochmütiger Haltung vor mir steht, vielleicht gar der Tochter eines Landtagsabgeordneten, wie mir in der That vorgekommen ist, mit der ich so-

eben eine halbwegs gebildete Unterhaltung geführt, für den Wein, den sie mir kredenzt, die obligaten zwei oder drei Kreuzer hinlegen? Unmöglich! Und doch hat man mir versichert, daß sie weit entfernt sind, Trinkgelder zurückzuweisen, dieselben vielmehr als eine Art Nadelgeld betrachten. Ein andrer Aerger erwartet uns in denjenigen Gegenden besonders des Pusterthales, die in neuerer Zeit häufiger durch den Besuch von Engländern, Norddeutschen und andern mit den Gewohnheiten des Trinkgeldes weniger befreundeten Völkerschaften erfreut werden. Da es selbst für einen „Pusterter Kopf," wie ihre Nachbarn das Ding nennen, seine Schwierigkeiten hat, rechtzeitig einen Trinkgeldophoben von einem Trinkgeldomanen zu unterscheiden, es überhaupt guter Wirtshaussitte nicht entspricht, zweierlei Rechnung zu machen, so ist der Scharfsinn der betreffenden Wirte auf den befriedigenden Ausweg verfallen, das Trinkgeld schlechthin auf die Preise zu schlagen und alle ohne Unterschied, Creter und Araber, Juden und Judengenossen, bezahlen zu lassen, sodaß auf diese Weise die Unschuldigen, die Trinkgelder gegeben haben und ihrer heimischen Gewohnheit nach weiter geben, für die Schuld der andern in Strafe genommen werden.

Indes, alles das möchte hingehen, das schlimmste ist die demoralisirende Wirkung, welche diese Verhältnisse nicht bloß auf die Bevölkerung ausüben, sondern auf den Reisenden. Wenigstens auf mich. Ich bin ein gewissenhafter Mensch, gebe gern jedem das Seine und richte mich nach der Observanz des Landes. Insbesondre den Tiroler Kellnerinnen — beileibe nicht mit unsern Biermamsellen zu verwechseln — habe ich gern ihren Kreuzer Trinkgeld gegeben, weil ich weiß, daß sie durchweg brave, bescheidene, sittsame Mädchen sind, die von dem Gelde nur einen guten Gebrauch machen und es nicht, wie die Kellner nur zu häufig, verlumpen. Wenn aber in Wien, wo das Trinkgeldnehmen schon althergebracht ist, die gemeine Moral sich mit diesem Uebel ein für allemal abgefunden hat, so ist das in Tirol, wo alle diese Verhältnisse noch im Werden begriffen, ein andres. Hier hat die Kellnerin häufig noch den Umständen nach das Gefühl, daß das Trinkgeld nicht ihre regelmäßige und schuldige Abfindung darstelle, sondern daß es ein Geschenk sei, das sie nicht verdient habe. Die Bevölkerung gewöhnt sich, den Fremden als einen Nabob anzusehen, der nur auf einen passenden Anlaß wartet, um sein Geld auszustreuen, für den ein paar Kreuzer mehr oder weniger keinen Unterschied machen, während der Bauernbursche sich dafür schon einen Schnaps kaufen kann. Der Reisende hinwieder glaubt sich von Räubern umgeben, die alle darauf aus sind, seinem Geldbeutel einen moralischen Hinterhalt zu legen, er empfängt nicht den geringsten Dienst ohne ein krampfhaftes Zucken nach dem Portemonnaie und wittert hinter jeder, so oft rein menschlich gemeinten Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit den Pferdefuß des Trinkgeldes. Kurzum, die Unbefangenheit und Harmlosigkeit im Verkehr mit der Bevölkerung geht mehr und mehr verloren. Mag dies zum Teil die unvermeidliche Folge des erhöhten Fremdenverkehrs sein, so trägt auf der andern Seite einen nicht geringen Teil der Schuld das Einschleppen jenes auf diesem Boden höchst überflüssigen und ungerechtfertigten Trinkgeldes, welches ich das obligate genannt habe und welches, den Gewohnheiten der Bevölkerung fremd, ihre Begriffe verwirrt und ihre einfachen Sitten verdirbt. Und wenn der Charakter der Tiroler bei alledem noch nicht von schwerer Schädigung bedroht ist, so liegt der Grund eben in ihrer einfältigen (im Sinne Luthers), biedern, treuherzigen Sinnesart, die ebenso entfernt ist von der gewinnsüchtigen Spekulation des Schweizers wie von der rohen Habgier des Norwegers.

K. Rh.



Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

> Und in dem Blick auf das Ganze ist der doch ein stärkerer Geist, welcher das Lachen, als der, welcher das Weinen nicht halten kann.
>
> Seneca, Von der Gemütsruhe.

Erstes Blatt.

Von alten und neuen Wundern.

ch, noch einmal ein frischer Atemzug im letzten Viertel dieses neunzehnten Jahrhunderts! Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen; — ach, wenn sie gewußt hätten die Leute von damals, wenn sie geahnt hätten die Leute vor hundert Jahren, wo ihre Nachkommen das „alte romantische Land“ zu suchen haben würden!

Wahrlich nicht mehr in Bagdad. Nicht mehr am Hofe des Sultans von Babylon.

Wer dort nicht selber gewesen ist, der kennt das doch viel zu genau aus Photographien, Holzschnitten nach Photographien, Konsularberichten, aus den Telegrammen der Kölnischen Zeitung, um es dort noch zu suchen. Wir verlegen keine Wundergeschichte mehr in den Orient. Wir haben unsern Hippogryphen um die ganze Erde gejagt und sind auf ihm zum Ausgangspunkte zurückgekommen.

Enttäuscht sind wir abgestiegen, und die Verständigen ziehen ihr buglahmes, keuchendes Tier in den Stall, und wir haben es ihnen schon hoch anzurechnen, wenn sie kopfschüttelnd und mit einem betrübten Seufzer das still thun und sich nicht durch irgendeine Redensart eines schlechte Geschäfte gemacht habenden Musterreiters ob ihrer Enttäuschung rächen und grinsen:

Auf den Leim nie wieder!

oder:

Na so blau!

Jenseits dieser Verständigen sind dann einige, von denen wir, da wir höchst persönlich unter ihnen beteiligt sind, nicht wissen oder nicht sagen können, ob sie zu den ganz Unverständigen gehören. Diese stehen und halten ihr Vogelpferd am Zügel und wissen nicht damit wohin, denken Kinder und Enkel und schütteln das Haupt. Durch die Wüste, über welcher der Vogel Roch schwebte, über welche Oberon im Schwanenwagen den tapfern Hüon und die schöne Rezia, den treuen Knappen Scherasmin und die wackere Amme führte, sind Eisenschienen gelegt und Telegraphenstangen aufgepflanzt; der Bach Kidron treibt Papiermühlen, und an den vier Hauptwassern, in die sich der Strom teilte, der von Eden ausging, sind noch nützlichere „Etablissements" hingebaut: wer hebt heute von unsern Augen den Nebel, der auf der Vorwelt Wundern liegt?

Wer? — Was? ist vielleicht die richtigere Frage. Ein leichter Hauch aus der Tiefe der Seele in diesen Nebel, und er zerteilt sich auch heute noch gerade so wie im Jahre siebzehnhundertundachtzig. Das „alte romantische Land" liegt von neuem im hellsten Sonnenschein vor uns; wir aber erfahren mit nicht unberechtigtem Erstaunen, wie uns jetzt der „Vorwelt Wunder," die wir in weiter Ferne vergeblich suchten, so nahe — dicht unter die Nase gelegt worden sind im Laufe der Zeiten und unter veränderten Umständen.

Zehn Schritte weit von unsrer Thür liegen sie — zehn, zwanzig, dreißig Jahre ab —, als die Eisenbahn noch keine Haltestelle am nächsten Dorfe hatte — als der Eichenkamp auf dem Grafenbleeke noch nicht der Separation wegen niedergelegt war — als man die Gänseweide derselben Separation halber noch nicht unter die Bauerschaft verteilt und zu schlechtem Roggenacker gemacht hatte — als die Weiden den Bach entlang noch standen, als dieser Bach selber —

Nun, von diesem letztern demnächst recht vieles mehr! er fließt zu bedeutungs- und inhaltsvoll durch die Wunder der mir persönlich so nahe liegenden Vorwelt, von welcher hier erzählt werden soll, als daß über seine Existenz mit einem Sprunge oder in drei Worten weitergeschritten werden könnte.

† † †

Was schreibst du denn da eigentlich so eifrig, Mäuschen? fragte die junge Frau; und der junge Mann, das eben vom Leser Gelesene, niedergedrückt durch die süße Last auf seiner Schulter, noch einmal seitwärts beäugelnd, meinte:

Eigentlich nichts, Mieze. Bei genauester Betrachtung aber leider nichts weiter als das, was du selber bereits längst durch gottlob ziemlich eingehendes und eifriges Studium herausgefunden hast. Nämlich daß ein gewisser Jemand auch an einem so schönen Morgen wie der heutige der graueste aller Esel, der „erschröcklichste aller Pedanten" und — kurz und gut eigentlich „ein gräßlicher Mensch" ist.

Dann klappe das dumme Zeug zu und komm herunter und erzähle mir das übrige draußen. Ein schrecklicher Mensch bist du, und ein himmlischer Morgen

ist es. Die Wildtauben gurren immer noch in den Bäumen, und von dir, mein Schatz, verbitte ich mir hoch und höchst alles fernere Geknurre und Gedruckse. Komm herunter, Ebert.

Das Wasser rauscht zum Wald hinein,
Es rauscht im Wald so kühle;
Wie mag ich wohl gekommen sein
Vor die verlassene Mühle?

Mit heller, lustigster Stimme machte sich die liebe Kleine ihre eigene Melodie zu dem wehmütig-schönen, melodischen Verse, und — mir blieb wirklich nichts übrig, als unter meine unmotivirte Stilübung dahin drei Kleckse zu machen, wo im Druck vielleicht einmal drei Kreuze stehen, und mich hinüberziehen zu lassen, unter die alten Kastanienbäume, in deren Wipfeln die wilden Tauben immer noch in den Sommermorgen hineingurrten.

Zweites Blatt.

Zu leeren Tischen und Bänken.

Es war ein eigen Ding um die Mühle, von der hier die Rede ist. Im Walde lag sie nicht, und verlassen war sie gerade auch nicht. Ich hatte sie nur verkauft — verkaufen müssen —, aber vier volle Sommerwochen war sie noch einmal mein Eigentum. Dann erst traten die neuen Besitzer in ihr ganzes Recht an ihr. Ich hatte mir das nicht so ausbedingen und es mir schriftlich geben lassen können, aber die jetzigen Herren hatten gegen meine „seltsame Idee" nichts einzuwenden gehabt, sondern mich und meine Frau sogar recht freundlich eingeladen, bis zum Beginn des Baues ihrer großen Fabrik auf ihrem Besitz ganz so zu thun, als ob wir daselbst noch zu Hause wären. Einmal also sollte ich sie noch für mich haben, wie ich sie seit meinem ersten Augenaufschlagen in dieser Welt kannte und in meinen besten Erinnerungen mit ihr verwachsen war. Nachher durften freilich die neuen Herren mit ihr anfangen, was sie wollten: ich und mein Weib hatten weder ein Wort noch einen Seufzer dreinzugeben. Ich wußte schon, daß sie, die nunmehrigen Eigentümer, sich große Dinge mit ihr vorgenommen hatten, für mich aber konnte leider Gottes mein Vätererbe nichts weiter sein als ein großes Wunder der Vorwelt, ein liebes, vergnügliches, wehmütiges Bild in der Erinnerung. Und ich hatte meine junge Frau dies Jahr, das erste Jahr unsrer Ehe, nicht nach der Schweiz, nach Thüringen oder in den Harz in die Sommerfrische geführt, sondern nach meiner verlassenen Mühle. Was sollte daraus werden, wenn das Weib dem Manne nicht in seine besten Erinnerungen zu folgen vermöchte? Schnezlers Romanze hatte sie meinem „ewigen Gesumme" im Eisenbahnwagen von Berlin her bereits so ziemlich abgelauscht und abgelernt, und mehr als einmal dabei gesagt: Bald kann ich's auch aus-

wendig, Miezchen! wobei sie dann hinzusetzte: Auf deine väterliche Heimat bin ich aber doch sehr gespitzt, mein Herz. — —

Meine väterliche Heimat! Daß ich gespitzt oder gespannt auf meinen Aufenthalt und mein unwiderrufliches Abschiednehmen dort gewesen sei, kann ich nicht sagen. Der Ausdruck, selbst aus dem Munde der Liebe oder gerade aus diesem lieben, zärtlichen Mündchen, war mir auch garnicht zu Sinne, wenn ich gleich im Rädergerassel, in dem Geschrill der Dampfpfeife und dem Getümmel der Bahnhöfe nicht wußte, wie ich ihn verbessern sollte.

In den Wald hinein rauschte das Wasser nicht, das die Räder meiner Mühle in meinen Kindheits- und Jugendtagen trieb. In einer hellen, weiten, wenn auch noch grünen, so doch von Wald und Gebüsch schon ziemlich kahl gerupften Ebene war sie, neben dem Dorfe, ungefähr eine Stunde von der Stadt gelegen. Aus dem Süden kam der kleine Fluß her, dem sie ihr Dasein verdankt. Ein deutsches Mittelgebirge umzog dort den Horizont; aber das Flüßchen hatte seine Quelle bereits in der Ebene und kam nicht von den Bergen. Wiesen und Kornfelder bis in die weiteste Ferne; hier und da zwischen Obstbäumen ein Kirchturm, einzelne Dörfer überall verstreut, eine vielfach sich windende Landstraße von Pappelbäumen eingefaßt, Feld- und Fahrwege nach allen Richtungen und dann und wann auch ein qualmender Fabrikschornstein — das war es, was man sah von meines Vaters Mühle aus, ohne daß man sich auf die Zehen zu stellen brauchte. Aber die Hauptsache in dem Bilde waren doch, und dieses besonders für mich, die Dunstwolke und die Türme im Nordosten von unserm Dörfchen. Mit der Natur steht die Landjugend auf viel zu gutem Fuße, um sich viel aus ihr zu machen und sie als etwas andres, denn als ein Selbstverständliches zu nehmen; aber die Stadt — ja die Stadt, das ist etwas! Das ist ein Entgegenstehendes, welches auf die eine oder andre Weise überwunden werden muß und nie von seiner Geltung für das junge Gemüt etwas aufgiebt.

Was alles, worüber ich heute noch Rechenschaft ablegen kann, habe ich erlebt in dieser Pappelallee, auf dem Wege von und nach der Stadt!

Und sie stand noch dazu in einem ganz ausnahmsweise angenehmen Verhältnis zu uns in der Mühle, diese Stadt!

Dutzende von nunmehr vermorschenden Tischen und Bänken unter unsern Kastanien und Linden in Gebüsch und Lauben, auf behaglichen Rasenflecken zeugen noch davon. Heute haben Emmy und ich die Auswahl unter allen diesen behaglichen Plätzen und das Reich allein an allen Tischen und auf allen Bänken. Es hindert uns nichts mehr, in meines Vaters Grasgarten, um der Sonne auszuweichen oder sie zu suchen, mit dem Buch und der Zigarre, der Häkelarbeit und der Kaffeekanne um ein paar Schritte weiterzurücken; aber einst war das anders.

Es gab eine Zeit, wo Emmy mehr die Auswahl unter den Studenten aus der Stadt als unter den Plätzen im Mühlengarten gehabt hätte. Aber

nicht bloß unter den Studenten. Es gab damals keinen angenehmern Ruf als den meines Vaters mit seinem kühlen Bier, seinem heißen Wasser zum billigen Kaffeekochen und seiner süßen und sauern Milch. Sie kannten alle in der Stadt unsre Mühle, Groß und Klein, Gelehrte und Ungelehrte, hohe Regierende und niedere Regierte.

Wir waren von Urväterzeiten die Leute darnach und lieferten den Bauern im Dorf und den Bäckern in der Stadt nicht bloß das Mehl, sondern auch noch einiges andre zu dem allgemeinen Behagen der Welt. Soweit die deutsche Zunge klingt, sitzen heute noch alte Herrn auf Kathedern, Richterbänken und an Krankenbetten, ganz abgesehen von denen, die allsonntäglich auf Kanzeln stehen; und in die Schulstube, den Schwurgerichtssaal, die Krankenstube und das Räuspern und Schnauben der „christlichen Zuhörer" summt es ihnen aus zeitlich und räumlich entlegener Ferne:

Wehnde, Nörten, Bovenden
Und die Rasenmühle,
Das sind Orte, wo man kann
Sich behaglich fühle.

Die Rasenmühle ist es freilich nicht, von welcher hier die Rede ist; aber es wiederholt sich gottlob manches Gute und Erquickliche an andern Orten unter andern Namen. Auch mein väterliches Anwesen hat seine Stelle in mehr als einem ältern Studentenliede, und wir, die Pfister von Pfisters Mühle, können nichts dafür, daß künftige Generationen, wenn sie ja noch singen, nicht mehr von ihm singen werden.

Drittes Blatt.

Wie Tarsus in der Wüste, Frau!

Ich klappte das dumme Zeug zu, und es hatte wirklich keiner weitern Überredungskunst und Kraft bedurft, um mich dazu zu bewegen. Emmy hatte für den heiligen Morgen ihr und also auch mein Plätzchen in einer zerzausten Laube dicht am Flusse gewählt, wo man im Schatten saß und das Licht auf dem muntern Wasser und den Wiesen drüben im vollen Morgenglanze vor sich hatte.

Die Wildtauben gurrten über uns, im Schilf schnatterte eine Entenschar, hielt uns fest im Auge und achtete auf die Bissen, die von unserm Frühstückstische für sie abfielen. Ein Storch ging am andern Ufer in der Sonne spazieren, und Emmy sagte:

Guck mal den! Eine volle halbe Stunde schon achte ich hier allein in der Einsamkeit auf ihn, und manchmal guckt er auch hier herüber, als wollte er sagen: Siehst du, ich stehe nicht bloß im Bilderbuche und sitze im zoologischen Garten gegen ein halbe Mark Entree an Wochentagen —

Ich bin eine Wirklichkeit, eine wirkliche wahrhaftige Wirklichkeit, und ich fange auch nicht bloß Frösche, sondern Kinder; und weise Frauen und nicht bloß gelehrte, sondern auch kluge Männer wollen nicht bloß nach der Tradition, sondern auch aus eigner Erfahrung als ganz gewiß wissen —

Du, höre mal, närrischer Dummrian, meinte meine neunzehnjährige, blonde Matrone, mich jetzt ihrerseits wieder unterbrechend, aber dabei doch noch ein wenig mehr sich annestelnd, mit den Kindergeschichten und Märchen und was deine überweisen Frauen und naseweisen Männer aus der Erfahrung und der Naturgeschichte und der eignen Tradition wissen wollen, rücke jetzt meinetwegen eine Bank weiter. Die Auswahl haben wir ja; und ich habe auch darüber den ganzen Morgen in meiner verlassenen Einsamkeit mir allerlei Gedanken gemacht. Herzensmann, eine schöne Wirtschaft müßt ihr hier vor meiner Zeit doch geführt haben!

Eine wunderschöne — wunderbare — wundervolle, Kind!

Das sieht man den Ruinen noch an; und es thut dir heute natürlich nicht im geringsten Leid, daß ich damals nicht auch schon mit dabei war, wie die Jungfer Christine, und euch diese wunderbare, wunderschöne, wundervolle Wirtschaft nicht mit führte?

Und ich, Eberhard Pfister, frage jeden, das heißt jedes männliche Erdengeschöpf, was er oder es auf diese Frage geantwortet haben würde.

Glücklicherweise rief die Christine in diesem Augenblick in unsern jetzigen, hiesigen Haushaltsangelegenheiten nach der jungen Frau, und zwar mit einer Milde und Lieblichkeit in Ton und Ausdruck, die ich in meinen jungen Jahren nicht immer an ihrem Organ gekannt hatte. Und Emmy flötete zurück: Gleich, gleich, gute Seele! warf mir ihr Nähzeug auf den Schoß und enttänzelte neckisch und holdselig durch den Lichter- und Schattentanz unter den guten alten Kastanienbäumen, unsrer Mühle zu, mit zierlichem Knix und Kußhand mich in meinen Erinnerungen an die hiesige frühere Wirtschaft zurücklassend.

Ach und wie nahe lagen sie noch, die Tage dieser frühern Wirtschaft in der Mühle! Wie wenige Jahre war es her, daß mein Vater dort in der Thür stand, in die eben mein Liebchen geschlüpft war, und ebenfalls fröhlich und unschuldig: Gleich! rief, aber hinzusetzte: meine Herrschaften! im Verkehr zwischen dem Hause und den Tischen und Bänken unter den grünen Bäumen den Fluß entlang und auf den Rasenplätzen — der vergnüglichste Mensch der Welt. Ach, wenn nur nicht grade die vergnüglichsten Menschen dann und wann das bitterste Ende nehmen müßten! . . .

Alle haben ihn gekannt. Patrizier und Plebejer, Philister, Professoren und Studenten, die letztern freilich nur neulich noch, haben ihn gekannt, den Vater Pfister in seinem Haus- und Gartenwesen; und wenn ich heute noch in jener vieltürmigen Stadt dort von manchen Leuten gekannt bin und freundlich gegrüßt werde, so habe ich das einzig und allein Pfisters Mühle, meinen Ahnen

drin und meinem verstorbenen Vater Bertram Gottlieb Pfister und seiner ausgezeichneten Wirtschaft zu danken. Was unsern Familiennamen anbetrifft, so hat der Ahnherr des Geschlechts sicherlich der ehrsamen Bäckergilde angehört. Als Magister artium und Doktor der Theologie ist ein der Familie zugehöriger, zu einem Pistor oder Pistorius latinisirter Bäcker zwischen dem schmalkaldischen und dem dreißigjährigen Kriege nachzuweisen; aber als Pfister haben wir seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts eben auf Pfisters Mühle gesessen, und verschiedene von diesen letztern werten Männern würden wahrscheinlich in ihrem Staub sich schütteln, wenn die Nachricht zu ihren verschollenen Ruhestätten dränge, daß dem in der Folge nicht mehr so sein werde.

Aber Emmy kümmert das ja gottlob nicht, und auch mich lange nicht so viel, als es von rechtswegen sollte. Das Kind ist reizend; und gesund und jung sind wir beide, und Berlin ist eine große Stadt, und man kann es darin zu Vielem bringen, wenn man die Augen offen und auch seine übrigen vier Sinne beisammen behält und nicht ganz ohne Grütze im Kopfe ist. Wir zwei haben die Welt und unsre hübschesten, feinsten und würdigsten und wertvollsten Hoffnungen in ausgesuchter Fülle noch vor uns; wir haben das volle Recht, die Mühle als nichts weiter als das uns nächstliegende Wunder der Vorwelt zu nehmen. Und wenn einer nichts dagegen einzuwenden haben würde, so ist das mein alter, lieber Vater, der letzte Pfister auf Pfisters Mühle unter seinem noch nicht eingesunkenen und verschollenen grünen Hügel bei unsern Vorfahren auf dem Kirchhofe unsers Dorfes.

Von dem, dem Vater Pfister rede ich nun, an den denke ich nun, während Emmy und Christine drinnen in dem Hause an seinem großen Herde, auf welchem er einen so vortrefflichen Grog und Glühwein zu brauen verstand, von welchem so viele sparsame Familienmütter und hübsche junge Kleinbürgertöchter das kochende Wasser für ihren Kaffeetopf holten, an welchem er so viele tausend glückselige Kindergesichter vergnüglich tätschelte — ihre Köpfe über mein Mittagsessen zusammenstecken.

Vater Pfister, mir zuerst!

Wie oft ist der Ruf durch den übrigen lustigen Lärm um uns her an mein Ohr geklungen, seit ich aufwachte — auch ich unter den Gästen von Pfisters Mühle —, des Vater Pfisters verzogenster Stammgast!

Des Vaters! Meine Mutter hatten wir beide so früh verloren, daß ich für mein armes Teil gar keine Erinnerung mehr von ihr hatte, und ich als Gast in der Mühle wie auf der Erde von frühester Kindheit an auf den Vater angewiesen war. Und auf die Jungfer Christine. Die hatte die Mutter bald nach ihrer Verheiratung mit dem jungen Müller von Pfisters Mühle sich an die Hand und ins Haus gezogen und soll auf dem Sterbebett zu ihr gesagt haben: Mädchen, ich stürbe viel weniger ruhig, wenn ich dich nicht kännte und wüßte, daß du ein gutes Herz und eine harte Hand und weiter keinen Anhang

in der Welt hast. Die Wirtschaft und den Verkehr mit den Leuten hab' ich dir auch beigebracht, also rücke mir das Kissen zurecht in meiner bittern Sorge und stehe fest für die Mühle und meinen Müller und — nimm noch zum letztenmal einmal vor meinen leiblichen Augen mein arm verlassen Tröpfchen aus der Wiege und lege es trocken, auf daß ich noch einmal sehe, daß du es in alle Zeit weich anfassen willst und dein Bestes thun. Zurecht geschüttelt hab' ich dich wohl, wenn's zu deinem Besten notwendig war — jetzt küsse deine Frau, in ihrer höchsten Angst dafür zum Danke, und wenns mir möglich sein wird, passe ich auch ganz gewiß noch fernerhin aus der Ewigkeit auf dich und dein Verhalten ....

Und den Kuß hab' ich mit dir im Arme, mein Junge, an ihrem Bett auf den Knien ihr geben dürfen und mich somit der Mühle verlobt und auf kein Mannsbild nachher weiter geachtet, wenn ich auch wohl mal wie andre die Gelegenheit gehabt habe, mich zu verändern, und ganz gute Partien aus dem Dorfe und aus der Stadt! hat mir die Christine tausendmal mit immer sich gleichbleibender Rührung erzählt, und ich werde wahrlich auch heute noch nicht darob ungeduldig, auch wenn die treuherzige, melancholische Erinnerung noch so sonderbar mit den Vorkommnissen — Ärgernissen und Annehmlichkeiten des laufenden Tages in Verbindung gebracht wird.

Wie mein Vater die Jahre seit dem Tode meiner Mutter ohne die Christine zurecht gekommen sein würde, weiß ich nicht. Er hätte es auch wohl möglich gemacht, aber besser war besser, und so war auch für die Stadt und Umgegend Pfisters Mühle ohne die Jungfer Christine nicht mehr zu denken, und was demnächst in der großen Stadt Berlin aus der Christine in unserm neuen Haushalt werden wird, das wage ich nicht vorauszusagen, wenn ich mir gleich vorgenommen habe, sie nach besten Kräften bei gutem Humor zu halten und ihr das neue Leben so leicht als möglich zu machen. Daß Emmy mir dabei helfen will und auch bereits einigemale ein erkleckliches Maß von Selbstbeherrschung im Verkehr mit dem guten, alten Mädchen bewiesen hat, trägt viel zu meiner Beruhigung bei. —

Die Sonne steigt, und Vater Pfisters letzter Stammgast müßte um eine Bank weiter rücken, um im Schatten seiner Erbbäume zu bleiben mit seinen Morgenphantasien. Aber wir wohnen schon auf der Schattenseite unsrer Straße in der großen Stadt Berlin, und ich habe mich daselbst nur allzu häufig nach dem Sonnenlicht der Jugendheimat gesehnt, um demselben inmitten derselben in einer solchen wohligen Frühe aus dem Wege zu gehen. Und ich habe den Grundriß und sonstigen Entwurf der großen Fabrik, welche die demnächstigen Eigentümer an diesem Orte aufrichten werden, eingesehen, und weiß wie wenig Helle und Wärme im nächsten Jahre schon die Ziegelmauern und hohen Schornsteine auch hier übrig lassen werden. Auch diese Vorstellung hält mich auf meinem Platze fest. Ich fühle mich mehr denn je als Vater Pfisters letzter Stammgast in dem heutigen Sonnenschein und Baumlaubschatten. Es hat sich manch einer

einen mehr oder weniger vergnüglichen kleinen Rausch an diesen Gartentischen gezeugt; aber kein guter Trunk hat so einen aus Licht und Schatten und Erinnerung gewebten, wie er mich in diesen Tagen gefangen hält, einem andern Gast zuwege gebracht.

Wie Tarsus in der Wüste ist sie, meine Mühle, Kind! hatte ich noch neulich im Eisenbahnwagen zu Emmy geseufzt. Sie hat den Namen, daß sie lebet, und ist tot!

O Gott, dann weiß ich doch nicht, ob es trotz allem nicht besser gewesen wäre, wenn wir wo anders zu unsrer Erholung hingegangen wären, hatte die Kleine unter dem Eindruck des lugubern, biblisch-gelehrten Zitats ängstlich erwiedert und — nun gab es nichts lebendigeres für sie und für mich als Pfisters Mühle.

Für sie war es ein neues, liebliches, ungewohntes — unbekanntes Leben; für mich ein konzentrirtestes Dasein alles dessen, was an Bekanntschaft und Gewohnheit gewesen war, von Kindheit an, durch wundervollste Jünglingsjahre bis hinein ins früheste, grünendste Mannesalter.

Alles um mich herum, bei gutem und schlechtem Wetter, bei Sonnenschein und Regen, hatte in den Tagen und Nächten dieser seltsamen Sommerfrische nicht bloß den Namen, daß es lebte, sondern es lebte wirklich. Und wie hätte vor allem der letzte wirkliche Herr und Wirt des guten Ortes sich in Nebel und Nichts auflösen können, während sein letzter Stammgast noch seinen Platz auf der Bank und am Tische festhielt?

Viertes Blatt.

Herein von der Gänseweide.

Einen Augenblick, meine Herren, es wird frisch angestochen! Ich höre den jovialen Ruf, wie einer der durstigen Gäste im Garten, und ich bin zugleich auf der kühlen, gewölbten Flur mit dabei als flachsköpfiger, dreikäsehoher Eingeborener und beobachte den Vorgang mit stets sich gleich bleibendem Interesse. Das geleerte Faß darf ich den Abhang hinter dem Hause hinab, in den Schuppen zu den übrigen rollen, und das Gaudeamus igitur aus der großen Laube ist mir wie ein Gesang von der Wiege her. Seit Väterzeiten kennen wir, alle Pfister in der Mühle, das Kommersbuch auswendig, wenn ich gleich in neuester Zeit der Einzige bin, der auch in andern Lauben, Gärten, Schenken und Mühlen mit Schankgerechtsame Gebrauch davon gemacht hat mit der Verbindungsmütze auf dem närrischen, heißen Kopfe und dem Schläger in der Faust.

Er setzte etwas auf seinen und seines Hauses und Gartens Ruf in der Welt, mein Vater! Fast alle unsere Wände waren mit den Verbindungsbildern, Silhouetten und Photographien seiner akademischen Freunde bedeckt, und für mein eignes Leben sind seine Neigungen zu dem jungen gelehrten Volk und allem,

was dazu gehört, von dem größten Einfluß gewesen. Der Umgang mit den jungen (und auch den alten) Leuten, welche ihm die Stadt und die Universität tagtäglich herausschickten und in deren mehr oder weniger geräuschvolle Unterhaltung er gern auch sein Wort und seine Stimme dreingeben durfte, hatte ihn in betreff meiner wohl allerlei in die Phantasie gesetzt, was meinem Lebensgange jedenfalls eine andre Richtung gab, als Pfisters Mühle seit Generationen an ihren Erbeigentümern gewohnt war.

Ein weißlicher Müller und ein weiser Mann war er; aber alles auf einmal konnte auch er nicht bedenken und das einander Ausschließende mit einander in Gleichklang bringen. So trug denn auch er sein Teil der Schuld, daß der augenblicklich letzte Pfister nicht mehr als Müller auf Pfisters Mühle sitzt; und mein einziger Trost ist, daß der Alte, als er auf seinem Sterbebett zum letzten male seinen Arm mir um den Nacken legte und mich zu sich niederzog, sagen durfte: Ist's nicht, als ob ich's vorausgerochen hätte, lieber Junge, als ich dich von der Gänseweide holte und mit der Nase ins Buch steckte? Die Welt wollte uns nicht mehr, wie wir waren zu ihrem Nutzen und Vergnügen. Aufdrängen muß man sich keinem; und so ist's wirklich am besten so geworden, wie es sich gemacht hat....

Es war richtig; auf Schulen ging ich zwar schon, nämlich in die Dorfschule zum Kantor Busse, und am liebsten um den Kantor und die Schule herum, als er, Vater Pfister, mich auf dem Gänseanger nacktbeinig unter den übrigen flachsköpfigen Barfüßern herauslangte, mich am Kragen nach Hause führte und mich in genaueste wissenschaftliche Verbindung mit einem andern, etwas älteren und gebildeteren verwahrlosten Menschenkinde brachte, das er gleichfalls am Kragen hielt, wenn auch mehr mittelbar, das heißt infolge des Pumpes, den es seit längerer Zeit bei ihm angelegt hatte.

Wenn Sie auf den Vertrag eingehen, Herr Asche, wird es vielleicht für beide Partien ein gutes Abkommen sein, und dünner sollen Sie mir nicht dabei werden, wenn dies nicht so in Ihrer Natur liegt, und die Weltregierung Sie nicht schwerer auf der Wagschaale haben will, Adam, sagte mein Vater.

Das aber ist die zweite Gestalt, die von Tisch und Bank, aus Licht und Schatten, aus alledem Tumult, den Klängen und Studentenliedern um Pfisters Mühle sich loslöst und, vertraulich seltsam, wie mit Stroh im Haar, wenn auch keineswegs im Kopfe, in diese Traumbilder hineinschlendert. Gerade als habe auch sie bis jetzt den Tag auf der Gänseweide hingebracht, oder noch bequemlicher, auf dem Rücken liegend zwischen den Roggengarben auf dem Felde jenseits der Uferweiden, des Entengeschnatters und des Mühlwasserrauschens von Pfisters Mühle.

Können das Ding probiren, Vater Pfister! Geben Sie Ihren Bengel her. Werden ja bald erfahren, wer die Langweilerei am ersten satt kriegt, Sie, ich oder dies glückselige, quatschlige, weißfleischige Geschöpf Gottes hier. Braten

könnte ich es mir jeden Mittag; weshalb sollte ich ihm nicht gegen zivilisirtere freie Beköstigung und ein Taschengeld an jedem Mittwoch und Sonnabend die Anfangsgründe des Lateinischen beizubringen versuchen? Die Sache paßt mir vollkommen. Mürbe wollen wir ihn schon kriegen. So 'nen jungen Römer zum Weichreiten unterm Sattel hab' ich mir schon längst zu Weihnachten oder zum Geburtstage gewünscht. Sollen wir heute mit ihm anfangen, oder hat der Knabe auch eine Stimme bei dem Kontrakt, und zieht er's vielleicht vor, am nächsten Sabbath zum erstenmale übergelegt zu werden?

Ich habe damals erst meinem Vater in das freundliche, kluge, vergnügte Gesicht gesehen und dann dem Studiosus der Philosophie, Adam Asche, in das seinige und, die Zähne zusammenbeißend, gesagt: Heute! und nachher die volle Gewißheit erhalten, daß der letzte wirkliche Besitzer von Pfisters Mühle auch bei dieser Gelegenheit ganz genau wußte, wen er vor sich hatte und was er that.

Emmy kennt die dämmerige, düstere Brutstätte meiner ersten wissenschaftlicheren Bethätigungen. Brr! hat sie zuerst gesagt, den Kopf hineinsteckend, aber nachher, wahrscheinlich um mich in meinen Gefühlen nicht zu sehr zu verletzen, hinzugefügt: O, wie hübsch kühl an einem heißen Tage wie heute! und das Liebchen hatte vollkommen Recht. Das Loch war recht schön kühl im Sommer, und im Winter konnte man es leider heizen, und Studiosus Asche bemerkte bei unsrer ersten Niederlassung darin: Würgen könnte ich dich, Lümmel, ob deiner höchst unnötigen Existenz im Weltganzen! Da soll nun ein Mensch Atem holen und Latein verstehen, mit dem vollen Wissen davon, wie viel gemütlicher es draußen ist. Na, Gott sei dir Esel gnädig in diesem Sack mit — Asche! Na na, sieh' mich nur nicht zu blödbokkig an, Junge! wir müssen's ja zusammen aushalten!

Und wir haben es zusammen ausgehalten in dem Stübchen nach hinten hinaus in Pfisters Mühle. Nach hinten hinaus, von der Lust des Gartens so weit als möglich entfernt, aber doch nicht ganz von dem Getön derselben und noch weniger von dem Geklapper und Rauschen der Turbinenstube, hatte uns mein Vater den Tisch ans Fenster gerückt und denselben mit allem nötigen Material an Tinte, Federn und Papier versehen, und da habe ich nicht nur die Rudimente der Römersprache, sondern noch manches andre von meinem — Freund Adam Asche gelernt.

Was mir das Latein genützt hat, weiß ich so ziemlich genau heute; aber wie nützlich mir das „Andre" war, erfahre ich heute tagtäglich so viel mehr, daß von einer sicheren Berechnung noch lange nicht die Rede sein kann.

Es war damals ein recht dürftiges, mageres Männchen, das mit einem Kopf, der von einem äußerst schwarzstrubbelhaarigen Riesen ihm zwischen die Schultern gefallen zu sein schien, mir gegenüber, wie es sich ausdrückte, „die schönen Stunden vertrödelte" und mir nicht selten energisch genug in die Flachs-

wolle griff, um, wie es seufzte, „wenigstens etwas“ aus mir herauszuziehen. Von „zu braven“ Eltern, wie er meinte, war er — studiosus philosophiae A. A. Asche — Adam August Asche. Ich gebe Ihnen mein Wort, Vater Pfister, sagte er, ich würde hier wahrhaftig nicht sitzen müssen, um Ihr Junges philologisch zu belecken, wenn mein Alter etwas mehr auf das Wohlbehagen seines Jungen und etwas weniger auf die Wohlfahrt der Welt und ihre gute oder schlechte Meinung von ihm gegeben hätte.

Reden Sie sich nicht um Ihren besten Trost in dieser Welt, Herr Asche, sagte mein Vater. Weil ich Ihren Vater gekannt habe, habe ich mir eben alleweile gedacht, allzuweit kann der Apfel nicht vom Stamme gefallen sein, und habe Vertrauen zu Ihnen gehabt und Sie mir aus dem Vivathoch da draußen im Garten und vom Verliegen da draußen auf der Wiese und im Heu hereingeladen und Sie gegen einen Strich durch Ihr Conto und eine übrige angemessene Entschädigung an meinen eignen wilden Dorfindianer und eheleiblichen Tagedieb gesetzt.

Reden Sie sich nicht um Ihren Hals, Vater Pfister! hat mein Freund und Gönner, Doktor Adam Asche, gelacht.

Fünftes Blatt.

Hinter dem Beutelkasten und unter den Kastanien.

Wie wunderlich das für mich heute ist, mit dem lieben jungen Weib und der alten Christine in unsrer alten Küche und unserm wohlgegründeten behaglichen Heim in der großen Stadt in diesen abgezählten Sommertagen von der guten alten Zeit in Pfisters Mühle zu träumen und zu schreiben! Wie sind trotz der sonnigen, hoffnungsreichen Gegenwart jene andern, gleichfalls zu- und abgezählten Tage und Stunden in dem muffigen, dunkeln Winkel nach hinten hinaus gleichfalls zur „guten alten Zeit“ für mich geworden!

Von dem Latein, das mir darin, wie mein gelehrter Freund Asche das nannte, „verzapft“ wurde, werde ich reden müssen. Ich weiß heute noch nicht, wie eigentlich meine Begabung dafür ist, aber das weiß ich genau, daß wir uns damals in dieser Hinsicht auf das Notwendigste beschränkt haben.

Es ist Ihr Junge, Vater Pfister, und so haben Sie gewissermaßen die Berechtigung, mit ihm anzufangen, was Sie wollen. Mensa bringe ich ihm schon bei; was er nachher auf den Tisch zu stellen hat, ist Ihre und seine Sache, sagte Studiosus Asche. Was mich anbetrifft, so wissen Sie, daß mein Alter insolvent starb und Schönfärber war.

Und daß von meines guten Freundes Kunst, Wissenschaft und Sinnesart vielleicht gerade das auf Sie übergegangen ist, was Sie brauchen und was andern Leuten bei Gelegenheit auch wieder nützlich werden kann. Auf einmal kann man selten das Beste zugleich haben; so zum Beispiel den Verstand in der Welt und

das Glück in ihr. Sie stünden sich selber im Lichte, wenn Sie von Ihrem seligen Vater mit der geringsten Despektion reden wollten, Herr Asche.

Bei den unsterblichen Göttern! ist die ruhige gewissenssichere Antwort gewesen. Was würde aus mir armen Waisenknaben geworden sein und werden, wenn nicht wenigstens ein Bruchteil vom Talent des Alten, die Dinge in der Welt schön zu färben, auf mich übergegangen wäre? Sie wissen, Vater Pfister, es ist so ziemlich das Einzige, auf was die Gläubiger beim Ausschütten der Masse keinen Anspruch erhoben. — —

Das ist wahr. Ich habe nicht einen zweiten Menschen kennen gelernt, der mit gleicher Fähigkeit, den Beschwerden dieser Erde eine angenehme Färbung zu geben, versehen gewesen wäre, wie mein erster über den Dorfkantor hinausreichender Lehrmeister in unserm Hinterstübchen. Auch die unvermutete, „aus dem blauesten Himmel hereinbrechende" Störung seiner „Wald-, Feld-, Wiesen- und Pfistersmühlen-Faulheit" überwand er, und die Stunden, während welcher mein Vater uns beide hinter Schloß und Riegel hielt, gingen viel glatter und behaglicher vorbei, als wir es uns beim Beginn der ersten vorgestellt hatten. Es sitzt mehr als eine grammatikalische Regel wahrscheinlich nur deshalb heute noch bei mir fest, weil ich zugleich mit ihr noch das entfernte fröhliche Getön des Gartens und das nahe Rauschen der Mühlräder im Ohre habe.

Dreiviertel auf fünf! Noch fünfzehn Minuten und das Elend liegt wieder einmal hinter uns. Also noch einmal den Kopf zwischen beide Fäuste, und drücke dreist etwas fester am Gehirn, Knabe! Siehst du, da haben wir das Gewürm schon draußen und zwar wie gewöhnlich zum Teil durch die Nase mit: der schwarze Rabe — Corvus niger; der angenehme Garten (es sind heute die Teutonen, die sich da den Hals abbrüllen und die kleinen Mädchen anrennomiren!) hortus amoenus; das schwere Geschäft — negotium difficile. Der Eierkuchen mit Schnittlauch, der uns für später in Aussicht gestellt wurde, ist auch nicht gänzlich zu verachten. Noch einmal mit der Nase in den Schooß der Weisheit! Drücke — drücke fest: der gierige Bauch?

Alvus a-vi-dus, Herr Asche.

Avida, Esel! Keine Regel ohne Ausnahmen, mein Sohn. Die große Futterschwinge?

Vannus magna.

So machst du mir Freude! Und nun zum Schluß für heute den ganzen Quark noch mal poetisch:
Er ir ur us sind —?

— Mascula,
um steht allein als Neutrum da.

Schön. Solltest du die nichtsnutzigen Ausnahmen auch noch in dieser zum Herzen sprechenden Weise angeben können, würdest du mir eine ebenso kindliche Freude bereiten wie dir selber. Leiere ab, jugendlicher Kitharoede; aber bedenke,

daß ich dich immer noch vor Schluß der Stunde lebendig zu schinden imstande bin. Die Städt' und Bäume —

Und während Studiosus A. A. Asche am Tischrande die Faust im Kreise dreht, als drehe er den Griff einer Straßenorgel, leiere ich her:

Die Städt' und Bäume auf ein us
Man weiblich nur gebrauchen muß.
Von andern Wörtern merke man
Sich alvus, colus, humus, vannus an.
Die Wörter virus, pelagus
Sind einzig Neutra auf ein us,
Und vulgus ist daneben auch
Als Neutrum meistens im Gebrauch —

Hurrah! Wieder hinein in den Vulgus und zwar als möglichst komplettes Neutrum!

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Zufällige Umstände. Die politische Phraseologie ist um ein hübsches Wort bereichert worden. Der glückliche Erfinder desselben ist Herr Albert Träger, bekanntlich ein hervorragendes Mitglied der Fortschrittstruppe und bisher Vertreter der niedrigen Komik. Wir sagen: bisher, denn er scheint zu einem andern Fache übergehen zu wollen, vielleicht, weil er den Beruf zu etwas Höherm in sich entdeckt hat, vielleicht, weil er einsieht, daß der Herr Direktor es doch noch besser versteht, das Galeriepublikum zu entzücken. Doch mag auch Not an Mann sein, wie das bei solchen Gesellschaften wohl vorkommt, wo dann ein Künstler zur Rolle des Schneider Jetter noch den Herzog Alba übernehmen muß. Wie dem auch sei, genug, er hat neulich in einer Berliner Wählerversammlung als Held debütirt, welcher die verfolgte Unschuld in seinen Schutz nimmt. Sothane Unschuld nennt sich Ludwig Löwe. Für ein erstes Auftreten auf einem neuen Gebiete war das allerdings keine glückliche Wahl. Auch einem bewährten Kämpen in Ritterstiefeln würde es schwer geworden sein, die Zuhörerschaft in feierlicher Stimmung zu erhalten, und nun jemand, bei dessen bloßem Erscheinen sich gewohnheitsgemäß die Mundwinkel verziehen! Der Jammer eines Clown, welcher mit dem Tod im Herzen Possen reißen muß und dessen Schmerzgrimassen als ungewöhnlich drollig belacht werden, ist bereits oft geschildert worden; für die Unglücklichen aber, deren Pathos für Karikatur genommen wird, haben die wenigsten ein Herz. Unter so erschwerenden Umständen leistete Herr Träger wirklich das Mögliche. Der Haupttrumpf war dieser: „Man beschuldigt den armen Löwe des Judentums, aber das ist ja nur ein ganz zufälliger Umstand." Kann ein Verteidiger geistreicher sein? Das wahre Kolumbusei! Jedermann wußte, daß Herr Löwe an seinem Judentum so unschuldig ist wie Herr Träger an seinem Deutschtum, abgesehen davon, daß letzterer sich gewiß ebensogut, vielleicht sogar noch besser, zum jüdischen Mann schicken würde. Jedermann wußte, daß ein Staarmatz nichts dafür kann, daß er weder ein Adler, noch eine Nachtigall, noch eine Martinsgans geworden ist. Aber auf die Nutzanwendung war bisher niemand verfallen. Vorurteilsvoll, wie wir sind, glaubten wir bisher, daß Chinesen, Juden, Polen, Deutsche, Spanier u. s. w. sich durch gewisse Charaktereigenschaften, Vorzüge und Fehler von einander unterscheiden, daß die eine Nation in dieser, die andre in jener Richtung sich hervorthue oder doch

sich hervorzuthun berufen sei, daß gewisse Charaktereigenschaften sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende fast unverändert erhalten u. s. w. Und wir meinten, daß solche Charaktereigenschaften auf die Geschicke der Völker einen großen Einfluß gehabt haben, und daß daher im politischen Leben, im Machen der Geschichte der Gegenwart, auf das Rücksicht genommen werden müsse, was die Geschichte der Vergangenheit zeigt. Nun aber erfahren wir, daß auf dergleichen „zufällige Umstände" garnichts gegeben werden dürfe, sondern nur auf die nichtzufälligen, z. B. in diesem Falle darauf, daß Herr Ludwig Löwe es von bescheidenen Anfängen zu Reichtum gebracht hat. Die Logik mag hier sein: wer für eigne Rechnung sogut zu wirtschaften versteht, der wird auch die Nation reich machen — ein Satz, welcher allerdings durch die Erfahrung eher widerlegt als bewiesen wird, aber diesen „zufälligen Umstand" mit den meisten Sätzen der löblichen Fortschrittspartei gemein hat. Eins möchten wir freilich wissen. Wenn Herr Träger in einem Berliner Restaurant ein Feldhuhn bestellt und man bringt ihm eine gebratene Krähe — wird er sich dann seiner Theorie von den „zufälligen Umständen" erinnern und die Krähe ohne Murren verspeisen?

Literatur.

Das Gefühlsleben. Von Joseph W. Nahlowsky. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit und Co., 1884.

Der Verfasser bietet hier in vorgerücktem Lebensalter, aber mit jugendfrischem Herzen eine zweite Auflage seiner trefflichen, zuerst vor zweiundzwanzig Jahren erschienenen Schrift über das Gefühlsleben. Er ist seinen Auffassungen und Aufstellungen durchweg treu geblieben, sodaß der größte Teil dieser neuen Auflage mit der frühern übereinstimmt, nur hie und da mit wenigen Änderungen. Wirklich umgearbeitet hat er die Einleitung, um noch schärfer und bestimmter als in der ersten Auflage die Begriffe Empfindung und Gefühl zu scheiden und gegen den Wirrwarr der immer noch schwankenden wissenschaftlichen Terminologie sein Veto einzulegen. Empfindungen sind ihm: vom organischen Leibe auf die Seele übertragene Zustände, die in der Seele, welche ihnen gegenüber die Rolle eines mitinteressirten Zuschauers hat, als primitive Gebilde hervortreten; Gefühle dagegen: abgeleitete, unmittelbar in der Seele, die dabei „die Rolle eines Schauspielers" hat, entsprungene und ihr zugehörige Zustände, Resultate sich unterstützender oder befehdender Vorstellungen. Dies vertritt Nahlowsky in der Einleitung mit einem durch lange wissenschaftliche Ausschau bewährten Bewußtsein, und ernstlich wäre zu wünschen, daß endlich alle Männer der Wissenschaft seiner klaren Terminologie entschieden folgen möchten. Außerdem hat der Verfasser besonders noch seinem § 23 („Die Liebe") eine neue Fassung gegeben, welche das edle Gemüt des an Jahren, aber nicht am Herzen gealterten Philosophen im reinsten Lichte vor uns treten läßt. Wenn er auch der Herbartischen Schule zugehört und diese seine Herkunft nirgend verleugnet, so ist doch gerade das Gefühlsleben in seiner Eigenheit ein mehr neutraler Boden, sodaß auch nicht auf Herbarts Standpunkt Stehende die Belehrung, die der Verfasser erteilt, mit Dank annehmen und ihrerseits verwerten können. Und es ist nicht bloß Belehrung über ein jedem Menschen so naheliegendes und doch so schwer zu beleuchtendes Gebiet, die wir vom Verfasser bekommen, seine Darlegungen verschaffen bei erwünschter Verständlichkeit und Präzision ebensoviel Genuß. Man kann dies „Gefühlsleben" mit dem Gefühl wahrer Befriedigung und erhebender Freude durchstudiren und durchleben. So wünschen wir denn dem

ehrwürdigen Verfasser, daß seine Stimme, die schon in der ersten Auflage, wie er selbst es ausspricht, „nicht verhallt ist," erst recht in dieser zweiten Auflage hinausschalle in die gebildete und doch oft gerade darum zügellos von ihren Gefühlen überstürmte Welt. Möchte das *γνῶθι σαυτόν*, das überall hinter den Worten unsrer Schrift hervorklingt, ohne doch irgendwo oder wie aufdringlich zu werden, an dem Herzen manches Lesers Frucht wirken, deren unsre Zeit so bedürftig ist.

Adolf Lützows Freikorps in den Jahren 1813 und 1814. Von K. v. L. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1884.

Als Treitschke in dem ersten Bande seiner deutschen Geschichte erbarmungslos den Nimbus zerstörte, mit welchem die im Volke lebende Tradition den Anteil der Landwehr, des Landsturmes und der Freischaren an der Befreiung von der französischen Fremdherrschaft umkleidet hatte, und den Ruhm, das Vaterland errettet zu haben, unverkürzt für das preußische Heer in Anspruch nahm, erhob sich, wie zu erwarten war, neben lautem Widerspruch auch freudige Zustimmung. Die Ansicht Treitschkes von der Überschätzung der Freischaren war es wohl, die Koberstein bestimmte, eine Untersuchung darüber anzustellen, ob die Waffenthaten der Lützower ein Anrecht auf die Anerkennung hätten, die ihnen bisher in der Poesie und der Geschichte gezollt worden war. Er kam hierbei zu dem Resultate, Lützows Schar, welche den Gedanken der deutschen Einheit hätte verkörpern sollen, habe zum größten Teile aus sonderbaren Schwärmern bestanden, die von dem Wesen des Krieges wie von den Pflichten des Soldaten keine rechte Vorstellung gehabt hätten und daher unter wenig fähigen Führern, ohne Erfolge und Ruhm zu erringen, zu einer geringen Rolle verurteilt gewesen seien. Erst durch die süddeutschen Demokraten, welche aus Haß gegen das stehende Heer die Volksbewegung der Freiheitskriege überschätzt hätten, seien sie zu wunderlichen Heiligen eines frommen Aberglaubens erhoben worden.

Kobersteins Aufsatz wäre unbeachtet geblieben, hätte er nicht in die Preußischen Jahrbücher Aufnahme gefunden. Dieser Umstand war es, der K. v. L. zu der vorliegenden ausführlichen Entgegnung veranlaßte, in welcher auf Grund eines reichhaltigen Quellenstoffes die Anklagen Kobersteins entkräftet werden. K. v. L. führt den Nachweis, daß die Lützowsche Freischar nicht einen allgemein deutschen Charakter an sich trug, sondern als königlich preußisches Freikorps errichtet wurde und daher auch die schwarzweiße Kokarde führte. Dann berichtet er von der Zusammensetzung des Offizierkorps und legt, indem er die Kämpfe der Lützower bis zu ihrem Aufgehen in das 25. Infanterie- und das 6. Ulanenregiment ausführlich erzählt, dar, daß es weder der patriotischen Schar an militärischer Schulung und an Tapferkeit noch ihren Führern an Fähigkeit fehlte. Zuletzt wendet sich der Verfasser mit durchschlagenden Gründen gegen die Behauptung Treitschkes, es habe bei den Burschenschaftern und bei den Turnern nach den Freiheitskriegen ein Lützowkultus bestanden. Bei dieser Gelegenheit verwirft er auch mit Recht die vielverbreitete Ansicht, daß die Burschenschaft ihre Farben Schwarz-Rot-Gold mit Rücksicht auf die Uniform des Lützowschen Freikorps gewählt habe.

König Konrad der Junge. Epische Dichtung in fünf Gesängen von Eduard v. Cölln. Leipzig, Haessel, 1884.

Den historischen Gehalt der Erscheinung des letzten Staufensprossen Konradin spricht Gregorovius (Geschichte der Stadt Rom V, 443) sehr geistvoll aus. „Nach einer schnellen und strahlenden Laufbahn, die eher einer Romanze, als der geschichtlichen Welt anzugehören scheint, schloß Konradin durch seinen tragischen Tod die

lange Heldenreihe des Geschlechtes der Hohenstaufen und auch dessen langen und heißen Kampf wider das Papsttum und um den Besitz Italiens. Wenn das Los dieses edeln Jünglings furchtbar und ungerecht war, so war doch der Spruch der Geschichte völlig reif: Deutschland sollte ferner nicht über Italien herrschen, das alte Reich der Ottonen und Franken nicht hergestellt werden... Große Geschlechter stellen Systeme einer Zeit dar; doch sie fallen mit diesen, und keine priesterliche oder politische Macht, wie sehr auch die überlebende Einbildung sich bemühte, vermochte je eine überwundene Legitimität zu erneuern. Kein größeres Geschlecht vertrat je ein größeres System, als die Hohenstaufen, in deren mehr als hundertjähriger Herrschaft der Prinzipienkampf des Mittelalters seine entschiedene Entfaltung und seinen mächtigsten Charakter gefunden hat. Der Krieg der beiden Systeme, der Kirche und des Reiches, die sich gegenseitig zerstörten, um die Bewegung des Geistes frei zu geben, war der Gipfel des Mittelalters, und auf ihm steht Konradin durch seinen tragischen Tod verklärt." Wir meinen, es wäre Pflicht des Dichters gewesen, der sich diesen Stoff zur epischen Behandlung gewählt hatte, jedenfalls alle Historiker zu Rate zu ziehen, die ihn wissenschaftlich dargestellt haben; denn keinesfalls darf der Dichter kleiner als der Historiker sein, der Dichter, der sonst das Recht hat, dort in die Lücke zu springen, wo den Mann der an die Empirie gebundenen Wissenschaft alle Weisheit verläßt. Dies machen wir dem obigen neu erschienenen Epos zum ersten Vorwurf. Er scheint von der großartigen Darstellung bei Gregorovius, die ihm fruchtbar genug geworden wäre, nicht die geringste Notiz genommen zu haben, sondern hat sich vielmehr in Geist und Thatsachen an die veraltete und seitdem durch Forschungen wie Schirrmachers „Letzte Hohenstaufen" vielfach ergänzte Darstellung Raumers im vierten Bande seiner Hohenstaufengeschichte gehalten. Er hat sich nur zu sehr an Raumer gehalten; von seiner Darstellung hat er auch die Anregung erhalten, die Idee der Mutterliebe zum Grundton seiner Dichtung zu machen, wie er es in der Widmung ausspricht:

Was mir im Leben stets das Rührendste
Gewesen schon seit frühster Jugendzeit,
Die Mutterliebe, die auch mich erquickt
Mit heil'ger Treue, [sic?] hab' ich verklärt
In tiefen Tönen aus der Menschenbrust,
Gedenkend deiner, du erlauchtes Herz,
Das selbstlos mich geliebt bis in den Tod.

Raumer erwähnt ausführlich (S. 534 ff.), wie die Mutter Konradins sich seinem Zuge nach Italien ahnungsvoll widersetzte, ohne jedoch den mutigen, auf sein ehrliches Recht vertrauenden Jüngling davon abhalten zu können. Aber bei Gregorovius hätte der Dichter lernen können, was für ein zufälliges Moment diese Ahnung der Mutter bei dem tragischen Ereignis ist, denn dieser findet nur eine Zeile für das genügend, was Raumer ausführlich erwähnt. Und dies ist der zweite Fehler der vorliegenden Dichtung. Jeder Künstler muß vorerst trachten, harmonische Einheit zwischen Stoff und Idee in seine Darstellung zu bringen, und ein gewaltiges politisches Ereignis eignet sich am wenigsten dazu, einen mehr idyllisch schönen Gedanken zu veranschaulichen.

Aber alle diese Einwendungen wären nebensächlich, wenn der Autor in der Form seiner Darstellung poetische Eigenschaften irgendwelcher Art bekundete; aber leider fehlen diese, man muß geradezu sagen gänzlich. Die Sprache, die sich nur zu oft Freiheiten erlaubt wie z. B. „entschlündet" (S. 137), „hiebzerschroten" (S. 156), „glutete" (S. 11), „Fort Peinen, Sinnen und Sorgen" (S. 52) u. s. w., entbehrt

jeglichen Reizes: sie ist bilderlos und läuft langweilig, häufig in sentimentalen Reflexionen der gewöhnlichsten Art, dahin. Von einer Komposition der Handlung, die Steigerung und Spannung des Interesses herbeiführen sollte, keine Spur; jeder Sinn für bewegte Handlung fehlt, dafür werden breitspurige und unanschauliche Reiseschilderungen eingeschoben; von objektiver Charakterzeichnung und feinerer Motivirung ist gleichfalls nichts zu finden. Und wie billig ist das Räsonniren gegen den Papst und das Bekunden der wahren christlichen Gesinnung!

Zum Schluß noch ein Wort: Keine Erscheinung in der Kunst verdient eine schärfere Kritik als die der guten Menschen und schlechten Musikanten, wie uns der Autor einer zu sein scheint. Diese sind immer im Besitze einer gewissen Bildung und Fähigkeit, in Versen zu schreiben; aber sie sind die unglücklichsten aller Produzirenden, weil ihnen jedwede Individualität mangelt und sie um einen Lorber ringen, der ihnen nach ihrer Meinung gebührt und doch nie zugestanden werden kann, weil zur Kunst mehr als bloße allgemeine Bildung und Gutherzigkeit gehört.

Siebenschön. Ein April-Mai-Märchen in Reimen von Benno Rüttenauer. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1884.

Offenbar ein Erstlingswerk. Ein romantisches Produkt, ein humorvoller Absagebrief eines dichterischen Menschen an alle Philisterei, an den Zwang der äußern Formen der Etikette, an die Heuchelei der Leute von Beruf, die vor dem Neuen, Unbekannten das Ende ihrer Wissenschaft niemals bekennen möchten, ein enthusiastisches Loblied auf die Jugend, die Poesie und den Frühling und alles Schöne. Insofern würde man gern mit dem jungen und begabten Autor sympathisiren, dem es an Geist- und Gestaltungsgabe nicht fehlt, wenn er nur nicht auch die Neigung zeigte, sich die Schattenseite der alten Romantik anzueignen, wenn er nur nicht mit der „Ironie" der Romantiker kokettiren möchte. Davor möchten wir ihn bewahrt wissen; ohne konkrete Realität, ohne strengere Form in der Komposition der Handlungen, ohne Vermeiden aller leeren oder überflüssigen Rhetorik ist heutzutage selbst eine romantische Richtung nicht haltbar. Das Spielen mit dem Leser, das Wissen um den Traum mitten im Träumen ist weder poetisch noch schön, sondern einfach prosaisch. Zur Charakteristik mögen folgende hübsche Verse hier ihre Stelle finden:

Ja seht einmal den kühnen Poeten!
Weiß der nicht alles zusammenzukneten,
In toller Romantik Körper und Geist,
Und alles er mit Namen heißt!
Und muß nun erst sich foltern und quälen,
Die tote Sprache zu beseelen,
In neuen Wörterungeheuern
Die ewigen Bilder zu erneuern.
So sind die Dichter und sind dabei froh
Und flammen vor Seligkeit lichterloh,
Als würden sie himmlischen Nektar schlürfen,
Wenn sie sich dichtend quälen dürfen.
Und dünken entführt sich dem irdischen Land,
Und dünken sich den Göttern verwandt,
Und glauben durch das All zu dringen,
Des Weltalls Enden sich nahe zu bringen,
Und glauben — o Zauberwort! — zu schaffen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wustmann in Leipzig in Vertretung.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Zur Dampfersubventionsvorlage.

Es kann jedenfalls als ein günstiges Zeichen für die Zweckmäßigkeit des staatlichen Schutzes unsrer Handelsschifffahrt, wie er durch das Dampfersubventionsgesetz geboten werden soll, betrachtet werden, daß darüber in den englischen maritim-technischen Journalen ein einstimmiger Lärm erhoben wird. Die englische Schifffahrt zieht aus dem Zwischenverkehr des deutschen sowohl wie des französischen, italienischen und österreichischen Seehandels sehr beträchtliche Mittel zu ihrer Prosperität, und in den maßgebenden Kreisen Englands giebt man sich keinen Zweifeln darüber hin, daß, wie das Vorgehen Frankreichs im Dampfersubventionssystem Deutschland zur schnellen Nachfolge angeregt hat, ebenso jetzt das deutsche Subventionsgesetz eine beschleunigte Durchführung des italienischen Schifffahrtprämiengesetzes, das in gleicher Weise die Beseitigung der „stets mit Widerwillen ertragenen englischen Abhängigkeit" obenanstellt, veranlassen und nunmehr auch für Österreich den Anstoß zur Nachahmung dieses ohnehin dort schon lange lebhaft erwogenen Schrittes zur endlichen Reinigung seines Seeverkehrs von der englischen Konkurrenz geben wird. England kann nicht anders als eine schwere Schädigung seiner Schifffahrtsinteressen aus dieser drohenden Allianz voraussehen, umsomehr, als es einsehen muß, daß die Mittel zu einer Begegnung derselben von einer entsprechenden Vergrößerung seiner eignen staatlichen Subvention nicht dauernd hergegeben werden können.

In den abfälligen Besprechungen der manchesterlichen Kreise drehen sich ganz sonderbare Gedanken auch um den Punkt der militärischen Ausnutzung der Vorlage, und im Berliner Hauptmoniteur des „deutschen Freisinns," dem „Berliner Tageblatt," begegneten wir sogar kürzlich der übrigens von andern Blättern gleichen Schlages weidlich nachgebeteten Frage, „wie es überhaupt möglich sein

sollte, die für den Postdienst herzustellenden Schiffe zugleich dem Merkur und dem Mars dienstbar zu machen, indem die für den Kriegsdienst zu treffenden Einrichtungen voraussichtlich doch nur auf Kosten der leichten Beweglichkeit der Dampfer möglich sein würden." Bekanntlich hat ja der Gesetzentwurf eine gleichzeitige Verwendung der subventionirten Postdampfschiffe zu Hilfskriegszwecken ins Auge gefaßt. Nun gehört aber ein großes Maß von Unwissenheit in nautischen Dingen dazu, sich diese Zwecke aus dem geraden Gegenteil eines Hauptanspruchs der Vorlage, nämlich der möglichst großen Leistungsfähigkeit des zu subventionirenden Materials, erklären zu wollen. Unsre Marineleitung hatte bekanntlich vor einigen Jahren vom Parlament die Mittel zur Erbauung eines Personaltransportdampfers gefordert, welcher besonders zur Beförderung der Ablösungsmannschaften für unsre in Ostasien stationirten Schiffe zwischen Asien und den Heimatshäfen verkehren sollte. Wir wollen nun die Frage ununtersucht lassen, wieweit die Marinebudget-Prüfungskommission recht daran gethan hat, diese Forderung zu stellen, durch welche nicht nur ein billiger, bequemer und vor allen Dingen sehr zuverlässiger Lieferungsweg für alle auf der dortigen Station nötigen Schiffsbedürfnisse einheimischen Firmen geschaffen worden wäre, sondern auch solche Sondermehrkosten erspart worden sein würden, wie sie z. B. aus Mangel an einem solchen Marinetransportboote vor zwei Sommern die Indienststellung der großen gedeckten Korvette „Stein" verursacht hatte, die unter großem Kohlenverbrauch zweimal den „Atlantik" als Transportschiff für Ablösungsmannschaften kreuzen mußte, weil eine passende private Fahrgelegenheit gefehlt hatte. Wir möchten aber darauf hinweisen, daß der Gesetzentwurf unsrer Dampfersubvention von dem militärischen Vorteil nicht die alleinige Auffassung hat, daß neue subventionirte Dampferlinien verbesserte und umfangreichere Beförderungsgelegenheiten von Marinemannschaftstransporten sein sollten, sondern daß er vielmehr auch den größern Zweck im Auge hat, daß die staatlich begünstigten Dampfer dazu berufen sein könnten, eine Rolle in seekriegerischen Verwicklungen als „Hilfskreuzer" zu spielen, eine Perspektive, welche umsoweniger kurzsichtiger Auffassung begegnen sollte, als unser Reich unter Beobachtung möglichster Sparsamkeit doch pflichtmäßig auf einen fortschreitenden Schutz der fortschreitenden Kraftentfaltung unsrer wirtschaftlichen Positionen im Auslande bedacht sein muß. Uns scheint es selbstverständlich, daß, nachdem auf allen Seiten, wo sich die Einsicht nicht böswillig verschließt, eingesehen wird, daß für unsre Dampfschifffahrt im allgemeinen hinsichtlich der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit ihrer Fahrten, welche im merkantilen Seeverkehr heute, wo die Tendenz mehr und mehr auf Erhöhung der Geschwindigkeit gerichtet ist, von so hervorragender Wichtigkeit sind, hinter der konkurrirenden englischen bemerkbar zurückgeblieben ist, von der staatlichen Subvention ein Haupthebel der Besserung erwartet werden darf. Es wäre aber ganz gewiß widersinnig, anzunehmen, daß dieses Vorteils diejenigen Dampfer der subventionirten Linien verlustig gehen würden,

welche Einrichtungen zur etwaigen spätern Einstellung in die Reihen der Kreuzerschiffe erhielten. Wir möchten dafür die englische und französische Praxis mit dem Hinzufügen anführen, daß gerade die zu solchen Zwecken bestimmten Handelsdampfer die vorzüglichsten der Flotte sind. Wir verstehen es garnicht, wie man erwarten kann, daß Schiffe, welche sich die Kriegsmarine nach der Brauchbarkeit für ihre Zwecke besieht und denen für ihre Bereitwilligkeit der Staat vielleicht noch eine Sonderprämie zahlen mußte, mangelhaft sein sollen. Offenbar muß der, welcher für eine solche Annahme im Lande Stimmung machen möchte, doch mit dem deutschen „Mars" auf sehr schlechtem Fuße stehen. Das Marineministerium in Frankreich hat mit dem Erlaß vom 8. Februar dieses Jahres an diejenigen Merkantildampfer der subventionirten Linien, welche unter einem jährlichen Prämienzuschlag von fünfzehn Prozent sich der Verpflichtung zum Hilfskriegsdienste unterzogen haben, sehr große technische Anforderungen gestellt, welche für die Leistungsfähigkeit der französischen Privatwerften als ein lobendes Zeugnis gelten können. Nach dem Journal de la Flotte hat der Minister diesen so bezeichneten Handelsdampfern u. a. folgende Bedingungen gestellt: Die Schiffe müssen imstande sein, bei den Probefahrten $13^1/_2$ Seemeilen in der Stunde zu entwickeln. Zu diesen Proben müssen die Schiffe diejenige Tauchung haben, zu welcher sie eine volle militärische Ausrüstung bringen würde, und der Marineminister muß die Berechtigung haben, die Proben prüfen zu lassen. Die Maschinen und Kessel müssen bezüglich der Dauer und ihrer anstandslosen Funktionirung durch eine tadellose Ausführung der Arbeit jede gewünschte Garantie bieten können. Die Raumverhältnisse müssen derart sein, daß die Schiffe einen für 6000 Meilen Entfernung zu 10 Meilen Geschwindigkeit ausreichenden Kohlenvorrat an Bord nehmen können. Ihre inneren Räumlichkeiten müssen außerdem gestatten, mit den Reservekohlen eine entsprechend hohe und starke Brustwehr zum Schutze der äußeren, Projektilbeschädigungen ausgesetzten Maschinen- und Kesselteile zu bilden. Die Bestückung wird aus 14-Centimeter-Geschützen bestehen und die Anzahl derselben vom Marineminister bei jedem einzelnen Schiffe festgestellt werden. Die Stückpforten im Schanzkleide des Oberdeckes sind von vornherein derart auszuschneiden und vollständig herzustellen, daß die Einstellung der Seitenrichtung ohne Anstand ausgeführt werden kann. Alle Armirungseinrichtungen müssen auch im übrigen schon auf dem Oberdeck vorbereitet sein, sofern sie nicht für die gewöhnlichen Bordarbeiten eines Fracht- oder Passagierdampfers hinderlich sind. Im übrigen müssen die Schiffe die höchsten Anforderungen der Dampfnavigation erfüllen können und im besondern sich auch durch sorgfältige wasserdichte Schotteneinrichtungen auszeichnen. In Italien hat das Marineministerium den Postschiffen zu ihrer Verwendung als „Hilfskreuzer" durch das Gesetz für die staatliche Subvention der Dampfschiffslinien noch schwierigere Bedingungen vorgeschrieben, und auch in Österreich, wo die Bewegung zu gunsten eines solchen Subventionssystems zur Zeit sich kräftig fühlbar macht, wird in Marinekreisen,

wie dies aus den amtlichen Organen der Kriegsflotte hervorgeht, nachdrücklich die Ansicht vertreten, daß die oberste Leitung auf eine Bereitung der Auxiliardampfer beziehentlich Kreuzer bedacht sein müsse, obgleich dieses Land doch im Verhältnis zu Deutschland klein zu nennende transmarine Ansprüche hat. In England ist diese Praxis am höchsten entwickelt; hier thut es im eignen Angebot der größten Leistungsfähigkeit bekanntlich eine Linie der andern zuvor. England ist in der Lage, zweihundert Dampfer sofort auf den Kriegsfuß stellen zu können. Wir vermögen nicht einzusehen, welche Gründe gerade bei uns dagegen sprechen sollten; wir glauben im Gegenteil, daß, wenn unsre Admiralität mit Prämienzugeständnissen unsern überseeischen Dampferlinien das Angebot des Hilfskriegsdienstes unter Bedingung bester Leistungen machen würde, dies eine so starke Kraft auf dem Felde der maritimen Konkurrenz erzeugen würde, daß bei umsichtiger und kundiger Leitung unserm Dampfschiffsbau dadurch sehr bald eine andre Richtung gegeben werden würde. Dabei würden wir außerdem noch den Vorteil gewinnen, die Gefechtsstärke unsrer Kreuzerflotte ohne bedeutende Kosten wesentlich erhöht und somit eine Aufgabe, die nicht zu den leichtesten gehört, erleichtert zu sehen: Richtersche Jeremiaden über den deutschen Militärstaat anhören zu müssen.

Kiel. F. S.



Die Revision der Rechtsanwaltsordnung.



Wer sich für die Erhaltung der ehrenvollen Tradition der deutschen und speziell der preußischen Rechtsanwaltschaft interessirt, der wird mit Freuden aus den öffentlichen Blättern entnommen haben, daß die Regierung die Revision der für die Rechtsanwälte giltigen gesetzlichen Bestimmungen beabsichtige. Im ersten Quartal der Grenzboten dieses Jahres (S. 630 ff.) habe ich mich über die Revision der Gebührenordnung für die Rechtsanwälte ausgesprochen; es sei mir gestattet, hier einige Bemerkungen über die Revision der Rechtsanwaltsordnung zu machen.

Die Rechtsanwaltsordnung verfolgt den sehr löblichen Zweck, den Rechtsanwälten die zum Betriebe ihres wichtigen Berufes notwendige Freiheit und Selbständigkeit zu verleihen, aber sie ist ganz entschieden zu weit gegangen, sie hat die Anwaltschaft nahezu freigestellt und andrerseits mehr oder weniger zu einem Gewerbe gemacht. Namentlich letzteres mußte aber jeder bitter empfinden, der als preußischer Rechtsanwalt die geachtete Stellung eines Staatsdieners mit

vollem Bewußtsein der damit verbundenen Pflichten innegehabt hatte und sich nun über Nacht als Gewerbtreibender wiederfand. Es ist erklärlich, daß mancher lieber den ihm liebgewordenen Beruf aufgab, als daß er die neue, mit der richtigen Auffassung der Rechtsanwaltschaft unvereinbare Stellung eingenommen hätte. Soll nun aber ein wirklicher Wandel geschaffen werden, so müssen folgende Punkte berücksichtigt werden.

Vor allem muß wieder, wie im preußischen Rechte, festgestellt werden, daß der Rechtsanwalt, wenn auch selbstverständlich nicht Staatsbeamter, so doch Staatsdiener ist; damit fallen eine Menge Dinge weg, welche jetzt, nicht zur Ehre des Anwaltsstandes, einzureißen drohen. Reklamenhafte Anzeigen, Herumtreiben vor den Sitzungszimmern, um mit den Aufruf erwartenden, nicht bereits durch einen Anwalt vertretenen Personen in Berührung zu kommen und deren Vertretung — mag die Sache selbst zum Eingeständnis reif sein — zu erhalten, Herumsenden der Schreiber und sonstiger Agenten zum Heranziehen von Vollmachtgebern, Einwirken auf Zeitungsreporter zur Hervorhebung der Leistungen des Verteidigers (z. B. der Staatsanwalt „versuchte“ die Anklage zu begründen, in „längerer, glänzender Rede“ sprach aber der Verteidiger, Herr Rechtsanwalt N. N., für seinen Klienten), Gratisanerbieten zur Übernahme des Mandats in Aufsehen erregenden Sachen, Übernahme aller möglichen Geschäfte für Dritte (Häuservermietungen nicht ausgeschlossen), wenn auch ein wirklicher Rechtsbeistand dabei garnicht zu leisten ist, und dergleichen mehr — alle solche Dinge sind einem Gewerbtreibenden gestattet, einem Staatsdiener selbstverständlich nicht, und es würde somit die Einreihung eines Paragraphen in die Rechtsanwaltsordnung etwa des Inhalts: „Die Rechtsanwälte sind, abgesehen von der Berechtigung zu Gehalt oder Pension, als wirkliche Staatsdiener anzusehen,“ oder wie man ihn sonst fassen will, zu empfehlen sein.

Eine zweite Änderung der Rechtsanwaltsordnung müßte bezüglich des Rechts der Zulassung der Anwälte gemacht werden. Nach Paragraph 4 der Rechtsanwaltsordnung muß, wer zur Rechtsanwaltschaft befähigt ist, zu derselben bei den Gerichten des Bundesstaats, in welchem er die zum Richteramte befähigende Prüfung bestanden hat, auf seinen Antrag zugelassen werden, und nach Paragraph 13 darf die Zulassung bei dem im Antrage bezeichneten Gerichte wegen mangelnden Bedürfnisses zur Vermehrung der Zahl der bei demselben zugelassenen Rechtsanwälte nicht versagt werden. Hiernach ist es der Justizverwaltung vollständig entzogen, dafür zu sorgen, daß überall eine genügende Anzahl von Rechtsanwälten vorhanden sei und nirgends die notwendige Zahl überschritten werde. Ist dies an sich schon ein vollständig unzulässiger Zustand, da der Justizverwaltung diese Möglichkeit ebenso zustehen muß, wie die Sorge für die genügende Besetzung der Gerichte und Staatsanwaltschaften, so hat sich der Erfolg davon bereits auch in andrer Weise gezeigt. Von den kleinern Orten sind die Rechtsanwälte vielfach hinweggezogen, an den

größern häufen sie sich in bedenklicher Weise zusammen; dort leidet das Publikum an dem Mangel eines Rechtsbeistandes, hier an der zu reichlich dargebotenen Rechtshilfe. Da jedermann eine möglichst gesicherte Existenz haben will, so ist es klar, daß eine Überfüllung mit Anwälten diese immer vor die Versuchung stellt, Geschäfte, welche nach dem oben Auseinandergesetzten für einen Rechtsanwalt nicht ganz schicklich sind, zu treiben oder auch auf eine nicht ganz korrekte Weise Aufträge zu erlangen, Thatsachen, über welche in den Rechtsgebieten, welche vor 1879 bereits freie Rechtsanwaltschaft hatten, immer eine Klage war. An den kleinern Orten dagegen hätte man gern in wichtigen Sachen rechtsverständigen Rat oder eine sachverständige Vertretung vor dem Amtsgericht, das Amtsgericht würde gern einer armen Partei einen Offizialanwalt bestellen, es ist aber unmöglich, weil sich kein Anwalt dazu hergeben will, an dem betreffenden Ort zu wohnen. Und doch wird jeder Rechtsanwalt auch an einem Amtsgerichtsorte, zum mindestens am Kreishauptorte in Verbindung mit den übrigen im Kreise gelegenen Amtsgerichten, eine Einnahme haben können, welche ihn befähigt, den an jenen Orten angestellten, meist jüngern Amtsrichtern entsprechend zu leben. Warum soll nun der Richter, der Landrat gezwungen werden können, an einem solchen kleinen Orte zu wohnen, und der Rechtsanwalt nicht, vorausgesetzt, daß die Bedingung einer standesgemäßen Existenz für ihn geboten ist? Um diesen Übelständen abhelfen zu können, muß dem Paragraph 6 der Rechtsanwaltsordnung, welcher von der fakultativen Versagung der Zulassung eines Rechtsanwalts handelt, ein Satz dahin lautend eingeschaltet werden, daß die Zulassung versagt werden kann, wenn an dem im Antrag bezeichneten Gerichte bereits eine solche Zahl von Rechtsanwälten zugelassen ist, daß deren Vermehrung das Bedürfnis überschreitet. An Stelle des oben angeführten Paragraph 13 aber müßte ein andrer gesetzt werden des Inhalts: „Erachtet die Landesjustizverwaltung es für erforderlich, daß bei einem bestimmten Gericht überhaupt oder über die bereits daselbst zugelassene Zahl der Rechtsanwälte hinaus ein Rechtsanwalt bestellt werde, so ist sie auf solange berechtigt, alle Anträge auf Zulassung bei einem andern Gericht zurückzuweisen, bis an dem gedachten Gerichte die zu besetzende Stelle besetzt ist.“

Ich habe absichtlich alle diese Bestimmungen fakultativ gefaßt, damit die Landesjustizverwaltung sich möglichst den gegebenen Verhältnissen anpassen könne, und glaube, daß dabei sowohl das Publikum als die Rechtsanwälte gut fahren werden; jedenfalls wird auf diesem Wege dafür gesorgt werden, daß jeder Anwalt, sofern es ihm nur gelingt, Vertrauen beim Publikum zu erlangen, sein standesgemäßes Auskommen habe, und so wird dann umsoweniger die Versuchung Macht über ihn gewinnen, die nach dem oben Dargestellten für einen Anwalt unpassenden Handlungen zu begehen. Für alle Armensachen aber würde, da die Justizverwaltung schon darauf sehen wird, daß für jedes Gericht mindestens ein Rechtsanwalt vorhanden ist, ein Vertreter zu finden sein.

Als naheliegend mag noch ein weiterer Punkt berührt werden, der der Verpflichtung des Rechtsanwalts zur Annahme der ihm erteilten Aufträge. Früher war der Anwalt verpflichtet, alle an ihn ergehenden Aufträge, sofern er Garantie für seine Gebühren und Auslagen hatte und kein Rechtshindernis im Wege stand, anzunehmen, sodaß die Rechtsuchenden nie um Rechtshilfe verlegen waren. Auch diese Verpflichtung ist gegenwärtig beseitigt, der Rechtsanwalt kann es machen, wie er will, er hat nur die Ablehnung des Auftrags der Partei rechtzeitig mitzuteilen. Der hiervon handelnde Paragraph müßte auch dahin umgearbeitet werden, daß der Rechtsanwalt wieder unter den angegebenen Voraussetzungen jeden Auftrag anzunehmen, wenn er aber zur Ablehnung berechtigt oder gezwungen ist, dies gemäß der jetzigen Bestimmung des Paragraph 30 der Partei mitzuteilen habe.

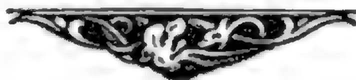
Die Voraussetzung, daß der Anwalt vor Annahme einer Sache Sicherheit wegen seiner Gebühren verlangen könne, bedarf aber auch einer Einschränkung, da es z. B. vorkommt, daß bei manchen Anwälten Rechtsuchende garnicht zur Besprechung zugelassen werden, bevor sie nicht eine im voraus allgemein fest bestimmte Summe bezahlt haben, auf welche hin dann nach der Besprechung mit ihnen abgerechnet wird. Das Recht, einen Vorschuß zu fordern, wird dem Anwalte niemand bestreiten wollen; zum Extrem ausgebildet, läßt es aber die Rechtsanwaltschaft zu sehr als Ausübung eines des materiellen Gewinnes halber betriebenen Gewerbes erkennen, und es möchte daher der Paragraph 84 der Gebührenordnung für Rechtsanwälte, welcher von dem Recht, Vorschuß zu verlangen, handelt, durch eine Bestimmung abzuändern sein, welche analog dem Paragraph 6 des preußischen Gesetzes vom 12. Mai 1851 dem Anwalt gestattet, bei Bevollmächtigung zum Betriebe eines Prozesses einen angemessenen Vorschuß (über dessen Angemessenheit im Zweifel der Vorstand der Anwaltskammer zu entscheiden hätte), in andern Sachen jedoch nur den ungefähren Betrag voraussichtlich entstehender baarer Auslagen als Vorschuß zu verlangen. Der Paragraph 38 der Rechtsanwaltsordnung aber, welcher die Vorschußfrage bei Offizialsachen behandelt, könnte einfach bestehen bleiben, da er schon nur einen nach der Gebührenordnung zu bemessenden Vorschuß voraussetzt.

Schließlich möchte der Justizverwaltung noch in einigen Punkten eine Einwirkung verstattet werden, da ihr dieselbe jetzt leider entzogen ist. Nach Paragraph 5 der Rechtsanwaltsordnung muß die Zulassung eines Rechtsanwalts u. a. versagt werden, wenn der Antragsteller ein Amt oder eine Beschäftigung betreibt, welches mit dem Beruf oder der Würde des Rechtsanwalts unvereinbar ist, wenn er sich eines Verhaltens schuldig gemacht hat, welches die Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft bewirken würde, oder wenn er infolge körperlichen Gebrechens oder wegen eingetretener Schwäche seiner körperlichen oder geistigen Kräfte zur Erfüllung der Pflichten eines Rechtsanwalts dauernd unfähig ist; die Entscheidung darüber aber, ob ein solcher Fall vorliegt, hängt,

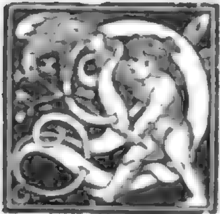
soweit nicht im erstern Falle gesetzliche Bestimmungen vorliegen, lediglich von dem Gutachten des Vorstandes der Anwaltskammer ab, sodaß dieser eigentlich anstatt der Landesjustizverwaltung entscheidet, was alles mit der Anwaltschaft vereinbar ist und was nicht. Auch dies geht entschieden zu weit; es würde vollkommen genügen, wenn zu allen diesen Punkten gesagt würde, daß vor der Entscheidung über die Zulassung der Vorstand der Anwaltskammer gehört werden müsse, wie dies genau so bezüglich der Zurückziehung der Zulassung bestimmt ist (Paragraph 13 der Rechtsanwaltsordnung). Es würden damit die Anschauungen der Rechtsanwälte zum Ausdruck kommen, und so würde doch der Landesjustizverwaltung, welche die eigentliche Verantwortung für die Besetzung aller Stellen in ihrem Ressort trägt, die ihr unbedingte Einwirkung nicht entzogen. Eine gleiche Anordnung, den Vorstand der Anwaltskammer zu hören, müßte dann naturlich auch für den oben vorgeschlagenen Grund zur Versagung der Zulassung wegen Überzahl von Rechtsanwälten bei einem oder Mangel solcher bei einem andern Gerichte zu treffen sein.

Würde die Rechtsanwaltsordnung in den hier angegebenen Richtungen umgeändert, so glaube ich, daß die Punkte beseitigt sein würden, welche jetzt die Perspektive zu einer bedenklichen Entwicklung der Rechtsanwaltschaft eröffnen, ohne daß den Rechtsanwälten die zu Ausübung ihres selbstverständlich im Verhältnis zum übrigen Staatsdienst etwas freieren Berufs nötige Freiheit genommen wäre. Wesentlich ist es namentlich, daß entgegen der altpreußischen Einrichtung des ehrengerichtlichen Verfahrens, welche als zweite Instanz nur das Obertribunal kannte, nach der Rechtsanwaltsordnung in zweiter Instanz ein aus Richtern und Anwälten gleichmäßig zusammengesetzter Ehrengerichtshof urteilt. Es wird demnach nie zu befürchten sein, daß man den Anwälten, auch wenn sie als Staatsdiener anerkannt sein möchten, die ihnen nach ihrer ganzen Stellung zukommende größere Freiheit, auch im Ausdruck ihrer politischen Überzeugung, verkümmern würde. Wohl aber würde dadurch nur umsomehr zum Ausdruck gelangen, daß die Rechtspflege nur gedeihen kann, wenn alle zu ihrer Ausübung berufenen Personen sich als Glieder eines Ganzen, als zur Erreichung des gleichen Zweckes berufen fühlen.

Hildesheim. Otto Gerland.



Die französische Romantik im Anfang und Ausgang.



Die Kunst- und Literaturgeschichte, die Geschichte geistiger Bewegungen und Entwicklungen überhaupt, ist selten in der Lage, in einem epischen oder dramatischen Vorgange ihre entscheidenden Mächte, ihre kämpfenden Parteien und Gegensätze lebendig zu verkörpern. Auch die großen augenblendenden Haupt- und Staatsaktionen der Weltgeschichte, ihre weithin leuchtenden Schlacht- und Vertragstage sind ja nur Resultate allmählich gewachsener, lange im stillen miteinander ringender und wirkender Kräfte, aber sie sind sichtbare Resultate, und ganze Jahrzehnte historischer Entwicklungen treten mit großen Katastrophen oder Siegen wie mit einemmale in die Erscheinung. Nur unter dem Zusammentreffen besondrer Umstände giebt es in der Geschichte der Dichtung und der Kunst einzelne Tage, an denen streitende Kunstprinzipien, geistige Anschauungen, ideale Überzeugungen und Bestrebungen völlig theatralisch Gestalt gewinnen, in Szene gehen, wo in einem sichtbaren und erzählbaren Ereignis Kämpfe und Wandlungen der ästhetischen Empfindung konzentrirt, realistisch anschaulich und gleichsam greifbar zu tage treten.

Einer dieser seltenen Tage der Literaturgeschichte war der 26. Februar des Jahres 1830. Der Schauplatz des wunderlichen Dramas, das sich abspielte, jenes Haus neben dem Palais Royal in Paris, welches seit Ludwig XIV. den stolzen Namen des „Französischen Theaters" führt, das Ereignis nichts mehr und nichts weniger als die erste Aufführung eines neuen Trauerspiels, eine Theaterschlacht, wie keine ähnliche stattgefunden, seit, in den Tagen Ludwigs XIII. und des großen Kardinals, Pierre Corneille seinen „Cid" auf dem Théâtre du Marais zur ersten Darstellung gebracht und mit dem glänzenden Erfolge die Ära des französischen Klassizismus, der großen Literatur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eröffnet hatte. Ja so heiß und erbittert in jenem November 1636 die Kämpfe zwischen den Anhängern des neuauftretenden Gestirns und dem wunderlichen Poeten- und Schöngeistergeschlecht jener Tage gewesen waren, an Bedeutung konnten sie sich nicht mit denen messen, welche an diesem Februartage von 1830 ihre dramatische Spitze erreichen sollten. Die Zeit jenes Winters von 1829 zu 1830 war ernst und gährungsvoll, man stand in den letzten erbitterten Wahlkämpfen, welche wenige Monate später zu den Juliordonnanzen König Karls X., zur Julirevolution und zum Bruch der alten Dynastie führten, in Toulon wurden Flotte und Heer zu jener Expedition

gegen die Barbaresken von Algier gerüstet, welche die Herrschaft Frankreichs in Nordafrika begründete, politische Befürchtungen und Erwartungen aller Art bewegten das Land und Paris. Allein nichtsdestoweniger war das ganze Interesse, die ganze leidenschaftliche Teilnahme, welche das Publikum der französischen Hauptstadt in gewissen Momenten an den Tag zu legen weiß, auf den in Rede stehenden Vorgang, auf die Aufführung des Dramas „Hernani" im Théâtre français gerichtet. Jedermann in Paris wußte, welcher Dichtername nach alter Sitte des Théâtre français am Schlusse dieses Dramas genannt werden würde, und eben weil man es wußte, rüstete man sich wie zu einer Schlacht und knüpfte an Sieg oder Niederlage dieses „Hernani" von Victor Hugo die ausschweifendsten Hoffnungen.

Monatelang vor dem entscheidenden Tage hatten sich, dem guten Brauch der französischen Schauspielkunst gemäß, in der die Pfuscherei nicht leicht eine Stätte findet, die Proben des neuen Dramas hingezogen, mancherlei war aus den Proben ins Publikum gedrungen und hatte die Erwartungen aufs höchste gespannt. Als nun der entscheidende Tag selbst kam, sah Paris ungewohnte Schauspiele vor dem Schauspiel. An den Pforten des Théâtre français sammelten sich noch bei Tage und in bitterer Winterkälte Scharen ungewöhnlich aussehender junger Leute, welche von den Vorübergehenden mit staunendem Kopfschütteln oder unverhohlener Mißbilligung betrachtet wurden, und gegen welche Arbeiter des Theaters, Claqueurs, deren Dienste für den bevorstehenden Abend nicht in Anspruch genommen worden waren, auch einzelne wohlgekleidete Herren, die sich ohne Zweifel orthodoxe Anhänger der reinen klassischen Kunst nannten, vom Dache des Théâtre français ein Bombardement mit Schneeballen, Eiszapfen und allerhand Kehricht unterhielten. Von der Annahme ausgehend, daß die alten handwerksmäßigen Claqueurs der klassischen Bühne, die seit ein paar Jahrzehnten die Tragödien von Jouy, Arnault und Casimir Delavigne beklatschten, kein warmes Herz und keine rührigen Hände für die neue Kunst haben würden, hatte der Dichter des „Hernani" die offizielle Claque abgelehnt und sich eine solche aus fanatischen Anhängern seiner und ihrer eignen Sache gebildet. In allen Dachstuben von Paris, wo junge Genies hausten, in den Ateliers der Maler und Bildhauer, in den großen Buchdruckereien, am Conservatoire, am Collège de France und an der Rechtsschule, in den Cafés und Kneipen des literarischen und artistischen Zigeunertums waren die Scharen geworben worden, denen Victor Hugo das Parterre und die zweite Galerie des klassischen Kunsttempels gesichert hatte. Vor drei Uhr wurden sie eingelassen, sie hielten in den dunkeln Räumen des Theaters ein improvisirtes Diner und standen und saßen streitfertig und schlachtbereit dem übrigen Publikum gegenüber, als dasselbe am Spätabend erschien. Dies Publikum war das glänzendste und bedeutendste, das die Aufführung eines neuen Stückes seit langer Zeit versammelt hatte. Victor Hugos Gemahlin, welche viele Jahre später aus der Erinne-

rung diesen Abend schildert, sagt sehr drastisch: „Das Haus war von oben bis unten nichts als Seide, Juwelen, Spitzen, Blumen und leuchtende Schultern. In diesem Glanze schüttelten zwei dunkle Massen im Parterre und in den zweiten Galerien lange Mähnen." Die letzte Arbeit, mit welcher der alternde Theophil Gautier, einer der Zeugen jenes Abends, sich beschäftigte, war die Schilderung des Publikums, das sich zur Aufführung des „Hernani" versammelt hatte. Da waren sie alle beisammen die jungen Männer der Generation von 1830, von denen ein Teil zu Ruhm und glänzender Wirksamkeit, ein andrer zu jenem dunkeln Untergang bestimmt war, welcher den werdenden, noch nicht geprüften Kunstjünger immer bedroht. Die literarischen Genossen und die jugendlichen Bewunderer Victor Hugos, Alfred de Musset und Alfred de Vigny, Emile und Antoine Deschamps, Alexander Dumas, Prosper Merimée, die schon berühmt zu werden begannen, dann Saint Beuve, Leo Gozlan, Gerard de Nerval, August Macquet und die Brüder Borel mit einer ganzen Schar noch namenloser Poeten und Autoren. Aus der dunkeln Masse hervor leuchtete der phantastische Theophil Gautier, der seine Vorliebe für den Purpur soweit ausgedehnt hatte, daß er in einer Weste von flammendrotem Atlas den Ärger aller landüblich gekleideten Leute erweckte. Da waren in phantastischer Tracht die Brüder Achill und Eugen Deveria, deren Stift die langmähnigen Charakterköpfe jener Tage festgehalten hat, da scharten sich um Delacroix und Ary Scheffer, um Decamps und Gavarni die zahlreichen Ateliergenossen, die eben dabei waren, die glänzende neuere französische Malerschule zu begründen. Da fehlten auch die Vertreter der Musik nicht, da saß Hector Berlioz, der eben seine „Phantastische Symphonie" beendet hatte, da Piccini, da Leon François Kreutzer, der Sohn jenes Violinisten, dessen Andenken Beethovens unsterbliche Sonate op. 47 erhalten hat, er selbst ein glänzender Kritiker und phantasievoller Komponist, da Jean Baptiste Tolbecque, der Quadrillenkomponist, und Theophil Tilmant, der Schüler des ältern Kreutzer, sie alle zur Zeit nur hoffnungsreiche, hochbegabte junge Männer, welche den Gipfel des Ruhmes lieber erstürmen, erfliegen als mühsam erklimmen, und wenigstens einen von sich, den Dichter des „Hernani," auf ihren Schultern emportragen wollten. Sie schüttelten nach Frau Hugos Ausdruck die Mähnen gegen das elegante, erwartungsvoll, aber skeptisch dreinblickende Publikum der Logen, sie sahen mit Verdruß die hohnlächelnden Mienen älterer Autoren und der berühmten Kritiker.

Nicht mit Unrecht witterten die jugendlichen Heißsporne in der Masse des Publikums und namentlich bei der Mehrzahl der Stimmführer des Publikums entschiedenes Übelwollen gegen das neue Werk, dessen Erfolg oder Nichterfolg über die Zukunft einer ganzen Kunstrichtung entscheiden sollte. Wohl gab es auch in den Logen einzelne, deren Anschauung mit der der Jugend zusammenfiel. Der vornehmste Schriftsteller Frankreichs, der eben von seiner römischen Gesandtschaft zurückgerufene Chateaubriand, hatte sich mit dem Bewußtsein ein-

gefunden, daß er die Saat, die hier aufgehe, zuerst gestreut habe; der Herzog von Fitzjames hielt mit der unnachahmlichen Anmut des altfranzösischen grand seigneur den Verwünschern der Romantik entgegen: ob denn der französische Patriotismus in alle Ewigkeit dazu verpflichte, der Langenweile zu huldigen; einzelne Größen vergangner Tage, wie Benjamin Constant, der Tribun, und Madame Recamier, die vielgefeierte Salonkönigin, nahmen das Wort für den kühnen Dichter, welcher die von Boileau aufgerichteten, von Racine geheiligten Schranken, an denen doch selbst ein Voltaire nur zu rütteln gewagt hatte, ohne weiteres übersprang. Eine Minderheit der Gebildeten war in der einfachen Erwartung gekommen, ein interessantes neues Schauspiel, sei es nun trefflich, sei es verwerflich, zu erblicken. Die weitaus größte Zahl aber füllte mit der vorgefaßten Meinung, daß die Aufführung des „Hernani" ein Sakrilegium, ein Frevel an der altheiligen Tradition der französischen Literatur und der nationalen Bühne sei, die Hallen des Théâtre français.

Die Parteiung, welche in der geschilderten Weise vor dem Vorhange waltete, setzte sich auch auf die Bretter selbst fort. Ein kleiner Teil der Darsteller, den alten Joanny an der Spitze, waren Anhänger Victor Hugos und der von ihm vertretenen neuen romantischen Dichterschule, der größere Teil unter Führung der berühmtesten Tragödin des französischen Theaters, Mademoiselle Mars, hatte nur einer Pflicht des Anstandes gegen ein unzweifelhaft großes Talent, einer vorsichtigen Erwägung, daß der Erfolg der neuen Dichtung immerhin möglich sei, genügt. Sie wünschten den Erfolg nicht, sie würden gern durch eine unzweifelhafte Niederlage des „Hernani" auf Jahre hinaus die Geltung des alten Stils begründet gesehen haben, sie hatten in den Proben mit dem Dichter um seine kühnen Bilder und seine hochfliegenden Sentenzen gerechtet, sie hatten sich nur widerwillig zu dem von dem Drama geforderten charakteristischen Kostüm entschlossen. Sie begegneten dem Verfasser des „Hernani," als derselbe sich bei ihnen hinter den Koulissen einfand, mit eisigen Mienen und unheilverkündendem Schweigen.

Seltsam wie diese Vorspiele war auch der Verlauf der Aufführung. Die atemlose Spannung, die begierige Stille beim Anfang der Tragödie sicherten den Eingangsszenen der Dichtung jenes ruhige Anhören, mit dem sich unbewußt ein Interesse an der vorgeführten Handlung und den handelnden Gestalten verbindet. Die Jugend im Parterre wagte noch vor dem Schluß des ersten Aktes in stürmische Beifallszeichen auszubrechen und fand keinen nennenswerten Widerstand. Kühner gemacht, begrüßten sie die Entwicklung des zweiten Aktes mit einem Jubel, den nun bereits einige aus dem neutralen Publikum zu teilen anfingen. Im dritten Akt lagen die gefährlichen und entscheidenden Stellen des Stückes — die ersten Szenen dieses Aktes wurden in der That mit Zischen und Pfeifen aus den Logen und von der ersten Galerie begrüßt. Aber die Garde Victor Hugos hielt wacker Stand, und von der Szene an, wo der

ritterliche Don Ruy Gomez den Bandenführer Hernani, der ihm seine Braut rauben will, aber im Augenblicke sein Gastfreund ist, selbst gegen den König Don Carlos zu verteidigen wagt, vereinigte sich die Empfindung aller Unbefangenen mit dem rauschenden Applaus der jungen Leute im Parterre. Der vierte und fünfte Akt brachten einen vollen Triumph des Dichters, das Publikum stimmte immer von neuem in den enthusiastischen Jubel ein, und donnernde Beifallsrufe begleiteten am Schlusse die Nennung des Dichternamens von der Bühne herab. Nichts von allem, was einen Pariser Erfolg so berauschend macht, schien zu fehlen, mitten im Stück sicherten sich ein paar unternehmende junge Buchhändler für die Summe von 6000 Franks das Verlagsrecht des „Hernani,“ die Huldigung der Frauen für den Dichter gesellte sich der der jugendlichen Künstler hinzu. Aber die Kritiker und die alten Autoren des Théâtre français hatten mit finstern, erzürnten Gesichtern noch vor dem Ausgang des Dramas das Theater verlassen. Die Feuilletons beinahe sämtlicher Pariser Zeitungen erklärten den Triumph des ersten Abends für ein Mißverständnis, für eine Überrumpelung des guten französischen Geschmacks und der anständigen Gesellschaft durch die Bohême. Die Kritiken lauteten vernichtend und waren eine unverhüllte Aufforderung, das Stück bei der zweiten oder dritten Aufführung entscheidend fallen zu machen. Als die große Probe eines solchergestalt bestrittenen Stückes gilt es nach französischer Theatersitte, ob dasselbe zu Ende gespielt werden kann oder nicht. Fünfundvierzig Vorstellungen des „Hernani“ nacheinander kämpften die Klatscher und die Pfeifer auf Leben und Tod, der Streit pflanzte sich in jeder Loge fort, die Darsteller hatten Mühe, in dem Sturme zu Worte zu kommen. Allein der Erfolg des ersten Abends hatte ihnen zum Glück ein Interesse an dem Stück eingeflößt, sie hielten dem organisirten Pfeifen aus den Logen Stand und eroberten dem Drama Szene für Szene, manchmal Vers für Vers, den Boden. Jedes neue Stück der Handlung, jede neue Phrase der Diktion, die ohne Sturm durchging, war ein Sieg, mit der dreißigsten Aufführung neigte sich die Wage mehr und mehr zu gunsten Victor Hugos. In der Presse wurden aber immer neue Stimmen laut, welche die Hoffnung der französischen Dichtung in dem jungen Dichter des „Hernani“ sahen, die Entrüstung des unbefangnen Publikums über eine prinzipielle Gegnerschaft, welche bis zur Sinnlosigkeit zu gehen schien, wuchs mit jedem Tage. Das Publikum erinnerte sich, mit welchem Jubel ein paar Jahre früher die „Oden und Balladen“ und die „Orientalischen Dichtungen“ des Hernanidichters begrüßt worden waren, und fragte sich, ob nicht bloß eine persönliche Gehässigkeit, eine neidische Eifersucht der im Besitz befindlichen Dramatiker den glänzenden Erfolg des romantischen Dramas fortgesetzt bestreite und verkümmere? Am Ende kam ein welterschütterndes Ereignis, die Pariser Julirevolution, Victor Hugo und den Seinen nicht sowohl zu Hilfe als zu gute. In der revolutionären Gährung, welche

nun eintrat, in der fieberheißen Grundstimmung aller Gesellschaftskreise von Paris fanden die neuen Kunst- und Literaturideale ihre beste Unterstützung. Man vergaß, daß der klassische Stil schon einmal die große Revolution und das Weltreich des großen Soldatenkaisers überdauert habe, man erklärte resignirt, wo die alte Dynastie zusammengebrochen sei, möge auch die alte Poesie und zumal die klassische Tragödie hinterdreinstürzen. Durch die Bresche, welche die Julitage geschaffen, zog unter anderm auch die französische Romantik mit klingendem Spiel ein.

Waren es wirklich nur Persönlichkeitskämpfe, wie sie von aller Kunst- und Literaturgeschichte untrennbar sind, die an jenem Februarabend und allen folgenden Hernaniabenden so dramatische Gestalt gewannen, war es nur jener Streit zwischen alten, im Niedergang begriffenen und jungen, neuaufstrebenden Kräften, der nur ein Sinnbild ist des ewig sich erneuenden Ringens von Alter und Jugend? Oder standen sich in Wahrheit feindliche Prinzipien gegenüber, bei denen der Sieg des einen die endgiltige Niederlage des andern besiegelt? Was wollten die gegensätzlichen Worte klassischer oder romantischer Stil, nationale Tradition oder frisches Leben, innere Wahrheit oder Wahrheit um jeden Preis, gesunder Menschenverstand (bon sens) oder Phantasie, die man sich gegenseitig wie Schleudersteine an die Köpfe warf? Was meinten die einen zu besitzen und zu verlieren, was dachten die andern zu erobern und im Erobern zu geben?

Um die ganze Bedeutung dieser Fragen zu ermessen, um sie richtig beantworten zu können, ist es immer wieder notwendig, auf jene Eigenart des nationalfranzösischen Stils, auf jene Kunstregeln zurückzuweisen, die in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Boileau-Despréaux in lebendiger Wechselwirkung mit den großen schaffenden Talenten seiner Zeit, den Racine und Molière, aufgestellt hatte, und deren Herrschaft dann in zwei Jahrhunderten wohl gelegentlich übergangen, gelegentlich ignorirt, aber niemals geleugnet, niemals gebrochen worden war. Rief doch längst nach der entscheidenden Niederlage, welche die Boileausche Lehre von der Kunst erhalten hatte, ein Literarhistoriker wie Nisard den Nachfolgern der Romantiker, den siegreichen Modernen trotzig zu: „Es giebt keine ästhetische Gesetzgebung, welche dem Genius unsers Landes mehr angemessen wäre."

Wie also war diese Gesetzgebung beschaffen, was hatte sie der französischen Literatur gebracht, welchen Einfluß hatte sie in Wahrheit auf die großen Leistungen derselben und ihre ungeheure Geltung über ganz Europa hin erlangt? Was war Ewiges und Echtes in ihr enthalten, daß sich ihr die Dichter des neunzehnten Jahrhunderts so widerspruchslos fügen sollten, wie es die des siebzehnten, des großen klassischen und unter gewissen unwesentlichen Modifikationen auch die des achtzehnten, des philosophischen Jahrhunderts, gethan hatten? Inwiefern konnten die Romantiker beschuldigt werden, barbarische, herostratische

Zerstörer eines für die Ewigkeit gegründeten Kunsttempels, und noch dazu schlechte Franzosen zu sein? Wie stand es um die Nachwirkung der großen ästhetischen Institutionen in der lebendigen Gegenwart, welches Recht hatten die vierzig Unsterblichen der französischen Akademie auf ihren Sesseln für die Zukunft des französischen Geschmacks zu zittern, als der Dichter des „Hernani“ und seine Freunde, die man schlechtweg eine Bande schalt, Einzug in das Théâtre français hielten?

Wir Deutschen sind im allgemeinen geneigt, uns von vornherein auf Seite jeder französischen Schule zu stellen, welche sich den Geboten der alten französischen Ästhetik zu entwinden trachtet. Unsre eigne Literatur von Lessing und Klopstock bis Goethe ist im Kampfe auf Leben und Tod gegen die französische „Regel“ und die auf diese Regel gestützten Ansprüche groß geworden, und die Erinnerungen an den Kampf durchhaucht noch immer alle Urteile über die eigentümlichen Bedingungen, unter denen die französische Literatur auf ihren Höhepunkt gelangt ist. Eine Stellung, wie sie beispielsweise Karl Hillebrand in seiner „Geschichte Frankreichs seit der Julirevolution“ und in seinen zahlreichen, an die neueste französische Literatur anknüpfenden Essays einnimmt, ist bei einem deutschen Kritiker selten. Hillebrand verficht die altfranzösische Regel und Tradition gegen den Romantizismus. Dafür nimmt Georg Brandes im fünften Teile seiner „Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ beinahe unbedingt Partei für denselben, J. J. Honegger in seinen „Bausteinen zur Kultur- und Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ verleugnet eine entschiedne Vorliebe für dieselbe nicht, und in zahlreichen Einzelschriften, unter denen Paul Lindaus „Alfred de Musset“ die weiteste Verbreitung gefunden, sind Gestalten und Denkwürdigkeiten der romantischen Gährungsepoche dem deutschen Publikum nähergerückt worden. Dabei ist dem feinen Urteil von Brandes denn keineswegs entgangen, daß ein viel stärkerer Zusammenhang zwischen der Kunstweise der französischen Romantiker und der klassischen Tradition besteht, als auf den ersten Blick zutage tritt. Und indem er den Zusammenhang nachwies, ließ der Historiker des Romantizismus — unwillkürlich und ungern — dennoch jenen eigentümlichen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren, die es allein erklären, daß der nationale Stil, den Boileaus Art poétique verkündet und der die französische Poesie, namentlich die Tragödie, vollkommen durchdrungen hatte, eine hundertundfünfzigjährige Alleinherrschaft behaupten konnte. Die Franzosen pflegen noch heute zu behaupten, daß Boileaus System der Ästhetik, das freilich kein System, sondern eine Sammlung von praktischen Winken ist, an Einfachheit, Klarheit und logischer Folgerichtigkeit von keinem ästhetischen Kodex der Welt erreicht sei. Wenigstens kann man zugestehen, daß Boileaus Regeln in ihrer Gesamtheit den Produzirenden einen Halt und den Genießenden feste Maßstäbe für ihr Urteil boten. Boileau setzte, ungleich andern Akademikern des siebzehnten Jahrhunderts, eine gewisse Wechselwirkung zwischen der Gesellschaft und der Literatur voraus.

Er beschränkte die Dichter auf einen kleinen Kreis darzustellenden Lebens. Indem er nicht nur die Kunstgattungen, sondern auch die Wirklichkeiten streng schied, denen diese Kunstgattungen entsprechen sollten, indem er die Tragödie zur Schule der Könige und Höfe und die Komödie zur Sittenschule der „Stadt" stempelte, schloß er jede Überschwänglichkeit, jede Kühnheit der Phantasie, wie jede Plattheit aus. Er band die Dichter an strenge, äußerlich erkennbare, auch vom flüchtigst Gebildeten leicht zu unterscheidende und anzuwendende Regeln. Er setzte das Verdienst des Dichters vor allem in das feinste, klarste, edelste Gleichmaß des Ausdrucks, er forderte für den Vers Vorzüge der Prosa und ein verstärktes Gefühl für den Wohlklang der Sprache. Er glaubte durch seine Regeln jede Mittelmäßigkeit wie jeden Dilettantismus von der Mitbewerbung um die Ehrenpreise der Poesie ausgeschlossen zu haben. Es war Boileaus ehrlichste Überzeugung, daß es tausendmal besser sei, als guter Maurer denn als schlechter Dichter durch die Welt zu wandeln. Er ahnte nicht, daß gerade diese Korrektheit, wenn auch nicht ihrem innersten Wesen, so doch ihrem äußern Scheine nach vom Dilettantismus leicht erreicht werden könne, und er würde erstaunt gewesen sein, wenn ihm vorausgesagt worden wäre, daß Frankreich hunderte von Tragödien erhalten sollte, die für das gemeine Urteil alle Vorzüge der Racineschen Schöpfungen aufwiesen und dennoch hohl und leblos waren.

Gleichwohl war bis zum Auftreten Victor Hugos mit seinem „Hernani" nur vereinzelt und in der Weise Voltaires die Schranke des altgeheiligten nationalen Stils durchbrochen worden. Die Mängel aller nachklassischen Dramen galten immer als Mängel der Dichter und nie als Mängel der herrschenden Form, was nur bedingt zutraf. Und als nun die große Schlacht um die Einführung des romantischen Dramas im Théâtre français geschlagen wurde, so war es nur natürlich, daß die Anhänger des Alten von der Unfähigkeit sprachen, die bewährte Form mit Leben zu erfüllen und die Hereinziehung ganz fremder Elemente in die dramatische Gestaltung garnicht darauf prüften, ob diesen fremden Elementen irgendwelche Berechtigung innewohne. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Kritiken der damaligen Pariser Journale, welche der Aufführung des „Hernani" auf dem Fuße folgten, heute zur Hand nimmt und immer wieder nur den Anschuldigungen der Barbarei, der Stillosigkeit und vor allen Dingen der unfranzösischen, spanischen, englischen und deutschen Elemente begegnet.

Wie stellte sich, um den Vergleich zwischen der Dichtung des gepriesenen alten und der jungen des neuen Stils zu ziehen und am konkreten Beispiel den Unterschied nachzuweisen, jene tragédie, die bis hierher auf den Brettern des Théâtre français allein geherrscht hatte, zu dem romantischen Drama, das mit Victor Hugos „Hernani" einen freilich kurz dauernden Siegeszug begann? Welches waren die unterscheidenden Kennzeichen, die gewaltigen Abweichungen,

wo klaffte der Abgrund, der angeblich die klassischen Werke von dem neuen trennte? Das Trauerspiel von Racine bis zu Jouy und Arnault hatte von den vielberufenen, angeblich aristotelischen drei Einheiten der Handlung, der Zeit und des Orts vor allem die letztere festgehalten und sich schon dadurch der Antike verwandt gefühlt. Ein neutraler Ort, eine Säulenhalle, die den Vorraum eines Tempels, das Vorzimmer eines Fürstenpalastes darstellte, genügte, um die Handlung zu inszeniren, die im Verlauf eines Tages, am liebsten einiger Stunden sich abspielen mußte und deren Eigenart es daher blieb, das Drama im Augenblick der Katastrophe zu beginnen, aber durch künstliches Retardiren, durch eine scheinbare Rückwendung zu einem dem Hörer durch Erzählungen vermittelten Ausgangspunkte bewegter zu gestalten. Die französische Tragödie war der Regel nach ein fünfter Akt, den die Kunst des Dichters zu fünf Akten auszudehnen hatte. Für sie gab es weder Episoden, noch Volks- und Massenszenen. In strengster Konzentration genügten einige Personen als Träger der Handlung, über Spieler und Gegenspieler, Vertrauten oder Vertraute der beiden Parteien ging die Personenzahl selten hinaus. Die Handlung, die immer nur tragische Konflikte und Schicksale gesellschaftlich hochstehender Menschen, am liebsten fürstlicher Persönlichkeiten, darstellte, beschränkte sich auf den Zusammenstoß zweier Leidenschaften, zweier Rechte, die eigentlichen realen Vorgänge waren hinter die Szene gelegt, in der Wiedergabe der durch den Konflikt oder durch die Vorgänge erregten Leidenschaften entfaltete der Dichter seine eigentliche und einzige Stärke. Um die Tragödie sicher vor der gemeinen Welt und dem Vergleich mit dem Alltag zu stellen, ward sie fast unabänderlich in weit zurückliegende Zeiten oder auf weitentlegene Schauplätze gebannt, da nach Racines Wort „das, was tausend Jahre oder tausend Meilen weit entfernt sei, die Menge mit gleicher Ehrfurcht erfülle.“ Nicht aus Vorliebe für den Hintergrund Griechenlands, Roms und des Orients, weit entfernt von dem Wunsche, das Lokalkolorit des Altertums wiederzugeben, sollten diese Entrückung und dieser traditionelle Hintergrund nur den einen Hauptzweck fördern. Die Entwicklung und Darstellung des innern Menschen ist dieser eine Hauptzweck, isolirte, simplifizirte, fast abstrakt gewordene Gefühle und Leidenschaften, die je durch einen Träger dargestellt werden, bilden den ganzen Inhalt der französischen Tragödie. Der Stil derselben mußte notwendig rhetorisch sein, der einen Aufgabe, das Innere, den bewegenden Gedanken oder die bewegende Leidenschaft darzustellen, ward alles andre geopfert. So glichen sich notwendig der Aufbau, die bis zum äußersten sorgfältigen, aber simplifizirten Motivirungen, die Situationen, die Charakteristik und zuletzt selbst die Sprache der klassischen Tragödien. Eine gewisse Eintönigkeit war von der Form unzertrennlich, die Gebundenheit an den nationalen Vers, an den Alexandriner, der mit seiner Doppelteilung jedem Gedanken eine epigrammatische Schranke baute, hatte man längst als lästig empfunden. Aber man war dabei geblieben, daß man die äußere

Wahrscheinlichkeit zu gunsten der innern Wahrheit geopfert habe, daß die Kunst der Konvention nicht entraten könne und daß die Konvention der französischen tragédie für den Zweck des Trauerspiels die denkbar beste sei.

In hunderten und aber hunderten von Werken waren der einfache Säulenhintergrund, die schlichten Koulissen, die bekannten Hauptgestalten in griechischer und römischer Tracht wiedergekehrt, die Toga Talmas war noch für das lebende Geschlecht mit allen Erinnerungen an große tragische Wirkungen verbunden. Und nun warf Victor Hugo mit seinem „Hernani" gleichsam das Leben en bloc auf die Bühne. Eine bunte Mannichfaltigkeit der Szenen: das Schlafgemach der Donna Sol im ersten, der Vorhof des Palastes der de Silva und die Straßen von Saragossa im zweiten, der gothische Ahnensaal eines Schlosses in den Bergen von Aragon im dritten, die Gruft Karls des Großen zu Aachen im vierten, die Prachtterrasse eines spanischen Gartens mit dem festlich erleuchteten Palast im Hintergrunde im fünften Akt traten an Stelle des schmucklosen traditionellen Vorgemachs. Zu den vier Hauptgestalten der Handlung gesellten sich zahlreiche Nebengestalten, die den Schein bunten, großen, mannichfaltigen Lebens hervorbringen, statt der drei Sklavinnen oder der vier konventionellen Krieger, die, aus Racines „Britannicus," „Mithridat" und „Esther" stammend, das Gefolge der französischen Tragödienhelden oder -Heldinnen gebildet hatten, erschienen hier deutsche und spanische Edle, die Banditen Hernanis, die Soldaten Karls des Fünften, die Gäste eines glänzenden Maskenfestes und das Volk von Saragossa auf der Szene. Schon dieser äußere Umstand war groß und augenfällig genug, viel größer noch ein zweiter. Die ganze Tragödie alten Stils hatte auf der strengsten Fernhaltung aller nicht zur Hauptsache gehörigen Lebensmomente beruht, hier im „Hernani" drängten sich dieselben gewaltsam und in Masse herein. Die gemischten Charaktere überwogen. Die Dichter alten Stils hatten nicht den ganzen Kaiser Nero, sondern Nero, der mit dem Mord des Britannicus den ersten Schritt zum Verbrechen thut, nicht Mithridat, sondern den unterliegenden, zu Tode gehetzten Mithridat, der in seinen unvermeidlichen Tod das letzte Weib, das er geliebt, despotisch mit hineinzwingen will, dargestellt. Dem gegenüber versucht Hugo im „Hernani" mit den gemischten Charakteren zu wirken; dieser König Carlos (Karl der Fünfte), dieser alte Don Ruy Gomez, der stolze Bandenführer Hernani selbst sind von grundverschiednen Leidenschaften bewegte Naturen, deren ganzes kompliziertes Sein uns aufgehen soll. Gleichviel zunächst, mit welchen Mitteln dies vom Dichter versucht wird, die Wirkung des bloßen Anlaufs und Vorsatzes mußte eine ungeheure sein. Die alte Tragödie hatte in der Strenge ihres Stils die Mischung von schwer und leicht, von Ernst und Komik, von Genreszenen und von leidenschaftlichen Situationen völlig ausgeschlossen. Im „Hernani" ward der entgegengesetzte Weg eingeschlagen. Nicht nur die Mischung edler und unedler Empfindungen in den Seelen der Handelnden, auch die Wirkung der

Gegensätze, die aus den Bedingungen des äußern Lebens erwachsen, gaben dem Drama seine Bewegung. Der Reichtum einer Sprache, die den phantastischen Situationen entspringt, kühner Bilder, welche charakteristisch für Zeit, Land und Gestalten waren, wie sie Victor Hugo träumte, verschärfte nur den Gegensatz zwischen der Tragödie des alten und des neuen Stils.

So stark ward dieser Gegensatz empfunden, daß man im Augenblick garnicht wahrnahm, wie sehr die vermeintliche Abweichung auf Äußerlichkeiten beruhe, wie nahe ein heißblütig chevalereskes, theatralisch-heroisches Element im „Hernani“ dem Cid und andern Dramen der klassischen Literatur verwandt sei, wie selbst die symmetrische Architektur des nationalen Dramenstils in den Kontrasten dieses „Hernani“ fortlebte, dessen gothische Zierraten so vielen Anstoß erregten.

Nehmen wir aber, wie wir hier dürfen, das eine Werk für viele hunderte, betrachten wir den „Hernani“ als eine Quintessenz dessen, was die französischen Romantiker wollten und erstrebten, so ergiebt sich auf der Stelle, daß die Forderung neuen Lebens ernst genug gemeint und doch nicht jene ganze Forderung war, durch welche einst die deutsche Dichtung frei geworden war. Es ward das eigentümliche Geschick der französischen Romantik, daß sie im Grunde dem Leben, seinen Tiefen wie seiner Bewegung nicht näher kam, als die klassische Dichtung gewesen war, daß sie je länger je mehr zu einer Farbenromantik, einer Koloritpoesie ward, welche alle Reize des bloßen Kolorits bis zum Raffinement steigerte, daß aber die Typen der altfranzösischen Poesie in ihr unablässig wiederkehrten. Nur wenn man (wie Brandes es thut) die eigentlich moderne französische Dichtung, die nach der Julirevolution in Wechselwirkung und Wettbewerb mit der französischen Romantik erschien, der Romantik selbst hinzurechnet, kommt man zu einer günstigeren Anschauung. Für die Romantik im engsten Sinne aber darf man Theophil Gautiers Paradoxon: „Ein Tiger ist schöner als ein Mensch, wenn aber der Mensch sich in ein Tigerfell hüllt, so ist er schöner als der Tiger“ geradezu als Motto setzen. Das Schwelgen im Kolorit gereichte den romantischen Poeten und für kurze Zeit auch ihrem Publikum zur höchsten Genugthuung. Und dieselben Dichter, welche die Langeweile der alten deskriptiven Poesie des achtzehnten Jahrhunderts nicht hart genug zu verurteilen wußten, wurden poetische Beschreiber im eigentlichen und schlimmen Sinne des Worts. Jene Kritiker, die nach dem „Hernani“ behaupteten, daß das fremdartige malende Beiwort in dem Drama eine viel zu große Bedeutung beanspruche, hatten keineswegs völlig Unrecht. Wohin sich in den nichtfranzösischen Literaturen der Einfluß der französischen Romantik erstreckte, dahin drang auch das malende Beiwort, dahin drang die Freude am Reiz der grellbunten Farben, des seltsamen Kolorits. Eben darum, weil sie ein einzelnes Moment der Poesie einseitig betonte, erstrebte, zur ausschließlichen Geltung und Herrschaft zu bringen trachtete, mußte die französische Romantik nur eine kurze Durchgangsperiode in

der Entwicklungsgeschichte der französischen Literatur abgeben. Ihre Dichtergestalten sind — so parador das immer klingen mag — der Phantasie der heute lebenden Menschen vertrauter als ihre Werke. Eine Art Sage oder Mythe hat sich an das äußere Auftreten der französischen Romantiker geknüpft, und die eigentümliche Thatsache, daß der junge Vorkämpfer und Führer aus dem Jahre 1830, heute nach mehr als einem halben Jahrhundert, noch das Haupt oder vielmehr der Patriarch der französischen Literatur ist, erhält das Interesse und die Teilnahme auch an dieser Mythe.

Keinem Zweifel unterliegt es, daß auch die französische Romantik das Schicksal der deutschen romantischen Poesie geteilt, ja in verstärktem Maße zum zweitenmale erfahren hat. Sie ist schließlich bei ganz andern Zielen angelangt, als sie der jungen Generation von 1830, den Parnaßstürmern und freiwilligen Claqueurs des „Hernani" vorschwebten. Die ungeheure Bewegung ist zwar nicht resultatlos verlaufen, und das schließliche Ergebnis wächst in eben dem Maße, als die Erkenntnis wächst, daß die besten jetzt schon wieder für „klassisch" erachteten Werke der neuesten französischen Literatur ohne die vorausgegangene Romantik nicht existiren würden. Dennoch hat die Lebensarbeit zahlreicher Talente, der gewaltige Enthusiasmus einer ganzen Generation nur als Dung für eine wesentlich anders gerichtete, anders geartete Poesie dienen müssen. Die Romantik im engern Sinne hat nur wenige bleibende, auf die Dauer wirksame literarische Schöpfungen hervorgebracht. Der feinste Hauch und Duft des echten französischen romantisme, die stärksten Eigentümlichkeiten der neuen Ideale erscheinen an Dichtungen gebunden, die um ihrer Verzerrungen und Mängel, um ihrer unerquicklichen Auswüchse, ihrer ungesunden Grundempfindung, ihrer grellen Übertreibungen willen entweder rasch vergessen wurden oder überhaupt völlig wirkungslos geblieben sind. Selbst Victor Hugos „Notre Dame" und seine melodramatischen Tragödien „Lucretia Borgia," „Marie Tudor" und „Angelo von Padua" bieten nur noch ein historisches Interesse. Die phantastischen Poesien Merimées, die den Namen der spanischen Schauspielerin Clara Gazul trugen, die kecken, ja frechen Romane Gautiers „Das junge Frankreich" und „Mademoiselle de Montzin," die dramatischen Szenen Ludovik Vitets und Borels groteske Phantasien, Philadelphus O'Neddys „Feuer und Flamme" und de Vignys „Stello," sie nehmen nach viel kürzerer Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie bei uns Ludwig Tiecks satirische Komödien, Friedrich Schlegels „Lucinde," Clemens Brentanos Gedichte, Achim von Arnims „Gräfin Dolores" und de la Motte Fouqés „Zauberring." Es lesen sie wenige, und die wenigen meist zu andern Zwecken als zu dem, sich einen poetischen Eindruck, einen künstlerischen Genuß zu verschaffen. Nur Victor Hugos orientalische Bilder und lyrische Gedichte, de Mussets „Erzählungen aus Spanien und Italien," de Vignys „Cinq-Mars" und Merimées ältere Novellen sind in ähnlicher Weise als lebendige, aber spärliche Zeugnisse einer gewaltigen und anspruchsvollen literarischen Revolution in

das allgemeine Besitztum der Bildung, in jene Literatur übergegangen, die unvergänglich und von der Empfindung der Leser und Hörer stets lebendig erneut unmittelbar genossen wird, wie bei uns einige Märchen Tiecks, die Dramen und Erzählungen Heinrichs von Kleist, der „Taugenichts“ und die lyrischen Gedichte Josefs von Eichendorff. Die Fortentwicklung in Naturen von anderm Gehalt und andern literarischen Intentionen, die Wirkung auf andern Gebieten als dem der Poesie, die allgemeine Emporrüttelung der Geister, die Durchbrechung einer Tradition, die zur öden Erstarrung geworden war, stellen sich als bedeutender heraus als die vollendeten Leistungen des poetischen Romantizismus selbst.

Georg Brandes schließt seine „Romantische Schule in Frankreich“ mit den Worten: „In diesem Augenblicke sind die Männer und Frauen der großen literarischen Schule von der Oberfläche der Erde verschwunden. Nur ein einziger von den Großen, nur der Größte, ist noch am Leben. Victor Hugo, welcher der erste war, ist der letzte geblieben. Sein reiches Leben, überschwänglich im Glücke der Jugend, würdevoll und groß im Unglück, ein pompöses und antithesenreiches Poem, wie seine eignen Gedichte, krönt seine Kunst. Die Sonne der französischen Romantik ist untergegangen, aber so lange Victor Hugo lebt, sieht man noch ihren roten Abendschimmer über dem Horizont.“

Nicht jedermann wird diese freundlich bewundernde Anschauung über den größten aller lebenden zeitgenössischen Dichter teilen. Aber auch derjenige, der die geistige Grundstimmung, die gehässige Befangenheit, welcher der Dichter seit dem Unglück seines Volkes im Jahre 1870 verfallen ist, noch so scharf verurteilt, auch der, welcher die Mischung von mystischem Prophetentum, Demagogentum und Dichtertum, in der sich der erlauchte Überlebende inmitten eines veränderten Geschlechts gefällt, noch so energisch ablehnt, kann der groß angelegten, mächtig phantasiereichen und vom Drange des Schaffens in seltener Weise frisch erhaltenen Natur den Tribut der Bewunderung nicht versagen. Victor Hugos Stellung innerhalb der heutigen französischen Literatur ist eine merkwürdig isolirte. Er ist nicht völlig stehen geblieben, er hat seine Zeit, oft nur zu hastig und atemlos, begleitet. Seine von Bitterkeit und ingrimmiger Entrüstung überfließenden satirischen Gedichte gegen das zweite Kaiserreich, seine großen Tendenzromane, die mit dem langatmigen Buche „Die Elenden“ beginnen und sich bis zu den brandroten und blutroten Schilderungen des Schreckensjahres „Siebzehnhundertunddreiundneunzig“ in dem gleichnamigen Roman erstrecken, belegen deutlich genug, daß er die Entwicklung der modernen französischen Literatur, im Dienst der Tendenz, mit der Richtung auf den entschiedensten, ja rücksichtslosesten Realismus zu teilen gewünscht hat. Es bleibt bewunderungswürdig, wie weit ihm dies gelungen ist, wie viel von den modernsten Mitteln und Wirkungen der jüngsten Literaturschule das Haupt und der Meister der Romantik in sich aufzunehmen vermocht hat. Aber niemand

springt über seinen Schatten. Dem ehernen Gesetz der ursprünglichen Anlage folgend, mischt Victor Hugo die spezifisch französisch-romantischen Zuthaten in seine spätern Schöpfungen. Phantastische, weit über jede Bedingung der Natur hinauswachsende Erfindungen durchziehen die Spätlingswerke des Dichters. Der Galeerenapostel Jean Valjean in den „Elenden,“ unmögliche Nachtstücke wie die Wanderung durch das unterirdische Paris der Kloaken und Katakomben, das Seeungeheuer, der große Polyp in den „Meerarbeitern,“ die Greuelgestalten und Greuelszenen im „Mann, der lacht“ gemahnen allüberall daran, daß wir dennoch und trotzalledem den Dichter des „Han von Island,“ der „Lucretia Borgia“ und der „Burggrafen“ vor uns haben. Wie er sich anstellen, wie er mit seiner volltönenden poetischen Rhetorik die Leiden und Freuden, ja die Krämpfe und Zuckungen seines Landes und seiner politischen Parteien begleiten mag, er ist innerhalb des Geschlechts von heute ein Mann der Vergangenheit, der Führer einer literarischen Revolution, deren Früchte man gepflückt, deren Kämpfe und Großthaten man so gut wie vergessen hat. Er selbst hat einmal, schon in den sechziger Jahren, die charakteristische Phrase gebraucht: „Im Jahre 1833, also vor einem Jahrhundert!“ Er ragt in das Geschlecht der heutigen Autoren und Poeten hinein wie ein Überlebender aus vorsündflutlichen Tagen. Er getröstet sich mit Recht des Glaubens, daß alle französischen Leistungen und Bestrebungen des letzten Menschenalters nicht sein würden ohne ihn und seine Genossen von 1830. Aber nur mit der Reflexion, mit der historischen Erinnerung kommt diese Wahrheit den Lebenden zum Bewußtsein. Wir wüßten, den ungeheuern Unterschied der Zeiten und den noch größern der Naturen einmal beiseite gesetzt, für Victor Hugos eigenartige Stellung in und zur französischen Literatur der Gegenwart in der ganzen Literaturgeschichte nur einen Vergleich: die Stellung, welche der alternde Klopstock über ein Vierteljahrhundert in unsrer eignen Literatur eingenommen hat. Hier wie dort die zweifellose Gewißheit, das berechtigte Selbstbewußtsein, daß der Anfang einer neuen Entwicklung mit den eignen Schöpfungen gemacht worden sei. Bei Klopstock wie bei Victor Hugo der Versuch, mit fremdklingenden Tönen die veränderte Zeit zu begleiten. In beiden Fällen ein Gefühl von Ehrfurcht bei den Mitlebenden, eine aufrichtige Pietät für den Repräsentanten andrer Tage, andrer Ideale, andrer Stimmungen, hinter der sich doch die Erkenntnis birgt, daß der noch Mitschaffende schon seit geraumer Zeit sich selbst überlebt habe. Bei Klopstock wie bei Victor Hugo die gelegentliche Verblendung über die eigne Stellung zu denen, die nach ihm gekommen sind. Ja wir glauben, daß sich die Parallele über kurz oder lang noch weiter fortführen lassen wird. Als Klopstock im Jahre 1803 aus dem Leben schied, ist er mit Ehren bestattet worden, wie sie keinem deutschen Dichter vorher und nachher zuteil geworden sind — und wer möchte daran zweifeln, daß das dereinstige Scheiden des Hauptes der französischen Romantik die französische Nation mit lebendigem Anteil und aufrichtiger Trauer erfüllen werde? Aber die

Romantik selbst, als literarisches Prinzip, als Ideal ist längst bei den Toten, was heute lebt und wirkt, ist ihre Enkeltochter, und die historische Erinnerung an sie erhält nur einen eigentümlichen Reiz durch die Thatsache, daß der Dichter, welcher die romantische Poesie dereinst zum ersten Siege geführt, noch im Lichte des Tages wandelt.



Sachsens Kunstleben im sechzehnten Jahrhundert.

Von Richard Muther.

(Schluß.)



Schon im Beginne seiner Regierung ließ Herzog Moritz von Hans Dehn verschiedne kleinere Schlösser, unter andern die Moritzburg im Friedenwalde, erbauen, ein schlichtes Jagdschloß, das mit seinen hohen Giebeln und seinem Treppenturm aus einem weiten Hofraum aufragte, der rings von niedrigen Mauen umgeben war. Die Thätigkeit im Großen beginnt aber erst im Jahre 1547, als die politischen Pläne des Herzogs von Erfolg gekrönt worden waren und er die sächsische Kurwürde übernommen hatte.

Nun werden in den beiden Hauptstädten des Landes, in Leipzig und Dresden, großartige Befestigungsbauten vorgenommen. In Leipzig, wo bei der Belagerung im Januar 1547 die ohnehin nicht starken Befestigungswerke samt dem Schlosse zerstört worden waren, wird das alte Schloß abgebrochen und an seiner Stelle ein neues großartiges Kastell errichtet. Den Bau der Befestigungswerke hatte der oberste Baumeister Kaspar Voigt von Wierandt, den der Pleißenburg Hieronymus Lotter zu leiten. In ähnlicher Weise wurde Dresden, ebenfalls unter der Oberaufsicht Kaspar Voigts, befestigt. Hier aber kommt zu den Befestigungsbauten noch ein andrer, weit glänzenderer hinzu.

Sofort nach Erreichung der Kurwürde, im Bewußtsein der glänzend erweiterten Machtfülle seiner selbst und seiner Familie, beschließt Kurfürst Moritz eine Vergrößerung des alten herzoglichen Schlosses. Dehn wird zum Oberbaumeister ernannt, dem als Architekt Kaspar Voigt zur Seite steht. Das Dresdener Schloß, welches bis dahin eine unregelmäßige Aneinanderhäufung unscheinbarer Bauten gebildet hatte, wird auf diese Weise zu einem großen, einheitlichen Ganzen umgebaut. Der Turm, der früher den westlichen Flügel flankirt hatte,

nimmt jetzt die Mitte des gewaltigen Hofes ein. Der Turmfassade wird eine prächtige Loggia vorgelegt, im Hofe werden die Arkaden und Treppentürme errichtet. Aber nicht nur die Architektur hat zu wirken. Moritz beruft zur Bemalung des Schlosses 1548 den Italiener Francesco Ricchini und die beiden Brüder Gabriel und Benedikt de Tola aus Brescia, die zugleich als Musiker berühmt waren, und läßt durch sie den alten wie den neuerrichteten Fassadenteilen einen einheitlichen Schmuck durch heitere Fresken und stolze Sgraffittodekorationen verleihen, die sich wie ein prächtiger Teppich über das Ganze hinbreiten. Ein strahlend phantastischer Bau mit Fresken und gewaltigen kriegerbekrönten Volutengiebeln wird so von dem Kurfürsten ins Leben gerufen. Alles wird aus dem Großen und Vollen geschaffen. Für „Welschmoler" allein werden in den Rechnungen 5626 Gulden berechnet.

Es läßt sich nicht absehen, was Kurfürst Moritz während einer längeren Regierungszeit aus Sachsen gemacht haben würde. Gewiß trug der 32jährige Held noch eine Fülle von Plänen in sich, als ihn plötzlich am 9. Juli 1553 im siegreichen Kampfe gegen seinen ehemaligen Freund, den wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg, bei Sievershausen die tötliche Kugel traf. Ein Glück war es, daß auf Moritz ein Mann folgte, der imstande war, wie auf äußerem so auch auf innerem Gebiete die Pläne des fürstlichen Bruders zu Ende zu führen: der 27jährige August der Erste.

In zwei großen Monumenten hat Kurfürst August das Andenken seines Bruders verherrlicht. 1554 ließ er, wahrscheinlich vom Meister Wolfgang Schreckenfuchs aus Salzburg, das Moritzdenkmal in Dresden errichten. Unter einer dorischen Säulenstellung stehen die fast ganz frei gearbeiteten Statuen der prächtig gerüsteten fürstlichen Brüder. Kurfürst Moritz, gedrängt durch das Skelett des Todes, überreicht dem Bruder das Kurschwert, über der Gruppe erblickt man die heilige Dreieinigkeit, zur Seite der Fürsten ihre Gemahlinnen. An den Ecken des Denkmals sah man früher guterfundene Gruppen, neben Moritz die auf dem Löwen sitzende Figur der Großmut, welche der Göttin des Sieges den Lorber reicht, neben August die Weisheit, vom Frieden gekrönt. Über dem gesamten Denkmal erhob sich eine mit dem Wappen der sächsischen Länder gezierte Attika.

Das zweite Denkmal befindet sich über Moritzens Grab im Freiberger Dome. Dort, wo Moritz unter einer einfachen Bronzeplatte ruhte, von den Fahnen beschattet, die er in der Schlacht bei Sievershausen den Feinden abgenommen, beschloß der Kurfürst 1558 ein großes Prachtgrabmal zu errichten. Verschiedne Bildhauer waren schon damals in seinen Diensten, so Hans Wessel, der früher in Dänemark gearbeitet hatte und 1555 zum Abgießer bestellt worden war, Hans Walther, der einer aus Breslau stammenden Bildhauerfamilie angehörte, und Hans Irmisch, der nach längerer Thätigkeit 1565 als kurfürstlicher Baumeister angestellt wurde. Diese genügten aber dem Kurfürsten nicht. Durch

Hans Wessel wurde er auf den in Lübeck lebenden Anton von Seroen aus Antwerpen aufmerksam gemacht und beauftragte diesen, für 3200 Gulden das Denkmal aus schwarzem, weißem und rotem Marmor zu verfertigen. 1563 war das Ganze vollendet und im Freiberger Dome aufgerichtet. Innerhalb eines Eisengitters breitet es sich auf Stufen, zehn Ellen lang und sieben Ellen breit, aus. An den Seiten sieht man Heroldsfiguren und Wappen, dazwischen zwanzig von Fabricius abgefaßte Inschriften, die Moritzens Leben und Thaten erzählen. Oben stehen neben einer von zehn messingenen Greifen getragenen Platte zwölf allegorische Marmorfiguren, und auf der Platte kniet Kurfürst Moritz vor einem großen Kruzifix, das Wolf Hilger zu Freiberg aus Messing gegossen hatte. Der Kopf des Kurfürsten ist nach einem Porträt modellirt, welches der „Fürstenmaler" Hans Krell in Leipzig auf Augusts Bestellung geliefert hatte.

Gleichzeitig vollendete nun August die von Moritz begonnenen Bauten. In Dresden wird schon am 1. Januar 1554 Hans von Dehn in seinen Ämtern bestätigt und beauftragt, „die Gebäude, die ihm übergeben, noch vollends zu Ende zu bringen." So wird das Festungswerk vollendet, das Zeughaus erbaut und der Schloßbau 1554 bis 1556 durch das schöne, von dem Italiener Johann Maria de Padova gefertigte Portal der Schloßkapelle abgeschlossen. An der innern Ausschmückung wirken nach wie vor die Brüder Tola, deren Bestallung am 28. April 1557 von August erneuert wurde und die bis 1572 in Dresden aushielten, während Ricchino schon 1555 des Zipperleins wegen in seine Heimat zurückkehrte. In Leipzig wird unter der Leitung Hansens von Diskau das Befestigungswerk, unter Leitung Lotters der Pleißenburgbau vollendet. Nachdem alle diese Werke zu Ende geführt waren, ging August seinen eignen Plänen nach, die in dem Aufbau prächtiger Schlösser und in der Anlage großer Kunstsammlungen bestanden.

Es war ihm gelungen, seinen Vetter Johann Friedrich den Mittleren, der zum letztenmale versucht hatte, die Kurwürde wieder an die ernestinische Linie zu bringen, am 13. April 1567 in Gotha endgiltig zu Boden zu werfen, und die Freude über den errungenen Sieg wollte er durch einen Schloßbau an den Tag legen. Als Bauplatz wählte er den drei Stunden östlich von Chemnitz gelegnen steilen und waldbedeckten Schellenberg, wo schon früher ein altes Schloß gestanden hatte, das im April 1547 bei einem heftigen Frühjahrsgewitter vom Blitze getroffen worden war. An seiner Stelle erhob sich, von Lotter begonnen und vom Grafen Rochus von Linar vollendet, bereits im Jahre 1571 Augusts großartiger Neubau, die Augustusburg. Sie besteht wie die meisten deutschen Schlösser jener Zeit aus vierstöckigen Eckhäusern, dem Sommerhaus, dem Lindenhaus, dem Hasenhaus und dem Küchenhaus, die durch schmälere Zwischengebäude unter einander verbunden sind. In jedem Eckhause liegt im dritten Stock ein Saal, der Vogelsaal, der Tanzsaal, der Venussaal und der Speisesaal. Das östliche Quergebäude wird durch die von dem Nieder-

länder Gerhard van der Meer erbaute Schloßkapelle gebildet, ihr gegenüber liegt im zweiten Stockwerke des westlichen Flügels der Fürstensaal.

Schon während des Baues wurde an der innern Ausschmückung dieser Säle gearbeitet. Der Künstler, den August hauptsächlich dabei beschäftigte, war der jüngere Cranach. Dieser lieferte das Altarbild für die Kirche, das links das Gebet am Ölberge, rechts die Auferstehung, in der Mitte Christus am Kreuze vorführt, wie er von der kurfürstlichen Familie angebetet wird. Weiter fiel Cranach die Ausschmückung des Fürstensaales anheim, an dessen Langseiten über dreißig Porträts der sächsischen Fürsten prangen sollten, über die ihm der Kurfürst in einem Schreiben vom 1. August 1571 die genauen Angaben machte. Ein zweiter Künstler, den der Kurfürst beschäftigte, war Heinrich Göding aus Braunschweig. Dieser lieferte die Malereien im Venussaale des Hasenhauses, die in friesartigen Streifen Hasen in allen möglichen menschlichen Verrichtungen vorführen. Göding erhielt für diese Arbeit, die zu Michaelis 1572 vollendet war, wöchentlich vier Gulden, und wurde „in Anerkennung seiner treuen, fleißigen Dienste, so er sonderlich in Zierung etlicher Schlösser und Gebäude bisher geleistet und noch leisten wird,“ am 1. Januar 1573 auf zwanzig Jahre als Hofmaler mit einem jährlichen Gehalte von hundert Gulden angestellt. Von Göding werden auch die an der Decke des Speisesaales angebrachten Malereien herrühren, welche die Wirkungen der Tafelfreuden auf die vier Temperamente veranschaulichen. Die plastischen Arbeiten, welche für die Kirche nötig waren, den hölzernen, reich geschnitzten Altar und die gemalte und vergoldete Kanzel, lieferte der Meister Schreckenfuchs aus Salzburg.

Ziemlich gleichzeitig mit der Augustusburg wurde 1572—75 auf Befehl der Kurfürstin Anna an Stelle des alten Schlosses Lochau bei Schweinitz an der schwarzen Elster die Annaburg erbaut. Auch die Ausschmückung dieses Schlosses wurde in erster Linie von Cranach geliefert. 1573 ließ Anna ihn ein Bild für die Kirche des Schlosses malen, über das sie mehrere Briefe mit ihm wechselte. Am 4. März 1575 erinnerte sie Cranach, „er solle das ganze Contrafact der Churfürstin, das ihm vor dieser Zeit aufgegeben, nun vor die Hand nehmen und mit allem Fleiße fertigen.“ Freilich scheint sie Cranach als Porträtmaler nicht sehr hoch gestellt zu haben, da sie am 22. Juli 1577 an die Herzogin Maria von Baiern schrieb: „Wir haben hier zu Land in Wahrheit nicht so gute Maler, die recht gute Contrafact machen können, als es draußen [in Baiern] hat.“ Auch Geschenke kamen zum Schmucke des Schlosses ein. So schenkte Jakob Strada 1575 der Kurfürstin „die ersten zwölf römischen Kaiser von Julius Cäsar bis auf Domitian in Öl durch den damaligen besten Maler in Welschland gemalt.“

Aber auch der Kurfürst begann bald darnach noch einen zweiten Schloßbau, den Freudenstein bei Freiberg, der in den Jahren 1572—78 vollendet wurde. Der Leiter dieses Baues war der schon erwähnte Graf Rochus von

Linar, der eigentliche Baumeister Hans Irmisch. Um die innere Ausschmückung zu besorgen, mußten wieder neue Künstler in Dienst genommen werden. Die malerische Ausschmückung übernahm Hans Schroer aus Lüttich, der dem Kurfürsten seine Dienste anbot, als derselbe im Juni 1572 zu einer Taufe beim Landgrafen Wilhelm von Hessen weilte. Zur Unterhandlung nach Dresden beschieden, malte er zur Darlegung seiner Kunst ein Bild „von gar schönen, lieblichen Ölfarben, die Venus nackend, doch züchtig verdackt, mit Cupido, wobei Nacht und Feuerschein, auch das Licht vom Tage zu sehen war“ und wurde am 3. Januar 1573 mit dem hohen Gehalt von vierhundert Thalern Jahresgeld und fünfunddreißig Thalern für Hauszins als Hofmaler angestellt. Er malte für Freudenstein die Geschichte des Amadis von Gallien, die damals, wahrscheinlich durch die französische Übersetzung des Niclas d'Herberay, Sieur des Essars, bekannter geworden, in den ritterlichen Kreisen der deutschen Gesellschaft eine große Rolle spielte. Sie lieferte ihm den Stoff zu einer Folge von achtzehn Bildern, die, in Öl auf Leinwand gemalt, zwölf Gemächern des Schlosses statt Tapeten als Wandschmuck dienten. Leider gab Schroer später Anlaß zu ernster Unzufriedenheit, weshalb ihn der Kurfürst in einem Schreiben vom 8. November 1577 sehr energisch zur Rede setzte. Und die Verstimmung wurde nicht wieder beigelegt. Schroer wandte sich nach Augsburg, von wo er 1583 noch einen Brief an den Kurfürsten richtete.

Um die neuen Schlösser mit Möbeln auszustatten, wurde 1575 der italienische „Marmorarius“ Giovanni Maria Nosseni aus Lugano berufen. Er fertigte die runden steinernen Tische „mit Bildwerk und andern Ornamenten, darauf die Credenz mit aller Zubehör gesetzt werden soll,“ die Stühle von Holz „mit mancherlei Steinwerk aufs schönste geziert,“ die „antiquischen Krüge von Stein, an den Füßen mit Bildwerk und zierlichen Ornamenten geschmückt,“ die Leuchter, Schüsseln, Teller, Schalen, Löffel und alles, was sonst für die Schlösser nötig war, wozu er besonders Alabaster und Serpentin benutzte.

Dies sind die hauptsächlichsten Bauwerke, die August entstehen ließ. Er ist aber ferner für die Kunstgeschichte auch wichtig als Sammler.

Die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung von Amerika hatten in jener Zeit den Europäern neue Gesichtskreise eröffnet. Durch den Handel waren die Erzeugnisse der neueröffneten Länder nach Europa gekommen und hatten durch ihre neuen Formen die Aufmerksamkeit erregt. Die Seegewächse, die Fische, die glänzenden Vögel der indischen Lande, die Waffen und Geräte der fremden Völker ladeten zur Betrachtung und Vergleichung ein. Von Italien war das Studium der klassischen Literatur und der Altertumskunde nach Deutschland gekommen und hatte eine Vorliebe für antike Kunstwerke, Inschriften und Münzen erzeugt. Man hatte gleichzeitig erkannt, daß auch die moderne Kunst vor einem halben Jahrhundert eine große Blütezeit gehabt habe, und daß ihre Schöpfungen

wert seien, der Vergessenheit entrissen zu werden. So entstanden seit dem Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts Sammlungen, sogenannte Kunstkammern, die freilich in ihren Anfängen den Charakter ihrer Zeit an sich tragen, wo man auf das Sonderbare, Seltene, Auffallende vorzüglichen Wert legte, die aber doch für die Folge von ungemeiner Wichtigkeit wurden. Kurfürst August war der erste deutsche Fürst, der sich eine solche Kunstkammer anlegte, in der Gemälde, Kupferstiche und Schnitzwerke, Kompasse, Jagdzeug, Gewehre, Gefäße, Mineralien und Tiergeweihe in seltsamer Eintracht beisammen waren. Die ganze Sammlung war in sieben Zimmern des kurfürstlichen Schlosses aufgestellt. Im ersten standen kunstreiche Schreibtische, dann folgten geometrische Instrumente und Bronzen, hierauf die Tischler-, Schlosser-, Drechslerarbeiten und Geschütze, schließlich fünfundachtzig „Contrafecten, Bildnisse und Figuren." Leider ist über den Inhalt der Bildersammlung, die uns besonders angeht, nur wenig bekannt. Den Grundstock werden die Bilder des Lukas Cranach, die Herzog Georg hatte anfertigen lassen, gebildet haben. Von Hans Bol, dem bekannten Miniaturmaler, ließ der Kurfürst „sechzehn schön gemalete Täfflein" aus der Geschichte und Mythologie ankaufen. Von einem unbekannten Künstler war ein Bild Karls V. vorhanden, „wie derselbe in der Wittenberger Belagerung gesehen und contrafect worden." Von den Künstlern, welche der Kurfürst selbst beschäftigt hatte, war Benedikt Tola durch ein 1558 auf Kupfer gemaltes Bild „Die neun Musen mit Pallas und dem Pegasus," Hans Wessel durch mehrere aus Gyps gegossene Figuren wilder Schweine vertreten.

Augusts zweite Sammlung war die Schatzkammer. Schon dem Herzog Georg hatte seine Gemahlin Barbara, die Tochter König Kasimirs von Polen, viele kostbare Halsbänder, Kreuze mit Rubinen und Diamanten, goldne Ringe, Ketten u. a. als Mitgift eingebracht. Unter Kurfürst Moritz hatte sich der Schatz durch eine große Anzahl prachtvoller goldner und silberner Tafelgerätschaften vermehrt. Kurfürst August machte aus diesen Erbstücken, der prächtigen Mitgift der Kurfürstin Anna und seinen eignen Erwerbungen eine eigne Sammlung, die sich in der sogenannten Silberkammer des Schlosses befand, zu der von oben herab geheime Treppen führten.

Zu der Kunst- und der Schatzkammer kam als dritte Sammlung die Bibliothek. Unter der Leitung seines Lehrers, des als Schulmann rühmlich bekannten Johann Rivius, hatte sich August einen Sinn für Wissenschaft und Literatur angeeignet und pflegte nach Erledigung der Staatsgeschäfte in wissenschaftlicher Beschäftigung Erholung zu suchen. Handschriften, mit Miniaturen geschmückt, wie gedruckte Bücher waren in seiner auf dem Schlosse Annaburg aufgestellten Bibliothek vorhanden. Aus dem Jahre 1581 stammt ein Buch, worin der Hofmaler Daniel Bretschneider das bei der Vermählung Herzog Christians gehaltene Ringrennen „mit besonderm Fleiß eigentlich abgerissen" hatte. 1584 malte Heinrich Göding in einen großen Pergamentband eine

„Vorzeichnuß und warhafftige Contrafactura aller Scharff-Rennen und Treffenn, so Augustus vor und inn seiner Regierung 1543—66 gantz Ritterlich gethan und verbracht“ hatte. Von demselben Künstler stammt eine Sammlung von Bildnissen der Herzöge von Sachsen, die später unter Augusts Nachfolgern bis auf Friedrich August I. fortgesetzt wurde. Ein andrer Künstler, Zacharias Wehm endlich, illustrirte ein Buch über die Sitten und Gebräuche der Türken. Dazu kamen die zahllosen gedruckten Bücher, welche der Kurfürst teils in seiner eignen Druckerei im Schlosse zu Dresden drucken ließ, teils in Italien und Deutschland ankaufte. Er sammelte so eifrig, daß sich seine im Jahre 1574 nur aus 1721 Bänden bestehende Bibliothek im Jahre 1580 bis auf 2354 vermehrt hatte, und bewies seinen Geschmack auch in den Einbänden, welche er den Büchern geben ließ. Aus Nürnberg wurde 1566 ein geschickter Buchbinder, Jakob Kraus, berufen, dem außer der Bezahlung dessen, „was er sonst an Arbeit machen und binden“ werde, ein fester Jahresgehalt von fünfzig Gulden zugesichert wurde. Von diesem rühren die schönen Einbände der Bibliothek her. Die gewöhnlichsten Bände bestehen aus feinem braunen Kalbleder und sind mit dem sächsischen und dänischen Wappen und den Buchstaben A H Z S C (August, Herzog zu Sachsen, Churfürst) auf den Einbanddecken versehen. Rücken und Deckel sind reich mit goldnen Einfassungen und Ornamenten verziert, die ebenso geschmackvoll erfunden als sauber geprägt sind. Auf den Folianten ist gewöhnlich das in Gold abgedruckte Bildnis des Kurfürsten angebracht, und auch der vergoldete Schnitt ist mit eingepreßten, oft gemalten Arabesken geschmückt. Dabei sind die Bücher vorzüglich gut geheftet und so wenig beschnitten, daß sie ein würdiges Seitenstück zu de Thous und Groliers Einbänden bilden.

Augusts Bauthätigkeit hatte seit dem Jahre 1578 geruht. Erst in seinen letzten Jahren war er wieder mit einem Bauplane beschäftigt, nämlich mit der Anlage seiner Familiengruft. Nach dem Tode der Kurfürstin Anna 1585 entschloß er sich, der verstorbenen Gattin ein würdiges Grabmal und seiner Familie überhaupt eine prächtige Begräbnisstätte im Dome zu Freiberg zu bereiten. Ihn reizte dabei noch ein besondrer Umstand. Der Hofmaler Hans Schroer und der Steindrechsler David Hirschfeld aus Gotha hatten 1573 in einem Weinberge bei Weißensee in Thüringen Alabaster gefunden. Dieser Entdeckung war im Spätsommer des folgenden Jahres die Auffindung von Marmor bei Schwarzenberg im Obererzgebirge durch die Bildhauer Hans und Christoph Walther gefolgt, und man hatte in verschiedenen Orten Sachsens Marmorbrüche anlegen können. Hauptsächlich um diese neuen, bisher ungeahnten Marmorschätze des Landes auszubeuten, unternahm August das umfangreiche Werk. Anfang Oktober 1585 sandte er den schon erwähnten Nosseni nach Freiberg, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Allein der Kurfürst sollte die Vollendung der Familiengruft nicht mehr erleben. Am 11. Februar 1586 wurde er in Moritzburg vom Schlage gerührt und starb desselben Tages in Dresden, noch

nicht sechzig Jahre alt und noch in voller Kraft, wie ihn das Bild von Cyriakus Reder im historischen Museum vorführt, nach einer 33jährigen Regierung. Am 15. März fuhr der Leichenwagen durch den Dom zu Freiberg, wo die Berggeschworenen den Sarg der Gruft übergaben.

Der Sohn und Nachfolger Augusts, Christian I., nahm den Plan seines Vaters auf. In den Serpentinsteinbrüchen bei Zöblitz, den Alabasterbrüchen bei Weißensee und den Marmorbrüchen am Fürstenberge bei Schwarzenberg entfaltete sich eine lebhafte Thätigkeit. Um Künstler herbeizuschaffen, die den gewonnenen Marmor zu bearbeiten verstanden, wurde Nosseni 1588 nach Italien geschickt und gewann in Florenz durch Vermittlung von Giovanni da Bologna den tüchtigen Carlo de Cesare, der Anfang Oktober 1590 mit seinen Gehilfen in Freiberg anlangte. Aber auch Christian sah die Fürstengruft nicht mehr fertig. Erst zwei Jahre nach des Kurfürsten Tode, 1593, wurde der Bau nach vielen Einschränkungen von Nosseni zu Ende gebracht.

Nur ein, aber ein sehr glänzendes Werk hat Kurfürst Christian während seiner sechsjährigen Regierung vollendet, den an den Georgenbau des Schlosses sich anlehnenden Stallhof, zu dem am 6. Juni 1586 der Stallmeister Nikol von Miltitz und der Zeugmeister Paul Buchner den Grundstein legten. Christians Prachtliebe wie seine Pferdeliebhaberei konnten an diesem Baue gleichmäßig zur Geltung kommen. In fünfeinhalb Jahren wurde das Werk, das mehr einem Prachtpalaste als einem Marstalle ähnlich war, mit einem Kostenaufwande von 200000 Thalern errichtet. Die hohe Mauer, welche das Gebäude außen abschloß, war durch mächtige Portale durchbrochen und durch Freskomalereien belebt. Im Hofe standen verschiedene von Martin Hilger gegossene Postamente und Trophäen. Der am Hofe liegende gewölbte und auf dorischen Säulen ruhende Stall hatte zweihundertsechsundfünfzig Pferdestände. Der großartigste Teil der Anlage aber war der nach dem Jüdenhof zu gelegene Flügel, welcher prachtvoll eingerichtete Zimmer für fürstliche Gäste enthielt. Nosseni und Carlo de Cesare hatten die Ausschmückung mit Büsten und Wappenschildern übernommen. Schöne Malereien, „allerhand romanische Historien darstellend,“ schmückten die Decken. Die innere Einrichtung bestand aus marmornen Tischen und aus Stühlen von Serpentinstein mit Jaspis ausgelegt, aus marmornen Bettstellen und stattlichen Kredenzen, die viele goldene Pokale und Trinkgeschirre trugen. An diese Galerie schlossen sich noch eine Reihe von Zimmern an, die eine Sammlung von Turnier- und Jagdgerätschaften enthielten. Da war die große Schlittenkammer, die mit stattlichen Rennschlitten und den dazu gehörigen Geschirren angefüllt war, die Balgenkammer, welche die Rüststücke für die Pferde enthielt, wie man sie zum Scharf- und Balgenrennen brauchte, die Sattelkammer, in der allerlei prächtige, mit Perlen, Gold und Silber gestickte Sättel aufgespeichert waren, die Schwertkammer, in der eine große Anzahl künstlicher Degen prangte, die Türkenkammer mit allerhand

Trophäen aus den Türkenkriegen, die Büchsenkammer mit zahlreichen Büchsen und Pistolen „verschiedener Invention,“ die Jägerkammer mit Hirschfängern, Waidmessern, Jagdhörnern und künstlichen Hundehalsbändern, die Harnischkammer mit einem großen Vorrate von Harnischen, die Deckenkammer mit kostbaren, in Gold und Silber gestickten Decken und Schabracken. Man erstaunt, wie Christian während seiner kurzen, kaum sechsjährigen Regierungszeit alle diese Schätze zusammenbringen konnte.

Wie großartig mußte nach allen diesen Bauten Dresden am Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich darstellen! Hoch über der Stadt ragte das Schloß hervor, ein mächtiger, glanzvoller Renaissancebau, das Werk des tüchtigen Kaspar Voigt von Wierandt, von italienischen Meistern von der höchsten Spitze bis zum Sockel herab mit wuchtigen Sgraffittos geziert und von phantastisch geformten Türmen überragt; dicht dabei stand der ornamentstrotzende Georgenbau und abermals daneben der Stallhof mit seinem Sgraffittofries und seiner märchenhaften Pracht im Innern!

Man fragt unwillkürlich: Was ist von all den Herrlichkeiten, welche die sächsischen Fürsten im Laufe eines ganzen Jahrhunderts erstehen ließen, heute noch übrig? Leider nur weniges. Die Schöpfungen der ernestinischen wie der albertinischen Fürsten hatten gleichmäßig unter den Schlägen der folgenden Zeit zu leiden.

Das Schloß und die Schloßkirche zu Wittenberg, die Hauptschöpfungen Friedrichs des Weisen, fanden im siebenjährigen Kriege ihren Untergang. Mit plötzlicher Besetzung Sachsens eröffnete bekanntlich Friedrich den Feldzug. Wittenberg lag an der Grenze; am 29. August 1756 zogen die Preußen in die Stadt ein und behaupteten sie bis 1760. Da kam das Verhängnis. Am Michaelistage 1760 rückte die vereinigte Reichsarmee unter Oberanführung des Herzogs von Zweibrücken von der Elsterseite heran, und es begann am 13. Oktober eine furchtbare Kanonade. Bald standen Schloß und Schloßkirche in Flammen. Alle Kunstwerke der Kirche verbrannten; nur die nackten Wände blieben stehen. Zwar begann man schon vor dem Hubertsburger Frieden die Wiederherstellung, sodaß am 6. August 1770 das Kirchengebäude wieder eingeweiht werden konnte. Aber noch einmal, in den Freiheitskriegen, hatte Wittenberg eine Gefahr zu bestehen. Im Jahre 1806, nach der Schlacht bei Jena, wurde die Kirche für Kriegsbedürfnisse in Anspruch genommen und teils als Mehlmagazin, teils als Lazaret benutzt; am 6. September 1813, als das von den Franzosen besetzte Wittenberg von den Preußen beschossen wurde, wurde sie als Zitadelle befestigt. Was wir heute von Schloß und Kirche vor uns sehen, hat mit den Schöpfungen Friedrichs des Weisen wenig mehr zu thun. Das Schloß ist seit 1819 zu einer Festung und Kaserne mit bombenfester Dachung ausgebaut worden und das Innere nach den neuern Bedürfnissen ausgestattet. Nur im Schloßhofe bemerkt man noch die Spuren

früherer fürstlicher Pracht in der zum Teil unversehrt erhaltenen sächsischen Wappenreihe über dem gewölbten Portale. Die Wiederherstellung der Kirche begann unter Friedrich Wilhelm III. und endete mit der Einweihung im Jahre 1858. Aber von den alten Kunstwerken sind nur noch die beiden Denkmäler Peter und Hermann Vischers vorhanden. Der Reliquienschatz ist spurlos verschwunden. Nach einer zeitgenössischen Notiz, die sich in dem Bamberger Exemplar des Heiligtumsbüchleins befindet, soll er nach Einführung der Reformation unter die protestantische Geistlichkeit verteilt worden sein; wahrscheinlich aber wurde er in den Stürmen des schmalkaldischen Krieges geraubt. Nur in einem Punkte war das Schicksal günstig: die hauptsächlichsten Bilder der Kirche sind erhalten. Sie wurden schon lange vor dem Brande teils verschenkt, teils in Kunstkammern versetzt und sind heute in verschiednen Galerien zerstreut. Von Dürers Werken befindet sich die Madonna mit den Engeln in Dresden, die Kreuzigung Christi in Ober-St. Veit bei Wien, die Anbetung der Könige in den Uffizien zu Florenz, der Altar mit den Martern der Zehntausend im Wiener Belvedere, während Burgkmairs Tafeln mit Sebastian und Veit im Germanischen Museum zu Nürnberg prangen.

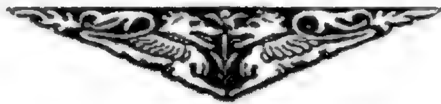
Besser erging es der Schöpfung Johann Friedrichs, dem Schlosse zu Torgau. Der malerische Schmuck Lukas Cranachs ist freilich längst zerstört, er fand bereits bei der Verwüstung des Schlosses durch die Spanier im schmalkaldischen Kriege seinen Untergang — „schad umb die große Kunst!“ setzt der Schreiber der Zimmerischen Chronik, der von dem Ereignis berichtet, hinzu. Das Schloß selbst aber steht noch und hat nach allerlei Schicksalen, nachdem es im vorigen Jahrhundert zum Gefängnis, neuerdings zur Kaserne umgewandelt wurde, noch jetzt sein ursprüngliches großartiges Gepräge bewahrt.

Über Dresden brach das Schicksal im dreißigjährigen Kriege herein. Die Residenz der sächsischen Fürsten wurde zwar nie erobert oder belagert, verfiel aber trotzdem mehr und mehr. Ein alter Chronist erzählt, man habe in jener Zeit vom Markt aus über Brandstätten und Bautrümmer hinweg nach allen vier Seiten ins Freie schauen können. Ein Brand, welcher 1701 das Schloß verwüstete, vollendete den Niedergang. Nicht eines von Dresdens Wahrzeichen hat sich in alter Gestalt erhalten. Spätere Jahrhunderte drückten Dresden ihren Stempel auf, anstatt einer Hauptstadt der Renaissance ist es für ganz Deutschland die Wiege des Rococo geworden. Die Stiche Merians erscheinen uns als etwas durchaus Fremdes, und man kann sich nur mühevoll die alte Herrlichkeit einigermaßen zusammensetzen. Das Äußere des Schlosses erinnert nur wenig mehr an jene Zeit. Von dem plastischen Schmucke des Georgenbaues ist fast nichts mehr an Ort und Stelle, nur wer nach dem Neustädter Friedhof wandert, kann wenigstens den großen Totentanz dort noch bewundern. Die prächtigen Fresken des Moritzbaues sind ebenfalls längst zerstört, und nur im Innern, in den malerischen Höfen erhielt sich ein Hauch jener Zeit, während

der Sturm neuer Jahrhunderte verwüstend durch die Straßen und Plätze der Stadt fuhr. Am ehesten kann noch die zierliche Architektur des Stallhofes in ihrer Stille und Abgeschlossenheit, mit dem köstlichen Rot des herbstlichen, an den hohen Wänden sich hinanziehenden Weinlaubes die alte vergangene Herrlichkeit vor unsre Blicke zurückzaubern.

Auch die andern Schlösser des Landes sind größtenteils verfallen. An der Moritzburg ist die äußere Architektur durch den 1722 erfolgten, von dem großen Architekten Pöppelmann geleiteten Umbau vollständig zerstört worden. Von dem frühern Schmucke der Augustusburg, die jetzt der Sitz sächsischer Behörden ist, sind nur noch traurige Überreste zu sehen. In der Schloßkapelle steht noch das Altarbild des jüngern Cranach. Auch in den Sälen bemerkt man, wohin man blickt, an den Decken, in den Fensternischen, noch die Spuren ehemaliger Farbenpracht, in vielen Zimmern stattliche steinerne Kamine, bald in einfacher, bald in reicher Behandlung. Aber von den Decken hängen Tapetenfetzen herab, von den Wänden ist der Putz gefallen, und der Fuß schreitet über bloßliegende Balken und traurige Schuttmassen. Schloß Freudenstein ist Magazin. Die Gemälde fanden wie die Schätze der Wittenberger Schloßkirche im siebenjährigen Kriege ihren Untergang. Die gefangnen Österreicher, die Prinz Heinrich nach der Schlacht bei Freiberg am 29. Oktober 1762 in das Schloß bringen ließ, haben mit einer Menge andrer Ölbilder auch die von Schroer gemalten verbrannt, um sich zu wärmen. Auch die Plafonds und Thüren des Schlosses, sowie das von Schroer 1574 gemalte Altarblatt der Schloßkapelle sind damals, als das Schloß zur Kommisbäckerei benutzt wurde, zerstört worden.

Für die Folgezeit am wichtigsten wurden die von August und Christian angelegten Sammlungen. Beide Fürsten gaben durch Anlegung der Kunstkammer, der Schatzkammer, der Bibliothek und der Sammlung im Stallhof die Anregung zu jenem Sammeleifer, mit welchem die spätern sächsischen Fürsten wetteifernd für Kunst und Wissenschaft wirkten. Die Kirchen und Schlösser sind längst zu grunde gegangen oder nur in dürftigen Überresten erhalten. Aber die Gemäldegalerie, das grüne Gewölbe, die königliche Bibliothek und das historische Museum werden noch in später Zeit den Ruhm der sächsischen Fürsten des sechzehnten Jahrhunderts verkünden.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

s ist Freund Asche, der das nicht ruft, sondern mit merkwürdig tonloser Stimme seufzt, als riefe ihn des Dorfes Abendglocke nicht aus der tötlichsten Langweile, sondern aus der innigsten Versunkenheit in alle Freuden der Pädagogik ab. Und es ist mein lieber verstorbener Vater, der sein kluges, friedliches lächelndes Gesicht in die Thür steckt und ruft:

Nun, Kinder? Hübsch fleißig gewesen? Brav was gelernt?

Sehr brav — alle zwei, Vater Pfister.

Na, dann seien Sie bedankt, Herr Asche, und kommt heraus. Es ist wirklich ein recht amöner Abend und der Garten draußen voll bis zum Platzen. Bis in die Hecken sitzen sie mir. Bringe auch noch Eure Stühle hier im Studio mit hinaus, Junge; bis ans Wasser haben sie mir die letzten aus dem Hause hingerückt, und Ihre Herren Kollegen, Herr Adam, haben die ihrigen schon lange höflich an die Damen abgetreten und behelfen sich mit den leeren Fässern und ein paar Brettern drüber hin. Hält diese Witterung so an, so bleibt uns nichts andres übrig, als daß wir noch ein zweites Stockwerk über dem Pläsier etabliren, nämlich in den Baumästen. Einige von den Herren sitzen schon drin und lassen sich das Getränk in die Höhe reichen. — — —

Es ist alles vor allen meinen fünf Sinnen.

Es ist kein Zweifel mehr, es ist ein heißer Tag geworden; je mehr die Sonne dem Mittage entgegengestiegen ist, durch desto wolkenloseres Blau schwimmt sie, und die Grillen auf den Wiesen jenseits des Baches hat sie allgemach vollständig berauscht; immer vielstimmiger und schriller dringt deren Lust an mein Ohr herüber. Die Enten rudern leise gegenüber im Schilfrohr; als der Schatten eines großen Raubvogels, der mit schwerfälligem Flügelschlag einem fernen

Gehölz zuzieht, auf das Land fällt, hebt der letzte Gast in dem einst so lebendigen, jetzt so verlassenen, stillen Garten von Pfisters Mühle unwillkürlich die Hand und sieht sich erschreckt um: Welch' ein wunderlich Mittagsgespenst in der schwülen, grünen, goldnen Einsamkeit von Pfisters Mühlengarten! welch ein bunter, fröhlicher und doch dem letzten Stammgast so sehr das Herz beklemmender Abendzauber jetzt — jetzt zwischen elf und zwölf Uhr, um die Mitte des Tages! . . .

Der Garten voll bis zum Überquellen! Ist es nicht, als habe sich die halbe Stadt ein Stelldichein in Pfisters Mühle gegeben? Alt und jung bis zu den Allerjüngsten in der Wagenburg von mehr oder weniger eleganten Kinderwagen! Männlein und Fräulein, und die letztern in den zierlichsten, duftigsten Sommergewändern! Lehrstand, Wehrstand und Nährstand! Die Herren Studenten von allen Farben, und einige von ihnen — den Herren Studirenden — wirklich bereits auf den bequemeren Baumästen, wahrscheinlich um von denselben die Sonne bequemer untergehen zu sehen und einen objektiveren Überblick über das Philisterium im Ganzen, die hübschen Mädchen und die Mütter der letztern im Einzelnen zu haben.

Vater Pfister! Vater Pfister! Was soll denn das heißen, Samse, daß sich kein Mensch von euch in dieser Region blicken läßt?

Es wird eben frisch angestochen, meine Herren, brummt Samse — unser Samse, ein Drittel Mühlknappe, ein Drittel Ackerknecht, ein Drittel Dorf- und Gartenkellner, und also ganz und gar von der Zipfelkappe bis zu den Nägelschuhen, mit Mehlstaubjacke und Serviette, in Griff und Tritt und Ton, vollkommen, unverbesserlich, gar nicht anders zu denken und zu wünschen — P f i s t e r s M ü h l e! Doktor Asche hat ihn heute in Berlin als alten, behäbigen, weißköpfigen Herrn, hat ihm statt der Müllerjacke einen langen, behaglichen dunkelgrünen Rock, im Winter mit Pelzkragen ankomplimentirt, ihm einen Lehnstuhl in eine gemütliche Wachtstube neben der großen Eingangspforte hingestellt und gesagt: Sie halten die Augen wohl ein wenig offen, Samse, und passen mir hübsch auf Alles, was ein- und ausgeht, alter Knabe. Cave canem! Ist der Junge aus den Windeln, so passen Sie mir auch auf den wohl ein bißchen mit, lieber Freund.

Wie in Pfisters Mühle, Herr Asche, hat Samse erwiedert, und es ist ganz gut so. Wie würde er uns verkümmert sein bei den gestellten Rädern und unter den leeren Tischen und Bänken von Pfisters Mühle! Wie schlecht hätte er sich, auch in meiner Gesellschaft, an einem Morgen wie der heutige, auf dieser Bank, an diesem Tische gegen das zu wehren vermocht, was vorbei war und niemals wiederkommen konnte! Der alte Grobian und getreue Knecht hatte sich eben nur unter den Menschen und nicht auch unter den Büchern umgetrieben. Er hätte nicht seine Gefühle zu Papier gebracht; höchstens würde man ihn nach längern Suchen und Rufen aus dem Bach aufgefischt oder von einem Strick in einem dunkeln Winkel von Pfisters Anwesen abgeschnitten haben.

Ich habe eine Vorahnung, daß dich nichts so sehr gegen deine Erlebnisse abhärten wird, als eine regelrechte Beschäftigung mit den Wissenschaften, mein Junge, sagte mein Vater, und — es ist immer, in diesem Augenblick, noch Sommerabend, und Pfisters Mühle in ihrer Glorie, ohne Schaden für Leib und Leben in meiner abgehärteten Phantasie. Wie freilich meine Stimmung sein würde, ohne Emmys Arbeitskörbchen auf dem Tische und ihr Taschentuch auf der Bank neben mir und ohne die Gewißheit ihres Vorhandenseins in dem stillen Hause unter den Kastanien und Linden hinter mir, soll trotz aller Bücher und Wissenschaften in der Welt eine offene Frage bleiben.

Geh mir nicht so weit weg, daß ich dich nicht abrufen kann, ruft eben das süße Herz im weißen Küchenschürzchen von meines Vaters verkauftem Hause her; ich aber habe wahrlich nicht die Absicht und Neigung, jetzt weit wegzugehen.

Das Wasser rauschet neben mir hin,
Als wüßt' es, was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die verlass'ne Mühle;

es wäre auch ein wirkliches und dazu höchst jämmerliches Wunder, wenn das trotz allem, was ich auf und vor Schulbänken und Kathedern zur Abhärtung des „bessern Bewußtseins“ in Erfahrung brachte, möglich sein könnte.

Wie viele der Stimmen, die mich damals von allen Seiten her riefen, können mich heute nicht mehr abrufen! Wie groß die Gefahr für meines Vaters Sohn, sich in Stadtkuchen an Dutzenden von Tischen aus Handtaschen und dem Papier der gestrigen Zeitung zu überfressen! Und doch gehe ich den geputzten, feinen Stadtdamen und den kleinen Fräuleins so gern aus dem Wege und ziehe am liebsten in grinsender Dorfblödigkeit den Ärmel unter der Nase her, wenn man mir zuwinkt und zulacht und das Behagen und Wohlgefallen an Vater Pfister auch auf seinen Sprößling überträgt. Am liebsten halte ich mich jetzt bereits so dicht als möglich hinter meinem vor kurzem noch so sehr gefürchteten, gelehrten lateinischen Freund aus dem Hinterstübchen, und es ist möglich, daß ich auch wie er die Hände in die Hosentaschen geschoben halte und dasselbe Stück ihm nachsumme oder zwischen den Zähnen pfeife, wie wir uns zwischen den Tischen hinschieben und die heutigen Gäste von Pfisters Mühle einer mehr oder weniger gemütlichen Betrachtung unterwerfen.

Wahrlich, ich habe nicht bloß die Grundlagen meiner Kenntnis der Römersprache von meinem, für einen Strich durch sein Kneipkonto, fernerweitige gute Verköstigung und ein Taschengeld allmonatlich angeworbenen eigentümlichen Mentor! Freilich ist es in damals erst kommenden Jahren, wo ich vollkommen einsehen lerne, was alles man in Pfisters Mühle und Garten sehen, lernen, in die Erfahrung bringen kann.

In den Tagen, von welchen jetzt die Rede ist, schiebt der gelehrte Freund gewöhnlich so rasch als möglich irgendwo einen krassen Fuchs vom Stuhl, schickt

ihn, ganz gegen die Naturgeschichte, gleichfalls am Baum in die Höhe auf den nächsten bequemen Ast und proklamirt das riesigste Bedürfnis, mindestens sechs von den nächsten wiederkäuenden Kameelen abzuschlachten und sie auf den Keller in ihrem Innern zu prüfen.

An diesen Tischen, hinter diesen Stühlen und Bänken hielt ich mich am liebsten auf, und Emmy meinte gestern: Wenn ich bedenke, unter welchen Gefahren und Verlockungen du hier von Kindesbeinen an aufgewachsen bist, so habe ich meinem Herrgott eigentlich tagtäglich dafür auf den Knieen zu danken, daß ich noch so ziemlich gut davongekommen bin. Dies ist ja gräßlich! und ein wahres Glück, daß ich bis heute keine Ahnung hiervon gehabt habe und Papa und meine liebe selige Mama ebenfalls nicht! Na freilich, Papa sein Gesicht und seine vernügte Freundlichkeit hinter seiner Pfeife sind vielleicht auch nicht besser und moralischer, als sie von Gottes und Rechtswegen sein sollten; aber was meine arme selige Mama betrifft, so sollte ich es jetzt wirklich für einen Segen halten, daß sie leidergottes nicht uns hierher nach deiner entsetzlichen Mühle begleiten konnte und ihre Vorgeschichte gehört hat.

Beruhige dich, Kind. Wenn die Rede zu eingehend auf euch süße Herzen, Trösterinnen im Erdenleben, kurz, bessere Hälfte des Menschengeschlechts geriet — Calypso und ihre Schwester gar nicht zu erwähnen —, wurde Telemachos vom Mentor stets mit einer Bestellung ins Haus geschickt oder kurz und bündig aufgefordert, sich weiter wegzuscheren.

Ich danke, sagte Emmy, leider in einigem Zweifel, ob sie den Trost wirklich als ein Kompliment aufzufassen habe.

Und dann — manchmal wurde es ja auch unserm Freund Asche zu arg, und er nahm mich am Arm und verzog sich selber mit mir aus der Brüder wilden Reihen.

In den Frieden der Natur! zitirte Emmy eine der mannichfachen Redensarten ihres Freundes A. A. Asche.

Sechstes Blatt.

Eine nachdenkliche Frage.

Wo bleiben alle die Bilder? das ist eine Frage, die Einem auf jeder Kunstausstellung wohl einigemale an's Ohr klingt und auf die man nur deßhalb nicht mehr achtet, weil man dieselbe sich selber bereits dann und wann gestellt hat. Man sieht sich nicht einmal die Leute, die das Wort aussprechen, drauf genauer an. Die Frage liegt zu sehr auf der Hand: Wo bleiben alle die Bilder?

Ein andres mit dem Anfachten und der Beantwortung ist's freilich, wenn Einem vor all' der unendlichen bunten Leinwand in den goldenen Rahmen, die eigene junge Frau die Bemerkung macht und uns unsre Meinung und Ansicht darüber nicht schenken will.

Mich persönlich ergreift sehr bald in einer solchen großen Ausstellung ein melancholisches Unbehagen, das nicht die gewöhnliche aus dem „Bilderbesehen" hervorgehende körperliche Ermüdung ist. Und es ergreift mich umsomehr; als ich gottlob mich zu denen zählen darf, die wie der alte Albrecht aus Nürnberg am liebsten ihre Kritik in die Worte fassen: Nun, die Meister haben ihr bestes gethan! — Wahrlich es sind nicht immer die, welche vom Publikum Meister genannt werden und sich selber so nennen, die ihr bestes thun! Es gehört zu manch einer mutigen, heißen, fieberhaft ihr bestes geben wollenden Seele eine ungeschickte zaghafte Hand. —

Wo bleiben alle die Bilder? Man begegnet ihnen doch nie wieder außerhalb dieser Wände. Meine Bekannten haben noch nie eines von ihnen gekauft. Und immer malen die Herren Maler andre, wenn es auch von Jahr zu Jahr so ziemlich immer die nämlichen bleiben. Für ihren Spiegel und dergleichen wird so eine Künstlerfrau recht bald keinen Platz übrig behalten, und wenn sie sie nachher auch eins übers andre an die Wand lehnt, so wird sie sich doch allmählich recht beschränkt fühlen. Aber vielleicht werden sie übers Meer verschickt, nach fremden Weltteilen, wo die Leute mehr Geld für so was haben und mehr Raum an den Wänden, und wo auch die Fliegen im Sommer nicht so unangenehm werden.

Und wo die Leute vielleicht, abgesehen vom Geld, von den Wänden und den Fliegen, mehr Geschmack und weniger Kunstverständnis haben, mein Schatz. Du hattest da eine Idee, Liebchen; aber ganz löst sie die Frage doch nicht: Wo bleiben alle diese Bilder — alle diese Wälder und Felder, Wasserfälle und italienischen Seen, diese angenehmen Stillleben und schrecklichen Stürme zu Land und Meer, all' das Genre, all' die Historie, diese Schlachten und Mordgeschichten? Komm du nur noch ein paar Jahre unter meiner Führung hierher, um dein liebes, kluges Alltagsnäschen und dein hübsches Sonntagshütchen hier mit mir zum besten der Kunst spazieren zu führen, und ein großes Licht soll dir aufgehen.

Darauf bin ich neugierig, du Spötter.

Es sind nur die Umrisse und die Farben, welche wechseln; Rahmen und Leinwand bleiben. Ja ja, mein armes Kind, es würde uns, die wir selber vorübergehen, den Raum arg beschränken im Leben, wenn alle Bilder blieben!

Das ist mir zu hoch, hat Emmy, Gott sei Dank, damals gesagt, und es bleibt, jedenfalls noch für längere Zeit eines der hübschesten Bilder meines Lebensbilderbuches, sie in unsern Flitterwochen glücklich, lächelnd, tänzelnd am Arm zu haben, sie aus den heiligen, aber kühlen Hallen der bildenden Kunst in den warmen Sonnenschein der menschenwimmelnden Straße und die nächste elegante Konditorei zu führen, sie dort zierlich Eis essen zu sehen und das Hin- und Herwogen der Tagesmoden draußen vor den glänzenden Riesenspiegelscheiben mit den Bildern in ihrer Modenzeitung zu Hause vergleichen zu hören.

Aber es regnet heute rund um Pfisters Mühle und auch auf dieselbige. Derselbe Rahmen und dieselbe Grundfläche wie vorgestern; aber ist das noch dasselbe Bild wie vorgestern? Ein tüchtiger und, wie die Bauern meinen, sehr erwünschter Landregen kommt seit gestern herunter. Wir haben es versucht, unterm Regenschirm die Stadt zu erreichen, aber es hoffnungslos aufgegeben. Nun sitzen wir im Oberstock des Hauses am geöffneten Fenster und hören und sehen dem Regen zu; ich durch den Rauch meiner Zigarre, Emmy über eine merkwürdig künstliche weibliche Arbeit, die darin besteht, Löcher und Zacken in einen langen Streifen weißer Leinwand zu schneiden und den angerichteten Schaden vermittelst der Nadel eifrigst wieder gut zu machen. Von der Landschaft jenseits des Flusses ist wenig zu sehen, große Sümpfe stehen unter den triefenden Bäumen im Garten, es triefen die alten Tische und Bänke, und alle Enten sind ans Land gestiegen und doch in ihrem Elemente geblieben, wie Emmy sich ausdrückt. Denen ists egal! sagt sie und seufzt und schlägt die großen Samtaugen von ihrer Unterrocksborde auf und sieht mich mit einem solchen Ausdruck von himmlischer, aber hoffnungsloser Geduld und Ergebung an, daß mich eine unsägliche Armesünderstimmung und das ganz bestimmte Gefühl überkommt, daß ich dieses Wetter angerichtet habe, daß ich für es und alle seine Konsequenzen bedingungslos verantwortlich bin.

Auch in Baden-Baden, Wiesbaden und Baden bei Wien regnet es heute vielleicht, und vielleicht ärger als auf Pfisters Mühle, mein Herz, wage ich schüchtern zu flüstern; aber Emmy geht durchaus nicht darauf ein.

Ich mache dir ja gar keinen Vorwurf, mein Schatz, sagt sie, aber leugnen mußt du es mir auch nicht: im Grunde ist es doch nur Wasser auf deine Mühle, und ich merke es dir gleich an, wie recht es dir kam und wie wohl dir wurde, als sich der Himmel bezog und dich unsrer Absicht, heute Abend im Sommertheater in der Stadt Fatinitza zu hören, entledigte. Es ist zwar wirklich unendlich lieb, so zu sitzen und noch mehr wie sonst auf uns allein und die Jungfer Christine angewiesen zu sein; aber dann solltest du auch deine Mappe zulassen und deine Tinte für unser Nachhausekommen sparen. Was habe ich heute davon, daß du alles das, was du da Lustiges, Rührendes und Interessantes zusammenschreibst, mir nächsten Winter vorlesen willst? Da war es ja fast auf Papas Kirchhofe amüsanter.

Auf Papas Kirchhofe! ... Wo bleiben alle die Bilder? ... He he he, pflegte mein Schwiegervater, der damals, in jenen seligen Tagen des Zweifels und der Erfüllung, noch nicht mein Schwiegervater war, auf *seinem* Kirchhofe zu kichern. He he, junger Freund und Hosenpauker, nach gethaner Arbeit ist gut ruhn, he he? Könnten auch die Pferdebahn benutzen und weiter draußen im Grün bei einer kühlen Blonden sitzen und halten sich doch in der Stadt und gehen mit dem Alten von Ackenberge, dem alten Spitzbuben Schulze auf *seinem* Landbesitz spazieren und genießen den lieblichen Abend! Seltsam,

aber — vielleicht nicht unerklärlich. Ist in der That in der jetzigen Zeit was neues, 'mal beim Alten zu bleiben, he he he.

Und es war in der That ein eigenthümlicher Ort zum Lustwandeln, von und auf dem der alte Herr damals sprach und von dem meine junge Frau eben redete. Ein Kirchhof! wenn nicht im Mittelpunkte der beträchtlichen Stadt Berlin, so doch inmitten einer der Vorstädte und zwar nicht einer der ältesten! Ein grüner, busch- und baumreicher Fleck, im Viereck von neuer modernster Architektur umgeben und von praktisch zwar noch imaginären, aber in der Theorie fest auf dem Papier des Stadtbauplans hingestellten Straßenlinien überkreuzt.

Stehe auf meinem Schein, mich hier noch begraben zu lassen und sie noch dreißig lange Jahre nach meinem Tode ärgern zu können, die Fortschrittler, grinste mein Schwiegervater. Wenn Sie mich einmal wieder besuchen, will ich ihn Ihnen zeigen, den Schein, junger Herr, he he, he he. Andre Wertpapiere sind mir im Verlaufe der Tage so ziemlich abhanden gekommen; aber das habe ich sicher in der Schublade hinter Schloß und Riegel, und sein Kours ist gestiegen und steigt, steigt — steigt. Ich habe es aber meiner seligen Frau Mutter versprochen, mich meinerzeit neben ihr zur Ruhe zu legen. Brave, aber eigensinnige alte Dame, die sich merkwürdigerweise etwas darauf einbildete, noch einen Kalkulationsrat, Steuerzahler, Hungerleider und Asthmatikus mehr in die üble Luft dieser Welt gesetzt zu haben. Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen, und — es ist mir in der That ein Vergnügen, hier mit Ihnen zu promeniren, jugendlicher Freund, und Sie auf die Lächerlichkeit mannichfacher Prätensionen des Menschen hinzuweisen. Rauch ist alles ird'sche Wesen — und eine der größten Lächerlichkeiten ist's, daß man hier nicht rauchen soll. Hier! Meiner seligen Frau in ihrer ewigen Ruhe war das Reglement an der Pforte gegen Hunde und Zigarren freilich ganz aus der Seele geschrieben. Der durfte ich natürlich nicht mit der Pfeife in die beste Stube kommen und würde es mir also auch hier nicht erlauben, sondern höchstens kalt rauchen, oder lieber das Rohr an das Sopha stellen, oder es am besten ganz vor der Thür lassen.

O Papa, wie kannst du nur so reden? pflegte dann Emmy gegen den Papa dieselbe Redensart zu gebrauchen, welche sie nun so häufig gegen mich in Anwendung bringt. Mir aber würde es heute nicht das Geringste nützen, wenn ich es noch leugnen wollte, daß es nicht der skurrile Alte war, dessen philosophischen, moralischen, ethischen und asthmatischen Expektorationen zu Liebe auch ich nur zu gern den sonderbaren Erholungspartien zum Frische-Luft-Schöpfen mir auswählte. Herrn Rechnungsrat Schulzes blondes Töchterlein wars, dem zu Liebe ich kam, und — bei den unsterblichen Göttern — es giebt keinen Rahmen, der golden genug ist, um mir das Bildchen für alle Zeit einzufassen und festzuhalten!

Und ein wahres Glück war's, daß nicht jeder das gleiche Interesse und verbriefte Eigenthumsrecht des alten Spitzbuben Schulze an der unheimlich-

gemütlichen Promenade besaß, und daß die Büsche um die alten hors de concours gesetzten Grabstellen sehr hoch und dicht ineinander verwachsen waren, und daß Emmy und ich ganz genau sämtliche Flecke hinter ihnen zu kennen glaubten, wo man sich auch gegen die Fenster und die Naseweisheit des umliegenden Stadtteiles gedeckt hoffen konnte. Daß wir bald gern in diesen engen grünen Gängen dem Papa den Vortritt ließen und etwas hinter ihm zurückblieben, vorzüglich an den Wendungen der Wege, ist eine vergnügliche, wonnige Thatsache. Und daß ich für meine Person es nie gewesen bin, der den Herrn Rechnungsrat in seinen kuriosen Betrachtungen durch Fragen oder gar den Ruf: So laufen Sie doch nicht so, werter Greis! unterbrach, ist gleichfalls ein Faktum. Es war schon störend genug, daß zuerst Emmy mich unterbrach und, das rosige Mündchen scheu und schämig zurückbiegend, ängstlich flüsterte:

O, wie kannst du nur so sein! . . o bitte! und gar hier auf dem Kirchhofe! . .

Ja, es ist eine historische Thatsache, daß ich damals so gewesen bin, und glücklicherweise ändert nichts, was uns in Zukunft noch begegnen mag, das Geringste mehr dran. Und es ist richtig, daß ich auf jenem Kirchhofe so war, nach welchem Emmy sich heute, während der Landregen ununterbrochen auf Pfisters Mühle herabrauscht, süß-schmollend, so sehr und dazu so lieblich schmeichelhaft für mich zurücksehnt.

Und dessenungeachtet habe ich durchaus keine Lust, den ganzen heutigen Tag mit ihr dort zuzubringen, welche Lust zu ähnlichem Verweilen ich auch unter besagten Umständen damals dazu haben mochte. Wohl fällt ein goldnes Licht, ein wonnigliches Glänzen aus der Zeit unsrer jungen Liebe auf jenes Land Lemuria zwischen den nüchternen Häusermauern und unter den neugierigen Fenstern der sich ins Unbestimmte ausbreitenden Stadt Berlin; aber wir sind doch eigentlich nicht nach Pfisters Mühle gekommen, um nach dem Verbleiben jenes Bildes zu fragen.

Was für ein Gesicht ich zu der letzten Überlegung geschnitten haben muß, erfuhr ich nicht dadurch, daß ich in den Spiegel sah, sondern auf eine viel angenehmere Weise. Es fiel nämlich drüben an der andern Seite des kleinen Tisches der langzackige Battist- oder Leinwandstreifen in den Schooß, und eine kleine Hand kam über den Tisch herüber und strich mir über die Stirn, nachdem mich zwei ihrer Finger an der Nase gefaßt hatten; und Frau Emmy Pfister, geborene Schulze rief:

O, nun guck ihn einer an! . . . Willst du wohl? . . . . Daß du mir auf der Stelle eine andre Miene machst! Das fehlte mir gerade noch! Drei Tage Regen draußen und drei auf deinem Brummbärengesicht sind sechs, und das solltest du mir selbst jetzt, wo wir schon so lange mit einander verheiratet sind, nicht anthun wollen! — Und ich that es der rechenkundigen Tochter meiner verstorbenen Schwiegermutter und meines noch recht lebendigen Herrn Schwieger-

papas wahrhaftig nicht an. Ich zog sofort meinen Stuhl um den Tisch herum an ihre Seite und legte naturgemäß den Arm um sie; und sie hatte den Kopf an meine Schulter gelegt, und der Regen regnete immer zu, und wir ließen ihn glückselig dabei.

O, wie konntest du nur so sein, und denken, daß ich es nicht ganz genau weiß, wie gut und lieb wir das jetzt hier haben in deiner Mühle, und wie traurig das ist, daß wir es hier nie so wieder haben können! flüsterte sie. Und es ist auch ganz recht von dir, daß du jetzt im letzten Augenblick noch einmal alles aufschreibst, was du in ihr erlebt hast, und ich freue mich auch schon auf den Winter in der Stadt, wo du es mir hoffentlich im Zusammenhang vorlesen wirst, wenn auch Herr und Frau Asche dabei sein werden; aber ein klein, klein bischen mehr könntest du wirklich wohl jetzt mit mir darüber reden, wo ich allein bei dir bin und wir alles rundum so himmlisch behaglich und melancholisch für uns allein haben. Ob es dabei regnet, schneit, oder ob die Sonne scheint, das ist mir ganz einerlei, du alter, scheußlicher Langweiler!

Das liebe Wort oder vielmehr die reizende Strafpredigt des Kindes hatte ihre Berechtigung; aber an „jenem Tage" hatte sie nur die Wirkung, die das Buch Galeotto beim scheußlichen alten Langweiler Dante Alighieri auf seinen Paul Böskopf aus Rimini und sein zärtlich Fränzchen von Mehlbrei aus Ravenna ausübte. Wir fanden etwas besseres zu thun, als einander gegenüber oder neben einander zu lesen, Putzmacherei zu treiben oder gar närrisches Zeug für den Winterofen zu Papiere zu bringen. Aber sein Recht und seinen Willen bekam das liebe Herz zwischen gutem und schlechtem Wetter, zwischen Tagen und Nächten, im Hause und draußen, unter den Gartenbäumen an den stillen Tischen, unter den Weiden dem Bach entlang, auf den Wiesen und zwischen den Ährenfeldern. Ich habe es meiner Frau ziemlich genau von Mund zu Ohr erzählt, was ich zwischendurch denn doch auch auf diesen Blättern für den möglichen Winter meines Lebens an lustigen und traurigen, tröstlichen, warnenden, belehrenden Erinnerungen in meines Vaters Mühle dauerhaft in bleibenden Bildern in goldnem Rahmen zusammensuchte und trug.

Daß man der Dornen acht',
Das haben die Rosen gemacht.

Siebentes Blatt.

Da trippelten den Bach entlang
Gar wunderliche Gäste

heißt es in dem Liede, und zwar „bei Sonnenuntergang", wie es in demselben wunderlichen Liede heißt. Mir lag freilich noch die volle Morgen- und Mittagssonne auf meines Vaters Hause und der Umgegend, während um den Vater selbst die Schatten schon wuchsen. Aber es war noch mein Recht, keine Ahnung davon zu haben oder doch nicht darauf zu achten: ich habe noch nach der glück-

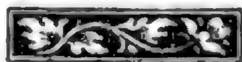
lichen Kindheit eine glückliche Jugend in Pfisters Mühle gehabt und würde Bände schreiben müssen, um ihr auf literarischem Wege gerecht zu werden, und da könnte am Ende auch das Publikum, wie meine Frau, kommen und fragen: Wozu?

Wenn es nur nicht gar zu verlockend wäre, von jenen Epochen zu plaudern, zu den Zeitgenossen, zu der Frau, zu jedem beliebigen Ersten Besten, der darauf hören mag, weil er seinerseits auch davon zu reden wünscht und uns am Munde hängt, weil er mit zappelndem Verlangen drauf paßt, uns endlich das Wort in dieser Hinsicht davon abzufangen!

Nachdem ich die erste Stufe meiner wissenschaftlichen Bildung, die vertraulichen gelehrten Unterhaltungen im Hinterstübchen mit A. A. Asche hinter mir hatte, betrat ich die zweite Staffel der Leiter. Auch die Herren vom städtischen Gymnasium besuchten Pfisters Mühle: die ältern mit meistens zahlreicher Familie, die jüngern neben der jungen Frau mit wenigstens einem Kinderwagen voll, und nur die jüngsten ohne Anhang und höchstens mit ihrem Ideal im Herzen. Gewöhnlich am Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittag kamen sie und bildeten dann an einem der längsten Tische des Gartens eine große Familie, und eines schönen Mittwoch-Nachmittags stellte einer aus derselben, und zwar sogar das würdige Oberhaupt, der weißlockige Patriarch, nämlich Direktor Doktor Pottgießer aus blauer Luft eine Art von kursorischem Examen mit mir an, dem mein Vater, mit sämtlichen Schoppen der jüngern Kollegen in bunter Reihe leer auf dem Tische, atemlos lauschte, und dessen Resultat das Wort aus dem Munde des gemütlichen Schultyrannen war: Schicken Sie ihn mir zu Michaelis, Pfister.

Und zu Michaelis wurde ich ihm geschickt; das heißt Vater Pfister von Pfisters Mühle führte seinen, zu einem höhern Ziel (das heißt einem andern als auch Vater Pfister auf Pfisters Mühle zu werden) bestimmten Sprößling zu einem andern, mehr förmlichen und in die Tinte und aufs Papier verlaufenden Examen in die Stadt. Das Resultat hiervon war, daß ich nicht ein Stück Kuchen aus der Handtasche der Frau Direktor Doktor Pottgießer wie beim ersten bekam, sondern nur, daß mich der Doktor einen „mit wunderlichen Allotriis vollgepfropften Tironen“ nannte, mich aber doch in die seiner wackern Obhut anvertraute Herde germanischer Zukunftsgelehrtheit aufnahm und mich dem „passenden Pferch junger, in gleichen Tritt zu bringender Böcke“ zuwies, wie A. A. Asche sich ausdrückte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Im Lande der Phäaken. In seinen „Odysseischen Landschaften“ entwirft der gelehrte und geistvolle Freiherr von Warsberg enthusiastische Schilderungen der Insel Corfu, des alten Kerkyra und homerischen Scheria. Als k. k. österreichischer Konsul dort ansässig, hat der poetische Diplomat der wissenschaftlichen Erforschung

des sagenberühmten Eilands viel Arbeit gewidmet. Nicht bloß seine ethnographischen, archäologischen und landschaftlichen Merkwürdigkeiten verzeichnet er, im zweiten Bande seiner „Odysseischen Landschaften“ schreibt er auch ausführlich seine politische Geschichte, die deswegen höchst interessant ist, weil die Insel, an der Grenze zwischen Abend- und Morgenland liegend, von allen Wellenschlägen des welthistorischen Lebens berührt ward und im kleinen den Gang der großen Schicksale wiederspiegelt. Den ganz andern Charakter, welchen Homer dem Denken und Handeln der Phäaken in der Odyssee giebt, als seinen Achaiern und Troern in der Iliade, leitet Warsberg von der phönikischen Abstammung der Scherier her. Alles Phönikische rühmte sich der Abstammung Poseidons oder wurde ihr zugeschrieben, also müsse der Vers der Odyssee XIII, 130, wo Poseidon zum Zeus sagt: „Jene Phäaken, obzwar aus meinem Geschlecht sie entstammt sind,“ dahin gedeutet werden: „Sie sind orientalisch milde. Jeden, der viel im Orient gereist hat, frage ich, ob er nicht im Wesen der seligen Phäaken Züge findet der Großsinnigkeit, des Edelmutes, der Freiherzigkeit, wie sie ihm wohl in Syrien und durch ganz Kleinasien, aber niemals oder doch nur äußerst selten auf dem Peloponnes und in den Inseln begegnet sind. Aus solchen Daten darf die Geschichtschreibung auch folgern.“ Warsberg begründet diese seine These weiterhin ausführlich. Noch im gegenwärtigen Treiben des Volkes von Corfu findet er überall die liebenswürdigen phäakischen Züge wieder: „Dieses ganze gewerbliche Treiben Corfus hier auf den Fisch- und Gemüsemärkten, in den Gassen und Dikasterien und im Ghetto ist nur klein, beinahe wie Kinderspielzeug. Und lustig auch, wie zum Vergnügen nur, treibt jeder sein Handwerk. Nicht ein zürnendes Gesicht, keinen Streit sah ich dort. Alles schreit und lacht, und lacht noch mehr, wenn der Nachbar sich müht, durch Schreien ihn zu überbieten und die Kunden an sich zu locken. Es ist dieselbe Idylle der Friedfertigkeit, ein freundliches Vertragen aller Elemente, das ich durch die schöne Landschaft der Insel und durch die Einfachheit ihrer bäuerlichen Bevölkerung in alle Zustände gelegt glaube.“ Auch noch ein Satz, der die Landschaft kennzeichnet, sei zitirt: „Kein schönerer Blick als der von dem Geländer der Spianata oder hier oben von der Festung auf diese dichterisch gesegneten Küsten des Childe Harold und der Odyssee. Die Landschaft ist zugleich groß und ernst durch ihre Massen und Formen, und lieblich und lachend durch ihre Farben... Oft ging ich auf der Spianata in Gedanken versunken unter den Hängen der Festung in den immergrünen Alleen, und wenn ich dann hinaustrat ins Freie, wo sich über das Säulengeländer der Blick hinab auf die getigerte Flut, aus welcher einzelne Scoglien aufragen, hinaus auf den weiten Spiegel der See, auf einzelne Fischersegel, die darüber zogen, auf die freundlichen Vorländer von Corfu und die ernsten Berge der albanischen Küste warf, die im blauen Dunst geheimnisvoll versenkt zur Fahrt und zur Erforschung in die durchwärmten Buchten lockte, dann schwand mir alles Denk- und Besinnungsvermögen, und das Buch, das ich für den Nachmittag mitgenommen, ruhte stundenlang ungelesen in meinen Händen... Man möchte hier nur immer ruhen und schauen und nichts thun als schauen und das Leben genießen.“ (Odysseische Landschaften I, 31.)

Wir haben nicht ohne Absicht diese Zitate hier angeführt, ehe wir uns zu dem Bande vortrefflicher Novellen wenden, welche Hans Hoffmann unter dem Titel Im Lande der Phäaken (Berlin, Paetel, 1884) herausgegeben. Man hat von verschiednen Seiten auf den Zusammenhang dieser Dichtungen mit den Seldwyler Geschichten Gottfried Kellers hingewiesen; wir glauben, dieser Hinweis auf die Schilderungen Warsbergs von Corfu dürfte genügen, die Meinung zu be-

gründen, daß Hoffmann viel realistischer zuwerke ging und sich treuer, als man annahm, an das Original hielt, welches er aus eigner Anschauung auch zu kennen scheint. In der That herrscht in den vier Novellen ganz die gleiche Stimmung, von der uns Warsberg berichtet. Es ist auch garnicht unwahrscheinlich, daß die „Odysseischen Landschaften“ dem Dichter selbst Anregung zur Wahl seiner Stoffe gaben; für die zweite Novelle „Der Erzengel Michael“ ist dies sogar mit einiger Gewißheit anzunehmen. Od. L. I, 73 sagt Warsberg nach einer Schilderung der Schicksale der letzten Paläologen, welche sich auf Corfu aufhielten: „Ueberhaupt diese byzantinische Geschichte und besonders ihr melancholisches Ausklingen in die wilde Türkenherrschaft hinüber ist von den Dichtern und Romantikern noch garnicht entdeckt und benützt worden.“ Hoffmanns Novelle hat nun zwar nichts mit dem „melancholischen Ausklingen in die Türkenherrschaft“ zu thun; vielmehr ist sie eine geistvolle Kontrastirung byzantinischen Wesens mit der neu aufstrebenden Renaissancewelt, und Warsberg selbst könnte zu der kostbaren Gestalt des Kyriakos Lampudios, der überall antike Reliquien und hellenische Reminiscenzen auf Corfu wittert und sich in seinem Enthusiasmus selbst in die Rolle des Königs Alkinoos hineinspielt, Modell gesessen haben; aber es scheint zweifellos, daß Hoffmann in dem Buche des Gelehrten zahlreiche Anregung für seine corfiotischen Geschichten fand.

Wohl herrscht der Geist Gottfried Kellers in dem Buche Hoffmanns, das ja auch „ehrfurchtsvoll“ (warum „Ehrfurcht“ anstatt Achtung oder meinetwegen Bewunderung?) diesem epischen Meister gewidmet ist; aber nicht der der Seldwyler Geschichten, sondern der der „Sieben Legenden,“ worauf noch niemand hingewiesen. Es ist einerseits dieselbe Ironie gegen die starken christlichen Glaubenshelden, welche in ihrer Zuversicht die Hilfe Gottes auf die äußerste Probe stellen, um schließlich die Grenzen ihrer Menschlichkeit zu erfahren: ein Thema, welches Hoffmann in der „Photinissa“ in wahrhaft genialer Weise behandelt hat. Andrerseits folgt er der Heiligen-Psychologie seines Meisters darin, daß er den Umschwung in dem Schicksal seiner gläubigen Heldinnen von dem Augenblick an datirt, wo die Glaubensstärke einen Bruch erlitten, wo nüchterne Reflexion die mystische Kraft des Enthusiasmus, welche Wunder thut, zersetzt. Bei dem halsbrecherischen Gang über die scharfe Kante der hohen Burgmauer legt Photinissa unter dem Hersagen eines Morgenpsalmes glücklich den Weg zurück, bis auf die letzten drei Schritte. „Indem sie die letzten Worte hersang, merkte sie plötzlich, wie sonderbar dieselben ihren wahren Absichten widersprachen, und weil sie dennoch von eben dem heiligen Sänger stammten, der alles andre so recht eigens für ihren Fall gedichtet zu haben schien, so gab das für einen Augenblick ein inneres Stutzen und Schwanken; und eben dieser kurze Gedanke des Zweifels brachte alsbald auch ihre Augen in eine leise Verwirrung, daß sie hastig zu dem fürchterlichen Abgrunde niederglitten“ (S. 144). Das ist ganz kellerisch.

Hoffmann vereinigt viele romantische Elemente mit der Strenge der Form, welche die heutige Novelle fordert. Seine erste Novelle „Der faule Beppo“ („Unter blauem Himmel“) ist nichts als eine Variation des Taugenichts, dessen Leben Eichendorff beschrieben. Je mehr er die Form zu beherrschen gelernt haben wird, umso selbständiger wird sich seine liebenswürdig heitere Muse entwickeln; und daß er, bei aller ausgezeichneten historischen Bildung, von der jede Novelle Zeugnis ablegt, die im „Hexenprediger“ beschrittene Bahn des Archäologischen nun ganz vermieden und sich auf die rein künstlerische Ausgestaltung der freien Erzeugnisse seiner Phantasie beschränkt hat — wenn dies nicht vielmehr eine Befreiung ist! — soll ihm nicht zum geringsten Lobe nachgesagt werden.

Berichtigungen. Von Herrn G. v. Loeper in Berlin ist der Redaktion dieser Blätter folgende Zuschrift zugegangen:

Herr G. Wustmann hat in Nr. 36 dieser Zeitschrift vom 28. August d. J. in dem Artikel „Kleine Goethiana“ von einem in Hirzels „Jungem Goethe“ abgedruckten, nicht adressirten Briefe des Dichters vom 22. Juni 1774 angenommen, er sei an den Buchhändler Dieterich in Göttingen gerichtet gewesen. Schon vor sieben Jahren, im Kommentar zum dritten Teile von „Wahrheit und Dichtung“ (bei Hempel III, 369), habe ich jedoch den Dichter Boie als Adressaten genannt. Diese Annahme wird aufrecht zu halten sein, weil Boie in einem Schreiben an Merck vom 8. September 1775 sich als Übermittler des in dem Briefe erwähnten Honorars bezeichnet, weil darin ferner der Besuch des Adressaten in Frankfurt als bevorstehend begrüßt wird und wir wissen, daß Boie einen solchen im Herbste 1774 ausführte, endlich weil der vertrauliche Ton des Briefes und die Nachrichten über Lavater und schriftstellerische Pläne auf einen Goethe befreundeten Schriftsteller schließen lassen, nicht auf einen ihm ganz fernstehenden Buchhändler.

Berlin, September 1884. v. Loeper.

Ich bin Herrn v. Loeper für seinen Hinweis sehr dankbar, wiewohl ich von der Richtigkeit desselben nicht ganz überzeugt bin. An Boie hatte ich natürlich zunächst auch gedacht, doch schien mir bei näherer Überlegung alles darauf hinzudeuten, daß Goethe sich hier an Dieterich direkt wende, der ihm ja auch selbst den Absatz der Exemplare gemeldet hatte. (Der junge Goethe III, S. 3.) Überzeugend für mich ist weder der Ton des Briefes, den ich garnicht so vertraulich finden kann („Wollen nicht wieder beschwerlich sein“), noch der Umstand, daß Goethe dem Empfänger mitteilt, was er augenblicklich unter der Presse habe, noch endlich der andre Umstand, daß Boie der Übermittler des Geldes gewesen war. Warum sollte sich Goethe, auch wenn ihm Boie das Geld geschickt hatte, nicht direkt bei Dieterich bedanken, der ihm die Exemplare vertrieben hatte? Und warum sollte er einem Buchhändler, der auch Sortimentsgeschäfte trieb, nicht Mitteilung von seinen im Drucke befindlichen neuen Schriften machen? „Das sind zwar nur Titels, ist unterdeß zur Nachfrage“ schreibt er. Einigermaßen überzeugend für mich ist nur die Thatsache, daß Boie zum Herbst nach Frankfurt kam, und daß unser Brief auf diesen Besuch hinzudeuten scheint.

Es ist mir übrigens lieb, daß ich mich Herrn v. Loeper sofort dankbar beweisen kann, indem ich ihm auch meinerseits eine kleine Berichtigung zugehen lasse. In der Einleitung zum zweiten Bande seiner neuen Goetheausgabe gedenkt er auch der eingehenden Besprechung, die ich dem ersten Bande derselben vorm Jahre in diesen Blättern gewidmet habe, meint aber leider, infolge derselben mich als seinen „Feind“ betrachten zu müssen („Da man auch vom Feinde lernen soll“ ꝛc.). Ich weiß nun nicht, woher Herr v. Loeper die Kunde hat, daß ich der Verfasser jener Besprechung bin. Unterzeichnet hatte ich sie nicht. Indessen, er hat es richtig getroffen, und so bekenne ich mich denn nachträglich dazu. Es ist jedoch nicht ganz ungefährlich, einem Schriftsteller, der maskirt zu bleiben wünscht, die Maske mit Gewalt vom Gesichte zu nehmen; man kann auch einmal an den Falschen kommen, und das ist Herrn v. Loeper passirt. In demselben zweiten Bande seiner Goetheausgabe (S. 291) erwähnt er anerkennend eines Grenzbotenaufsatzes vom Jahre 1879: „Bettina und die Goethische Sonette,“ der gleichfalls nicht unterzeichnet war. Herr v. Loeper nimmt an, daß dieser Aufsatz von Burckhardt in Weimar geschrieben gewesen sei. Suum cuique: der Verfasser bin auch in diesem Falle ich. Wenn nun Herr v. Loeper die Güte haben wollte, diesen Aufsatz gelegentlich noch einmal

anzusehen, so würde er sich sehr schnell davon überzeugen, wie sehr er sich geirrt hat, wenn er geglaubt hat, in mir einen „Feind" sehen zu müssen. Es ist mir bei allen meinen Bücheranzeigen immer nur um die Sache, niemals um die Person zu thun.

Leipzig. G. W.



Literatur.

Der Wahrspruch. Ein Beweis des Glaubens und ein Beitrag zur „Philosophie des Christentums." Hamburg, H. O. Persiehl, 1884.

Der anonyme Verfasser bespricht und beurteilt auf wenig über hundert Seiten alles mögliche: die Lehren Kants, besonders die von Raum und Zeit — er erkennt die Idealität von Raum und Zeit an, bestreitet aber die empirische Realität, läßt nur „empirische Existenz" gelten, behauptet vielmehr die absolute Realität und sogar die „Identität" von Raum und Zeit —; Hartmanns Unbewußtes, das „den gesunden Menschenverstand gänzlich aus dem Auge läßt" und doch „als positive und effektive Leistung in der Geschichte der Philosophie einen höhern Rang als selbst Kant einnimmt"; die von Aristoteles, dem „akademischen Waschmagister," gegebene Erklärung der Tragödie; Gestalten aus Shakespeareschen und Schillerschen Dramen; Darwinismus, Spiritismus, Vegetarianismus, Judenfrage, Fortschrittspartei, Sozialdemokratie, Protestantenverein, Zivilstandsgesetz, Zünfte und Gilden, Mission der germanischen Rasse, Quadratur des Kreises, die „gedankenlose Schwärmerei" für Ausgrabungen auf hellenischem Boden und die „backsteinernen Lügen gothischen Kirchenbaues für protestantische Gemeinden." Sein Hauptaugenmerk ist dabei auf das Christentum gerichtet als Salz der Welt, wie wir ihm gern bezeugen, und nebenbei betont er stark die Kunst und ästhetische Auffassungen nach allen Richtungen hin. Mit gleicher Antipathie wendet er sich vom Protestantenverein wie von der orthodoxen oder pietistischen Partei ab. Er lehrt einen ursprünglichen „Ätherleib" der Erde, ein „Protoplasma" des Menschen (welches „das Wort" ist), „Androgynie" des ersten Menschen, Veränderung der Dinge durch den Sündenfall, infolge dessen die Welt zeitlich und räumlich geworden ist; er trägt seine besondre Psychologie, eine Lehre von Fühlen, Denken, Wollen vor, die ihn zur Aufstellung eigentümlicher Begriffsskalen führt, eine besondre Lehre von den fünf Sinnen, eine eigentümliche Zahlenmystik u. s. w.

Wer das alles auf seinen wirklichen Wert beurteilen wollte, brauchte dazu mehr, viel mehr als hundert Seiten. Unser Anonymus stellt sich als ein unterrichteter und spekulativer Kopf, auch als ein nicht ungeübter Schriftsteller dar, aber was bezweckt er eigentlich mit dieser hastigen und abrupten Art der Darstellung? was meint er damit erreichen zu können? Worin soll eigentlich das liegen, was er „Beweis des Glaubens" nennt? und worin soll sein „Wahrspruch" gefunden werden? Manches ist in kühnem Wagnis hingestellt, und wird schwerlich so unbedingte Billigung finden, weder bei Christen noch bei Unchristen. Andrerseits sind sicher viele Körner der Wahrheit in diesen Andeutungen zu finden, aber bei der Mannichfaltigkeit der berührten Probleme und bei der Ruhelosigkeit, mit welcher der Leser von einem zum andern geführt wird, ist kein bleibender Eindruck zu

gewinnen. Wir müssen die Schrift zwar für wohlgemeint, aber für übereilt und schließlich fruchtlos halten.

Die Eroberung Preußens durch die Deutschen von Albert Ludwig Ewald. Drittes Buch. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.

Mit besondrer Vorliebe hat sich die deutsche Geschichtschreibung seit den Freiheitskriegen den Glanzperioden der mittelalterlichen Kaisergeschichte zugewandt und dabei in erster Linie den Kämpfen der Deutschen um den Besitz Italiens Beachtung geschenkt. Das Vordringen der Deutschen nach dem Osten dagegen hat, weil es sich stetig, ohne große entscheidende Ereignisse und ohne glänzende Siege vollzog, weniger Berücksichtigung gefunden, und doch gewährt es ein besondres Interesse, den deutschen Waffenthaten im Osten zu folgen, durch welche zuletzt die Küsten des baltischen Meeres bis zur Newa hin dem christlichen Glauben, deutschem Bürgertume und deutscher Kultur erschlossen wurden.

Es war, nachdem das verdienstvolle Werk Voigts durch die Durchforschung und Herausgabe der preußischen Geschichtsquellen in mehr als einer Hinsicht veraltet war, ein Verdienst Ewalds, auf Grund des neugewonnenen Quellenmaterials die Eroberung Preußens durch die Deutschen zum Gegenstand einer umfänglichen Darstellung zu machen. Das kürzlich erschienene dritte Buch seines Werkes, welches mit König Ottokars II. Teilnahme an dem Kampfe gegen die heidnischen Preußen beginnt, behandelt die Eroberung des Samlandes, des östlichen Natangens, des östlichen Bartens und Galindens.

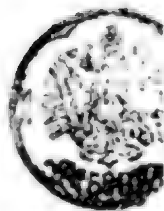
Wie in den frühern Bänden, so bewährt sich auch hier Ewald als ein besonnener und umsichtiger Forscher. Leider treten aber auch bei der Fortsetzung die schon früher empfundenen Mängel wieder zutage. Es fehlt dem Werke an künstlerischer Gestaltung. Die Trockenheit der Darstellung und das Durcheinander von Untersuchung und Erzählung thut in bedauerlicher Weise dem Genusse an dem guten Buche Abbruch.

Der letzte Wikinger. Erzählung von Thomas Lange. Nach dem Dänischen von A. Michelsen. Leipzig, Johannes Lehmann, 1884.

Eine poesievolle, halb idyllische Erzählung, über deren Form und Inhalt die großartig verschwimmend nebelhafte Atmosphäre des nordischen Meeres lagert. Der „letzte Wikinger" ist ein ungewöhnlich kraftvoller und tief fühlender Mensch, dem die Poesie des Meeres Religion und Lebensgehalt geworden ist. Die gewaltige Einsamkeit der weithin menschenleeren See ist sein wahres Element, in die Formen des sozialen Lebens der Menschen vermag er sich nicht ohne größte Überwindung seiner selbst einzufügen; darum lebt er fremd unter ihnen und fremd auch ihrem Christentum, dem er sich als echter Heide garnicht fügen kann. Da der Autor aber gläubiger Christ ist, so läßt er seinen Helden aus dem Konflikt mit dieser Lehre zur Einsicht in ihren Wert kommen. Nicht wegen der Gesinnung, die allerdings etwas weniger pastörlich sein könnte, sondern wegen der künstlerisch nicht vollendeten Darstellung halten wir diese Partien für den schwächern Teil der Erzählung, während die Stimmungsbilder vom Leben auf und an dem Meere von hoher poetischer Schönheit sind. — Die Übersetzung ist gut, die Ausstattung des Buches splendid.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wustmann in Leipzig in Vertretung.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.





Das südafrikanische Reich der Engländer.



ritannia hat Unglück in Afrika, im Süden wie im Norden. Es wird Ägypten nicht behalten, auch wenn sein viel gerühmter Feldherr Wolseley seinem wohlfeilen Siege über Arabi nächstens einen über den Mahdi hinzufügen sollte, und was es in den Ländern in der Nachbarschaft der Kapkolonie und in dieser selbst mit der Zeit geben wird, ist in seinen Anfängen und Andeutungen auch nicht dazu angethan, das Herz John Bulls mit Wohlgefallen und Behagen zu erfüllen. Er hat hier eine ziemlich lange Zeit mit Erfolg in seiner Weise gewirtschaftet und viel zusammengebracht. Jetzt aber geht es mit ihm nicht mehr in die Höhe, sondern sichtlich bergab, und seit einigen Monaten folgt für ihn aus den Kreisen des Afrikandertums Hiobspost auf Hiobspost. Die Boers werden immer kecker und selbstbewußter, mit englischen Augen betrachtet immer frecher und anmaßender, die Bevölkerungen in der Kapkolonie und Natal verhalten sich gleichgiltig, sie vermögen, wie es scheint, in den britischen Interessen durchaus nicht ihre eignen zu erkennen, manche schielen wohlgefällig nach den Bauern des Transvaal hin, als ob sich in deren trotzigem Auftreten und deren Fortschritten ihre eignen Wünsche und Hoffnungen zu verwirklichen anfingen, niemand empfindet unter ihnen den ihnen seltsamerweise von der Londoner Presse angesonnenen Grad von „Patriotismus," der Opfer zu bringen Lust hat, damit die Macht Englands vor Einbuße bewahrt bleibe und wachse, kurz: das südafrikanische Reich der Kaiserin von Hind will nicht mehr wachsen, der Egoismus, der es gründete, die Unbilligkeit, die es vergrößerte, haben begonnen, als Elemente der Fäulnis und Zersetzung zu wirken, und das letzte Glied der Kette von verdrießlichen — für die Engländer verdrießlichen, andern Leuten erfreulichen — Vorfällen, die mit der gewaltsamen Abschüttelung der Ein-

verleibung des Transvaallandes begannen, ist offenbar noch lange nicht zu tage getreten.

Was ist gegenüber diesem Stande der Dinge in Südafrika zu thun? Man muß, antworten Londoner Politiker, entweder die Boers für ihre flagranten Ausschreitungen, für ihre groben Verletzungen der Verträge züchtigen, oder sie, wie bisher, ungestraft lassen und so zu weiterer Ungebühr ermutigen. Das erstere aber hat seine Schwierigkeiten. Das Vorgehen jener holländischen Bewohner der Landstriche jenseits des Vaals gegen Häuptlinge und Gebiete, welche sie zu achten versprochen haben, mußte zunächst mit englischen Truppen und reichlicher Aufwendung englischer Sovereigns zurückgewiesen werden. Dann aber ist noch etwas andres zu der Sache erforderlich, und wenn Soldaten und Gold zu finden sein würden, so fehlt dieses zweite Erfordernis, der gute Wille der englischen Kolonisten in Südafrika, wie es bisjetzt scheint, vollständig. John Bull findet, wie selbst die englische Presse eingesteht, unter diesen keine Bundesgenossen, und darin liegt die Hauptschwierigkeit bei der Lösung der Frage. Wenn die britische Regierung Kaffernhäuptlinge gegen die um sich greifenden Holländer jenseits der Drachenberge aufhetzt und ins Feld schickt wie ehedem Irokesen und Wyandots gegen die aufständischen Yankees, so zwingt sie dieselben, sich die Feindschaft der Kolonisten auf den Hals zu ziehen, die nicht ermangeln werden, sofort, nachdem ihre Alliirten, die englischen Rotröcke, den Rücken gewendet haben, an deren wilden Alliirten mit Feuer und Schwert Rache zu üben. Vergebens werden die von England aufgesungenen und einige Zeit unter Schutz genommenen Schwarzen den Namen der Königin Viktoria anrufen, wenn keine britischen Soldaten und Kanonen oder nicht genug davon mehr im Lande sind. Der Feldzug wäre also nutzlos gewesen, Blut und Geld wären im günstigsten Falle für einen nur zeitweiligen Erfolg geopfert worden. Man müßte von vorn anfangen, wieder und immer wieder ein Heer den sicher treffenden Büchsenkugeln der Boers aussetzen, wieder und immer wieder tief in den Staatsschatz greifen, und das Ende wäre, daß man seine Ohnmacht in dieser Angelegenheit vor aller Welt konstatirt und einen guten Teil seines Ansehens verloren hätte.

Was sich in Südafrika seit Unterzeichnung der Übereinkunft mit den Gesandten der Boers ereignet hat, ist einer der deutlichsten Beweise für die politische Wahrheit, daß Verträge wenig mehr als Papier oder Pergament mit Tinte darauf und Siegeln darunter sind, wenn hinter ihnen nicht eine Schutzmacht mit dem Schwerte, in diesem Falle eine bleibende britische Garnison, steht. Das Betschuanenland wurde in jener Übereinkunft in aller Form unter englischen Schutz gestellt, der Engländer Mackenzie zum Kommissar ernannt, und englische Richter sollten unter seiner Oberaufsicht den Frieden zwischen den wilden Stämmen und den europäischen Kolonisten aufrecht erhalten. Alles war, wie es schien, aufs schönste geordnet. Was begab sich aber? Kaum war die Tinte

getrocknet, mit der man die Rechnung niedergeschrieben hatte, so ergab sichs, daß man die Rechnung ohne den Wirt, ohne den guten Willen oder ohne das Interesse der Boers gemacht hatte. Freischaren aus dem Transvaallande zogen heran, griffen Montsioa, einen der Häuptlinge unter britischem Schutz, an und metzelten eine Menge Volkes, darunter Weiber und Kinder, nieder. Auch Engländer kamen dabei ums Leben. Der Polizeioffizier Bethel, der sich dem einbrechenden Haufen entgegengestellt hatte, wurde erst in einem Gefechte verwundet, dann erschossen. Einen andern englischen Beamten enthauptete man. In Vrijburg mußte man die britische Flagge, die als Zeichen des Protektorats der Königin aufgepflanzt worden war, entfernen und verstecken, weil sie mit Beschimpfung bedroht war, und jetzt hat die republikanische Regierung die Verwaltung der Stadt übernommen. Mackenzie ist, weil er sich durch sein barsches Auftreten und seine Berichte nach London das Mißfallen der Boers zugezogen, beseitigt worden, aber sein Nachfolger, Rhodes, berichtet im wesentlichen dasselbe wie er. Darnach wären die ersten Ausschreitungen das Werk von einzelnen holländischen Kolonisten und umherstreifenden Strolchen gewesen, von denen einige keinerlei europäische Schutzherrlichkeit anerkennen. Dieselben hätten aber nur den Charakter von Pioniers, von leichten Vortruppen, gehabt, welchen die Aufgabe zugeteilt worden wäre, für einen Angriff der Republik Transvaal den Weg zu ebnen. Sie hätten wiederholt, was ehemals die südlichen Flibustier gethan, welche durch ihre Einbrüche auf mexikanisches Gebiet die Einverleibung von Texas in die amerikanische Union vorbereiteten. Sie hätten einen nichtoffiziellen Krieg geführt, wie die Panslavisten in Serbien im Interesse des Zaren die Heere der Pforte bekämpft hätten. Rhodes meldet, daß er und sein Amtsgenosse „die feste Überzeugung hegten, die Regierung der Herren Krüger und Joubert besitze wohl die Macht, der Verletzung der westlichen Grenze Halt zu gebieten und ein Ziel zu setzen, würden aber niemals davon Gebrauch machen; die Republik der Boers habe sich, als sie die Konvention formell ratifizirt, stillschweigend das Recht vorbehalten, sie bei der ersten günstigen Gelegenheit in Stücke zu reißen, und sie habe zu dem Zwecke zur Bildung kleiner Republiken ermutigt und damit eine für die britische Regierung so unerklärliche Sachlage geschaffen, daß sie schließlich aufhören würde, der Aufsaugung durch das Transvaal Widerspruch und Widerstand entgegenzusetzen."

Verhalten sich die Sachen in Transvaal und im Betschuanenlande derartig, und ist nicht zu hoffen, daß sie sich von selbst für die Engländer günstiger gestalten werden, so erhebt sich von neuem die Frage, was zu ihrer Besserung von außen her geschehen muß. Ein Artikel des Daily Telegraph, mit dessen Inhalt Äußerungen der Times über den Gegenstand in der Hauptsache übereinstimmen, antwortet darauf folgendermaßen: „Wenn wir die Beschützung des Betschuanenlandes übernahmen und die Grenze anders zogen, so wurde uns diese Politik von den Mitgliedern der Kapkolonie eingegeben. Die-

selben wünschten die große Handelsstraße vom Sudan bis zum Mittelpunkte Afrikas unter britischen Reichsschutz gestellt zu sehen und wollten nicht, daß sie dem Belieben der Behörden von Transvaal überlassen würde. Jetzt aber, wo wir ihnen erklären, daß dieses Vorgehen der Boers ebensosehr eine Schädigung der Interessen der Kapkolonie wie eine Beleidigung unsrer selbst ist, bieten unsre anglo-holländischen Mitbürger und Freunde uns keinen Beistand an, sondern ziehen vor, alle die harte Arbeit im südlichen Afrika von britischen Truppen und mit dem Gelde britischer Steuerzahler verrichtet zu sehen. Die Ansiedler am Kap und in Natal stellen die hiermit verbundene Forderung aus doppeltem Grunde: zunächst bleiben sie von Gefahr und Kosten verschont, sodann aber bewirken die Anwesenheit unsrer Soldaten in ihrer Nachbarschaft und die Bedürfnisse des Feldzuges, daß englisches Geld in erfreulichster Fülle in ihre Niederlassung hineinströmt und hier in Umlauf kommt. Die Landwirte sehen die Nachfrage nach ihren Erzeugnissen stärker werden, und die Kaufleute ernten bei der Lieferung von Waren beträchtlich größern Gewinn als sonst. Aber wird das ewig so bleiben? Wird der unablässige Kreislauf von Krieg auf Krieg ohne Unterbrechung sich fortsetzen? Sollen wir die Verantwortlichkeit für den Schutz von Häuptling auf Häuptling für alle Zeiten übernehmen und hunderte von Meilen entfernt von der Küste die englische Fahne aufpflanzen und, wenn sie dann verletzt wird, englische Regimenter absenden, um die Beleidigung zu rächen?"

Die Antwort auf die letztern Fragen hängt davon ab, ob man die Sache vom kaufmännischen oder vom politischen Standpunkte betrachtet, ob man sie als eine Frage des unmittelbaren, greifbaren Vorteils oder Nachteils oder als Machtfrage auffaßt, und es scheint, als ob die öffentliche Meinung in England anfinge, sich halb und halb der erstern Beurteilung zuzuneigen. Jedenfalls hätte man in Südafrika eins erwarten dürfen, festen Entschluß und Folgerichtigkeit. Englische Politiker, konservative sowohl wie liberale, beide Seiten des Parlaments, sollten als längst vertraut mit den Thatsachen — denn Kriege mit den Kafferstämmen und den holländischen Ansiedlern stehen schon seit Menschengedenken auf der Tagesordnung — bereits vor Jahren sich klar gemacht haben, was wahre britische Politik in diesen Gegenden ist, zu einem Entschlusse gekommen sein und diesen konsequent festgehalten haben. Statt dessen fand das Gegenteil statt: Schwanken und Schwäche waren unter jeder britischen Verwaltung das Charaktermerkmal der Kolonialminister, wenn sie mit Südafrika zu thun hatten, und daneben wurde in den meisten Fällen hinreichende Sachkunde vermißt. Dies letztere gilt zunächst von Lord Carnarvon, als er, ohne genau zu wissen, was er unternahm, das Transvaal den britischen Besitzungen einverleibte. Die Folge seines Mangels an Kenntnis der Verhältnisse war, daß er nicht die rechten Mittel anwendete, um das Ansehen Großbritanniens hier aufrecht zu erhalten. Sir Bartle Frere vernichtete die Macht des Zulukönigs Zetwayo, damit er sich

nicht beikommen lassen könnte, die Boers in Transvaal oder die halb englischen, halb holländischen Kolonisten in Natal anzugreifen. Gladstone verurteilte die Einverleibung der Transvaal-Republik, als er noch nicht Premierminister war, hatte aber, als er ans Ruder gelangt war und damit die Verantwortlichkeit für sein Thun übernommen hatte, nicht eher den Mut, sie rückgängig zu machen, als bis die Boers bewiesen, daß sie es mit ihrer Unabhängigkeit ernst meinten und die gegen sie entsandten Truppen in den Drachenbergen in zwei Treffen (bei Laings Neck und am Madschuba-Berge) in die Flucht schlugen. Die Engländer schlossen dann einen Vertrag mit den Siegern, der diesen die erstrittene Unabhängigkeit nicht im vollen Umfange sicherte, ihnen aber die Macht ließ, bei Gelegenheit das Nichtgewährte zu ergänzen, der also eine gefährliche Halbheit war, welche sich bald rächen sollte. In diesem Jahre folgte der Zerreißung jenes Vertrages ein zweiter, der jetzt ebenfalls verletzt worden ist.

Alle Parteien haben hiernach in dieser Angelegenheit Fehlgriffe gethan. Dies schreibt sich aber vorzüglich von zwei leitenden Gedanken her, die alle mehr oder minder bewegt und irregeführt haben. Der eine, vom Standpunkte des Politikers zwar begreiflich, aber doch irrtümlich, bestand in der Absicht, ein großes, sich unablässig nach Norden ausdehnendes Reich in Südafrika zu gründen, welches mit einem gesunden Klima, einem für die Landschaft, besonders die Viehzucht wohlgeeigneten Boden und reichen Mineralschätzen Millionen der überschüssigen Bevölkerung Großbritanniens eine Heimat bieten könnte. Die andre Idee sah sehr edel aus, gehörte aber mehr der Logik der Reverends und Missionäre als derjenigen von Staatsmännern an, und hatte bei vielen ihrer Träger einen Anstrich, der an Heuchelei zur Bemäntelung der erstern denken ließ. England kommt, so sagte man, hier in Berührung mit zahlreichen Stämmen schwarzer Heiden, welche unter seiner Herrschaft den Segnungen des Christentums und der Gesittung zugeführt und gegen den Egoismus der europäischen Ansiedler — der holländischen natürlich, denn die englischen sind bekanntlich niemals selbstsüchtig — geschützt werden könnten. Namentlich viele Konservative teilten diese Meinung, aber auch Radikale wie Forster machten sich zu Fürsprechern derselben, und dem theologischen Gladstone wird sie auch nicht fern liegen; denn sie nimmt sich in der That recht human, gottselig und großherzig aus.

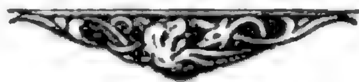
So litt die englische Politik in diesem Teile der Welt nicht nur unter dem Schwanken, welches das abwechselnde Emporkommen der Parteien, das parlamentarische System, die Majoritätsherrschaft zur Folge hatte, sondern auch unter der Meinungsverschiedenheit innerhalb der beiden Hauptparteien, unter dem Streite zwischen den Fürsprechern einer erobernden Reichspolitik und den Vertretern des Rechtes und Interesses der eingebornen Stämme. Jedes Zugeständnis, das den Kolonisten von London her zuteil wurde, erfuhr sofort von Seiten der Humanitätsapostel Anfechtung und Verurteilung, und andrerseits entfremdete jeder Versuch, die Kaffern zu schützen, der Regierung die Gemüter

der englischen und in noch höherm Maße die der holländischen Ansiedler, und die englische Fahne wurde für die letzteren allmählich ein Zeichen der Benachteiligung ihrer Lebensinteressen und ein Gegenstand tiefsten Hasses. Diese Komödie der Irrungen spielte sich ein halbes Jahrhundert hindurch fort. Englisches Blut ist vergebens geflossen, englisches Geld umsonst ausgegeben worden; denn noch diesen Augenblick befindet sich England vor dem Dilemma, entweder gelassen einer groben Mißachtung seines Ansehens und der Ermordung seiner Beamten zuzuschauen, oder sich abermals an den Versuch einer Züchtigung und Niederdrückung der Boers zu machen, den man nach der Schleppe am Madschubaberge mit nicht sehr ehrenvoller Hast aufgab.

Wie erklärt sich nun das Mißlingen des Versuches der Engländer, in Südafrika ein großes Kolonialreich zu schaffen, während ähnliche Pläne anderwärts mit bestem Erfolge verwirklicht wurden? In Indien haben sie große Völker unterworfen und zu einem Ganzen vereinigt, welche zum nicht kleinen Teil vornehmeren Rassen angehörten als die, welche im südlichen Afrika wohnen. Millionen Menschen zwischen dem Indus und Ganges werden von verhältnismäßig wenig Briten in Unterthänigkeit erhalten. In Kanada fühlen sich Kolonisten von zweierlei Stamm und Herkunft, desgleichen von verschiednem Glaubensbekenntnis unter britischer Autorität glücklich und zufrieden, und das Land bietet von Jahr zu Jahr der über den Ozean herüberströmenden Einwanderung aus Altengland mehr Gastfreundschaft. Warum verhält es sich mit Südafrika fast ganz und gar anders? Die Geschichte erwiedert: hier fand England zunächst keine solche Energielosigkeit, Geduld, Sanftmut und Gelehrigkeit als in der Regel unter den Hindus, und die Kaffern und Boers besaßen nicht die Eigenschaften, mit Hilfe deren es der britischen Politik gelang, die kräftigeren Völkerschaften Ostindiens, die Sikhs, die Mahratten und die Gurkas, gegen einander zu hetzen und ins Feld zu führen. Auch zwischen Kanada und den Landschaften am Kap herrscht ein auffallender Gegensatz. In der Zeit, wo England sich des Kaplandes bemächtigte, konnte die Sachlage, oberflächlich betrachtet, derjenigen vergleichbar scheinen, welche die Engländer vorfanden, als sie Kanada den Franzosen abnahmen. Man erwarb am Kap weite Gebiete, die von Holländern bewohnt waren, wie man früher weite Länderstrecken, besiedelt von französisch redenden Kolonisten, erobert hatte. Die letzteren wurden ohne sehr viel Mühe in Ordnung gehalten und größtenteils absorbirt, jene dagegen, die Holländer, besonders die Boers, machen den Eroberern noch heute Not. Sie sind eben von anderm Holze, kräftiger, ausdauernder, selbständiger als die trotz ihrer drei Revolutionen leicht zu beherrschenden Franzosen. Sie sind zähe und die Freiheit liebende Niederdeutsche, Angehörige des Volkes, das sich einst auch von der spanischen Weltmacht nicht dauernd unter ihr Joch zwingen ließ. Dazu kam noch ein andres Moment. Kanada hat seit mehreren Generationen Massen von englischen, schottischen und irischen

Einwanderern in sich aufgenommen, durch deren Zuströmen der französische Teil der Bevölkerung jedes Jahr im Verhältnis zum Ganzen kleiner wurde. Am Kap fand kein ähnlicher Hinzutritt andrer Elemente zu den Holländern statt, und die Ursache davon ist nicht schwer zu finden. Englische Handwerker und Tagelöhner pflegen nicht gern dahin zu gehen, wo die Eingebornen schon der Nachfrage nach Arbeit genügend entsprechen. Es ist da kein Raum für Leute, die bald verdienen und rasch viel Geld machen wollen. Englische Landwirte besannen sich, in eine Kolonie auszuwandern, wo so viele ihrer Nachbarn Holländer und als solche von wesentlich andrer Sprache, Sitte und Denkart waren als sie, und wo dieses andre Volk sie mit Mißtrauen und unverhehlter Abneigung empfing. So ist die Bevölkerung der Kapländer, soweit sie auf Einwanderung beruht, vorwiegend holländisch geblieben, und die Zukunft wird dies schwerlich ändern.

In England aber hört man jetzt aus allen diesen Beobachtungen recht eigentümliche Schlüsse auf die Politik ziehen, die ihnen gegenüber für die nächste Zukunft geboten erscheint. „Hätten wir, sagt z. B. der Daily Telegraph, nur mit den Eingebornen zu thun, so würden wir durch Entsendung englischer Beamten und durch Ermutigung englischer Landwirte das große südafrikanische Reich gründen können, für das Sir Bartle Frere so tapfer kämpfte und von dem so viele träumten. Aber, wie die Sachen liegen, würden wir damit nur für die Holländer des Kaps, die uns nur halb mögen, und für die Boers des Transvaal und Natals arbeiten, welche uns verabscheuen. Beim Aufbau dieser Herrschaft hätten wir mit der einen Hand die kraftvollsten und zähesten Teutonen und mit der andern die stattlichsten Wilden der Welt niederzuhalten... Wohl dürfen wir vor solcher doppelten Schwierigkeit zurückschrecken. Aber fordert uns nicht die Humanität auf, die Eingebornen gegen die Boers zu schützen? Ja, und Pflicht und Ehre ebenfalls... Wir müssen die Boers aus dem Betschuanenlande hinausjagen und so — die große Straße frei machen, die ins Innere Afrikas führt." Soeben hörten wir, die Humanität wäre es, welche die Engländer aufriefe, Krieg zu führen; jetzt ist es eine Straße für ihre Kaufleute, die den Feldzug gegen die Boers verlangt. Wir denken, das letztere ist das Wahre und Eigentliche, aber Herr Gladstone wird sich die Sache wohl überlegen, ehe er das Verlangen erfüllt.



Der Prozeßbetrieb durch die Parteien
im Zivilrechtsstreite.

s ist in diesen Blättern vor kurzer Zeit auf den zweifelhaften Wert hingewiesen worden, welchen eine doktrinäre Durchführung des Prinzips der Mündlichkeit im Zivilprozeßverfahren für die rechtsuchenden Parteien nach sich ziehen kann. Eine unzweifelhaft nachteilige Einrichtung ist wohl die ebenfalls durch die deutsche Zivilprozeßordnung eingeführte des sogenannten unmittelbaren Prozeßbetriebes durch die Parteien.

Je nachdem die zur Geschäftsvermittlung unter den Parteien wie zwischen dem Gerichte und den Parteien (dem Zustellungs-, Ladungs- und Insinuationsgeschäft), sowie die behufs der Vollstreckung der richterlichen Urteile erforderlichen Prozeßhandlungen grundsätzlich in die Hand und Leitung der Gerichte gelegt oder dem direkten Betreiben der Partei mittelst eigner verantwortlicher Organe überlassen sind, wird zwischen Offizialbetrieb des Prozesses durch die Gerichte und unmittelbarem Prozeßbetrieb durch die Parteien unterschieden. Vor Einführung der deutschen Zivilprozeßordnung waren beide Systeme in den verschiednen Prozeßordnungen der deutschen Staaten vertreten. Als Hauptvertreter des Offizialsystems sei hier die preußische allgemeine Gerichtsordnung genannt, welcher sich Würtemberg, Baden, Braunschweig, Oldenburg, Lübeck anschlossen; der Parteibetrieb hatte Geltung hauptsächlich im Gebiete der bairischen Prozeßordnung. Der letztere ist eine dem französischen Rechte entnommene Einrichtung, welche im code de procédure in voller Schärfe durchgeführt ist. Die Gerichte sind nach dem Systeme des code im großen und ganzen nur Spruchgerichte, welche in bestimmten Sitzungen den darin erschienenen Parteien nach Anhörung ihrer Vorträge und Anträge Recht sprechen. Der Richter antwortet gewissermaßen den Parteien nur auf ihre Fragen; „er antwortet — wie ein Rechtslehrer sagt — erschöpfend, wenn die Fragenden erschöpfend fragen; antwortet ausreichend, wenn wenigstens einer der Fragenden erst um eine vorläufige Antwort bittet; kümmert sich um alles weitere nicht und wiederholt seine Antworten, so oft man ihn darum begrüßt, thut nie mehr, nie weniger.“ Jeder Spruch, auch der bloß präparatorische oder Beweisführung anordnende, löst die Verbindung des Gerichts mit dem anhängigen Rechtsstreite, die Parteien müssen, um den Rechtsstreit fortzuführen, die Sache erst wieder auf die Rolle und dem neu angegangenen Richter den Spruch des frühern in Ausfertigung bringen.

Die Klage wird ohne Kenntnis des Gerichts dem Beklagten vom Kläger durch den Huissier zugestellt, der Schriftenwechsel zwischen den beiderseitigen Anwälten erfolgt direkt, die Ladungen geschehen durch den Huissier, die Urteile, ja selbst die gerichtlichen Verfügungen werden den Parteien nicht vom Gerichte zugestellt, bleiben vielmehr auf der Gerichtsschreiberei liegen, bis sie von einer Partei in Ausfertigung daselbst erhoben und der andern Partei durch einen Huissier zugestellt werden. Das alles, um den Satz von der „Reinhaltung des Richteramtes“ in voller Konsequenz durchzuführen.

Die deutsche Zivilprozeßordnung hat in der richtigen Erwägung, daß die Brauchbarkeit eines Prozeßverfahrens nicht sowohl von der starren Durchführung dogmatischer Sätze, als vielmehr davon abhängt, daß ein Rechtsstreit in möglichst einfacher, zweckmäßiger und beschleunigter Weise seine Erledigung und der Richterspruch seine Verwirklichung finde, diesem auf die Spitze getriebenen System des Parteibetriebes sich nicht angeschlossen, sondern sich für einen modifizirten Parteibetrieb entschieden; aber auch in dieser modifizirten Gestalt erscheint der zum Grundsatze erhobene Parteibetrieb nicht als ein seine Nachteile aufwiegender Gewinn. Die Motive zur Zivilprozeßordnung legen der unglücklichen Erfindung des Satzes von der „Reinhaltung des Richteramts“ bei Regelung dieser Frage mit Recht keinen Wert bei, denn sie konnten sowenig wie jeder andre Überlegende die Frage zutreffend beantworten, inwiefern denn das Richteramt durch eine neben seiner rechtsprechenden Beschäftigung hergehende verfügende Thätigkeit „verunreinigt“ werden solle; sie stellen lediglich die Zweckmäßigkeit als den maßgebenden Gesichtspunkt auf und haben aus diesem Gesichtspunkte, um die Gerichte ihrer eigentlichen Aufgabe, der Rechtsprechung, möglichst ungehemmt zu erhalten und sie demgemäß von einer Last von Geschäften zu befreien, welche wegen ihrer formellen, mechanischen Natur keine wissenschaftliche Befähigung, insbesondre keine juristische Ausbildung erfordern und deshalb untergeordneten Beamten wohl überlassen werden können, sich für den Parteiprozeßbetrieb mit einzelnen Modifikationen entschieden. Diese wesentlich in Berücksichtigung der Parteiinteressen eingeführten Modifikationen sind, kurz angedeutet, folgende: 1. Die Einleitung und Fortsetzung eines Rechtsstreites setzt eine Mitwirkung des Gerichts durch Anberaumung eines Verhandlungstermins voraus, die ferner notwendig werdenden Termine werden vom Gerichte besorgt, der beschlossene Beweis wird von Amtswegen auch beim Ausbleiben beider Parteien aufgenommen, die Ladungen von Zeugen und Sachverständigen, die Herbeischaffung von Urkunden andrer Behörden erfolgt auf Betreiben des Gerichts. 2. Im Parteiprozesse (dem amtsgerichtlichen, in welchem kein Zwang der Parteien, sich durch Anwälte vertreten zu lassen, stattfindet) kann die Partei den Auftrag zur Zustellung durch Vermittelung des Gerichtsschreibers an den Gerichtsvollzieher erteilen, und dieser Auftrag wird vorausgesetzt, wenn nicht die Partei das Gegenteil erklärt. Die Ausführung der

Zustellungen im Auslande, an Exterritoriale und mittelst öffentlicher Bekanntmachung geschieht nach erfolgter Beantragung von seiten der Partei von Amtswegen ohne Mitwirkung des Gerichtsvollziehers. Nicht verkündete Beschlüsse und Verfügungen des Gerichts werden auch ohne Antrag der Parteien diesen von Amtswegen zugestellt. 3. In der Zwangsvollstreckungsinstanz tritt eine Mitwirkung des Gerichts in erheblichem Umfange ein. — Zur Besorgung der durch den Parteiprozeßbetrieb erwachsenden Geschäfte, soweit dieselben nicht, wie eben gezeigt, doch den Gerichten zugewiesen sind, ist das Institut der, zwar unter richterlicher Aufsicht stehenden, im einzelnen Falle aber nach eigner Prüfung und unter eigner Verantwortlichkeit handelnden Gerichtsvollzieher geschaffen, deren Wirkungskreis also die Vornahme von Zustellungen, die Anfertigung von Ladungsurkunden und die Zwangsvollstreckung umfaßt.

Was nun die Thätigkeit des Gerichtsvollziehers in diesen drei Richtungen und die durch dieselbe erzielten Vorteile anlangt, so ist in dieser Beziehung folgendes anzuführen. Die Kostspieligkeit des Prozeßbetriebes unter Beihilfe des Gerichtsvollziehers hat schon im Entwurfe der Prozeßordnung dazu geführt, Wege aufzusuchen, auf welchen eine Ermäßigung der Kosten ermöglicht werden könnte, und aus diesem Grunde wurde auch in das Gesetz die Zustellung durch die Post und diejenige von Anwalt zu Anwalt gegen einfaches schriftliches Empfangsbekenntnis zugelassen. Während die letztere ohne jede Beteiligung des Gerichtsvollziehers erfolgt, erfordert die erstere immer noch eine Mitwirkung desselben insofern, als das betreffende Schriftstück von der Partei zunächst dem Gerichtsvollzieher übergeben werden muß, welcher es durch die Post der Gegenpartei zustellen läßt und die über die erfolgte Zustellung von der Post angefertigte Bescheinigungsurkunde wieder von dieser zurückerhält, um sie dann seinerseits seinem Auftraggeber einzuhändigen.

Von der praktischen Zustellung von Anwalt zu Anwalt abgesehen, ist hiernach der Weg, den ein zuzustellendes Schriftstück zu durchlaufen hat, in der Regel folgender: von der Partei an den Gerichtsvollzieher, vom Gerichtsvollzieher zur Post, von der Post an den Gerichtsvollzieher, vom Gerichtsvollzieher an die Partei. Handelt es sich um eine Ladung, so geht noch voran die Einreichung an das Gericht zum Zwecke der Terminsbestimmung und die Rücksendung vom Gericht an die Partei. Das zweite Feld der Thätigkeit des Gerichtsvollziehers ist die Anfertigung der Ladungsurkunden und deren Übergabe an seinen Auftraggeber zum Zwecke des Nachweises der rechtzeitig erfolgten Ladung der Gegenpartei zu einem Termine. Das hierdurch dem Gerichtsvollzieher zugewiesene, an sich sehr einfache Geschäft, welches beim Offizialbetriebe des Prozesses von den Gerichtsdienern, beziehungsweise andern Untergebenen der Gerichte auf deren Befehl erledigt wird, bedarf ebensowenig wie die Zustellung selbst einer besondern Geschäftskenntnis oder Befähigung. Was die den Gerichtsvollziehern in dritter Linie übertragene Ausführung der gerichtlichen Zwangsvollstreckung betrifft,

welche regelmäßig ohne Leitung des Gerichts auf unmittelbares Parteiansuchen von dem Gerichtsvollzieher vorgenommen werden soll, so wird neben den schon oben angeführten, hauptsächlich mit der notwendigen Entlastung der Gerichte begründeten Erwägungen für die Übertragung dieser wichtigen Thätigkeit an besondre Organe von den Motiven noch angeführt die Notwendigkeit einer raschen und energischen Rechtshilfe für den Gläubiger, welche umsomehr geboten sei, als durch den Wegfall der Schuldhaft und des Lohnarrestes die Exekutionsmittel des Gläubigers eine empfindliche Schmälerung erlitten haben. Diesen Anforderungen entspreche ein Vollstreckungsverfahren nicht, bei welchem die Androhung, Wirkung und Leitung der Exekution vom Prozeßgerichte ausgehe. Die Notwendigkeit des schriftlichen, bei jedem Vollstreckungsakte, bei jedem Übergange von einer Exekutionsart zur andern zu wiederholenden Vollstreckungsantrags und -Auftrags, die Kommunikationen zwischen Gericht und Exekutor verweitläufigen die Prozedur in einer den Zweck der Exekution schädigenden Weise. Aus diesen Gründen wurde die Übertragung der Zwangsvollstreckung an den Gerichtsvollzieher im Prinzip beschlossen; es mußte aber wiederum im Interesse der Parteien eine ganze Reihe von Ausnahmen zugelassen werden, und so tritt die Mitwirkung des Gerichtes ein, wenn es sich um Erledigung von Einwendungen des Schuldners oder dritter Personen gegen die Vollstreckung oder um die Beseitigung von Anständen der verschiedensten Art im Verfahren, um die Einleitung oder Durchführung eines Verteilungsverfahrens handelt; auch sind gewisse Vollstreckungsakte, insbesondre die Zwangsvollstreckung im Auslande oder mittelst militärischer Hilfe, diejenige in Forderungen und ähnliche Vermögensrechte, in das unbewegliche Vermögen, endlich die auf Erzwingung oder Unterlassung einer Handlung gerichtete Exekution den Gerichten zugewiesen.

Das in der Prozeßordnung zum Prinzip gemachte System des Parteiprozeßbetriebes verlangt, von dem Grundsatze ausgehend, daß lediglich die Parteien ein Interesse an der Führung und Beendigung des Rechtsstreites haben und daß demnach die Disposition über denselben den Parteien überlassen bleiben und Selbstthätigkeit des Gerichts ausgeschlossen sein müsse, zur Herbeiführung der gerichtlichen Thätigkeit im einzelnen Falle formale Parteianträge, bei deren Mangel die entsprechende richterliche Hilfe nicht eintreten kann. So muß die Klage die ausdrückliche „Ladung" des Gegners vor das Prozeßgericht zur mündlichen Verhandlung des Rechtsstreites enthalten. Fehlt dieser formale Satz in der Klage, obgleich aus derselben im übrigen ganz deutlich hervorgeht, daß der Kläger die Verurteilung des Beklagten in der von ihm bezeichneten Richtung wünscht, so ist die Klage keine Klage im rechtlichen Sinne, deren Zustellung an den Gegner begründet die Wirkungen der Rechtshängigkeit nicht, eine Verurteilung des im Verhandlungstermine ausgebliebenen Beklagten auf Grund derselben kann nicht ergehen, und der Richter ist, wenn er nicht aus Höflichkeit den Kläger vor dem Termine auf den Mangel seiner Klage hinweisen will, in

keiner Weise gehindert, der Sache den Lauf zu lassen und den, vielleicht im vollständigen Rechte befindlichen Kläger im Verhandlungstermine mit seiner Klage abzuweisen. Im Anwaltsprozesse muß die Ladung zur mündlichen Verhandlung, sofern die Zustellung nicht an einen Rechtsanwalt erfolgt, die Aufforderung an den Gegner enthalten, einen bei dem Prozeßgerichte zugelassenen Anwalt zu bestellen. Hat der Gegner dieser Aufforderung nicht entsprochen, z. B. weil er mit seinem eignen Anwalte wegen der Prozeßkosten streitet und nicht begreift, daß er auch in einer solchen Sache sich wieder durch einen weitern Rechtsanwalt vertreten lassen muß, so wird er trotz persönlichen Erscheinens im Verhandlungstermine als nicht vorhanden betrachtet und verurteilt, er mag Recht haben oder nicht. Wenn in einem Prozesse auf den Eid einer Partei vom Gerichte erkannt ist, so wird dieser nach der Ansicht des Gerichtes zur Aufklärung des Streites notwendige Eid nicht abgenommen, wenn nicht die Partei das bedingte Urteil der Gegenpartei „zustellen" läßt; der Prozeß bleibt vielmehr in diesem Stadium liegen, bis dieser Formalität genügt ist, obgleich mit dem bedingten Urteile weder die Parteien noch das Gericht irgend ein definitives Resultat erzielt haben. Ebenso verhält es sich mit der Herbeiführung der Vollstreckbarkeit eines Urteils. Dasselbe wird nicht von selbst mit Ablauf irgendeiner Frist vollstreckbar, sondern es muß von der Partei, welche ein Interesse an der Herbeiführung der Rechtskraft hat, dem Gegner „zugestellt" werden, da erst mit der Zustellung des Urteils die Frist zu laufen beginnt, deren Ablauf notwendig ist, um die Vollstreckbarkeit herbeizuführen. Dieselbe Formalität ist endlich beim Arreste zu erfüllen. Es genügt nicht, daß Anspruch und Arrestgrund vollständig glaubhaft gemacht sind, um die entsprechenden Gegenstände des Schuldners mit Arrest zu belegen; der Beschluß des Gerichtes, daß Arrest angeordnet werde, muß vielmehr dem Schuldner von der betreibenden Partei erst „zugestellt" werden, und erst wenn sie das gethan hat, steht ihr das Recht zu, nunmehr einen Gerichtsvollzieher mit der Vollziehung des Arrestes zu beauftragen.

Fragt man sich nun, ob die Vorteile, welche der sogenannte Parteiprozeßbetrieb gewährt, bei den vielen Ausnahmen, welche man jetzt schon zu machen genötigt war, um die Erreichung des Endzweckes eines brauchbaren Prozeßverfahrens, den rechtsuchenden Parteien die Erlangung ihres Rechtes zu ermöglichen, nicht allzusehr zu erschweren, überhaupt noch Vorteile genannt werden können, fragt man sich, ob insbesondre die als Hauptgrund für die Aufnahme dieses Systems geltend gemachte Entlastung der Gerichte von mechanischen Arbeiten erzielt worden ist und ob die etwa erzielte Entlastung nicht durch die andrerseits erfolgte, nicht zu bestreitende Erschwerung des Rechtsweges, die Erhöhung der Weitläufigkeit, Schwerfälligkeit und Kostspieligkeit der Prozedur mehr als aufgewogen wird, so wird man ein Urteil zu gunsten der bestehenden Gesetzgebung nicht abgeben können. Die Entlastung der Gerichte

besteht, wie oben gezeigt, darin, daß die Besorgung der Zustellungen, die Anfertigung der Ladungsnachweise und die zur Vollstreckung der Urteile erforderlichen Maßnahmen — der letztern, wie gesagt, nur in sehr beschränktem Umfange — den Gerichten abgenommen und den Gerichtsvollziehern übertragen sind. Zieht man in Betracht, daß den Gerichten die Anberaumung sämtlicher Termine zu den mündlichen Verhandlungen, Beweisaufnahmen u. s. w. doch obliegt, ihnen also nur der eigentliche Akt der Zustellung der Schriftstücke an die Parteien abgenommen ist, und daß diesen letztern auch im Offizialbetriebe nicht die Gerichte selbst, sondern deren untergebene Organe besorgten, so wird man einräumen müssen, daß durch Abnahme dieses Geschäftes eine nennenswerte Entlastung der Gerichte nicht geschaffen worden ist. Ganz dieselbe Bewandnis hat es mit der Anfertigung der Ladungsnachweise. Auch diese haben im Offizialbetriebe die untergeordneten Beamten der Gerichte zu besorgen, und das hierdurch erwachsende Geschäft ist durchaus nicht von einer Bedeutung oder einem Umfange, daß es hierzu besondrer Organe bedürfte. Kann also in diesen beiden Richtungen die Entlastung der Gerichte keinen genügenden Grund für die Beseitigung des Offizialbetriebes abgeben, so fragt es sich, ob andre Gründe diese Maßregel rechtfertigen. Diese Frage ist durchaus zu verneinen. Die Parteien wünschen, wenn sie das Gericht anrufen, möglichst rasch und billig zu ihrem Rechte zu kommen, und dieser Wunsch ist ein völlig berechtigter. Diesem Wunsche wird in weit sachdienlicherer Weise entsprochen, wenn der Richter sich um die an ihn gebrachte Sache wirklich kümmert und demgemäß die Maßregeln ergreift, welche notwendig sind, um auch für nicht rechtskundige Parteien die Sache in Gang zu setzen, als wenn er „nur antwortet, sich um alles weitere nicht kümmert und seine Antworten wiederholt, so oft man ihn darum begrüßt, nie mehr, nie weniger thut.“ Wer in der Praxis steht, weiß, daß ohne vielfache Belehrung und Beratung von seiten des Gerichts die Parteien sich nicht zu helfen wissen und, wenn ihnen diese dem nobile officium judicis entspringende Hilfe nicht zuteil wird, verlassen sind, soweit sie nicht über genügende Mittel verfügen, um sich den Beistand eines Anwaltes zu verschaffen.

Zu den die Betretung des Rechtsweges erleichternden Maßnahmen gehört, daß Parteien und Zeugen in einer für sie verständlichen, mit keinen Kosten verknüpften Weise zu den Terminen geladen werden, und dies geschieht im Offizialbetriebe, wo ihnen kostenlos durch den Gerichtsdiener, Bürgermeister ꝛc. die Ladung eröffnet und nötigenfalls mündlich erläutert wird, während sie jetzt durch den Gerichtsvollzieher eine Anzahl von Schriftstücken erhalten, deren Inhalt für sie bei ihrer durchschnittlichen Ungewandtheit in Entzifferung geschriebener und gedruckter Sachen oft unverständlich bleibt, sie demgemäß zur Einholung rechtsverständigen Rates nötigt, was mit ganz überflüssigen Kosten verbunden ist. Empfiehlt sich die Übertragung des Zustellungsgeschäftes samt der Besorgung der Ladungsnachweise an den Gerichtsvollzieher im Interesse der

Parteien nicht, so bleibt noch die Frage übrig, ob die Übertragung der Zwangsvollstreckung an denselben einen genügenden Grund für den Parteiprozeßbetrieb bilden kann. Wie oben gezeigt, ist schon jetzt in einer ganzen Anzahl von Fällen die Anordnung von Vollstreckungshandlungen und die Mitwirkung bei solchen den Gerichten gelassen, und durch den Gerichtsvollzieher erfolgt die Zwangsvollstreckung nur dann, wenn sie wegen Geldforderungen in bewegliche körperliche Sachen, sowie wenn sie zur Erwirkung der Herausgabe von Sachen vorzunehmen ist. Er darf aber auch in diesen Fällen — von denjenigen des Vollstreckungsbefehles im Mahnverfahren, des Arrestbefehles und der einstweiligen Verfügung abgesehen — ohne eine mit der Vollstreckungsklausel (dem gerichtlichen Atteste der Vollstreckbarkeit) versehene Ausfertigung des Exekutionstitels nicht vorgehen, und dieses auf Grund vorgängiger Kognition in Beziehung auf Bestimmtheit des Anspruches, Eintritt der Rechtskraft, Existenz der Bedingung, Fälligkeit, Feststellung der Person, für oder gegen welche vollstreckt werden soll, auszustellende Attest ist wiederum vom Gerichte zu erteilen. Aus allen diesen Umständen ergiebt sich, daß der den Gerichten abgenommene Teil des Vollstreckungsgeschäftes kein erheblicher ist, daß vielmehr dieses in der Hauptsache immer noch ihnen zur Last liegt und daß bei dieser Regelung der Motive von einem beachtenswerten Gewinne an Raschheit und Energie in der Rechtshilfe für den Gläubiger gegenüber dem auf dem Offizialbetriebe beruhenden Verfahren nicht die Rede sein kann. Fällt aber dieser für die Übertragung der Zwangsvollstreckung an besondre Organe hauptsächlich geltend gemachte Grund weg, so liegt für die Parteien überhaupt kein Interesse mehr vor, die Thätigkeit dieser besondern Organe zu wünschen, dieselben werden vielmehr besser zu ihrem Ziele gelangen, wenn auch in diesem Falle das einmal angerufene Gericht sich der Sache, ohne weitere Kosten zu verursachen, solange annimmt, bis dieselbe den der rechtsuchenden Partei dienlichen Abschluß gefunden hat, statt daß es jetzt einen Spruch ergehen läßt, der ohne die Erfüllung weiterer Formalitäten nutzlos liegen bleibt, und wenn er zum Zwecke führen soll, wiederum die Aufwendung neuer Kosten verlangt.

Wir können nicht erwarten, daß ein nur mit Überwindung von vielen Schwierigkeiten zu stande gekommenes, zweifellos viele und große Vorzüge bietendes und schon wegen der Herbeiführung eines einheitlichen Verfahrens nicht hoch genug zu schätzendes Gesetz wie die Zivilprozeßordnung nach einer verhältnismäßig kurzen Geltung in einer so einschneidenden Frage einer Änderung werde unterzogen werden; aber ausgesprochen muß die Ansicht trotzdem werden, daß das im Parteiprozeßbetriebe adoptirte Prinzip der Selbsthilfe auf dem Prozeßgebiete ein ebenso verkehrtes ist wie im wirtschaftlichen Leben. Wie im letztern die Selbsthilfe nur von dem Starken mit Aussicht auf Erfolg geübt werden kann, während der Schwache dem Wucher und Bankerott rettungslos anheimfällt, ebenso kann im Prozesse nur der Bemittelte den Kampf um sein

Recht aufnehmen, während der Unbemittelte dem Winkeladvokaten in die Hände fällt und schließlich auf den Rechtsweg verzichten muß. Die Menschen sind nicht und werden nicht so klug, fleißig, gewandt und gut, wie sie sein müßten, um alle die Aufgaben erfüllen zu können, welche ihnen nach dem Willen der liberalen Politiker zufallen. Der Staat aber hat nicht feindurchdachte Dogmen auszuarbeiten und seinen Angehörigen zu überlassen, wie gut oder schlecht sie mit denselben fertig werden, sondern er hat die Pflicht, für seine Angehörigen, so wie sie sind, zu sorgen und demgemäß die Gesetze so zu machen, daß die große Masse der Bürger dieselben anwenden und zu ihrem Nutzen gebrauchen kann.



Wahl- und Denksprüche.



Innerhalb der letzten Jahrzehnte hat sich das Interesse des Sammlers und des Forschers auch der bis dahin ziemlich vernachlässigten Spruchpoesie zugewandt. Inschriften an Haus und Gerät, geflügelte Worte, Sprichwörter wurden gesammelt und sorgfältig gesichtet, auch auf die Wappen- und Denksprüche einzelner Personen, ganzer Familien, so besonders fürstlicher Häuser erstreckte sich der Sammeleifer. Solchen Anregungen verdankt das uns vorliegende Werk von J. Dielitz*) sein Entstehen. Es will die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie u. s. w., besonders des Mittelalters und der Neuzeit, in lexikalischer Form möglichst vollständig vorführen. Den umfangreichsten Beitrag haben die Wappensprüche geliefert, diejenigen Sprüche, welche, zum Familienwappen gehörig, mit diesem in der Familie vererbt wurden. An sie schließen sich die persönlichen Devisen an, Sprüche, in welchen einzelne Personen ihre Lebensanschauungen oder die für ihre Lebensführung gewählten Grundsätze niederlegen, oder welche ganze Körperschaften, Akademien, Universitäten, Städte, Innungen, Zünfte, Ritterorden angenommen haben, um damit öffentlich durch Sätze ethischen, politischen u. s. w. Inhalts die ihnen gestellte Aufgabe, das von ihnen erstrebte Ziel kurz und anschaulich zum Ausdruck zu bringen. Mit diesen Hauptgruppen sind einige andre verbunden, wie Schlachtrufe, Losungen, Inschriften von griechischen und römischen Schleuderbleien, soweit diese letztern vollständige, zur Bestimmung der Wurf-

*) Die Wahl- und Denksprüche, Feldgeschreie, Losungen, Schlacht- und Volksrufe des Mittelalters und der Neuzeit gesammelt, alphabetisch geordnet und erläutert von J. Dielitz. Frankfurt a. M., W. Rommel, 1884.

geschosse in Beziehung stehende Aussprüche enthalten. Wenn man erwägt, daß über vierzehntausend einzelne Sprüche hier verzeichnet sind, so läßt sich ermessen, welche Arbeit der stattliche Band, dem ein gutgearbeitetes Namensverzeichnis der Spruchträger beigegeben ist, gekostet hat.*)

Wir müssen uns hier begnügen, aus dieser großen Menge einige Gruppen von Wahl- und Denksprüchen herauszuheben, wie sie dem Leser beim Durchblättern des Werkes entgegentreten, und wir beginnen mit den Innungen.

Es sind unsers Wissens fast ausschließlich englische Innungen, welche ein Motto führen, in Deutschland hat die Sitte kaum Eingang gefunden. Sehr oft stoßen wir darin auf mehr oder minder gelungene Anspielungen auf das Gewerbe. Die Londoner Drahtzieherinnung z. B. führt den Spruch: Amicitiam trahit amor, Die Liebe zieht die Freundschaft nach sich; die vereinte Zinngießer- und Drahtflechterinnung: Amore sitis uniti, Seid durch Liebe vereint, oder im Wortspiel: Durch die Liebe zum Durst verbunden, wobei sich der Durst natürlich auf die Zinngießer, welche Kannen und Becher verfertigen, das Verbinden aber auf die Drahtflechter beziehen soll. Da nobis lucem domine, Gieb uns Licht, Herr! Lumen umbra dei, Das Licht ist der Schatten Gottes, und ähnlich lauten die Mottos verschiedner Glaserinnungen. Die englische Fischerinnung hat das doppelsinnige Wort: Messis ab alto, Die Ernte kommt vom Himmel herab, oder an ein Wort Christi erinnernd, von der Höhe her. Die Holzschuhmacher Englands rühmen, daß die Weiber von ihnen Stützen erhalten (Recipiunt feminae sustentacula a nobis); ob das ehrsame Handwerk damit eine Anspielung auf die Stützen der Herrschaft im Hause — Pantoffeln — hat wagen wollen, mag dahingestellt bleiben. Welche Innung sich den Spruch: Omnia subjecisti sub pedibus, oves et boves, Du hast alle Dinge unter unsere Füße gelegt, Schafe und Rinder, erwählt hat, ist nicht schwer zu erraten. Die Seidenspinnerinnung deutet sinnig auf die Kleinheit der Gegenstände ihres Gewerbes: God in his least creatures, Gott in seinen geringsten Geschöpfen. Mit dem Spruche: Pro pelle cutem, Für ein Fell die Haut (nämlich zu Markte tragen) führt die Hudsonsbay-Gesellschaft witzig die Gefahren der Pelzjagd vor Augen. Ernsthafter sind die Devisen der Londoner Uhrmacher: Tempus imperator, Die Zeit beherrscht alles, der Weber: Weave truth with trust, Webt treulich Wahrheit, und der Chirurgen: Quae prosunt omnibus artes, Eine Kunst, die allen Nutzen bringt. Tischler und Gießer haben ein Wortspiel mit dem Namen der Innung verwandt; bei dem Spruche der ersteren: Join truth with truth, Erwiedere Wahrheit durch Wahrheit, ist es ein Spiel mit den Wörtern join und joiner (Tischler), bei dem der letztern: God is the only founder, Gott ist der einzige Schöpfer, bedeutet founder zugleich Gießer. Es ist selbstverständlich, daß auch der Gedanke

*) Vollständigkeit ist natürlich nicht leicht zu erzielen; u. a. hat der Verfasser das Werk des Elias Wiedemann: Comitium gloriae centum ill. heroum (1646) übersehen.

der Einigkeit, der Grundgedanke der durch gleiche Lebensgewohnheiten, gegenseitige Rechte und Pflichten verbundenen Genossenschaften, vielfachen Ausdruck findet, sei es, daß dies in der Form eines frommen Wunsches geschieht — so von der Wagnerinnung: God grant unity, Gott verleihe Einigkeit —, oder sei es, daß, wie bei den Londoner Kupferschmieden, mit stolzem Selbstgefühl nur die Thatsache der Einung hervorgehoben (We are one, Wir sind eins), oder, wie bei den Holzhändlern und den Schneidern, darauf hingewiesen wird, daß Einigung und Eintracht die Quellen der Macht seien: Unita fortior, Vereinigt umso mächtiger, und: Concordia parvae res crescunt, Durch Eintracht wird Geringes groß.

Sehr glücklich sind eine Anzahl Bibelsprüche, teilweise mit leichten Änderungen, zu solchen Devisen verwandt worden. Die Gärtner führen den treffenden Spruch: In the sweat of thy brow shalt thou eat thy bread, Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen; nicht minder geschickt haben die Holzhändler einen Vers aus dem Matthäusevangelium gewählt: The axe is laid to the root of the tree, Die Axt ist dem Baum an die Wurzel gelegt. Eben daher stammt das von der Pflastererinnung gebrauchte: God can raise to Abraham children of stones, Gott kann Abraham Kinder erwecken aus Steinen. Come, ye blessed, when I was harbourless, ye lodged me, Kommt her, ihr Gesegneten, ich bin ein Gast gewesen, ihr habt mich beherberget, rufen die Gastwirte dem müden Wandrer zu.

In den von Akademien, Universitäten und Schulen geführten Denksprüchen tritt natürlich die Beziehung zu den Studien hervor. Beginnend mit allgemeiner Ermunterung zum Studium, wie die Landesschule zu Meißen (Sapere aude, Wage es weise zu sein), wird dann das selbständige Forschen betont von der königlichen Gesellschaft in London: Nullius in verba, Auf niemandes Wort schwören. Nunquam otiosus, Nimmer müssig, verlangt die kaiserliche naturforschende Gesellschaft. Keine Zersplitterung der Studien, sondern Sammlung aller Kräfte für eine Arbeit ist das Motto der Einsamen in Turin (Omnis in unum, Ganz in einem) und der Barberinischen Akademie in Rom (Labor omnibus unus, Dieselbe Arbeit für alle). Mit Indeclinabili gressu, In unentwegbarem Schritte, drückt die Devise der Securi in Venedig einen verwandten Gedanken aus. Der Wahlspruch der Akademiker von Siena weist darauf hin, daß die gesuchten Schätze nicht immer offen zu tage liegen, sondern aufgesucht sein wollen: Meliora latent, Das Bessere ist verborgen. Den idealen Zweck der Studien betonen das königliche Institut von Großbritannien (Illustrans commoda vitae, Es stellt die Güter des Lebens ins rechte Licht), die Berliner Akademie der Wissenschaften (Scientiarum et literarum incremento, Für die Förderung der Wissenschaften), das Downing-College in Cambridge (Quaerere verum, Die Wahrheit suchen). Auch finden sich ganz direkte Hinweise auf den speziellen Zweck, dem die Akademie u. s. w. gewidmet ist. Die Akademie der Crusca, welche im Emblem ein Sieb führt, deutet feinsinnig ihr Ziel an: Il più bel

fior ne coglie, Die schönste Blüte gewinnt sie damit, daß sie das feine Mehl von der Kleie säubert. Die Sicherung und Erforschung der Denkmäler der Vergangenheit, der Zweck der Gesellschaft der Altertumsforscher in London, wird durch Non extinguetur, Unvergänglich, bezeichnet. In dem Motto „Was du erforschest, hast du selbst erlebt“ spricht der Verein für Geschichte Berlins mit treffenden Worten das Resultat des Sichhineinlebens und Versenkens in die längst vergangnen heimatlichen Zustände aus. Die Akademie der Vertrauten zu Pavia führt im Bilde einen Vogel, der zum Morgenstern emporfliegend ein Ei fallen läßt mit der Umschrift Utraque felicitas, Doppeltes Glück, und deutet so auf das ideale Ziel der Studien und zugleich auf ihr nutzenbringendes Wirken. Die durch die Studien erlangte Befriedigung drückt das Motto der Universität Oxford aus: Sapientia et felicitas, Weisheit und Glückseligkeit.

Aus einigen Devisen schimmert etwas von nationaler oder auch gelehrter Eitelkeit hervor. Hierher ist das bekannte Motto der französischen Akademie: A l'immortalité, Der Unsterblichkeit, zu rechnen. Die Akademie von Villefranche führt im Bilde geschliffene Edelsteine mit der Umschrift: Multo clarescimus igne, Wir erglänzen von reichlichem Lichte. Eine Palme mit den Worten: Aemula lauri, Eine Nebenbuhlerin des Lorbers, hat sich die Akademie von Nîmes erkoren. Aurea condet saecula, Goldene Zeiten wird sie bringen, verheißt die Akademie der Erneuerten in Dertona von sich selbst.

Wenden wir uns nun zu den Städten. Es sind verhältnismäßig wenig deutsche Städte, die einen Spruch im Wappen führen, Frankreich und England und vor allem Spanien stellen dazu ein viel ansehnlicheres Kontingent. Das nächstliegende in diesen Devisen ist eine Anspielung auf den Namen der Stadt. Hierher ist Le Blanc zu zählen, das im Wappen einen Schwan mit der Umschrift führt: Sans tâche comme lui, Wie er ohne Flecken; ferner Lyon: Suis le Lyon qui ne mord point, si non quand l'ennemi me point, Ich bin der Löwe, der nicht beißt, wenns ihm des Feindes Stich nicht heißt, und das flämische Loven: Altyd God loven, Allezeit Gott loben. Einige spanische Städte führen als Devise den Namen der Stadt mit irgendeinem ehrenden Zusatze, in welchem der spanische Nationalstolz unverfälschten Ausdruck findet. Huesca begnügt sich noch mit dem einfachen: Huesca ciudad rencedora, Die siegreiche Stadt Huesca. Caput Castelli, Castiliens Haupt, rühmt sich Burgos zu sein. Andre Städte rühmen sich: Ronda fidelis et fortis, Ronda die getreue und tapfere, Soria pura cabeza de Estremadura, Soria, die reine, das Haupt von Estremadura, Muy noble, illustre, fiel y leal villa de Monovar, Sehr edle, erlauchte, gläubige und treue Stadt Monovar; die Stadt Ecija rühmt: Una sola sera llamada ciudad del sol, Eine allein wird die Stadt der Sonne genannt werden.

Die im Spruch enthaltenen Beziehungen zu den geographischen Verhältnissen greifen schon weiter aus, so z. B. Cork in Irland: Statio bene fida

carinis, Eine sichere Stätte für die Schiffe, und Alcaraz: Clavis Hispaniae et caput totius Estremadurae, Der Schlüssel Spaniens und das Haupt von ganz Estremadura. Dann folgen die zahlreichen Anspielungen, die das lebhafte Interesse der Bürger an der städtischen Vergangenheit bekunden, mag sich darin auch ab und zu, z. B. bei den spanischen Städten, ein gewisser Stolz auf die sagenhafte Stadtgeschichte mischen. Cadix führt in Erinnerung an seine mythenhafte Gründung das Motto: Hercules fundator Gadis dominator, Herkules der Gründer und Herr von Cadix. Das spanische Calahorra leitet seinen Ursprung auf das durch den sertorianischen Krieg berühmte Calagurris zurück: Praevalui in Carthaginem et Romam, Ich habe obgesiegt gegen Karthago und Rom. Cascante brüstet sich mit seinem römischen Ursprung: Civitas Cascantum municipium Romanorum, Die Stadt Cascante, ein römisches Munizipium. Arpino, der Geburtsort Ciceros, hat im Wappen die drei Initialen M. T. C. (Marcus Tullius Cicero). Der Universitätsstadt Bologna ist das bekannte Bononia docet, Bologna lehrt, eigen. Domine, humilia respice, Herr, sieh' auch auf das Geringe, bittet in würdiger Bescheidenheit die alte Reichsstadt Memmingen.

Der recht eigentlich bürgerliche Charakter der Stadt, der Schutz, die Rechtssicherheit, welche die Stadt ihren Bewohnern verleiht, die Wehrhaftigkeit des Bürgerstandes und andrerseits sein Verlangen nach Ruhe und Frieden, auch das kommt natürlich oft zum Ausdruck. Basels Wappen ziert eine Henne nebst ihren Küchlein mit der Umschrift: Alit et protegit, Sie nährt und schützt. Nach Mindens Wappenspruch halten Recht und Billigkeit die Gemeinwesen zusammen (Jus et aequitas civitatum vincula). Drôle, welches bis 1477 nur das Wort Justitia hatte (Durch Gerechtigkeit wird eine Stadt erhalten), fügte nach siegreich überstandener Belagerung zur Gerechtigkeit noch die Waffen (Justitia et armis) hinzu. St. Pol de Léon will die Wehrkraft seiner Bewohner nur zu seinem Schutz verwenden: Non offendo, sed defendo, Ich greife nicht an, sondern verteidige. Lübecks stete Kampfbereitschaft bekundet das Motto: Adversus hostes nulla praetereunda est occasio, Dem Feinde gegenüber ist keine Gelegenheit zu versäumen. Plymouth und Reims empfehlen die Stadt dem Schutze des Herrn: Turris fortissima est nomen Jehova, Der stärkste Turm ist der Name Jehovas, und Dieu soit en garde, Gott möge Wacht halten. Um Gewährung und Erhaltung des Friedens, unter dessen Schutze Handel und Wandel gedeihen, flehen zahlreiche, namentlich deutsche Städte, so Ulm (Da pacem nobis, domine, Gieb uns Frieden, Herr), Breisach, Dortmund, Freiburg i. B., Thann, Zürich, Basel, Nürnberg (Domine, conserva nos in pace, Herr, erhalte uns im Frieden).

Gegenüber dem Herrscherhause wird natürlich in erster Linie das enge Verhältnis der Treue betont, indem entweder allgemein die Treue der Stadt gepriesen und verheißen wird, wie von Angoulême (Fortitudo mea civium fides, Meine Stärke ist die Treue der Bürger), und Abbeville (Semper fidelis, Alle-

zeit treu) oder direkt dem Herrscher das Gelübde beständiger Treue abgelegt wird, so von Besançon (Deo et Caesari fidelis perpetuo, Gott und dem Kaiser beständig treu) und Meulan (Très fydèle au Roy et à la nation, Dem Könige und dem Volke allertreuest). Bordeaux und Amiens verkünden sogar durch Wappen und Devise, wie eng sie sich mit der angestammten Dynastie verbunden erachten; das erstere führt im Schildeshaupt des Wappens die französischen Lilien und darunter Burg, Löwe, Meereswellen und Mond mit der Umschrift: Lilia sola regunt lunam, undas, castra, leonem, Die Lilien allein thronen über Mond, Wellen, Burg und Löwen; das andre hat mit Bezug auf die Weidenzweige im Wappen die Devise: Liliis tenaci vimine jungor, Ein festes Weidenband knüpft mich an die Lilien.

Überaus zahlreich sind die von Dielitz zusammengestellten Familiendevisen. Englische, auch französische Familien drücken den Familiennamen durch einen gewissen, zuweilen sinnigerdachten Gleichklang im Motto aus. Vernon führt das Motto: Ver non semper viret, Der Frühling blüht nicht immer, oder: Vernon blüht immer; die Familie Bon: Bon n'est jamais mal, Gut ist nimmer übel, oder Bon ist nimmer übel. Sans être suis Normand, Ohne es zu sein, bin ich Normanne, lautet die Devise der Familie Normand, und das verwandte Motto der Daelmann: Sine valle Daelmann, Ohne Thal doch ein Thalmann. Fyot hat das doppelsinnige Wort: Dum nascor fio, fioque dum morior, Wenn ich geboren werde, werde ich, und wenn ich sterbe, werde ich, oder: Im Leben wie im Tode bleibe ich Fyot. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß gerade bei dieser Art von Mottos auch die geschmacklosesten Bildungen sich vorfinden. Den Anfang von Vergils Äneide: Arma virumque cano, Die Waffen singe ich und den Mann, hat sich die Familie Cano zu Nutze gemacht. Le Poyvre führt die sinnvolle Devise: Poyvre me conforte, Pfeffer stärkt mich. Probus improba nollet, Der Rechtschaffene würde nicht unrechtes wollen, gehört der Familie Nollet an. Auch das Motto der Aranda gehört hierher: Virtus aranda, Das Tugendfeld bestellen. Noch übertroffen werden diese sinnreichen Einfälle durch die Wahlsprüche der Henniker: *Τοῦ ἀριστεύειν ἕνεκα*, der Auszeichnung wegen, der Utenhoves: *οὐδὲν ᾧ βίος ἀτὲρ μουσῶν καὶ χαρίτων*, Dem das Leben ohne Musen und Grazien nichts ist, und der Familie Ittersum. Das Wappen der letztern zeigt drei Eselsköpfe mit der Umschrift: Id ter sum, Das bin ich dreimal. Ja sogar dem Rebus nähert sich das Motto, indem Wappenbild und Familienname aus dem Anklange des Mottos erraten werden müssen. Aestate floreo, Im Sommer blühe ich, ist die Devise der Somere, die im Wappen Rosen führen. Auf die Familie Murat, deren Wappen eine Mauer zeigt, deutet das Motto: Vim utraque repello, Gewalt treibe ich überall zurück. Als vollständiger Rebus stellt sich das Motto der Familie Kergos dar: M. qui t'm. (Aime qui t'aime, Liebe, wer dich liebt). Andre Wahlsprüche beschränken sich auf ein Klangspiel in den Worten des Mottos selbst, so: Audiendum,

deinde audendum, Erst hören, dann wagen; Ut potiar, patior, Um zu erringen, dulde ich; Vaillance avance l'homme, Tapferkeit fördert den Mann. Glücklich vereinigen sich Form und Inhalt in dem Wahlspruch der Familie Beauvoir: Video nec invideo, Ich sehe, beneide aber darum nicht, dessen vielseitige Anspielungen in der Übersetzung garnicht wiederzugeben sind. Oft ist auch die in England und Frankreich übliche Aussprache des Lateinischen in Betracht zu ziehen, wie bei den Devisen der Sécondat: Fortuna virtutem secundat, Das Glück folgt der Tugend, und der Sarsfield: Virtus non vertitur, Die Tugend ist dem Wandel nicht unterworfen. Geistvoll gedacht ist der Wahlspruch der Familie Bénavent: Jamais arrière, Niemals rückwärts, wozu der Familienname den selbstverständlichen Folgesatz bildet: Bien avant. Ebenso sinnig stellt sich der Familienname Lejeune dem Motto La vertu ne vieillit pas, Die Tugend altert nicht, gegenüber. Die Lombarden, die Bankiers des Mittelalters, standen in dem wohlverdienten Rufe des Wuchers; die Devise einer Familie Lombaert lautet nun: Sans usure, also ein Lombarde, aber: Ohne Wucher. Ziemlich gesucht ist es, wenn der Wahlspruch das Anagramm des Namens bildet, wie in dem des Nikolaus de Vio: Sic laudo vinco, So siege ich durch den Ruhm.

Nicht geringes Interesse erregen endlich die persönlichen Devisen, da man in ihnen doch wohl die Lebensanschauungen des Trägers, das Ziel seiner Thätigkeit zu suchen berechtigt ist. Impavidum ferient ruinae, Über einen Unerschrockenen werden die Trümmer zusammenstürzen, hatte sich der Kanzler Michel de L'Hopital, der in der Zeit der Religionskriege Frankreich leitete, zur Devise erkoren. Die zielbewußte Politik, die Kardinal Richelieu im Innern wie nach außen verfolgte, kennzeichnet treffend sein Wahlspruch: Nec momentum sine linea, Auch nicht einen Augenblick ohne Richtung. Den echten Diplomaten verrät des spanischen Ministers, Kardinal Alberonis Devise: Ojos muchos, lengua ninguna, Viele Augen, keine Zunge. Unser Reichskanzler führt bekanntlich seit 1871 den Spruch: Patriae inserviendo consumor, Im Dienste des Vaterlandes verzehre ich mich. Versado en desdichas, Im Unglück zu Hause, ist das durch die Schicksale des Dichters nur allzuwahr gewordene Motto des Michael Cervantes. Domine, da, me nosse te, nosse me, nosse mundum, Herr, verleihe, daß ich dich, mich und die Welt erkenne, bittet Balthasar Schuppius, der in seinen Satiren soviel Menschenkenntnis zeigt. Albrecht von Hallers Wahlspruch: Ad simplicitatem redire, Rückkehr zur Einfachheit, stimmt genau mit den in den „Alpen“ niedergelegten Anschauungen überein; dort entwirft er ein Bild von den einfachen Sitten der Schweizer und preist die Reize eines ungekünstelten Naturlebens. Über das Rätsel des Daseins sinnend, gelangen Dante und Milton, zwei in so vielen Beziehungen verwandte Geister, zu der zweifelnden Frage: Wer weiß es? (Chi lo sa und Who knowes). Der ritterliche Marchese von Pescara führt einen Schild im Wappen mit dem alten spartanischen Spruch: Aut cum hoc aut in hoc, Entweder mit ihm oder auf

ihm. Nicht ohne Hindeutung auf seine geringe Abkunft hat der Feldmarschall Derfflinger Mars und Herkules im Wappen mit dem Wahlspruch: His majoribus, Dies meine Ahnen.

Schon oben wurde bemerkt, daß verschiedentlich Bibelsprüche zu Devisen benutzt worden sind. Aus der Bibel stammen überhaupt die meisten Wahlsprüche; die Psalmen, die Bücher Hiob und Jesus Sirach, der Prediger und die Sprichwörter Salomonis, dann auch das neue Testament sind Hauptfundgruben gewesen. Nächst ihnen die lateinischen Klassiker. Der sentenzenreiche Vergil, Horazens Episteln, Satiren, Oden und Epoden, Terenz, der Tragiker Seneca stehen in erster Reihe, seltener begegnen uns Ovid, Juvenal, Sallust, Properz, ganz vereinzelt Cicero, Livius und Curtius Rufus. Zitate aus griechischen Klassikern fehlen vollständig, nur Plutarchs moralisirende Lebensbeschreibungen sind in lateinischer Übersetzung benutzt, ebenso mehrere Sprüche der sieben Weisen. Das ist umso auffälliger, da es doch lateinische Übersetzungen der griechischen Tragiker und Philosophen gab, die der lehrhaften Sprüche nicht entbehren. Wirkliche Sprichwörter sind entweder direkt oder mit leichten Änderungen gleichfalls als Motto verwandt worden.

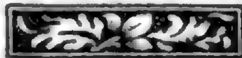
Überwiegend sind jedoch die Wahlsprüche frei gebildet worden, vom einzelnen Wort an — dem Namen einer Schlacht, eines eroberten Schiffes und dergleichen — bis zum vollständigen Distichon.

Was die Sprache der Wahl- und Denksprüche anlangt, so ist die Mehrzahl in lateinischer Sprache abgefaßt. Es ist ja nicht leicht möglich, in einer neueren Sprache die gedrungene Kürze der lateinischen zu erreichen; das Fehlen des Fürwortes und des Artikels, die mannichfache Verwendbarkeit des Particips geben ihr speziell vor der deutschen einen unverkennbaren Vorzug bei Abfassung von Sprüchen, deren Wesen die knappste, reinste Darstellung eines einfachen, edeln Gedankens erfordert. Wenn wir übrigens die Devisen deutscher Fürsten- und Adelsfamilien einer besondern Musterung unterwerfen, so zeigt sich, daß bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderes nur die lateinische und die deutsche Sprache gebraucht werden, von da ab tauchen neben diesen französische und italienische Wahlsprüche auf, ja einzelne Devisen, wie die Bernhards von Weimar, bringen sogar die aus Wallensteins Briefen bekannte Sprachmengerei aufs anschaulichste zur Darstellung. (Contra fortuna bon cœur, Gegen das Schicksal nur Herz gefaßt. Bei Dielitz fälschlich: contre fortune.) Vereinzelt finden sich im siebzehnten Jahrhundert in Österreich spanische Devisen.

Zum Schluß möchten wir einige Bedenken nicht unterdrücken, die uns bei der Durchsicht des vorliegenden Werkes aufgestiegen sind. Die geradezu erstaunliche Menge der Wappensprüche kommt doch ohne Beigabe bildlicher Darstellung nicht zu voller Anschaulichkeit; seine Beziehungen zwischen Wort und Bild gehen oft vollständig verloren. Ferner hätte bei den Mottos einzelner Personen unbedingt eine strengere Sichtung eintreten sollen. Jetzt stehen hi-

storisch beglaubigte und erfundene, irgendeiner Person ganz willkürlich beigelegte Mottos bunt durcheinander; eine schwierige Aufgabe wird es freilich sein, den Beweis der Echtheit in jedem Falle zu führen, doch sollte bei einer folgenden Auflage wenigstens der Versuch dazu gemacht werden, vorläufig sind zu einer historischen Sichtung nur an sehr wenigen Stellen schwache Anfänge gemacht. So sind z. B. die Mottos der deutschen Kaiser, welche unter den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt angebracht sind, sämtlich ohne irgendwelche Bemerkung aufgenommen, wiewohl ein guter Teil der älteren frei erfunden ist. Ferner wäre es erforderlich, daß in den Anmerkungen stets darauf hingewiesen würde, ob die Devise von der betreffenden Person wirklich im Leben geführt worden ist, oder ob sie nur auf ein einzelnes vorübergehendes Ereignis Bezug hat. Ebenso wünschenswert wäre die Angabe, ob der Spruch sich in einem Stammbuche findet oder auf Münzen, Medaillen, Siegeln und dergleichen. Von Johanna D'Arc sind fünf Wahlsprüche verzeichnet; es ist uns nicht gelungen, auch nur von einem einzigen zu erweisen, daß ihn die Jungfrau geführt habe, bei einigen ist es klar, daß sie nur auf späteren Denkmünzen angebracht waren. Die Quelle von dergleichen unhistorischen Devisen sind wohl meist die am Ende des sechzehnten und am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zahlreich erschienenen Sammlungen von Emblemen, welche in willkürlichster Weise Fürsten und hervorragenden Personen des Mittelalters und der Reformationszeit Devisen und Sentenzen beilegen.

Im übrigen wird das Dielitzsche Werk, namentlich beim Aufsuchen von Familiendevisen, schon vermöge seiner Reichhaltigkeit und seiner praktischen Anordnung, die besten Dienste leisten.



Marie von Olfers.



an kann nicht sagen, daß heutzutage zu wenig rezensirt würde; im Gegenteil, nur zuviel. Jedes Lokalblättchen in jedem kleinen Nest hat seine Rubrik für „Literatur, Kunst und Wissenschaft.“ Und doch giebt es Erscheinungen, von denen man sehr wenig sprechen hört, so wertvoll sie auch sind und so gern man sich über sie unterrichten ließe. Das kommt daher, daß auch die Kritik ihre große Heerstraße hat. Nicht daß etwa alle Kritik wirklich bloß der Kameraderie entspränge, obgleich dies natürlich zum großen Teile der Fall ist, im Grunde von jeher so war und bis zu einem gewissen Grade auch eine Art von Berechtigung hat; aber auch in der Kritik giebts eine Mode und eine allgemeine

Voreingenommenheit. Da giebt es Bücher, die gleich bei ihrem Erscheinen auf dem Büchermarkt eine ganze Flut von Artikeln hervorrufen; jede Zeitung hält es für ihre Pflicht, diese Bücher zu besprechen. Über andre dagegen, die einem oft der Zufall in die Hände spielt, und die man nach wiederholter Lektüre immer mehr liebgewinnt, wird geschwiegen. Warum? Ist der Autor zu stolz, um selbst nach Rezensionen zu streben, wie es so oft geschieht? Oder ist sein Buch zu apart, zu eigentümlich, um auf den ersten Blick aller Welt zu gefallen? Es pflegt sich beides häufig zu vereinigen.

Auch mit den Büchern der Frau Marie von Olfers scheint es sich so zu verhalten. Außer einer Besprechung, die Friedrich Spielhagen ihren Novellen*) in seinen „Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans" (S. 245 bis 257) gewidmet hat und die schon aus dem Jahre 1876 stammt, ist mir keine andre Kritik darüber begegnet, und ihr neuestes Werk: Simplizitas**) habe ich auch noch nirgends besprochen gefunden. Es sei daher der Versuch gemacht, den Fehler gut zu machen.

In die eigentümlichen Reize der Poesie dieser Dichterin muß man sich erst nach und nach hineinlesen. Sie hat auf den ersten Blick nichts Fesselndes, und das, was man zuerst merkt, sind eben keine Vorzüge. Ihre Sprache ist die schlichteste und entstammt dem alltäglichen Leben; die Diktion läuft in kurzen Sätzen dahin, die sich gern zu sinnreichen aphoristischen Gnomen zuspitzen, aber eben deswegen den raschen Fortgang hemmen. Sie hat eigentlich keine große Erfindungsgabe, die Handlungen sind weder besonders originell, noch besonders verwickelt. Auch die Form der Komposition weicht von der üblichen Novellenform ab; wollte man nach Heyseschem Gesetz den Inhalt ihrer Geschichten in einem Satze wiedergeben, man wäre gar sehr in Verlegenheit. Gleichwohl giebt es auch bei ihr in jeder Erzählung eine Pointe, den „Falken," den Heyse in der Peripetie der Novelle fordert. Aber sie arbeitet nicht klar darauf los; vielmehr hat man das Gefühl, daß die Erzählerin, wenn sie beginnt, das Ende der Geschichte noch nicht kenne.

Es ist ihr überhaupt nicht um die „Geschichte," die spannende Fabel zu thun, sie will ganz wo anders hinaus; alles zielt bei ihr auf die Darstellung des Zuständlichen, das sich Schritt für Schritt ablöst und mit ungemeiner Innigkeit durchgefühlt wird. Ihr ganzes Sinnen ist vertieft in die Charaktere, deren innerstes Wesen sie intensiv fühlt, sobald diese einmal vor ihrer Phantasie aufgetaucht sind, und die sich nun mit großer Konsequenz „ausleben," ganz nach eignem Belieben und Müssen, wozu die Erzählerin, wie es scheint, selbst garnichts hinzuthun kann, deren Entfaltung sie aber aufs genaueste, in feinsten psychologischen Fortschritten, wenn auch bei größter Freiheit in der Behandlung

*) Novellen, 1872; Neue Novellen, 1876. Berlin, Wilhelm Hertz.

**) Ebenda, 1884.

der Zeit, verfolgt. Und darin liegt der eigentümliche Reiz ihrer Novellen: in der Fülle und Innigkeit des Gemütslebens. Ihre Phantasie ist ungemein konkret, sie ist auch nichts weniger als hochfliegend, sie erhebt sich durchaus nicht mittelst literarischer Bildung über die Sphäre des bürgerlichen Kleinlebens und seiner Konflikte. Sie schildert in dem Juwel „Frau Evchen" ein Ehepaar mit ganz märchenhaft unbestimmter Zeit und Ortsumgebung, das lange glücklich lebt, wobei das zarte, aber arbeitsfrohe Frau Evchen ganz in dienstbarer Liebesthätigkeit für ihren großen, starken, aber außer seiner Berufsarbeit unbeholfenen Mann und die ihm nachgeratenen Kinder aufgeht, bis sie durch Einblick in ein andres Familienleben zum Bewußtsein ihrer fast sklavischen Dienstbarkeit kommt. Sie will sich dann ihr Verhältnis ändern, das Leben erleichtern, wodurch sie aber nach allerlei Schmerzen zu der Einsicht kommt, daß ihr früheres Leben die einzige Form eines für sie glücklichen Daseins ist. „Man kann es sich hier nicht aussuchen — heißt es zum Schluß —, wie man geliebt sein will; es giebt von der Liebe soviele Arten, wie Sterne am Himmel oder Blumen auf Erden. Zwei davon sind: die eine, nach der alle Seelen dürsten und sich sehnen, wie nach dem Manna in der Wüste, die wie ein warmes Klima uns umgiebt, mit ewig blauem Himmel und Blüten und Früchten, wonnige Tage schenkend; die andre nordisch grau, herb, ja oft ungenießbar, aber dann hervorbrechend zur Zeit der Not, wie ein Strahl vom Himmel." Die Darstellung dieser verschiednen „Arten der Liebe" möchte man als das Programm der Olfers hinstellen, mag sie nun die Jungfer Modeste schildern, die glücklich ist, wenn sie nur recht viele Kinder um sich hat, für die sie, so fremd sie auch sein mögen, in mütterlichen Sorgen aufgeht; mag sie in „Frost in Blüten" die unheilvollen Folgen der verkehrten Liebe eines Vaters zu seinen Kindern darstellen, welche das ganze Haus zu grunde richtet. Aber die Hauptsache bleibt ihr immer der Mensch, alles Innerliche; Nebensache die Umgebung sowohl zeitlich als räumlich; und nicht abstrakt, nach einer konstruirten Idee schaut sie den Menschen, sondern — bei allem Typischen, das sich auch oft in der Namengebung bekundet — offenbar so, wie sie ihn aus der eignen Erfahrung, der unmittelbaren Betrachtung ihrer häuslichen, groß- oder kleinstädtischen, bürgerlichen oder adlichen, bescheidnen oder geldstolzen Kreise kennen gelernt hat.

Diese Menschen kennt sie durch und durch und begleitet sie am liebsten von der Wiege bis zum Grabe; darum erschöpfen sich ihre Geschichten nicht auf ein einzelnes Motiv, sondern so reich, als das Leben selbst, sind sie an kleinen Beziehungen innerhalb des großen Rahmens, der allerdings künstlerisch dadurch geschädigt wird. Es sind kleine Romane, wie Spielhagen richtig bemerkt, und doch sind sie wieder zu skizzenhaft für den wirklichen Roman. Von den Männern liebt sie die starken, zuversichtlichen, an sinnlicher oder geistiger Energie überquellenden Naturen, Männer, deren Sein in stetig froher Arbeit

aufgeht; von solchen hat sie fast in jeder Erzählung einen angebracht, dem sie gern Schwache, Mutlose gegenüberstellt. Ihre Heldinnen stellt sie gern zart, hingebungsvoll, aber doch auch arbeitsfroh, sittlich streng, treu gegen sich selbst und andre dar. Auch Satire ist ihr nicht fremd, die sie aber doch zumeist gegen Frauen übt, welche übrigens in fein abgestuften Nüancen und wirksamen Kontrasten bei ihr auftreten. Sie vertritt die ursprüngliche Natur gegen die barocken Formen der Gesellschaft; sie macht sich lustig über die Kleinlichkeit der Kleinstädterinnen, die sie aber wieder in Schutz nimmt gegen den hohlen Vergnügungssinn und die leere Putzsucht der Modedamen; ihre Sympathie schenkt sie denen, die einen großen Zug im Denken und Handeln, den Charakter der Selbstlosigkeit haben. Aber selbst ihre Satire ist gutmütig; sie strebt ängstlich nach Gerechtigkeit, nach Objektivität, und hat sie einmal, wie bei der Frau Stockfisch in „Regine," sich zu lange lustig über sie gemacht, so dreht sie gleich den Spieß um und beeilt sich, ihre guten Seiten zu beleuchten, sie in Schutz zu nehmen, ganz als wollte sie sie versöhnen: so objektiv stehen die eignen Gebilde ihrer Phantasie vor ihr. Sie hat eigentlich nirgends wirklich schlechte Menschen gezeichnet, höchstens aus Schwäche sündhafte, verbrecherische. Die Konflikte entstehen trotz der größten Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Personen unter einander aus den Tiefen ihrer ganzen Charakteranlage, der Kreuzung der Leidenschaften. So hat man immer das Gefühl, einen echt weiblichen Autor vor sich zu haben, der es selbst wagen darf, schelmische Zwischenbemerkungen über die „Männer" zu machen, und dem man doch niemals etwas „Frauenzimmerliches" vorwerfen möchte; im Gegenteile mag das Frauenhafte eines Autors nie so liebenswürdig, weil in der That edel weiblich, als ein unversieglicher, goldener Quell von Liebe zu den Menschen erschienen sein, wie bei Marie von Olfers.

Denselben ästhetischen wie menschlichen Charakter trägt auch ihre neueste Dichtung in Versen von ganz ungewöhnlicher Anmut und reicher Bildlichkeit, die Simplizitas — eine Dichtung, welche ebensoweit hinausragt über die eignen bisherigen Leistungen der Schriftstellerin, als über das Maß des sonst gewöhnlich gebotenen.

Doch alles wissen, die sich selbst vergessen
Und alle Tiefen haben sie durchmessen,
Vom bittern Schmerz zur höchsten Lust,
Im Mitgefühl der treuen Brust —

heißt es an einer Stelle, und man könnte diese Verse sehr wohl als Motto dem Ganzen voranstellen; denn der der Schopenhauerschen Ethik entsprechende Gedanke, daß das Mitleid das wahre Fundament der Sittlichkeit sei, ist der Grundton der ganzen merkwürdigen Dichtung, ihre Idee, der Refrain, der in ihr immer wiederkehrt. Auch hier wieder, und zwar beabsichtigt, der märchenhafte Charakter der ganzen Handlung, eine ganz unbestimmte Gegend und Zeit, gänzliche Beschränkung auf das Reinmenschliche, in welches die äußere Natur

nur als Stimmungsbild hineinragt. Schon der Name der Heldin Simplizitas deutet auf diese mehr typische Kunst hin, und man wird nicht fehlgehen, wenn man sich in dieser Gestalt das typische Ideal der weiblichen Natur denkt, welches der Dichterin vor Augen schwebt; möglich auch, daß sie daran dachte, das weibliche Gegenstück zum Simplicissimus des Grimmelshausen zu schaffen; noch näher liegt der Vergleich mit Parzival.

Simplizitas ist ein junges Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, Unschuld und Einfalt. Ihre Schönheit öffnet ihr alle Thüren der Menschen, zu denen sie aus der Einsamkeit des Waldes, in dem sie aufgewachsen, kommt, um Dienst und Unterkommen zu finden. Aber der Zauber, den ihre Schönheit und Unschuld ausübt, gereicht allen zum Unheil, die sie aufnehmen. Sie wird der Grund des Unterganges der Müllerfamilie, die sie zuerst in Dienst genommen: unbewußt stiehlt die schöne Magd der Müllerin die Liebe der Kinder und auch bald die des Mannes; es kommt Zwietracht in ihr eheliches Leben, das damit endet, daß der Müller in halbem Wahnsinn Haus und Hof anzündet, selbst verbrennt und Weib und Kind als Bettler zurückläßt. Dann nimmt ein junger Vogelfänger, der im Walde mit seiner Mutter lebt, Simplizitas ins Haus. Er liebt sie und will sie zu seinem Weibe machen. Doch die Rachsucht der verarmten Müllerin verfolgt sie bis in sein Haus, und sie entflieht in das nahe Kloster. Ob ihrer Flucht grämt sich der Jüngling zu Tode; das einfältige Mädchen läßt sich nicht erbitten, an sein Lager zu kommen, so innig auch seine Mutter darum flehen mag. Simplizitas kennt die Liebe noch nicht.

> Umsonst bemühn sie sich (die Nonnen), ihr Gottes Wort zu lehren.
> Voll Andacht scheint sie zuzuhören,
> Und schien sie auch schon halb gewonnen,
> Braucht es nur einen Strahl der Sonnen,
> Ist sie entronnen.
> Mit Scheu betrachtet sie die heil'gen Wunden,
> Den Christ am Kreuz im Dornenkranz gebunden,
> Und kann die Liebe nicht verstehen,
> Die durch so leidensvolle Stunden
> Für uns zum Kreuze mochte gehen.
> Nicht von der Freude will sie scheiden,
> Ihr dünket, lieben heiße leiden.

Erst als sie gezwungen an das Sterbebett des toten Jünglings kommt, dämmert in ihrer bis dahin pflanzenartig dahinlebenden Seele ein Gefühl des Mitleids auf: „Denn treue Liebe weiß sich so zu rächen.“ Da weint sie auch zum ersten male im Leben. So lernt sie die Liebe als Leiden kennen. Aber nun kommt auch das Kloster, das sie gastlich aufgenommen, durch sie in Gefahr. Sie ist im Dorfe nach all dem Unheil, das sie freilich ohne Schuld angerichtet, als Hexe verschrien; der Pöbel fordert sie von den Nonnen und droht schon, das geschlossene Kloster zu stürmen, da tritt der Graf Sever vom nahen Schlosse

dazwischen und rettet sie vor des Volkes Wut. Auch er unterliegt dem Zauber ihrer Schönheit, er wirbt um sie. Sie aber schenkt ihm zum Danke für die Rettung eine Blume und schickt ihn fort mit den Worten:

Doch niemals sollst du wiederkommen,
Es würde deinem Glück nicht frommen,
Dasselbe Ende würd' es nehmen
Mit Sterben und mit Grämen,
Ich hab es jetzt genug gesehn.

Er kommt indes immer wieder, wirbt von neuem um sie, spricht ihr von seiner Liebe. Da wehrt sie ihn verstört ab:

Sag' nicht: Du liebst! Das klingt wie Tod und Grab,
Schon jetzt hat sich dein Blick getrübt, verhüllt,
Du siehst die Wonne nicht, die rings die Erde füllt —
Wie Knosp' an Knospe aus der Tiefe quillt,
Sich labend an der Sonne Schein,
Laß mich allein!
Kannst du nicht mit mir fröhlich sein?

Dem Sohne der Müllerin Klaus gelingt es indes, Simplizitas aus den Mauern des Klosters zu locken: sie soll ihm sterben, die sein Haus vernichtet hat. Nur dem Dazwischentreten der Mutter, die die Gerichte fürchtet, verdankt sie ihr Leben, doch wird sie in ein häßliches Loch im Walde gefangen gesetzt. Da findet sie Graf Sever auf seinen einsamen, melancholischen Wanderungen und trägt sie als wahre Märchenprinzessin auf sein Schloß, wo sie sich verbinden zu neuem Unheil: denn er kann nicht mit ihr fröhlich sein! Er haßt die fröhlichen Gesellen, die sie zu allerlei Lustbarkeit im Schlosse versammelt; die Huldigungen der Schmeichler thun ihrem lebensfrohen Sinne wohl — die Gatten entfremden sich immer mehr. Selbst das Mädchen, das ihnen geboren wird, bringt sie nicht näher. Severs Versuche, sich Simplizitas zu höherer geistiger Gemeinschaft zu erziehen, mißglücken, er versteht sich nicht darauf. Besser trifft es sein älterer Bruder Armin, der ihn selbst als Waise auferzogen. Das Kind außer Hause, bei der Amme, die dem Gatten treuer schien als die eigne Mutter, nähert sich die kindliche Einfalt zu sehr dem sinnigen Schwager, er liebt sie und fühlt sein Unrecht. Auch er geht bei dieser Liebe zu grunde, er stirbt, doch vor dem Tode versöhnt er noch Sever, will die Gatten vereinigen, die tief erschüttert vor ihm stehen.

Und hoffend blickt Simplizitas herauf;
Es steigt ein feuchter Glanz in ihren Augen auf.
Kann ich die Liebe finden, die du meinst?
Mit der du Trost und Glück vereinst?
Er aber (Armin) zog sie hin zu sich
Und frug: Was fürchtst du dich
Zu lieben und zu leiden?
Denn in den Beiden
Ist Schmerz und Wonne so verbunden,
Daß oft die Wonne ward im Schmerz gefunden,
Gott weiß das Glück oft wunderbar zu kleiden.
Sieht aus wie Elend oder Leid
Und ist doch lauter Seligkeit.

Da endlich geschieht die Umwandlung mit Simplizitas — ihr naiver Egoismus ist gebrochen, oder wie die Dichterin es mystisch ausspricht:

Es öffnete der Herr sein heilig Eden
Vor ihrer halbbewußten Seele
Und zeigte, welch ein Glück ihr fehle;
Dem Engel gleich, der ausgestoßen schmachtet,
Weil er des Himmels Seligkeit verachtet.
So liegt sie da, von Sehnsucht heiß umweht
Nach jener Liebe, die sie oft verschmäht.

Nachdem sie nun die wahre Liebe erkannt hat, soll sie das Kreuz auf sich nehmen und — schwer genug daran zu tragen haben. Nach dem Tode des Bruders verfällt Sever in schwere Krankheit; er haßt Simplizitas, die ihm soviel Unheil gebracht; doch sie weicht nicht von seinem Lager. Erst als er nach der Genesung fortfährt, sie von sich zu weisen, zieht Simplizitas aus dem Schlosse des Gatten. Ihr erster Weg ist zur Amme, sie will ihr eigen Kind wieder haben. Die Amme will es der lieblosen Mutter zunächst nicht geben, doch als sie die Wandlung in der schönen Frau und ihre Liebe zum Kinde erkennt, fühlt sie sich nicht länger berechtigt, es ihr vorzuenthalten. Nun lebt Simplizitas mit dem Kinde ganz märchenhaft im Walde, in eben jenem Loche, wo sie einst gefangen saß. Von Almosen und den Früchten des Waldes erhält sie sich und ihren Schatz. Da kommt der Winter, und sie sucht nach Unterkunft in ihrer grausamen Not — sie klopft bei der Mutter des Vogelfängers an, der um sie gestorben. Wohl will die alte Frau, der sie das einzige Kind geraubt, sie verjagen, doch schließlich hat sie Erbarmen, und nun leben sie alle drei zusammen. Als die Alte stirbt, vermacht sie ihr ihren kleinen Besitz. Eines Tages kommt das Kind der Müllerin zu ihr und bettelt um ein Stück Brot für die Mutter, diese ist unterdes erblindet von all den Thränen, die sie um den Verlust ihres Klaus vergossen, welchen Graf Sever damals bei der Auffindung der Simplizitas auf zehn Jahre in den Kerker werfen ließ. Dieses Weib nun, dem sie soviel Leid zu verdanken hatte, wird von Simplizitas in ihr Haus aufgenommen; sie pflegt sie, sie rettet sie aus tötlicher Krankheit, und doch will die blinde Müllerin, als sie erfährt, wer ihre Wohlthäterin sei, aus dem Bette springen und die „Hexe“ meiden, welche sie so tief haßt, nur daß sie ihre Schwäche daran verhindert. Doch unter der liebevollen Pflege der Samariterin schwindet der langjährige Haß der Müllerin, sie liebt ihre frühere Feindin, und als sie von der Rückkehr ihres endlich freigewordenen Sohnes vernimmt, da denkt sie zunächst an die Sicherheit ihrer Retterin, die sie der Rache desselben ausgesetzt ahnt. Ein Zufall fügt es, daß Simplizitas nicht zu Hause ist, als die Blinde ihren Klaus in der Schenke aufsuchen will, wo sie ihn zu treffen hofft, sie nimmt der größern Sicherheit wegen das Kind ihrer Pflegerin mit sich. Doch in der Schenke entladet sich der zehn Jahre lang genährte Haß des Burschen gegen die eigene Mutter, welche die Wohlthat der Feindin annahm; er will sich eben an dem Kinde vergreifen — als Simplizitas noch rechtzeitig dazu kommt, es ergreift und flüchtet. Der Pöbel verfolgt sie, und von einem Steinwurf getroffen, sinkt sie Sever tot in die Arme, der zu spät zu ihrer Rettung herbeikam.

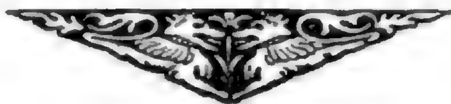
Es war notwendig, die Handlung der Dichtung hier zu skizziren, um den Gedanken derselben mitzuteilen, denn Fabel und Idee lassen sich in ihr, als wahrem Kunstwerk, nicht trennen. Und doch haben wir das Wichtigste noch nicht gesagt, eine Gestalt ganz übergangen, die immer und an den wichtigsten Punkten der Dichtung auftritt und wohl den ganzen Gehalt derselben erst erläutert. Es ist die Mutter der Simplizitas. Diese wird als

die Verkörperung des Egoismus hingestellt, sie ist als Hexe in der ganzen Umgebung verschrien und gefürchtet, sie schickt ihr Kind aus der Waldeinsamkeit unter die Menschen, um Unheil anzustiften, sie freut sich schadenfroh über alles Unglück, das hereinbricht, sie warnt Simplizitas vor der Liebe der Menschen, die mit Leid verbunden ist, sie beraubt ihre Tochter alles Goldes, das sie als Gräfin mit sich trägt, und fordert das einfältige, allezeit anhängliche Kind auf, ihr noch mehr Gold aus dem Schlosse zu bringen, und so lange Simplizitas ihr anhängt, bleibt sie der „reine Thor.“ Erst in jener Peripetie der Handlung beim Tode Armins sagt sich Simplizitas von ihrer Mutter los, und damit beginnt die Zeit ihrer inneren Freiheit. Und als sie am Schlusse vom Stein getroffen tot zusammensinkt, da taucht wieder die dämonische Gestalt der Hexe auf und ruft der Müllerin zu:

Ich sagt' es ihr! ich warnte sie!
Jetzt hat sie selbst das Glück erkannt,
Das sie in solcher Liebe fand!
Mein war sie einst — ich zog sie auf mit Müh,
Allein es scheint, Gott habe mich vergessen,
Als er das Glück den andern zugemessen;
Weshalb ward mir Simplizitas geraubt
Und nicht auch dir der Sohn! da du wie ich im Grolle
Der Rache gabst sein junges Haupt,
Das unbewußte, unschuldsvolle!
Gehört für mich allein das Leid?
Ihr nennt's am Ende noch Gerechtigkeit,
So Gott die Hexe straft und jener dort verzeiht.

Es läßt sich nicht leugnen, daß zwischen den beiden Parallelhandlungen, der Entwicklung der Simplizitas und der Hexe, keine rechte Einheit besteht. Oder soll man die Hexe als die Kehrseite der menschlichen Natur ergänzend zu der idealen Heldin auffassen? Die Geschichte der Einfalt ist allein für sich ein so hervorragendes Kunstwerk und absorbirt so sehr das Interesse des Lesers, daß alles andre ihn stört, und daß ihn selbst der Tod derselben, als ethisch unmotivirt, verletzt; denn warum soll die Welt dem geläuterten Menschen kein genügender Wohnort mehr bleiben? Ist nicht der Gedanke der thätigen Liebe der Gedanke der Dichterin, den sie als sittliches Ideal hinstellt? Wohl, dann aber hätte Simplizitas leben bleiben sollen, um thätig sein zu können. Die Apotheose der Heldin widerspricht dem eignen Grundgedanken der Dichtung.

Dennoch müssen wir den hohen poetischen Wert derselben ohne Rückhalt anerkennen, wollen auch hinzufügen, daß die letzten Worte mehr eine Frage als ein abschließend ablehnendes Urteil sein sollen. Möglich, daß andre sich den Sachverhalt anders auslegen — dann ist aber auch schon diese Unklarheit, welche die Dichtung im Leser zurückläßt, ein künstlerischer Mangel.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Ich bekam einen Platz in der Quinta, und mein Vater, der sein ganzes liebes Leben durch in seinen Ansprüchen bescheiden war und ein dankbares Gemüt dazu hatte, begabte, zum Lohn für seinen Erfolg, meinen und seinen Privatgelehrten mit einer soliden silbernen Taschenuhr, welchen höchst überflüssigen Zeitmesser Asche bereits gegen Ende des laufenden Mondes nach dem Pfandhause trug und vor dem Ablauf des Jahres für immer gegen „andere Werte und momentan Nützlicheres" vertauschte. Daß er so ziemlich um diese Zeit seine Studien, oder wie die Leute (nicht er!) es sonst nannten, vollendete, rufe ich dazu mit einiger Schwierigkeit in die Erinnerung zurück. Was er eigentlich studirt hatte, konnte kein Mensch recht sagen, er selber vielleicht auch nicht. Naturwissenschaften hieß es offiziell, und mit der Natur stand er freilich auf bestem Fuße, legte sich aber noch lieber an schönen Tagen, so lang er war, in dieselbe hin, mit den Händen unter dem Kopfe und einer Zigarre oder kurzen Holzpfeife zwischen den Zähnen. Wovon er in dieser Zeit lebte, das wußte außer den Göttern und meinem Vater niemand; aber er lebte und wurde eines Tages auch Doktor der Philosophie, und ich habe später die unumstößliche Gewißheit aus verschiedenen Papieren in Pfisters Mühle gewonnen, daß dieses gleichfalls nur unter Mitwissen und Beihilfe meines Vaters und der Unsterblichen möglich gemacht worden war.

Ich habe seinen Vater gekannt, pflegte mein Vater zu sagen. Der war ähnlich und ist bis an seinen Tod mein bester Freund gewesen, und es war schade, schade um ihn! Und wenn er von seines Berufes wegen als Schönfärber sich auch die Welt für sein Fortkommen in ihr ein bischen zu hübsch gefärbt hat, so ist doch kein andrer Mensch als er selber und höchstens sein Junge

dabei zu Verdruß gekommen, und der — deinen Doktor meine ich — der soll's in meinen Augen nachträglich nicht auch noch entgelten. Dazu hat er mir zu viel innerlich von seinem Alten, meinem guten Freund, seinem seligen Vater. Und daß sein Umgang und seine Belehrung dir keinen Schaden gethan haben, das mußt du allgemach jetzt schon selber einsehen und sagen können, Ebert.

Und ob ich das schon selber einsah!... Was ich damals aber noch nicht wußte, war, daß ich es später sogar in meines Vaters Haus und Wirtschaftsbüchern finden sollte, wie viel Nutzen mein Freund Adam Asche Pfisters Mühle schaffen konnte. A. A. Asche hat diese Bücher jahrelang geführt in dem Hinterstübchen, und wäre der Niedergang des guten, vergnüglichen Erdenflecks durch genaue Buchhaltung zu verhindern gewesen, so würde heute wohl kein andres Bild drüber hingemalt werden und würde der nüchterne Alltag um eine grüne, lustige Feierabendstelle reicher geblieben sein für die Gegend.

Aber es hat alles seine Grenzen, und so hatte es auch das Zutrauen meines Vaters in seinen Günstling.

Nicht weiter als soweit ich ihn unter Augen haben kann, meinte der Alte. Und daß ich dich ihm in der Stadt allein und unbeaufsichtigt in die Pfoten oder nur in Kost und Wohnung geben könnte, davon ist gar keine Rede. An Einem von der Sorte hat die Welt gerade genug, und daß du mein Sohn dich unter seiner speziellsten Obhut zur Anwartschaft auf den Zweiten von der Art herausbilden solltest, das paßt mir doch nicht ganz in die Mütze.

Wo in seiner „grünen Salatzeit" Studiosus und Doktor Asche selber seine Kost entnahm, war freilich etwas unbestimmt, und die sonderbarsten Spelunken schienen ihm manchmal gerade recht zu sein. Was seine Wohnung betraf, so wechselte er häufig mit derselben, und sie gehörte meistens zu den beschränktesten und erfreute sich nicht immer der besten Luft und der erquicklichsten Aussicht. Am liebsten hielt er sich in dieser Hinsicht, wie in so mancher andern in der Höhe, und ich habe ihn heute in dem Verdacht, daß er's in jener vergnüglichen Zeit Mauernstraße Numero Neunzig nur deshalb länger als ein Jahr lang aushielt, weil er von seinem dortigen Fenster die Hintergebäude der moralisch anrüchigsten Gasse der Stadt mit all ihrem Leben und Treiben zum nachdenklichsten Zeitvertreib vor und unter sich hatte.

Aber es war noch ein triftiger Grund vorhanden, der ein Zusammenhausen mit ihm nicht bloß für mich, den Schulknaben, sondern für jedermann sonst unmöglich machte. Er war zu häufig nicht zu finden! . . . Man vermißte ihn wochenlang im Kreise seiner Freunde, und er blieb mondenlang für seine Hoflieferanten und sonstigen Gläubiger jenseits seines nächstumfriedeten Wohnbezirkes verschollen. Einmal ist er sogar länger als zwei Jahre verreist gewesen.

Als er von dieser letzten Fahrt — einer wahren Weltfahrt, wie es sich nachher auswies — von neuem im Lande erschien, war ich bereits einer der verständigeren jüngeren Leute des Schulrats Pottgießer, im Besitz eines Rasir-

messers und des dazu gehörigen, glücklichen, unverwüstlichen körperlichen und wissenschaftlichen Selbstgefühls, zugleich mit der unvertilgbaren Neigung, noch andere Wirtschaftsgärten als den von Pfisters Mühle, sowie allerhand sonstige Kneipen zu besuchen. Ich war Primaner des löblichen städtischen Gymnasiums und hatte schon mehr als eine erste Ahnung davon, daß es eine Täuschung des Menschen ist, wenn er glaubt, daß die Bilder der Welt um ihn her stehen bleiben. Und wie der Junge aus Pfisters Mühle, so war auch das ganze deutsche Volk ein andres geworden; denn die Jahre Achtzehnhundertsechsundsechzig und Siebzig waren ebenfalls gewesen, und man zählte, rechnete und wog Soll und Haben mit ziemlich dickem, heißem Kopfe so gegen die Mitte der Siebziger heran. —

Und das ist ein wahres Glück, meinte Emmy, hoffentlich kommen wir jetzt endlich mehr zu Frau Albertinens Geschichte. Nimm es mir nicht übel, Männchen, Freund Asche interessirt natürlich als dein Freund auch mich ungemein, was seine Gelehrsamkeit und seine nachlässige Toilette, seine Naseweisheit und seine Unruhe und ewiges Umhertreiben in der Welt anbetrifft, aber auf seine Liebesgeschichte bin ich doch am gespanntesten. Bis jetzt ist es mir ein komplettes Rätsel, wie die beiden Leutchen zusammenkommen konnten. Ich versetze mich ganz in ihre Lage und denke, zuerst muß es sie doch schrecklich frappirt haben, als sie einander zum erstenmale gegenseitig zu Gesicht bekamen. Du wirst natürlich sagen, daß wir hier ja in Pfisters Mühle sind, und daß es eben ein verzauberter Grund und Boden ist. Und wenn ich diesen Mondschein ansehe, wie er so silbern durch die Baumzweige fällt und auf dem Wasser, dem Gebüsch und dem Erdboden tanzt, und wenn ich mir überlege, daß es auch damals wohl eben so nette und warme Nächte gab, und daß Ehen im Himmel geschlossen werden und des Menschen Wille sein Himmelreich ist, und daß wir armen Mädchen nur all zu leicht vor euch Übelthätern in Rührung und Aufopferung geraten und die Contenance verlieren, so brauche ich eigentlich garnicht an Zauberei und Verzauberung zu glauben, sondern kann mich ganz einfach an meine eigne klägliche Geschichte halten, du Bösewicht, und wie du am hellen Mittag und beinahe vor aller Leute Augen die Unverfrorenheit hattest —

Die Sache endlich zwischen uns ins Reine zu bringen und den Papa, so romantisch wie es nur in Berlin möglich war, unter seinen Gräbern, hinter seinen Taxusbüschchen und unter seinem Lieblings-Eibenbaum damit zu überraschen. Übrigens aber, mein Herz, habe ich mich immer nach den besten Mustern zu bilden bestrebt: dort auf des Papas Friedhofe hielt ich mich an das treffliche Beispiel A. A. Asches, und in diesem Augenblicke schwebt mir Vater Joachim Heinrich Campe als nachahmungswertes Exempel vor. Der brach unter seinem Apfelbaum in seinen Historien von Robinson dem Jüngern und seinem treuen Freund Freitag stets dann ab, wenn's in ihnen „interessanter“ wurde. Wie er, schlage ich vor: indem wir uns auf unser eignes, sicheres Lager strecken,

wollen wir unsern freudigen Dank dem guten Gotte bringen, der uns in einem Lande geboren werden ließ, wo wir unter gesitteten, uns liebenden und helfenden Menschen leben und nichts von wilden Unmenschen zu befürchten haben.

Lieber Himmel, was soll denn das nun wieder bedeuten? rief Emmy näher rückend und ganz bänglich nach allen Seiten in die nicht vom Monde erhellten Gebüsche des verlassenen Gartens von Pfisters Mühle scheue Blicke werfend. Meinst du wirklich nicht, daß es hier, und vorzüglich bei Nacht, doch ein bißchen zu einsam und zu weit entlegen vom Dorf und von andern Leuten sei?

Nichts meine ich, als daß morgen wieder ein schöner Tag wird, und daß, da uns die Tage auf Pfisters Mühle nur zu genau zugezählt sind, wir uns die letzten nicht durch den Nachtthau und den öfters darauf folgenden Schnupfen verderben lassen wollen.

Jawohl, meinte Christine, die seit einiger Zeit nach vollbrachten Hausgeschäften am Tische gesessen hatte, jawohl, ich denke auch, daß es allmählich Zeit wird, zu Bette zu gehen, obgleich ich für meinen Teil Sie in alle Ewigkeit so erzählen hören könnte, Herr Ebert. Es wird einem immer ganz kurios dabei, und je näher die Zeit zum Abzug kommt, immer wehmütiger. Und wissen möchte ich gerade in diesem Augenblick, wie es Samse geht, und ob er nicht bei diesem Mondenschein nach Pfisters Mühle zurückdenkt! Ach Gott, ach liebster Herrgott, und wie wird's mir sein, wenn auch ich in den allernächsten Tagen schon hierher nur noch zurückdenken kann, und alles ist, als ob es niemals gewesen wäre?

Achtes Blatt.

Wie es anfing übel zu riechen in Pfisters Mühle.

Es ist Schnee in der Luft! sagten die Leute und hatten ausnahmsweise einmal vollkommen Recht. Es war Schnee in der Luft, und bald nach Mittag kam er sogar in einzelnen Flocken herunter und zeigte sich zum erstenmal im Jahre unserm Stück Erde, und die Leute darauf thaten sich einiges darob zu gute und fragten einander: Haben wir es nicht gesagt?

Es war kurz vor den Weihnachtsferien im letzten Semester meines Schülerlebens, und nie hatte mich der erste Schnee eines Winters in gleich träumerischer Stimmung, ihn zu würdigen, zu empfinden gefunden wie das Mal. In gemütlicher Faulheit mit dem Kinn auf beiden Fäusten in der Fensterbank zu liegen und in die trübe Luft und auf die verschleierten Dächer zu starren und an dem Schulrat Pottgießer, Pfisters Mühle und dem demnächstigen vir juvenis und Studiosus der Philosophie Ebert Pfister bei diesem ersten Schnee zu gleicher Zeit sein Behagen haben zu können, das war etwas, was bis jetzt noch nicht dagewesen war, und ich genoß es ganz und gar, und zu allem übrigen eingehüllt in ein Gewölk billigsten Knasters.

Wenn ich mich wendete, lag die Stube in gleicher Dämmerung, in gleichem Nebel wie die Gasse und die Dächer draußen. Wenn ich aus einer Ecke der Bude zur andern, querüber, den langjährig gewohnten Denkerpfad schritt, lebte und wogte es umher von Gestalten der Vergangenheit und Genien der Zukunft und — der Mensch ist nur selten, selten so alt und so jung zu gleicher Zeit, wie in solchen germanischen Zwischenlichtstunden, gleichviel mit welchem Datum er im Kirchenbuche oder in der Standesamtsliste eingetragen sein mag!

Vor allem war es natürlich die nahe weihnachtliche Ferienzeit in der Mühle, die ich in dieser Stunde vorkostete. Es war immer, solange ich wenigstens zu denken vermochte, gut gewesen, Weihnachten unter dem väterlichen Dach, Weihnachten in Pfisters Mühle zu feiern und das neue Jahr darin anzufangen; aber so viel Wohlbehagen wie diesmal hatte ich mir eigentlich noch nie davon versprochen und in der Phantasie ausgemalt. Rechenschaft darüber wußte ich mir nicht zu geben und gab mir auch keine Mühe, nach Gründen dafür zu suchen.

Wie oft aber geschieht es im Leben, daß in dergleichen gute Stimmungen ein Laut hineinklingt, ein Schritt auf der Treppe, ein Klopfen an der Thür, die dem gemütlichen Träumer die Laune vollkommen verderben würden, wenn er gleich wüßte, was sie für den morgenden Tag, die nächste Woche, das folgende Jahr und so weiter zu bedeuten hätten?

Diesmal aufhorchend vernahm ich einen gar wohlbekannten Fußtritt im schweren Stiefel treppauf tappend draußen und ein Schnaufen und Räuspern, das ich nie auf den Pfaden dieser Erde mit einem andern verwechseln konnte, und so rief ich:

Alle Wetter, das ist ja der Alte? was will denn der Alte heute noch und so spät am Tage in der Stadt?

Ich kannte seinen Schritt, seinen Husten und sein Räuspern. Aber er hatte noch eine andre Gewohnheit an sich: er sang stets, wenn er eine Treppe stieg, vor sich hin; Pfisters fröhlicher Mühlengarten schien immer mit ihm aufwärts zu steigen. Diesmal aber war dem nicht so.

Weder einen Refrain aus einem Liede seiner Herren Studenten, noch ein Stück vom Repertorium einer der vielen Sangesverbrüderungen der Stadt, die sein Lokal allen übrigen zu ihren intimsten Festlichkeiten vorzogen, brachte er heute mit die Treppe herauf.

Was ist denn das? murmelte ich, als ich ihm die Thür öffnete, um ihn schon auf dem dunkeln Vorplatze in Empfang zu nehmen und zu begrüßen.

Es war sehr dunkel bereits auf diesem Vorplatze, und Gaserleuchtung gab es im Hause nicht. Der Alte hatte noch einige Stufen der steilen Treppe zu erklimmen, und es schien mir, als mache das ihm mehr Beschwerde als früher. Er atmete jedenfalls schwer dabei und schnappte längere Zeit nach Luft, nachdem ich ihm die Hand gereicht und ihn vollends emporgezogen hatte.

Pfui Teufel, rief er, nachdem er die Luft des Hauses noch einmal mit

gekrauster Nase geprobt hatte. Auch eine angenehme Atmosphäre! Nur um eine Idee lieblicher als Pfisters Mühle — der Satan weiß es. Guten Abend, Junge.

Guten Abend, Vater, sagte ich lachend. Will der alte Sünder seinen Sprößling ob der Wohlgerüche Arabiens, in die er ihn gepflanzt hat, gar noch verhöhnen? Was kann denn dein Kind dafür, daß Mutter Müller mit Käse, Häringen und Schellfisch aus zweiter Hand handelt, daß Mutter Pape ihre Kinderwäsche wahrscheinlich zu nahe an den Ofen gehängt hat, daß Jungfer Jürgens heute Mittag eines kleinen Zwistes mit Schneider Busch halben ein wenig nachlässig mit ihrem Sauerkraut auf dem Petroleumkocher umgegangen ist, und daß Meister Busch hinten hinaus soeben einen ziemlichen Teil der Sonntagsgarderobe der Nachbarschaft auf Benzin traktirt? Na komm herein, Vater Pfister! Unter allen Umständen bringst du den neuen Winter mit, also mach mir auch auf der Stelle dein gewohntes vergnügtes Gesicht dazu und verkünde beiläufig, was dich eigentlich zu so ungewohnter Stunde herführt.

Ich hatte ihn in meinem Scholarenstübchen. Er saß in dem Sorgenstuhl des Seligen der Wittib, bei welcher er mich in Wohnung und allerlei andre Verpflegung gethan hatte. Hut und Stock hatte ich ihm abgenommen und den wollenen Shawl ihm vom Halse gewickelt. Einen Überrock hatte er nie getragen, und jetzt knöpfte er kopfschüttelnd, dem Winter, den er mitgebracht hatte, zum Trotz, die Weste über der breiten Brust und dem stattlichen Bäuchlein auf, rang noch einige Zeit nach mehr Atem und sprach:

Ja ja, mein Junge, nur noch einen Augenblick . . . das Fenster laß nur zu; es kommt nichts besseres herein, als hinausgeht. Ja ja, in Veilchen, Rosen und Hyacinthen bist du freilich hier nicht gebettet, und so will ich auch nichts dagegen einwenden, daß du dich auch wieder mal an meinen besten Varinas, wie ich merke, gehalten hast, um dir die Lüfte zu verbessern. Es ist bei dir doch nur ein Übergang in deinen jungen Jahren; aber ich bin zu alt dazu. Ich halte es nicht länger aus, mich, ohne mich dagegen zu rühren, zu Tode stänkern und stinken zu lassen, und heute ist dem Faß der Boden ausgefallen, und du brauchst mich nicht so dumm anzustieren: ich bin darum in der Stadt, und wenn es eine Wissenschaft und Gerechtigkeit giebt, so soll sie jetzt für uns zwei — Pfisters Mühle und mich eintreten — oder wir schließen beide das Geschäft, sie und ich, und für mich mag es ja wohl der beste Trost sein, daß du dich nicht darum zu kümmern hast, sondern für was andres auf Schulen und Universitäten vorbereitet bist, gerade als ob ich eine Ahnung davon gehabt hätte, als ich dich aus der freien Luft herein rief und an die Bücher setzte und Doktor Aschen über dich!

Lieber Vater —

Jawohl, mein Sohn, wie dein lieber Vater es dir sagt, so verhält es sich. Samse hat im blauen Bock ausgespannt, und ich bin hier vorhanden, um der Sache auf den Grund zu kommen, oder mit Ergebung das Rad zu stellen und

unser Schild einzuziehen. Können sie Pfisters Mühle in der Welt nicht mehr gebrauchen, haben sie genug von ihr, nun so muß es mir, ihr und dir am Ende ja wohl auch egal sein.

So leicht geben wir und die Welt Pfisters Mühle doch wohl nicht auf, Vater!

Das sage ich mir ja auch in jedweder schlaflosen Nacht, Ebert; aber was kannst du am Ende noch weiter thun, als daß du dich bis aufs Äußerste wehrst, dir in der Mühlstube die Nase zuhältst, nur an dein Handwerksgeschäft denkst, und denkst: Freunde, Herrschaften, gute Gevattern hin und her, was thut's, wenn sie dir ausbleiben, Alter? Am Ende bist du doch von rechtswegen eigentlich mehr ein Müller als ein Krugwirt, und so lange sich dir das Rad dreht, hast du noch nicht den richtigen Grund, deinen Herrgott wegen Ungerechtigkeit anzuklagen. Aber, wenn sie dir auch in der Turbinenstube aufwerfen und sprechen: Meister Pfister, daß Sie uns recht sind, das wissen Sie; aber aushalten thut das bei Ihnen Keiner mehr, der Parfüm ist zu giftig! Was dann?

Deine Leute haben dir gekündigt?

Bis auf Samse, und den sehe ich immer nur darauf an in stiller Verwunderung und zerbreche mir den Kopf über die Frage, ob er aus Dummheit oder Anhänglichkeit bleibt. Ja, sie haben allesamt außer ihm ihre Kräfte in Nase und Lunge taxirt und sind zu dem Beschluß gekommen, daß sie über Weihnachten und Neujahr wohl noch reichen müßten, aber daß sie zu Ostern komplet damit zu Ende seien. Sie gehen alle zu Ostern von Pfisters Mühle!

Zum Teufel auch! der Henker soll sie holen!

Fluche nicht, mein Sohn, sprach der alte Herr melancholisch den Kopf schüttelnd. Du bist seit vierzehn Tagen nicht draußen gewesen und hast schon bei deinem letzten Aufenthalt und Besuch genug geflucht.

Und es ist seitdem noch schlimmer geworden?

Der Alte erhob sich aus seinem Stuhl, weitbeinig stellte er sich fest, beide Hände in die Seiten stemmend. Sechsmal blies er aus vollen Backen vor sich hin und schlug dann mit voller Faust auf mein Schreibpult, daß rundum das ganze Gemach zitterte, und so keuchte er wütend:

Der lebendige Satan soll mich frikassiren, wenn ich für mein Teil es bis zum heiligen Christ aushalte! Sie haben am Ende Anhänglichkeit an mich und prätendiren es also ein bischen länger; aber was kann ich denn noch an mir haben bei so bewandten Zuständen?.. Ob es ärger geworden ist?.. Bücher könnte man darüber schreiben und soll es auch, wenn ich was dazukann! Die besten alten Freunde und urältesten, treuen Stammgäste — gelehrte und ungelehrte — gucken nur noch über die Hecke oder in das Gartenthor seit Mitte vorigen Monats, oder klopfen höchstens an's Fenster vom Klubzimmer und sagen: Mit dem besten Willen, es geht nicht länger, Vater Pfister; das bringt kein Doppelmops, kein Kardinal, keine Havanna und kein sonstig Kraut in

keiner Pfeife mehr herunter, dieser Gestank kriegt alles tot! Und wenn wir es auch aushielten, Pfister, so will man doch des Sonntags auch gern seine Damens mit herausbringen, und es frißt uns das Herz ab, aber — sie danken, sobald wir Sie jetzt in Vorschlag bringen, alter Freund. Unsre Weibsleute, die doch sonst von Gottes- und Naturwegen jeglichen übeln Geruch in der Welt am besten ausdauern können, werden von einem einzigen Nachmittag bei Ihnen, Meister Pfister, ohnmächtig, verlangen unterwegs auf dem Heimwege eine Droschke und räsonniren die ganze nächste Woche; und so nehmen Sie es uns wohl nicht übel, Pfister, wenn wir am Ende nur können, wie wir müssen, Ihnen vorbeipassiren und unsere Unterkunft bei der Konkurrenz im Dorfe suchen, bis die Lüfte bei ihnen wieder reiner sind. Sie sollten sich aber wirklich da recht bald mal an den Laden legen, die Konkurrenz und der üble Geruch verdirbt überall leidergottes nur zu rasch das allerbeste Geschäft.

Der Alte setzte sich wieder, und ich klopfte ihm zärtlich und so beruhigend als möglich den braven, breiten Rücken; aber schwer war's in der That, einen Trost für ihn zu finden. Ich kannte ja die jetzigen Düfte um und in Pfisters Mühle selber nur zu gut, und wußte, daß sie alle vollkommen Recht hatten, der Meister Müller und seine Knappen, wie seine Gäste. Es war schwer auszuhalten für einen, der's nicht unbedingt nötig hatte, es zu ertragen.

So bin ich nun jetzt hereingekommen, um mich an den Laden zu legen, seufzte der Vater. Die Herrn Studiosen sind und bleiben mir zwar allewege eine Ehre und ein Vergnügen; aber wenn sie nicht ausbleiben, so pumpen sie mir doch alleweile ein bischen zu arg auf der Odeur de Pfister hin, wie sie sich ausdrücken. Von den Bauern habe ich nur noch diejenigen, so am wenigsten zahlungsfähig sind, und so — wenn der Mensch sich gar nicht mehr zu helfen weiß, dann geht er eben zum Doktor, und dieses werde ich jetzt auch besorgen, Ebert.

Zum Doktor? fragte ich in einiger Verwunderung.

Jawohl! Er ist ja wohl wieder im Lande, und wenn ein Mensch sich vor keinem Stank in der Welt fürchtet, so ist er das. Und er kriegt sein Stübchen im Oberstock und seine Verpflegung, bis er's herausgebracht hat, was mir mein Wasser, meine Räder und alle meine Lust am Leben so verschimpfirt und schändirt. In der Stadt hat er ja doch noch immer nicht allzuviel zu verlieren an Wohlleben und an Liebe und Vertrauen unter den Leuten. Beides soll er aber noch mehr als sonst schon dann und wann in Pfisters Mühle finden, solange er sie in der Kur hat. Mein allerletztester Trost ist er! Und er muß es mir herauskriegen, an wem ich meine Wut auszulassen habe, wem ich in dieser pestilenzialischen Angelegenheit mit einem Advokaten zu Leibe steigen kann! Meinen Widerwillen gegen Prozesse kennst du, Junge; aber den infamen Halunken, der uns dieses anthut und mir meiner Väter Erbe und ewig Anwesen und Leben so verleidet, den bringe ich mit Freuden an den Galgen. Ein

schönes Erbe werde ich dir an Pfisters Mühle hinterlassen, mein armer Junge, wenn der Doktor uns gleicherweise wie alle Übrigen vor dem Duft ohnmächtig wird und bleibt! . . .

Ich hatte sie richtig in den Schlaf erzählt.

Emmy nämlich.

Sie hatte zwar nicht geschworen, mich von meinem nichtsnutzigen Kopfe ganz zu befreien, wenn ich sie diesmal nicht außergewöhnlich interessiren würde; aber sie hatte mir doch fest versprochen, mich bei diesem eben bezeichneten Kopfe zu nehmen. Und wie Scheherasade hatte ich das Möglichste geleistet; Schariar schlummerte süß und lächelte wie ein Kind in seinem Schlummer.

In Berlin war es noch früh am Tage; aber nebenan in unserm Dorfe schlug die Kirchuhr schon zehn, und niemand schien dort mehr wach zu sein, als auf den an der Landstraße gelegenen Gehöften einige Hunde, die über den Zaun ihre Gedanken über ein verspätetes Wagengerassel oder einige der Stadt zueilende Fußgänger austauschten.

Ich lächelte ebenfalls. Weniger in Betracht als in Betrachtung meines unumschränkten Herrschers über Indien mit allen seinen großen und kleinen Inseln bis an die Grenzen von China — mein Herz für immer und Pfisters Mühle solange es sich thun ließ eingeschlossen. Das Kind sah in seiner lieblich ergebenen Hingabe an mein Erzählertalent — in seinem tiefen unschuldigen Schlaf zu reizend aus! Was blieb mir dieser Flut von braunen Locken gegenüber, die über die hübschen Schultern und die Stuhllehne rollten, anders übrig, als leise, wie in den Brauttagen eine von ihnen, den Locken nämlich, zu fangen und verstohlen einen Kuß darauf zu drücken? Wozu hat man eine Frau, wenn sie nicht in allem Recht hat — selbst in ihrem Entschlummern bei Mitteilung unserer kuriosesten vorehelichen Erlebnisse und Betrachtungen a priori und a posteriori darob?

Du brauchst nicht zu denken, daß ich nicht zuhöre, wenn ich auch einmal die Augen für einen Augenblick zumache, hatte das Herz mehrere male gesagt. Erzähle nur ruhig weiter; aber eigentlich begreife ich den seligen Papa nicht so recht. Wir wohnen doch nun über vierzehn Tage schon hier in deiner verzauberten Mühle; aber so arg, wie er es eben dir schilderte, ist es doch nicht. Es mag eine Täuschung von mir sein, weil ich eben selten oder nie aus Berlin herausgekommen bin; aber die Bäume rundum und die Wiesen drüben und das Heu duften ganz hübsch, und das Wetterleuchten da hinten ist auch ganz reizend, wenn nur das Gewitter nicht wieder näher kommt. Das habt ihr Gelehrten auch noch nicht heraus, warum alle diese wunderhübschen hundert Tiere, Mücken und Schmetterlinge sich ihre Flügel an der Lampe verbrennen wollen, sowie man sie angezündet hat, und das sage ich dir, auf eine Jagd, wie gestern mit der Fledermaus, lasse ich mich nicht wieder ein; mir zittern — noch — die Glieder, und — es — war sehr unrecht — von — dir —

Ich erfuhr es nicht, was sehr unrecht von mir am vergangenen Abend gewesen war; ich ließ das liebe, seidene Geflecht, auf welches das geflügelte Nachttier gestern so erpicht gewesen war, leise aus der zögernden Hand gleiten und legte mich noch einen Augenblick in das offene Fenster des Oberstocks von Pfisters Mühle und blickte in die Sommernacht hinein. Eigentlich ist das freilich nicht das richtige Wort; ich roch vielmehr in sie hinaus, und mußte augenblicklich Emmy vollständig Recht geben, wenn sie vorhin den letzten Wirt von Pfisters Mühle in seiner Verzweiflung und meiner Erzählung gar nicht begriffen hatte.

Neuntes Blatt.

Wie es eben bei dem Doktor Adam Asche noch viel übler roch.

Lieblich düftevoll lag die Sommernacht vor den Fenstern über dem alten Garten, dem rauschenden Flüßchen und den Wiesen und Feldern. Ein leiser Hauch von Steinkohlengeruch war natürlich nicht zu rechnen; aber er genügte doch, um mich bei den gewesenen Bildern festzuhalten, wenn ich gleich am heutigen Abend nicht mehr meinem Weibe davon weitern Bericht gab.

Es war eben ein Herbst- und Wintergeruch, den weder die dörflichen und städtischen Gäste, noch die Mühlknappen und die Räder und mein armer fröhlicher Vater ihrerzeit länger zu ertragen vermochten. Und die Fische auch nicht — jedesmal wenn der September ins Land kam.

Damit begann nämlich in jeglichem neuen Herbst seit einigen Jahren das Phänomen, daß die Fische in unserm Mühlwasser ihr Mißbehagen an der Veränderung ihrer Lebensbedingungen kundzugeben anfingen. Da sie aber nichts sagten, sondern nur einzeln oder in Haufen, die silberschuppigen Bäuche aufwärts gekehrt, auf der Oberfläche des Flüßchens still sich herabtreiben ließen, so waren die Menschen auch in dieser Beziehung auf ihre Bemerkungen angewiesen. Und ich vor allem auf die eignen Bemerkungen meines armen seligen Vaters, wenn ich während des Blätterfalls am Sonnabendnachmittag zum Sonntagsaufenthalt in der Mühle aus der Stadt kam, und den Alten trübselig-verdrossen, die weiße Müllerkappe auf den feinen grauen Löckchen hin- und herschiebend, an seinem Wehr stehend fand:

Nun sieh dir das wieder an, Junge! Ist das nicht ein Anblick zum Erbarmen?

Erfreulich war's nicht anzusehen. Aus dem lebendigen, klaren Fluß, der wie der Inbegriff alles Frischen und Reinlichen durch meine Kinder- und ersten Jugendjahre rauschte und murmelte, war ein träge schleichendes, weißschleimiges, bläuliches Etwas geworden, das wahrhaftig niemand mehr als Bild des Lebens und des Reinen dienen konnte. Schleimige Fäden hingen um die von der Flut erreichbaren Stämme des Ufergebüsches und an den zu dem Wasserspiegel

herabreichenden Zweigen der Weiden. Das Schilf war vor allem übel anzusehen, und selbst die Enten, die doch in dieser Beziehung vieles vertragen können, schienen um diese Jahreszeit immer meines Vaters Gefühle in betreff ihres beiderseitigen Haupt-Lebenselementes zu teilen. Sie standen angeekelt um ihn herum, blickten melancholisch von ihm auf das Mühlwasser und schienen leise gackelnd wie er zu seufzen:

Und es wird von Woche zu Woche schlimmer, und von Jahr zu Jahr natürlich auch!

Sieh' dir nur das unvernünftige Vieh an, Ebert, sagte der Alte. Auch es stellt die nämlichen Fragen an unsern Herrgott wie ich. Experimentirt er selber so schon damit im Erdinnern, na, so kann man ja wohl nichts dagegen sagen und muß ihn machen lassen; denn dann wird er's ja wohl wissen, wozu es uns gut ist. Aber — vergiften *sie* es, da weiter oben, in nichtsnutziger Halunkenhaftigkeit, ihm und mir und uns, na, so müßte er denn wohl am Ende mit seinem Donner dreinschlagen, wenn nicht meinetwegen, so doch seiner unschuldigen Geschöpfe halber. Guck, da kommen wiederum ein paar Barsche herunter, den Bauch nach oben; und daß man einen Aal aus dem Wasser holt, das wird nachgerade zu einer Merkwürdigkeit und Ausnahme. Kein Baum wird ihnen am Ende zu hoch, um auf ihm dem Jammer zu entgehen; und ich erlebe es noch, daß demnächst noch die Hechte ans Stubenfenster klopfen und verlangen 'reingenommen zu werden, wie Rotbrust und Meise zur Winterszeit. Zum Henker, wenn man nur nicht allmählich Lust bekäme, mit dem warmen Ofen jedwedes Mitgefühl mit seiner Mitkreatur, und sich selber dazu, kalt werden zu lassen! ....

O, ich habe alles gehört, sagte Emmy. Erzähle nur ruhig weiter; ich höre alles. Es ist bloß ein Erbteil von meinem armen Papa, wenn den etwas sehr interessirte, was Mama erzählte und er in seiner Sofaecke saß, und Mama gerade wie du sagte: Kind, wozu rede ich denn eigentlich? — Er wußte nachher so ziemlich alles, wovon die Rede gewesen war, wenn er auch mit geschlossenen Augen darüber nachgedacht hatte. Und du brauchst mich nur zu fragen, lieber Ebert, ob ich dir nicht auch alles an den Fingern aufzählen kann, von dir und den Fischen in Pfisters Mühle — nein, Pfisters Mühle und deinem Papa und den Enten und allem übrigen, den Studenten und den Gästen aus der Stadt, und wie alles so sehr übel roch jedesmal, wenn seit dem Kriege mit den Franzosen und dem allgemeinen Aufschwung der Herbst kam. Und eben hatten die Leute schon gesagt: Es ist Schnee in der Luft! und du saßest in deiner Schülerstube am Fenster und wartetest drauf, und da war dein Papa in die Stadt gekommen und Ihr hattet wieder von den entsetzlichsten Gerüchen Euch unterhalten, daß es einem allmählich ganz unwohl dabei wird. Siehst du wohl, ich weiß alles ganz genau, und zuletzt waret Ihr gerade in eurer äußersten Verzweiflung auf dem Wege zum Doktor Asche, und das ist eigentlich mehr, als

du von mir verlangen kannst, denn du hattest seinen Namen noch durchaus nicht genannt; ich habe es mir aber gleich gedacht, auf wen die Sache hinauslief.

Ein Prachtmädchen bist du und bleibst du! stotterte ich ein wenig verwundert und in einigem Zweifel darob, wieviel eigentlich unser Herrgott den Seinigen im Traum zu geben vermag. Aber einerlei; woher das liebe Seelchen es hatte, es war seinem eignen Ausdrucke zufolge vollkommen au fait und blieb helläugig und munter und schlauhörig bis weit über Mitternacht hinaus.

Ein Grund zur Eifersucht war gottlob nicht vorhanden; aber es gab glücklicherweise außer mir keine andern Individuen innerhalb und außerhalb meiner Männerbekanntschaft, die mein Weib so ausnehmend interessirten wie Doktor A. A. Asche und so gut Freund mit ihr waren wie derselbige Herr, Weltweise und Berliner Großindustrielle.

Ja, setz' deine Mütze auf, sagte mein Vater. Du kannst mitgehen und anhören, was seine Meinung ist, und ob er auf meine Vorschläge in Anbetracht eurer Weihnachtsferien und Pfisters Mühle eingehen will. Es ist mir sogar recht lieb, wenn ich dich als Zeugen habe, der mir im Notfall dermaleinst vor dem Weltgericht bestätigen kann, daß ich mein möglichstes gethan habe, um deiner Vorfahren uraltes Erbe vor dem Verderben zu bewahren und es vor dem Ausgehen wie Sodom und Gomorrha in Schlimmerem als Pech und Schwefel und in Infamerem als im toten Meere zu erretten. Deine selige Mutter, wie ich sie kenne, stünde schon längst als Salzsäule dran; und in der Beziehung ist es ein Glück, daß sie das nicht mehr erlebt hat. O du lieber Gott, wenn ich mir Pfisters Mühle von heute und deine selige Mutter denke!

Ich hatte meine selige Mutter nicht gekannt. Ich wußte von ihr nur, was mir der Vater und Christine von ihr berichtet hatten und immer noch erzählten, und ich wußte es in der That schon, daß sie und Pfisters Mühle „von heute" nicht mehr zueinander paßten, und daß ihr, meiner jungen, zierlichen, reinlichen, an die beste Luft gewöhnten lieben Mutter, viel Ärgernis und Herzeleid erspart worden war durch ihr frühes Weggehen aus diesem auf die höchste Blüte der Kunst- und Erwerbsbetriebsamkeit gestellten Erdendasein.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

England als Seemacht. Die Londoner Blätter brachten in diesen Tagen Betrachtungen über die englische Kriegsflotte, nach welchen sich dieselbe, verglichen mit der französischen und der wachsenden Bedeutung andrer, in unbefriedigendem

Zustande befinden soll, und diese Klagen wurden von der festländischen Presse in gutem Glauben wiedergegeben, zumal als der frühere Marineminister W. H. Smith, jetzt Parlamentsmitglied, im Daily Telegraph und der Admiral Symonds in der Pall Mall Gazette in diese Behauptung eingestimmt und Abhilfe verlangt hatten. Die Sache wurde vielfach erörtert, und die Ansicht, die dabei überwog, war ungefähr folgende. Es ist ausgemacht und unterliegt keinem Zweifel, daß die letzten beiden Jahrzehnte die Stellung Englands als einer Seemacht wesentlich verändert und zwar verschlechtert haben. Deutschland ist seitdem in die Reihe der Mächte eingetreten, welche eine Kriegsmarine unterhalten, es strebt nach einer tüchtigen Flotte, hat damit schon sehr Achtbares erreicht und wird durch die wissenschaftliche Methode, mit der es dabei wie bei der Entwicklung seiner Landstreitmächte zu Werke geht, in nicht langer Frist zu einer Seemacht werden, mit welcher alle andern mit Einschluß Großbritanniens rechnen müssen. Italien hat gegenwärtig die größten Panzerschiffe, welche auf dem Meere schwimmen, und Rußland macht Anstrengungen zum Anbau und zur Vermehrung seiner Flotte. Vor fünfundzwanzig Jahren standen die Dinge für England erheblich günstiger; damals hatte dasselbe nur einen Nebenbuhler auf der See: Frankreich, während es jetzt viele hat, die sich bei Gelegenheit einmal zusammenthun und die englischen Seestreitkräfte gemeinschaftlich angreifen und vernichten könnten. Noch nimmt Frankreich nur den zweiten Rang unter den maritimen Mächten ein, noch ist England ihm überlegen, wenn letzteres aber nicht dazu thut, nicht ohne Verzug die Probleme löst, die jetzt seine Seeleute und Staatsmänner beschäftigen, so wird es von den Franzosen bald erreicht und in den Hintergrund gedrängt werden. Gesetzt den Fall, die ägyptische Frage oder die französische Kolonialpolitik gäbe Anlaß zu einem Kriege zwischen den beiden Mächten, und dieselben stünden sich allein, ohne Bundesgenossen zur See gegenüber, so würde zwar Großbritannien mit seinen gewaltigen Flottenreserven imstande sein, seine Herrschaft als maritimer Staat zu behaupten, aber als vorwiegend merkantiler großen Verlusten und als Land, welches starker Getreidezufuhr aus Amerika und Rußland sowie des Imports von Baumwolle bedarf, der Hungersnot und dem Stillstand seiner hauptsächlichsten Fabriken ausgesetzt sein. Frankreich könnte dem englischen Handel schwere Wunden schlagen und bei seiner Lage an zwei Meeren mit Leichtigkeit den größten Teil der Kauffahrteiflotte der Engländer vom Wasser wegfangen oder vernichten, indem es nach allen Richtungen hin Kreuzer zur Versenkung oder Verbrennung feindlicher Schiffe aussendete. Der verwundbare Teil der britischen Machtstellung ist also die Handelsflotte Englands, und es ist ein wunderlicher Kommentar zu seinem Verstande, seiner Größe und seinem Reichtum, daß es hierin durch eine Nation gefährdet ist, die weniger Kriegsschiffe besitzt. Mag England seine Panzerschiffe vermehren, sich schwerere Kanonen anschaffen, eine große Anzahl von Torpedobooten bauen und seine Häfen und Küsten mit den gewaltigsten Befestigungen schützen — das alles schützt nicht vor den verhängnisvollen Angriffen andrer Seemächte auf die englische Handelsmarine. Selbst solche von drittem Range (man erinnere sich des Kapitäns Simmes und andrer Kreuzer der Konföderirten) können hier außerordentlich viel Schaden anrichten, noch beträchtlich mehr aber Frankreich, und eine Koalition desselben mit andern Seemächten hätte es in der Gewalt, eine Hungersnot in England hervorzurufen und zu gleicher Zeit dessen Baumwollenarbeiter durch Inhibirung der Zufuhr von Rohstoff und der Ausfuhr von fertigen Garnen und Geweben um allen Verdienst zu bringen. Andre, Symonds z. B., sind noch weiter gegangen und stellen die gegenwärtige französische Kriegsflotte bereits über die britische.

Es ist das ein Manöver, welches sich etwa aller zehn Jahre wiederholt, wenn John Bull den Beutel aufthun und etwas Ordentliches zur Vergrößerung seiner Kriegsmarine herausrücken soll. Dieselbe ist die erste der Welt, wenn es auf den Kampf ankommt, und kein Mensch mit einiger Sachkunde glaubt an die Redensarten, mit welcher die Londoner Publizistik nun schon wochenlang über ihre Inferiorität lamentirt. Die französische Marine steht vielmehr der englischen in doppelter Hinsicht bedeutend nach. Sie hat zwar schöne, starke und schnelle Panzerschiffe, aber die Zahl ihrer Fahrzeuge überhaupt ist erheblich geringer als die der englischen Kriegsflotte, und sie läßt sich auch nicht so rasch mobilisiren als die letztere.

Das Elementarschulwesen Englands. Während das Niveau der Anforderungen und Leistungen in den höheren Lehranstalten Englands, wie wir neulich in kurzen Zügen dargethan, ein verhältnismäßig sehr flaches ist, wird dagegen auf dem Gebiete des Elementarunterrichts seit der Einführung des „Elementary Education Act" und der allgemeinen Schulpflicht (1870) im vollsten Sinne des Wortes mit Hochdruckmaschinen gearbeitet.

Es ist vielleicht nicht uninteressant, deutsche und englische Anschauungen über die Notwendigkeit einer allgemeinen Volkserziehung mit einander zu vergleichen. Das Individuum, so argumentirt der philosophische Deutsche, ist mit Fähigkeiten ausgestattet; diese Fähigkeiten zur vollen Kraftentfaltung zu bringen, ist die Pflicht des Staates, behufs Erreichung der höchsten individuellen Lebensbefriedigung sowohl als der höchsten staatlichen Vollkommenheit. Ganz anders der Engländer. Abstrakte Ideen, wie überwältigend auch ihre Wahrheit sein mag, läßt er nie zum Agens seiner Handlungen werden, sondern nur die praktische Notwendigkeit. Aus der Zeit der Agitation zu gunsten einer allgemeinen Volkserziehung, die dem Durchbringen des „Elementary Education Act" voranging, berichtet James Donaldson: „Die am meisten angeführten Argumente entspringen aus Furcht und Selbstsucht. Die untern Klassen werden täglich mächtiger; sie könnten uns möglicherweise eines Tages überwältigen, und um diese Kalamität zu verhindern, müssen wir sie erziehen. Auch ist die Zahl der Verbrecher in erschrecklichem Zunehmen begriffen; Unwissenheit ist eine der Ursachen hiervon, daher müssen wir die Jugend unterweisen. Wenn es nun die besondre Aufgabe der Regierung ist, Leben und Eigentum zu beschützen, so war die Polizei bis dahin das einzige Instrument, welches wir zu diesem Zwecke benutzten. Indes Präservativmittel sind besser als Heilmittel; laßt uns also den Kindern eine ordentliche Erziehung geben, dann werden wir in den für Polizei- und Kriminalzwecke nötigen Steuern große Ersparnisse machen und überhaupt viel glücklicher leben. ... Ja, Furcht und Eigennutz, so fügt unser Gewährsmann klagend hinzu, haben sich bei der Errichtung eines Volkserziehungssystems wieder und wieder als Triebfedern geltend gemacht."

Seit vierzehn Jahren arbeitet man nun mit heißem Bemühen an der Erziehung des Volkes; Regulationen auf Regulationen sind erfolgt, welche die Anforderungen immer höher schraubten; den Vogel aber hat Herr Mundella abgeschossen mit seinem neuen „Education Code" von 1883—84. Over pressure — Ueberbürdung — ist der Schrei, der schon seit vielen Monaten aus der Tagespresse wie aus pädagogischen Zeitschriften wiederklingt.

Was bedeutet dieser Aufschrei über over pressure, und worin hat die gerügte Überbürdung ihren Grund? Die Antwort ist sehr einfach. Die Regulationen für den öffentlichen Unterricht und namentlich der neue „Education Code" haben jedes

Schulkind zu einer Gelderwerbsmaschine gemacht, haben den allmächtigen Mammon als leitendes und regulirendes Prinzip in den Unterrichtsorganismus eingeführt.

Der Regierung wird vom Parlamente für die Elementarschulen von England und Wales — Schottland und Irland sind hiervon ausgeschlossen — jährlich ein Unterstützungsfonds bewilligt, der sich im Budget für 1884—85 auf 3 016 167 Pfund Sterling beläuft. Aus diesem Fonds erhalten die Elementarschulen Zuschüsse je nach den Resultaten der jährlichen, von einem Government-Inspektor abgehaltenen Examina: payment by results ist das große Prinzip — ein Unikum ohne Zweifel in der Erziehungsgeschichte der Völker —, welches der eingefleischte Handelsgeist des Engländers, dem nichts Resultat ist, was nicht in Zahlen und Geldwert ausgedrückt werden kann, in das Unterrichtsgebiet übertragen hat. Wie werden nun diese Resultate abgewogen, und zu welchem Kurse werden sie nach dem Education Code quotirt? Der „Fixed Grant“ — oder feste Zuschuß — von $4^1/_2$ Schilling pro Kopf wird natürlich jeder Schule je nach dem Jahresdurchschnitt der Schülerzahl gleichmäßig zuteil; der „Merit Grant“ — oder Verdienst-Zuschuß — wird indes auf folgender Basis gewährt. Ein Schilling für den Kopf ist jeder Schule zu zahlen, wenn der allgemeine Bericht des Government-Inspektors über Disziplin und Leistungen auf „befriedigend,“ zwei Schilling, wenn derselbe auf „gut,“ und drei Schilling, wenn er auf „vorzüglich“ lautet. Ferner steht jeder Anstalt auf Grund des Examens in den Elementargegenständen — Lesen, Schreiben, Rechnen — ein Penny für den Kopf für jede Einheit der Prozentzahl derer, die bestanden haben, zu; wenn also z. B. in einer Schule von hundert Kindern neunzig Prozent den gestellten Anforderungen genügen, so muß für jedes Kind 90 × 1 Penny gleich sieben Schilling sechs Pence und somit für die Gesamtzahl von hundert Kindern 37 Pfd. Sterl. 10 Schilling gezahlt werden. In ähnlicher Weise berechnen sich die Geldbewilligungen für Claß Subjects — Englisch, Geographie, Naturgeschichte —, für weibliche Handarbeiten, Singen u. s. w., sodaß, wenn man die sogenannten Specific Subjects außer Acht läßt, der Maximalzuschuß, der z. B. in einer Knabenschule für den Kopf erlangt werden kann, sich auf 1 Pfd. Sterl. 10 Pence gleich ungefähr 21 Mark beläuft.

Welches sind nun die Folgen, die sich aus einer solchen, zum nackten Rechenexempel degradirten Prüfung ergeben? Ist der Lehrer für einen Teil seines Gehaltes von dem erzielten „Prozentsatze“ abhängig, so leidet er bei minder gutem Resultate Einbuße an seinem Einkommen; bezieht er ein festes Gehalt, so hat die Gemeindekasse, wenn kein hoher Regierungszuschuß erlangt wird, einen umso erheblicheren Beitrag aufzubringen, und das lokale School Board bedroht ihn mit Entlassung oder benimmt ihm die Aussicht auf Gehaltserhöhung. Die Schwierigkeiten zur Erzielung eines hohen Prozentsatzes sind aber durchaus keine geringen, denn erstens müssen alle Kinder, deren Namen sich seit zweiundzwanzig Wochen in den Listen verzeichnet finden — ob sie nun regelmäßig oder unregelmäßig im Schulbesuche waren —, zum Examen gestellt werden, und sie haben denselben Anforderungen zu genügen wie diejenigen, die einen ganzen Jahreskursus durchgemacht haben; zweitens muß jedes Kind, das z. B. in diesem Jahre in der untersten Stufe geprüft wurde, im darauffolgenden Jahre in der nächsthöhern Stufe zum Examen präsentirt werden — gleichviel, ob seine Fähigkeiten dazu ausreichen oder ob es auch nur das vorjährige Pensum genügend bewältigt hat. Eine schreiendere pädagogische Ungeheuerlichkeit läßt sich kaum denken. Als ob es möglich wäre, die Köpfe und Verstandeskräfte einer Abteilung von Kindern wie die Beine einer Abteilung Soldaten „Schritt halten“ zu machen und im reglements-

mäßigen Tempo wohl ausgerichtet und auf Kommandowort avanciren zu lassen. Was hat nun unter dem Drucke eines so abnormen Erziehungsprinzips der Lehrer zu thun, um sich gegen materiellen Verlust, Tadel oder gar Absetzung zu schützen? Um einen möglichst hohen Staatszuschuß zu „verdienen" — denn earning grants, Zuschüsse verdienen, ist die übliche Phrase zur Bezeichnung des Endzwecks aller Schulthätigkeit geworden —, sieht er sich genötigt, das verlangte Pensum auch in die unregelmäßigen Schulbesucher, in die im Laufe des Jahres neu Aufgenommenen, in die körperlich wie geistig Schwachen und Stumpfsinnigen gewaltsam hinein zu zwängen und zu pressen, sie über die regelmäßigen Schulstunden hinaus zu drillen und mit häuslichen Arbeiten zu überbürden, ohne Zeit zu gewinnen, den Befähigteren reichere Nahrung zu bieten und sie zu geistiger Selbstthätigkeit zu erziehen. Daher hören wir den Aufschrei über over pressure, über Kinder und Lehrer, die in ihrer Gesundheit geschädigt sind, daher lesen wir in den Berichten Matthew Arnolds: „Einen sichtlichen Abfall im intellektuellen Leben verdanken wir dem mechanischen Examinationsmodus, der durch den revidirten Codex eingeführt worden ist." Zu alledem kommt nun noch, daß die School Boards in ihrer Beurteilung oder Verurteilung der Leistungen von Kindern und Lehrern durchaus keinen Unterschied machen zwischen Schulen, die von einer verhältnismäßig wohlhabenden und intelligenten Bevölkerung, und solchen, die vom niedrigsten und oft verkommensten Proletariat beschickt werden. Wir haben neuerdings verschiedne Absetzungen von Lehrern erlebt, die in ihren in Proletarierdistrikten gelegenen Schulen nur einen niedrigen Prozentsatz von Examenerfolgen erzielt hatten. Ein solches Vorgehen ist weder verständig noch gerecht. Denn von den verwilderten Proletariern, denen erst vor vierzehn Jahren die Segnungen des obligatorischen Schulunterrichts oktroyirt wurden, denen also keine erziehliche Tradition, kein überlieferter Bildungsfonds zu gute kommt, und denen alle geistige Dressur eine ungewohnte und unbequeme Neuheit ist — von diesen Proletariern zu erwarten, daß sie mit den besser situirten, intelligentern Handwerker- und Kleingewerbsklassen ohne weiteres gleichen Schritt halten sollen, muß als ein durchaus unbilliges Verlangen erscheinen; zumal wenn man die wahrhaft schreckenerregenden Verhältnisse berücksichtigt, unter denen die Kinder der untern Klassen in den großen englischen Städten leben oder besser gesagt vegetiren. Die Berichte verschiedner School Boards konstatiren hierüber höchst klägliche Thatsachen. So giebt es z. B. in Glasgow über vierzigtausend Familien, die, oft sechs bis acht Mitglieder stark, sich mit je einem einzigen Zimmer zu begnügen haben, in Birmingham besteht die ganze Nahrung, die nachweislich viele der Kinder der Elementarschulen in der Zeit von acht Uhr morgens bis fünf Uhr abends zu sich nehmen, in nichts weiter als einem Stück Brot; in mehreren Distrikten Londons giebt es Schulen, in denen über sechzig Prozent der Kinder Familien mit nur je einem Wohnraum angehören, in denen vierzig Prozent oft ohne Frühstück erscheinen, und zuweilen achtundzwanzig Prozent des Nachmittags zurückkommen, ohne Mittagsessen gehabt zu haben. Kinder, die so ärmlich genährt und körperlich wie geistig verkommen sind, zur Einnahme der reglementsmäßigen Dosis von Schulwissenschaft zu zwingen, ist ein ebenso undankbares wie sittlich tadelnswertes Unternehmen. Wenn die School Boards, selbst auf die Gefahr hin, die Gemeindesäckel um einige Pfund Sterling zu schädigen, etwas mehr weise Diskretion üben wollten, so würde der angerichtete Schaden vielleicht nicht einmal so groß sein; indes Intelligenz und Diskretion sind Attribute, die nur wenigen School Boards zuerkannt werden können. Die dem Londoner School Board untergebenen Schulen sind in Gruppen

eingeteilt, von denen jede unter der Kontrole eines Komitees von Schulvorstehern — school managers — steht. Greifen wir einmal zwei von diesen Komitees heraus und sehen uns deren Zusammensetzung an. Das eine besteht aus einem Maurer, einem Schuhmacher, einem Apotheker, der Frau des Apothekers, dem Sekretär eines Advokaten, einem Beamten der Armenverwaltung und zwei Damen; das andre aus einem Metzger und seiner Frau, einem Krämer, einem Standesbeamten, einem Leichenbesorger, dem Besitzer eines Mietstalles, einem Papierhändler und einem Geldleiher. Ein weibliches Mitglied des Londoner School Board ernannte vor einiger Zeit einen Schornsteinfeger zum Schulvorsteher. Mit Rücksicht auf seinen Wirkungskreis mag man sich einen Schornsteinfeger als über andern erdkriechenden Geschöpfen erhaben denken, sein geistiges Niveau liegt klaftertief unter dem der Jugenderzieher, über deren Einsetzung und Absetzung er souveräne Gewalt ausübt. In solche Hände also ist die Macht gelegt zur Ernennung von Lehrern, denen die geistige und sittliche Bildung von einer halben Million von Kindern obliegt. Will man ein Beispiel von der Geistesarmut und Unwissenheit dieser „Schulvorsteher“ — uns sind deren unzählige zur Hand —, hier ist eins. Ein Lehrer legt dem Komitee der Schulvorsteher seinen Jahresbericht vor; der Vorsitzende blickt das Dokument mit besorgnisvoller Miene an: In der ersten Woche wies die Präsenzliste 96,04, in der zweiten 96,8 Prozent der verzeichneten Schüler nach! Das Dezimalkomma war natürlich dem gelehrten Herrn Schulvorsteher eine unbekannte Größe. „Herr, so wendet er sich mit stirnrunzelnder Würde und pathetischem Nachdruck an den Lehrer, wie erklären Sie diesen außerordentlichen und frevelhaften Abfall?“ Kann man sich wundern, wenn diese Leute oft vor den Kindern eine geradezu lächerliche Rolle spielen?

Wir sehen, das Volksschulwesen Englands leidet an zwei Fundamentalfehlern, die aus spezifisch englischer Anschauungsweise hervorgegangen sind. Man zeigt ein übertriebenes Streben, praktisch zu sein, überträgt das praktisch-materielle Element auf geistig-sittliches Gebiet und zerstört Geist und Sitte, indem man auf den trostlosen Irrweg gerät, Erziehungsresultate nach Geldwert abwägen zu wollen und an den kommerziellen Instinkt und den Selbsterhaltungstrieb bei einem Stande zu appelliren, der mehr denn jeder andre auf idealem Boden stehen sollte. Man begeht einen zweiten Radikalfehler, indem man das in allen politischen und sozialen Institutionen vorherrschende Prinzip des self government, der Volkskontrole und das Laienregimes, auf einen Zweig des öffentlichen Lebens verpflanzt, wo nur erfahrene Fachmänner Kontrole üben und lebensvolle Anregung geben können.



Literatur.

Liederhort aus Jungfriedel, der Spielmann. Von August Becker. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1884.

In den Noten, die der Verfasser diesen Gedichten am Schlusse des Bändchens angehängt hat, bemerkt er: „Unter dem Titel: »Jung Friedel, der Spielmann. Lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts«

erschien 1854 von dem Verfasser eine größere Dichtung (Stuttgart und Augsburg, J. G. Cottascher Verlag), welcher der vorliegende Auszug entnommen ist." Aber der ursprünglich epische Faden, auf dem diese Lieder zunächst aneinandergereiht waren, ist bei diesem „Auszug" keineswegs aufgegeben worden. Sie haben die nicht allzu glückliche Form beibehalten, nicht direkt der Ausdruck der lyrischen Individualität Beckers, sondern den verschiednen Situationen der hypothesirten Gestalt Jungfriedels angepaßt zu sein; auch einzelne reine epische Stücke, welche der ursprünglichen Handlung der Dichtung angehörten, behielt der Herausgeber bei, die er dann durch kurze Andeutungen des Sachverhaltes erklären mußte; im ganzen Zusammenhange der aufeinanderfolgenden Gedichte läßt sich, was wohl beabsichtigt ist, die Entwicklung des idealen Spielmanns von der naiven Lebensfreude durch allerlei Erfahrungen an Mädchen und Männern zu klösterlicher Weltentsagung und Läuterung deutlich erkennen; ja auch die Gestalt einer verlassenen Geliebten ist beibehalten worden. Und so ist das Bild deutschen Volkslebens, durch die ganze Reihe der traditionellen Motive des Volksliedes verfolgt, auch in diesem bloßen Auszuge wiedergegeben. Man muß es dem Verfasser lassen, daß er dieses deutsche Volkslied in ganz intimer und wirklich verständnisvoller Weise studirt hat; was feine Bildung und literarische Gewandtheit nur erreichen kann, hat er erreicht. Er hat das Volkslied in allen seinen Verzweigungen, als Naturempfindung, Stimmungsbild, Wander- und Liebeslied, Handwerks- und Soldatenlied, Trink- und Kampflied nachzuahmen sich bestrebt, mit den einfachen, schlichten Eingängen, mit den bekannten Schlüssen: „Wer aber dieses Lied gemacht," mit der kindlichen Freude an Klangnachahmungen in Worten u. s. w. Aber man kann, bei aller warmen Anerkennung für den ausgezeichneten Geschmack und die gewählte Bildung des Autors, doch nicht umhin, zu bemerken, daß diesen Liedern eine ursprünglich lyrische Kraft abgeht: sie bleiben Nachahmungen; eine originale Sprache, die in notwendig selbstgeschaffenen Bildern sich ausspräche, besitzen sie nicht; ja Bildlichkeit und schlagende Kraft der Kürze ist überhaupt nicht ihr besondrer Vorzug; ein einziges hübsches Bild findet man S. 32:

Im weißen Feierkleide
Ziehn Wolken ob der Haide,
Wollt' Gott, ich wär' ein Schwan,
Ich wollt' mit ihnen fliegen.

Auch ein hübsches Stimmungsbild fanden wir S. 34, das wir hier mitteilen wollen:

Ich wandle ruhig durch die Flur
Zum Dörflein, das versteckt im Thal.
Der Kirchturm ragt aus Bäumen nur,
Beleuchtet noch vom letzten Strahl.
Wohl blitzt das Kreuz in lichter Pracht,
Das Schwalben zwitschernd hoch umfliegen,
Wenn unten schon in halber Nacht
Des Thales stille Hütten liegen.

Sonst dürfte man nicht bald gleichwertige Stücke in dem Buche finden. Aber man wird auch höchst selten durch geradezu mißlungene verletzt. Man hat immer Gelegenheit, sich an der Bildung des Autors zu freuen, der ja mit seiner Liebe zum Volksliede und der Vertiefung in dasselbe den schönsten Beweis seines feinen Verständnisses der lyrischen Poesie geliefert hat. Nur freilich wird man nicht ergriffen und hingerissen werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Mecklenburger Welfen.

ier Würmer nagen an Ygdrasils Esche, heißt es in der Edda und so geht es auch dem deutschen Reiche. Der wunderlichste von den Würmern aber, die an seinen Wurzeln sitzen, ist der Welfenwurm in Mecklenburg. Er ist ebenso grimmig als bornirt, aber glücklicherweise so klein und unschädlich, daß wir sein Nagen erst jetzt gewahr wurden, und davon eigentlich nur zum Beweise, daß es auch jetzt noch närrische Käuze giebt, Notiz nehmen und Mitteilung machen.

Vor uns liegt die Nummer eines Blättchens, das sich „Der Mecklenburger“ nennt, von einem Herrn Paul Prillwitz in Brudersdorf bei Dargun herausgegeben und redigirt wird und eine Partei hinter sich hat, die ihm behilflich gewesen ist, sein Leben bis in den vierten Jahrgang hinein zu fristen. Näher wird uns diese „altmecklenburgisch-föderalistische Wochenschrift“ als das Organ der feudalen Hochtorypartei Mecklenburgs bezeichnet, welche mit den ministeriellen Konservativen im Ländchen nicht verwechselt werden darf. Unterhalten wird sie mit dem Gelde obotritischer Grafen, Freiherren und dergleichen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben. Ihr Ziel endlich ist nach der einen Richtung hin einfältige Verunglimpfung der Schöpfungen von 1866 und 1870, nach der andern Vertretung und Empfehlung Kliefothscher Weisheit und Tugend. Nach seiner eignen Erklärung sind dem „Mecklenburger“ des Herrn Prillwitz Gesinnungsgenossen alle die, „welche . . . schlechtweg in Abrede nehmen, daß die Blut- und Eisenkur von 66/70 dem deutschen Volke eine heilsame gewesen, die aus ihr folgende Entwicklung eine gesunde sei; welche durch den trügerischen Schein äußerlichen Wohlbefindens über die immer rapider zunehmende innere Auflösung sich nicht täuschen lassen und dieselbe mit Recht für eine unvermeidliche Folge jener Kur erklären; welche endlich alle

modernen Heilungsversuche aus dem Grunde für absolut aussichtslos halten müssen, weil dieselben ohne Ausnahme Wurzel und Sitz des Leidens an falscher Stelle suchen; welche deshalb . . . nach wie vor für das gute deutsche Recht wider den Strom einer sogenannten öffentlichen Meinung um ihres deutschen Gewissens willen unentwegt eintreten." Man sieht, der Wurm blickt scharf, er hat medizinische und juristische Kenntnisse, und er ist gewissenhaft und unerschrocken. Schade nur, daß er nicht größer ist!

Aber lesen wir weiter. Da wird die Reichstagskandidatur des Herzogs Johann Albrecht bemängelt, der Hoffnung Ausdruck gegeben, dieselbe werde noch rechtzeitig zurückgezogen werden, und für den Fall des Gegenteils der „dringende" Wunsch ausgesprochen, der Kandidat möge „eine totale Niederlage erleiden." Daß der Herzog die Kandidatur angenommen hat, findet der betreffende Artikel selbstverständlich; denn „so ein Ding wie der Reichstag und vollends die Wahlen zu demselben sehen aus der Vogelperspektive ganz anders aus, wie wenn man auf ebener Erde steht." Ernster ist und schwerer fällt bei Herrn Prillwitz und seinen Leuten ins Gewicht, daß der Großherzog selbst seine Zustimmung zu dem Entschlusse seines Bruders gegeben hat, namentlich, wenn er dies nicht in seiner Eigenschaft als Haupt der Familie, sondern als Landesherr gethan haben sollte. Das „eröffnet sehr trübe Aussichten in bezug auf die Politik, welche unsre Regierung dem Reiche gegenüber einzuschlagen willens scheint. Die Räte der Krone haben dann . . . ihre politischen Prinzipien bedeutend modifizirt. . . . Das wäre ein schwerer Schlag für die Sache des guten deutschen Rechts, und das Beste wäre, wir zögen gleich morgen die einzig richtige und dann ja doch unausbleibliche Konsequenz und ließen uns — polyphemisiren." Dazu kommt nach unserm Politikus noch ein Punkt. „Es kann wahrlich für einen mecklenburgischen Fürstensohn keine besondre Ehre sein, in den Dienst der jeweiligen Tagespolitik eines obendrein so rücksichtslosen Mannes zu treten, wie es der Reichskanzler ist. Ja, hätten wir im Reich ein Oberhaus [auch noch neben dem Bundesrate!] . . . so läge die Sache anders: da wäre der rechte Platz für den Bruder unsers Großherzogs. Aber von sogenannten Volkes Gnaden auf dem schlammigen Wege der Reichstagswahlwühlerei sich seinen Platz anweisen lassen, um enfin mit andern guten Leuten als Marionette zu figuriren, das ist eine Zumutung, welche wirklich konservative Mecklenburger einem Gliede ihres Fürstenhauses nicht stellen können."

Ganz besonders interessant ist endlich der Schlußartikel des Blattes, in welchem es u. a. heißt: „Ein krasser geschichtlicher Irrtum ruht wohlvermauert im Grundsteine des Reichstagsgebäudes. Die Urkunde, welche man hineingelegt hat, ist von diesem Irrtum förmlich durchwirkt. Da ist die Rede von Vertretern des deutschen Volkes, von den glorreichen Waffenthaten der vereinten deutschen Stämme, von Deutschland schlechtweg als identisch mit dem 1870 gegründeten neudeutschen Reiche, von den verflossenen Jahren Unseres Kaiserlichen

Waltens für Deutschland, von den Kriegen Unseres Volkes, von den großen und herrlichen Tagen, welche die deutschen Länder und Stämme zu dem deutschen Reiche vereinigt haben. Darüber, daß wir nicht des Kaisers Volk sind, sondern das Volk unsers angestammten Fürsten, haben wir uns schon . . . ausgesprochen. Ebenso noch vor kurzem über den durchaus geschichtswidrigen sprachlichen Abusus, der so thut, als ob das Erzherzogtum Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain, Friaul, die Gebiete von Triest, Trient und Brixen, Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Böhmen, Mähren, Österreichisch-Schlesien garnicht in der Welt und der Kaiser von Österreich nicht auch erst recht ein deutscher Kaiser sei. Der ritterliche Herr und edle Fürst gehört so gewiß zum deutschen Volke wie seine Lande zu Deutschland, mögen beide auch das fragwürdige Glück nicht genießen, Glieder des von 1866/70 datirenden neuen deutschen Reiches zu sein. Wer will es sie entgelten lassen, daß sie unterliegen mußten, weil der Gegner, ein nur zum Teil deutscher Stamm [ganz wie die Mecklenburger und alle Norddeutschen mit Ausnahme der Nordseeküstenbewohner, wenn man nach den Urvätern urteilt], sich zum Kriege gegen den deutschen Bruderstamm mit dem Welschen und König-Ehrenmann verband. . . . Es ist recht zu bedauern, daß man bei Abfassung der Urkunde der »Begeisterung« auf Kosten der geschichtlichen Objektivität so überreichlich freien Lauf gelassen hat."

Die Sonne ist also noch nicht aufgegangen über der Gegend von Dargun und ihren Journalisten. Keine Slaven, Magyaren, Rumänen, Italiener in Österreich! Kein Friede von Prag, kein wirkliches deutsches Reich! Herr Prillwitz und seine Junker wollen nicht, ergo ist's nicht oder ist nur Dunstbild und Augentäuschung. Wir leben eigentlich noch im Jahre 1865 und in der Föderation, die der deutsche Bund genannt wird.

Sollen wir uns die Mühe nehmen, gegen solche Ansichten zu polemisiren, ihren Trägern ein Licht aufzustecken, sie des Irrtums zu überführen? Wir denken, nein. Leute der Sorte sind nicht zu überzeugen, und mit ihnen ist ebensowenig zu rechten wie mit dem gehörnten Kopfe im Mecklenburger Wappen. Man macht sich und andern Verständigen nur einen Spaß, wenn man sie durch Zitate ihrer Äußerungen charakterisirt, und das sei denn in den folgenden Zeilen noch aus andrer Quelle fortgesetzt. Die obigen Auszüge zeigten uns, wie der echte Feudale im Obotritenlande über Kaiser und Reich denkt, die nachstehende Erinnerung wird uns in ergötzlichster Weise erkennen lassen, als was er sich selbst fühlt, was er im engsten Kreise, seinen „Unterthanen" gegenüber, zu sein und beanspruchen zu können meint. Aus bester Quelle — wir dürfen sie jetzt nennen: es war der verstorbene Fritz Reuter — ging uns vor einigen Jahren ein Dokument zu, das hierüber Licht verbreitet. Daß es völlig authentisch ist, ist nie bestritten worden, und da es unsers Wissens niemals zurückgenommen worden ist, so sind wir wohl befugt, es als noch jetzt geltend zu betrachten. Zu bemerken ist nichts dazu, als daß das „Hahnsche" eine jener Herrschaften

im gesegneten Lande Mecklenburg ist, deren Besitzer sich des Bewußtseins erfreuen, wenigstens halbe Souveräne zu sein, und daß das Schriftstück nicht etwa im Jahre 1761 oder gar 1561, sondern geraume Zeit nach der Mitte unsers Jahrhunderts verfaßt und veröffentlicht worden ist. Sein Autor ist der Erblandmarschall Kuno Graf Hahn, der sich mit ihm an seine Beamten wendet, um ihnen nach einer ihm wichtigen Seite hin das stumpf gewordene Gewissen zu schärfen. Die Hauptstellen des höchst bezeichnenden Erlasses oder Manifestes des hochgebornen Grafen und Erblandmarschalls, der die Empfänger schon in der Überschrift daran erinnert, daß sie „sein Brot" essen und daß „Gott ihn ihnen zum Herrn gesetzt hat," lauten (man wolle ja nicht versuchen, das Lachen zu verhalten; es sollen sich Leute Schaden damit gethan haben):

Da die guten alten Sitten der Hahnschen durch die vielen neuen ausländischen Beamten und Diener, welche anzunehmen ich mich leider genötigt sehe, da viele der eingeborenen Hahnschen ihr Amt untreu warteten, immer mehr schwinden — auch von denen, die noch unter meinen hochverehrten, in Gott ruhenden seligen Eltern gedient haben, nicht mehr aufrecht erhalten werden, so bemerke ich — von Gott als der Herr über die von mir abhängigen Bediensteten eingesetzt, durch das Recht und die Pflicht, die die Herrschaft hat, Ehrerbietigkeit und Unterthänigkeit in Wort und Werk von ihren Beamten und Dienern entgegenzunehmen, folgendes:

Jeder Beamter oder Diener, der dem Tagelöhner an Bildung überlegen und wiederum über andre mir Untergebne gesetzt ist, um sie in Gottesfurcht zu treuem, unterthänigem Dienst anzuhalten — hat eine doppelte Verpflichtung, solchen Dienst nicht nach seinem natürlichen Menschen,*) als eine Erniedrigung, sondern in der rechten Christentreue als eine höchst wichtige Pflicht seines Berufs anzusehen, und wenn sein Herz in der rechten Ehrerbietung, Dienstergebenheit, Gehorsam, Liebe und Wertschätzung zu seiner Herrschaft steht, wie uns das vierte Gebot gelehrt, um sich dadurch den Segen desselben zu erwerben, wird er auch um Gotteswillen die guten alten Hahnschen Sitten, die Unterthänigkeit in Wort und Werk, von Herzen seiner Herrschaft darbringen.

1. Wenn eine in meinem Dienst stehende Person der Herrschaft eine Meldung zu bringen hat, oder zu kommen befohlen ist, hat selbige mit anständiger, züchtiger Manier, an der Thür stehen bleibend, die Hände auf dem Rücken liegend, oder das Stallpersonal stramm beide Arme militärisch anlegend, sein: „Unterthänigst guten Morgen," „guten Tag" oder „guten Abend" zu sagen, dann die Meldungen zu machen oder Befehle entgegenzunehmen, und endlich beim Hinausgehen z. B. des Abends, mit dem Gruße: „Unterthänigst gute Nacht" sich zu entfernen.

2. Jeder in meinem Brote stehende hat, wenn er Privatbitten oder Anliegen bei seiner Herrschaft vorzubringen hat, in weißer Halsbinde und weißen Handschuhen zu erscheinen und nicht anders.

3. An allen herrschaftlichen Geburtstagen, zu den Gratulationen zu Neujahr wird von jetzt ab keiner herzugelassen, der anders als in weißer Halsbinde, weißen

*) Man bemerke die große Ähnlichkeit solcher frömmelnden Redensarten, die immer wiederkehren, mit der Art und Weise, mit welcher weiland Georg V. von Hannover seinen Welfendünkel und sein Herrscherbewußtsein unaufhörlich mit göttlichen Dingen, mit der heiligen Dreieinigkeit und mit der christlichen Verheißung in Verbindung brachte.

Handschuhen, und die höheren Beamten in weißen Westen selbige seiner Herrschaft ausspricht.

4. Ebenso wünsche ich, daß alle meine Beamten an Sonn- und Festtagen in weißen Halsbinden gehen und auch nie anders vor ihrer Herrschaft erscheinen; Alltags erscheinen sie mit meiner Genehmigung in ihrem ordentlichen, einfachen Werkeltagsanzuge.

5. Begegnet ein Glied der herrschaftlichen Familie oder derselben nahe Anverwandte einer in meinem Dienste stehenden Person, so hat jeder Beamte oder Diener stehend, mit zur Herrschaft gewandtem Gesichte zu grüßen und ebenso streng die ihm untergeordneten Leute dazu anzuhalten.

6. Beamte, denen ich Dienstpferde halte, haben ebenfalls stehend, d. h. mit ihrem Pferde Front machend, der vorübergehenden oder fahrenden Herrschaft des Tages Zeit zu bieten.

7. Sollte die Herrschaft, zu Fuß gehend, jemand ihrer reitenden Beamten ansprechen, so hat derselbe, sofort vom Pferde springend, zu Fuß seiner Herrschaft zu antworten, aber nicht vom Pferde herab.

Dieses alles sich eigentlich so sehr von selbst verstehende, besonders in einem so alten Familienbesitztum, wie das mir von meinem hochseligen Vater überkommene, wo der Sohn vom Vater schon die unterthänigen, sich zu seiner Herrschaft gebührenden Manieren lernt — ist mir eine ernste Pflicht geworden, den von mir abhängigen Beamten und Dienerschaft aufs neue einzuprägen. Wie viel lieber wäre es mir, nicht erst an solche für mich so kleine und doch für das ganze Hahnsche so wichtige Dinge erinnern zu brauchen! — Geht aber die Unterthänigkeit der mir von Gott untergeordneten Personen erst im äußern Wesen, in Worten und Manieren zu ihrer von Gott ihnen gesetzten Herrschaft verloren — — so wird bald, wenn die feine äußerliche Zucht des Menschen dahin ist, auch in sein Herz der Geist des Hochmuts und der Hoffart [dem der Verfasser seinerseits natürlich ganz fremd ist] einziehen — — und die Diensttreue, die die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat — immer mehr schwinden.

Der hochgräfliche Verfasser dieser gottseligen und salbungsvollen Etiketten-Ordonnanz für das „Hahnsche“ schließt dieses Ergebnis seines Nachdenkens mit den Worten: „Gott aber, der mich zum Herrn berufen, gebe mir Kraft und Strenge, Zucht und Sitte aufrecht zu erhalten, allewege zu seines Namens Ehre.“

So geschehen im Jahre des Heils 1861, wo auch das deutsche Ideal der Mecklenburger von Herrn Prillwitzens politischer Farbe, der alte deutsche Bund, noch ziemlich intakt, wenn auch bereits stark lächerlich geworden war. Wie gefällt dem „Mecklenburger“ diese andre Seite seiner Freunde und Gesinnungsgenossen? Vielleicht ist er als Liebhaber von Kuriositäten uns dankbar, daß wir das hochgräfliche Schriftstück der Vergessenheit entrissen haben. Es verdient in der That wieder aufzuleben und diesem und dem kommenden Geschlechte vor Augen zu bleiben.



Die Presse im Gerichtssaal.


Vor dem Stuttgarter Schwurgericht wurde in den ersten Tagen des Oktober ein viertägiger Raubmordprozeß verhandelt, der eine Episode im Gefolge hatte, welche die Aufmerksamkeit weiterer Kreise beansprucht. Zum Verständnis des Falles sei kurz folgendes vorangeschickt.

Am 23. Februar d. J. wurde der Pfandleiher Reinhardt abends 9 Uhr in seinem Laden auf dem Leonhardtsplatz in Stuttgart von unbekannten Thätern ermordet und beraubt. Ein Verdacht erhob sich gegen den Kutscher Döttling, auf welchen sich im Laufe einer langen, mit peinlicher Sorgfalt geführten Voruntersuchung, sowie durch die Ergebnisse der Hauptverhandlung eine Menge einzelner Belastungsmomente häuften, ohne daß völlig überzeugende Schuldbeweise beigebracht werden konnten. Der Fall war juristisch außerordentlich interessant, hielt aber mehr noch die breiten Schichten der Bevölkerung in Aufregung, innerhalb deren für und wider den Angeklagten förmliche Parteiungen entstanden. (Es ist dies umso erklärlicher, als kurz vorher der anarchistische Raubmordversuch auf Bankier Heilbronner — Stellmacher-Kammerer-Kumitsch — die Gemüter in Schrecken gesetzt hatte und bei der auffallenden Ergebnislosigkeit der polizeilichen Untersuchung ein starkes Gefühl der Unsicherheit die Stadt beherrschte.)

So konnte es nicht fehlen, daß auch bei der Hauptverhandlung der „Fall Döttling“ aufs neue die ganze Stadt in Atem hielt. Bis zum letzten Augenblick war nicht vorherzusehen, wie der Spruch der Geschworenen ausfallen würde; denn trotz mannichfacher belastenden Zeugenaussagen wußte der Angeklagte ein Alibi aufrecht zu erhalten, das durch die Ergebnisse der Untersuchung nur mit Mühe auf eine kurze Spanne Zeit zu durchbrechen war, welche allerdings zur Ausführung der That gerade hingereicht hätte.

Die Geschworenen erkannten aber auf Nichtschuldig, und der Angeklagte mußte in Freiheit gesetzt werden.

Ausführlicher als sonst hatten auch die Zeitungen über den Fall berichtet, am ausführlichsten das „Neue Tagblatt,“ das gelesenste Blatt Stuttgarts, dessen Berichterstatter den dramatischen Gang der Verhöre nach Art der Wiener und Berliner Gerichtsberichte wiederzugeben bemüht war. Am Morgen des vierten Verhandlungstages nun, unmittelbar ehe den Geschworenen die Fragen vorgelegt wurden und die Plaidoyers begannen, nahm der Präsident des Schwur-

gerichts, Landgerichtsrat Bucher, das Wort, um über die Berichte des genannten Blattes Klage zu führen. Es werde darin für den Angeklagten Partei genommen und dem Präsidenten unterstellt, daß er die Zeugen durch sein Kreuzverhör zu verwirren suche. Der Gerichtshof habe daher einstimmig beschlossen, den betreffenden Berichterstatter auf die Dauer einer Woche von der Benutzung der für die Presse reservirten vordern Bank des Gerichtssaales auszuschließen. Auf Aufforderung des Präsidenten verließ denn auch der Betroffene, ein Hauptmann a. D. Fischer, angesichts des Gerichtshofs, der Geschworenen und eines nach hunderten zählenden Publikums den Saal.

Dieser Vorgang nun hat in einem großen Teile der Presse von sich reden gemacht, und von seiten liberaler und freisinniger Blätter wurde derselbe sofort zum Anlaß genommen, um über Verletzung der „Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens" Klage zu erheben. Vor allem hat das betroffene Blatt selbst einen energischen Protest ergehen lassen und dieser Tage das ausführliche Gutachten eines der ersten Rechtsanwälte Stuttgarts, des Dr. Kielmeyer, über den Fall veröffentlicht. Auch Kielmeyer betont in seinem Gutachten die Verletzung des Prinzips der Öffentlichkeit; „ohne Presse, sagt er, keine Öffentlichkeit, also ist die Einräumung des Journalistenplatzes keine Vergünstigung des Gerichts, sondern eine ebenso berechtigte Einrichtung wie das Pult des Verteidigers." Ferner führt Kielmeyer aus: „Die Journalisten stehen ebenso unter der Sitzungspolizei des Präsidenten wie das übrige Publikum, aber diese Befugnis erstreckt sich nur auf Vorgänge innerhalb des Gerichtssaales. Das Gericht kann einen Journalisten zweifellos ausweisen, es kann ihm aber nicht einen ordnungsmäßig eingenommenen Sitzplatz entziehen und dafür einen Strafplatz anweisen." Materiell findet Kielmeyer das Vorgehen des Präsidenten „unbegründet und in hohem Grade bedenklich." Er sagt: „Keineswegs kann der Presse schon daraus ein Vorwurf gemacht werden, daß sie für den Angeklagten Partei nimmt oder zu nehmen scheint, hierzu ist sie im Gegenteil verpflichtet, sobald sie Zweifel an dessen Schuld oder an der objektiven Behandlung des Falles von seiten des Gerichtes hegt." Endlich rügt Kielmeyer die Art des Vollzuges: da es sich um die Entscheidung eines Gerichts in Abwesenheit der betroffenen Person gehandelt habe, so hätte es nach der Strafprozeßordnung einer schriftlichen Zustellung bedurft, die öffentliche Verkündigung sei unstatthaft. Schließlich faßt Kielmeyer seine Meinung dahin zusammen, der Vorfall bekunde „ein bedauerliches Verkennen der Bedeutung der Öffentlichkeit und der Presse für die Rechtspflege und nicht minder der Machtgrenzen des Gerichts oder seines Vorsitzenden; die Art und Weise, wie die Maßregel vollzogen wurde, entspreche weder den Vorschriften noch dem Sinn und Geist unsrer Justizgesetze."

Minder sachlich, als hier in dem Gutachten eines Rechtsgelehrten geschieht, wird natürlich in Leitartikeln und Korrespondenzen der Zeitungen der Vorfall besprochen. So äußerte sich beispielsweise das betroffene Blatt selbst folgender-

maßen: „Mag dem hohen Präsidium ein stiller oder lauter Dank der Reaktionäre zuteil werden, die gesamte unabhängige Presse wird einstimmig dieses Vorgehen verurteilen.“ Und an andrer Stelle: „Das Zwischenspiel dürfte seine starken Wellenschläge bis an das Ufer des Wahltages im Gefolge haben.“ Demokratische und ultramontane Organe haben sich diese Auslassungen sofort zu nutze gemacht, von dem „Dank der Reaktionäre“ ist aber bisher nirgends etwas „laut“ geworden.

Und doch glauben wir, daß an den Vorfall Betrachtungen anzuknüpfen sind, wie sie den Vertretern der sogenannten „unabhängigen Presse“ vielleicht nicht gefallen. Wir scheiden — zum voraus sei es gesagt — bei dem Vorfall durchaus die persönliche und die prinzipielle Seite. Was jene betrifft, so sind auch wir der Meinung, daß sowohl die Form des Vorgehens des Präsidenten als auch die materielle Begründung desselben mannichfachen Anfechtungen unterworfen werden kann. In letzterer Beziehung steht, wie konstatirt werden muß, die öffentliche Meinung hierzulande — auch diejenige der „Reaktionärs“ — auf seiten des Gemaßregelten. Sachverständige, welche dem Prozeß mit Aufmerksamkeit gefolgt sind und die Berichte des „Neuen Tagblattes“ gelesen haben, vermögen nun und nimmer eine so auffallende Entstellung des thatsächlichen Verlaufs der Verhandlungen, viel weniger eine böswillige Absicht zur Herabsetzung der Autorität des Präsidenten oder dergleichen in denselben zu entdecken, daß ein solches Vorgehen des Gerichts motivirt erscheinen könnte. Die Ausweisung des Journalisten aber, eines unbescholtenen und ehrenhaften Mannes, vor versammeltem Publikum und ohne vorherige Anzeige war eine Maßregel von solcher Härte, daß sie uns nahe an den Thatbestand der Ehrenkränkung zu streifen scheint. Und man kann dem obenerwähnten Gutachten nur zustimmen, wenn es ausführt, daß der etwaige berechtigte Zweck des Gerichts in diesem Falle, die Geschworenen vor Beeinflussung zu schützen, durch den Protest des Präsidenten gegen jene Berichte mit Unterlassung der Ausweisung ihres Verfassers ebenso oder vielleicht noch wirksamer erreicht worden wäre.

Diese bedauerlichen Umstände des fraglichen Vorfalles aber sind es nun, die einem gewissen Teil der Presse die erwünschte Gelegenheit geben, Kapital für „liberale“ Ideen daraus zu schlagen, und auch das Rechtsanwaltsgutachten, das das betreffende Blatt sich hat ausstellen lassen, ist nicht frei von solcher Tendenz. Wir können vor allem den Deduktionen desselben in betreff der „Öffentlichkeit des Gerichtsverfahren“ nicht in der Ausdehnung zustimmen, daß wir die Besetzung der Journalistenbank für ein „ebenso“ unerläßliches Erfordernis einer Gerichtsverhandlung halten könnten, wie die Anwesenheit des Verteidigers. Thatsächlich werden viele tausende von Prozessen zu Ende geführt, ohne daß dabei die Herren von der Journalistenbank dem „Prinzip der Öffentlichkeit“ zu seinem Rechte verhelfen. Und wenn man näher zusieht, in welchen Fällen die

Presse sich um das, was in unsern Gerichtssälen vorgeht, bekümmert, in welchen nicht, so ist es keineswegs die Fürsorge für das Prinzip der Öffentlichkeit, sondern ein von diesem allgemeinen Gesichtspunkte völlig geschiedenes, gesondert journalistisches Interesse, das die Redaktionen und Reporter bei ihrer Auswahl leitet. Und dieses Interesse entspricht bei einem großen Teil unsrer Presse ganz und gar nicht jenen idealen Forderungen, sondern es richtet sich mit Vorliebe auf das „Sensationelle" oder Unterhaltende, und am liebsten auf den Skandal. Der Journalist hat also nicht schlechthin Anspruch auf die Würde eines Dieners für das allgemeine Interesse der Öffentlichkeit; er geht als Geschäftsmann seinem privaten Geschäft nach und macht sich die Vorgänge des Gerichtssaals ebenso zu nutze, wie diejenigen im Parlament, auf der Bühne u. s. w. Daß dabei zugleich im großen und ganzen in dankenswerter Weise dem Prinzip der Öffentlichkeit unsers Gerichtsverfahrens Vorschub geleistet wird, ist wohl richtig, aber nur die Pflicht der Presse, diesen Dienst zu leisten, würde gestatten, besondre Würden und Rechte für den Journalisten daraus abzuleiten. Eine solche besteht nicht, wie es denn überhaupt keine staatliche Einrichtung giebt, welche ausdrücklich und eingestandenermaßen in ihren Wirkungen auf die Unterstützung der Presse angewiesen wäre. Wollten Staat und Gesetzgebung einmal die Notwendigkeit dieser Hilfe in dem Umfange, wie sie hier gedacht wird, anerkennen, so wäre es auch mit der so hochgehaltenen „Unabhängigkeit" derselben vorbei; das freie Ermessen der Presse, in den Kreis ihrer Besprechungen zu ziehen, was sie will, und zu ignoriren, was sie will, könnte nicht fortbestehen, das gesonderte journalistische Interesse müßte sich dem Dienst für das Allgemeine, dem „Prinzip der Öffentlichkeit" nach Regel und Vorschrift unterordnen.

Sehen wir einmal zu, wie die Dinge praktisch liegen. Es ist in Stuttgart notorisch und wird anderswo nicht viel anders sich verhalten, daß in juristischen Kreisen über die mangelhafte und oft völlig schiefe und irreführende Berichterstattung aus dem Gerichtssaal Klage geführt wird, und es ist nicht erst in dem „Falle Fischer" die Frage aufgetaucht, welche Mittel die Gerichte anwenden können, um dem durch die Presse angerichteten Schaden abzuhelfen. Dabei können wir unumwunden zugestehen, daß der vorliegende Fall nicht eben der geeignetste war, um ein Exempel zu statuiren, und daß jene von dem Präsidenten gerügten „Unrichtigkeiten und Entstellungen" verhältnismäßig nicht von der Bedeutung waren, um mit einer so drastischen, unsers Wissens seit Einführung des öffentlichen Verfahrens überhaupt noch nie angewandten Maßregel vorzugehen. Ebensowenig wollen wir verkennen, daß in unsrer Juristenwelt ein gewisses gesteigertes Machtbewußtsein aufkommt und derartige Kollisionen einzelner seiner Vertreter mit den gesetzlichen Grenzen der richterlichen Befugnisse ihre symptomatische Bedeutung haben.

Aber ebenso unbedingt erkennen wir auf der andern Seite das Bedürfnis an, daß den Organen der Justiz Mittel an die Hand gegeben sein sollten, um

schädlichen Eingriffen der Presse in den Gang richterlicher Verhandlungen rechtzeitig und nachdrücklich begegnen zu können. Wir wollen des Näheren hier nicht untersuchen, wie weit nach bestehenden gesetzlichen Bestimmungen der Präsident des Stuttgarter Schwurgerichts hätte gehen dürfen. Wir unsrerseits würden das zeitweilige Verbot des Gerichtssaales*) einem einzelnen Berichterstatter gegenüber ohne Affront der öffentlichen Ausweisung für völlig genügend halten; besteht aber überhaupt keine gesetzliche Handhabe für den Vorsitzenden eines Gerichts, gegen die Berichterstattung der Presse vorzugehen — und eine spezielle Verordnung besteht in der That nicht —, so hat der „Fall Fischer" in Stuttgart bewiesen, daß eine solche geschaffen werden muß. Es ist hier in einen wunden Punkt unsrer Preßverhältnisse der Finger gelegt; eine Untersuchung auf andern Gebieten würde ergeben, daß wir es im modernen Preßwesen überhaupt mit einem höchst ungeregelten, vielfach der Korrektur bedürftigen Organismus zu thun haben.

Die Grenzboten haben des Öftern schon auf solche Erscheinungen hingewiesen; hier möge es gestattet sein, den vorliegenden Fall noch nach einigen Seiten hin zu beleuchten. Kielmeyer führt in seinem Rechtsgutachten aus, man könne es der Presse nicht nur nicht übel nehmen, sie sei hierzu sogar „verpflichtet," wenn sie „Zweifel an der Schuld oder an der objektiven Behandlung des Falles von seiten des Gerichts hege." Das geht nach unsrer Meinung entschieden viel zu weit. Fürs erste ist unsre Presse, so wie sie ist, in Sachen der Rechtspflege niemals „verpflichtet," sondern höchstens berechtigt, helfende Hand anzulegen. Fürs andre aber dürfte es sich doch sehr fragen, ob etwas Gutes damit geschieht, wenn die Presse inmitten des Ganges einer Gerichtsverhandlung, zumal wo die Entscheidung von dem Wahrspruch der Geschworenen abhängt, kritisirend und Partei nehmend eingreift. Vorzeitige Veröffentlichung einer Anklageschrift durch die Presse wird, wie der Hugstetter Eisenbahnunfall gezeigt hat, gerichtlich geahndet, und aus denselben Motiven, scheint uns, sollte auch ein Dreinreden der Presse während einer mehrtägigen Gerichtsverhandlung für unstatthaft gelten. Ein Journalist von gesundem Takt wird so etwas ohnedies unterlassen und sich mit einem objektiven Bericht begnügen. Fallen Ungehörigkeiten vor, so bietet das Rechtsmittel der Revision den geeigneten und wirksamen Schutz für gefährdete Interessen, einen Schutz, den die Einmengung der Presse nicht gewähren kann. Ein faktisches Bedürfnis aber, daß dem

*) Aber auch des ganzen Gerichtssaales und nicht bloß der Journalistenbank, was praktisch von gar keiner Bedeutung wäre und nur den Charakter einer disziplinarischen Maßregel hätte, die einem jeweiligen Gerichtsvorsitzenden über einen jeweiligen Berichterstatter entschieden nicht zusteht. Dagegen konstatirt auch das oben zitirte Gutachten Kielmeyers, daß „das Gericht einen Journalisten zweifellos ausweisen könne," allerdings nur, wie K. annimmt, in dem Falle, daß er sich ein ungebührliches Betragen im Verhandlungssaale zu Schulden kommen läßt.

Arbitrium der entscheidenden Faktoren durch die Belehrung der Journalistik nachgeholfen werde, ist schon deshalb ausgeschlossen, weil eine solche Einmengung nur in den verhältnismäßig seltenen Fällen möglich ist, wo entweder die Verhandlungen sich mehrere Tage hinziehen oder die Publikation des Erkenntnisses auf eine spätere Frist verschoben wird. Daß aber gerade bei Schwurgerichten taktlose oder böswillige Preßartikel entschieden Unheil anrichten können, wird nicht zu bestreiten sein, und eben darum glauben wir, daß den Gerichten Mittel an die Hand gegeben sein sollten, um solchen Eingriffen wirksam und rechtzeitig zu begegnen.

Charakteristisch ist auch folgender Widerspruch. Man verteidigt den Berichterstatter der Presse etwaigen Unrichtigkeiten und schiefen Auffassungen gegenüber damit, daß er zumeist ohne jede Vorkenntnis des Gegenstandes einer gerichtlichen Verhandlung anwohnen und seinen Bericht mit möglichster Schnelligkeit und ohne die Möglichkeit einer Korrektur, da der Druckerjunge Blatt für Blatt abholt, abfassen müsse, während Richter, Staatsanwalt und Verteidiger nach eingehendem Studium des Falles in die öffentliche Verhandlung eintreten. Sollte aber nicht unter solchen Umständen einer inmitten des Ganges der Verhandlungen geübten Zeitungskritik erst recht der Vorwurf einer vorlauten und unberechtigten Einmengerei zu machen sein?

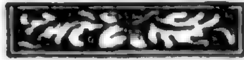
Und nun nehme man gar Fälle, wo eine skandalsüchtige Presse den sittlichen Schmutz, der in manchen Prozessen zu tage tritt, mit Behagen aufrührt, oder wo sie, wenn intime Verhältnisse vor den Schranken des Gerichts ans Tageslicht gezogen werden müssen, in unstatthafter Weise das Privatleben der Betroffenen vor die Öffentlichkeit zerrt, oder man denke an politische Prozesse und den Abgrund der Verlogenheit, der da in gewissen Blättern sich aufthut — sollen da dem Gericht, das die objektive und unbeeinflußte Austragung solcher Rechtsstreitigkeiten durch eine schamlose Presse gefährdet sieht, die Hände gebunden sein?

Wir wiederholen, es mag eine unglückliche Wahl gewesen sein, wenn ein ausnahmsweise energischer Richter in dem besprochenen Falle die Gelegenheit ergriff, der mangelhaften und oft geradezu gewissenlosen Berichterstattung der Presse gegenüber ein Exempel zu statuiren; wenn aber aus diesem Fall für die leider nur allzusehr eingerissene Zügellosigkeit der Presse Kapital geschlagen werden soll, so ist es Pflicht derjenigen Organe, die auf Besserung der Krebsschäden unsers Zeitungswesens bedacht sind, Protest dagegen einzulegen.

Acceptiren wir die offizielle Mitwirkung der Presse an der Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, so involvirt die Berichterstattung eine große Verantwortung, und diese Verantwortung fordert dementsprechend von den mit dieser Aufgabe betrauten Journalisten gediegene Kenntnisse und eine Gewissenhaftigkeit, die derjenigen des Richters und Anwalts nichts nachgiebt. Wo sind die Tagesjournale, die mit ehrlicher Überzeugung versichern können, daß ihre Gerichtsreporter diesen hohen Anforderungen genügen? Ehe es aber in diesem Stück

nicht besser wird, wird sich die Presse bescheiden müssen, etwaigen Rekriminationen von juristischer Seite mit einem geringeren Maße von sittlicher Entrüstung entgegenzutreten.

Stuttgart. F.



Die erste Sitzung des ersten deutschen Parlaments.



Seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts haben die Maschinen einen Teil der knechtischen Arbeit übernommen, die bis dahin der Bürger selbst hatte verrichten müssen. Die so gewonnene Zeit konnte er dazu verwenden, sich durch die Tagespresse von dem unterrichten zu lassen, was Interessantes in seinem Staate und in den Nachbarlanden sich ereignet hatte. Er hatte jetzt genügend Muße gefunden, sich eine eigne Meinung zu bilden. Diese Meinung war auch in Deutschland als öffentliche Meinung gar bald „eine Macht geworden, die ein Gewicht in die Wagschale warf.“

Sie machte sich geltend in dem Verlangen nach einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung, nach Preßfreiheit und religiöser Duldung. Man wünschte auch von seiten der deutschen Nation allenthalben Anteil an der Landesregierung. Schon am 5. Februar 1848 gab der Buchhändler Bassermann in der badischen Kammer jenem Wunsche durch den Antrag Ausdruck, dem von den Fürsten beschickten Bundestage ein von den Ständen beschicktes Volkshaus beizugesellen. „Die herrschende Abneigung der Nation gegen ihre oberste Behörde, sagte er, in ein vertrauensvolles Zusammenwirken zu verwandeln, ist der deutschen Fürsten dringendste Aufgabe. Möchten sie es noch zeitig thun. Der Weltfriede steht auf zwei Augen. An der Seine wie an der Donau neigen sich die Tage.“

Durch die Februarrevolution wurde der Weltfriede arg gestört. Der französischen folgte die deutsche Bewegung binnen sechs Tagen, denn schon am 27. Februar zogen die Mannheimer in Massen nach Karlsruhe, um neben andern Forderungen Bassermanns Antrag tumultuarisch durchzusetzen, bei welchem Anlaß das Gebäude des auswärtigen Ministeriums in Brand gesteckt wurde.

Adressen, Volksversammlungen, Aufläufe, zum Teil blutige Aufstände erfolgten durch ganz Deutschland, fortschreitend von Westen nach Osten.

Wie die Volksführer Berlins den Entschluß des Königs von Preußen am 18. März, dem Lande eine freisinnige Verfassung zu geben, aufgenommen haben, ist bekannt.

Friedrich Wilhelm IV. hatte seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, sich zur Rettung Deutschlands an dessen Spitze zu stellen und als konstitutioneller König Führer der freien, wiedergeborenen deutschen Nation zu sein. Da erschien am 27. März 1848 zu Breslau ein Flugblatt folgenden Inhalts:

Ein freies, deutsches Parlament,

als allseitige Vertretung der Volkskraft und des Volkswillens, als Mittelpunkt deutscher Eintracht und Einigkeit, als feste Stütze deutschen Volksruhms und Volksglücks, ein freies, deutsches Parlament, entsprungen aus der Freiheit und Mündigkeit des deutschen Vaterlandes, um diese Freiheit, und diese Eintracht, und dieses Glück des Volkes sicher zu gründen, sorgsam zu schützen, treu zu bewahren gegen alle geheimen und offenen Angriffe von Innen und Außen, ein freies, deutsches Parlament, die Blüte, die Frucht deutscher Brüderlichkeit, gemeinsamen Menschenrechtes, muß vor allem erstrebt, muß vor allem durch die Macht unsers sittlichen Bewußtseins errungen, gestaltet werden. Nicht Fürsten und Minister sollen die Politik, die Geschichte mehr machen, sondern die Nationen selber. Volksmänner sollen fortan Staatsmänner sein, denn der Staat ist das Volk, und der wahren Staatsweisheit Zweck und Ziel allseitiges, dauerndes Volksglück, kein Volksglück aber ohne allseitige freie Volksvertretung durch Urwahlen, darum erschalle kräftig und einmütig durch alle deutschen Gauen, aus allen deutschen Herzen laut und feierlich der Ruf: ein freies, deutsches Parlament!

Möge sich demnach unser allverehrter Magistrat, unsre teure, würdige Stadtverordneten-Versammlung an der siegreichen Erhebung Deutschlands dadurch zunächst beteiligen, daß sie eiligst einen Mann des Rechts, einen wahren Freund des Volkes nach Frankfurt sende und mit einem Mandat versehe, um Breslau bei den parlamentarischen Vorberatungen thätigst vertreten zu lassen. Jeder Augenblick ist jetzt kostbar, man versäume nicht, ihn zu dem gemeinsamen Wohle der Stadt und des Staates nach Kräften zu nützen. Nur aus der innigsten Vereinigung der städtischen Interessen mit denen des Vaterlandes kann die innere und äußere Wohlfahrt Schlesiens und seiner Hauptstadt erwachsen. Breslaus, Schlesiens Vertretung findet erst ihren Gipfelpunkt

in einem freien, deutschen Parlamente!

Infolge einer Aufforderung der südwestdeutschen Liberalen an alle Gesinnungsgenossen, sich zusammenzuthun zu einer Beratung, wie den deutschen Dingen abzuhelfen sei, kamen mit Genehmigung des Bundestages am 31. März 1848 ungefähr fünfhundert Männer aus allen Teilen Deutschlands zu einem Vorparlament in Frankfurt a. M. zusammen.

Es wurde beschlossen, daß eine aus allgemeinen, freien Wahlen des ganzen deutschen Volkes hervorgehende Nationalversammlung die künftige Verfassung Deutschlands beschließen solle. Ost- und Westpreußen, sowie Schleswig wurden dabei in den deutschen Bund vom Vorparlament aufgenommen, Posen nicht. Die Wahlen fanden mit Genehmigung der Regierungen statt.

Die Hoffnungen, welche man auf das Frankfurter Parlament setzte, faßt der unbekannte Verfasser der „Brustbilder aus der Paulskirche" kurz zusammen in die Worte:

Nichts hat den gerechten Zorn wie den ungerechten Haß gezähmt in Deutschland, nichts die Fackel des wildesten Brandes gelöscht und jedes Gelüst endlich doch gebrochen, als die Worte: Frankfurt — Einheit!

Mit welchem neuen Zauberworte wäre die nächstkommende Vertilgungswut zu dämpfen, wenn wir an Frankfurt und der Einheit gescheitert? Und die Flut würde kommen und sie stürzte über uns alle für das Verbrechen, daß wir den guten Eigenschaften unsers Vaterlandes mehr vertraut als schlechten Möglichkeiten vorgebeugt hätten. Daher die Ueberzeugung, daß sie vor keinem Wintersturme zu Schanden werden, die blühenden Worte des deutschen Lenzes: Frankfurt — Einheit!

Die Ereignisse haben gelehrt, daß in Frankfurt nicht die Einheit Deutschlands zustande gebracht worden ist, daß die gefürchtete „nächstkommende Vertilgungswut“ durch das neue Zauberwort auch nicht zu dämpfen war, sondern daß, um die Worte Moltkes zu gebrauchen, aus der deutschen Einheit nichts werden konnte, ja aus einer völligen Einheit auch nichts werden kann, solange man Logos nur mit „Wort“ übersetzt.

Zum erstenmale sollten die Deutschen in einem deutschen Parlamente frei reden dürfen. Jeder Abgeordnete schien sich für verpflichtet zu halten, zu beweisen, daß er reden könne, und vor lauter Eifer zu reden, versäumte man den rechten Zeitpunkt zu handeln.

Schon in den ersten Tagen des Maimonds trafen einzelne Abgeordnete in Frankfurt a. M. ein, deren Vorberatungen Schott von Stuttgart leitete. Bis zum 17. Mai hatten sich über dreihundert Abgeordnete gemeldet, welche in einer vorläufigen Versammlung am selben Tage nachmittags fünf Uhr im Kaisersaale des Römers beschlossen, die Nationalversammlung am Nachmittage des 18. Mai zu eröffnen und von einem Alterspräsidenten leiten zu lassen. Demnach versammelten sich am 18. Mai 1848 nachmittags drei Uhr die in Frankfurt a. M. anwesenden Vertreter der deutschen Nation im Kaisersaale des Römers. Es waren deren 384, welche Zahl am 19. Mai sich bis auf 397 vermehrte.

Die erlesensten Repräsentanten des Gelehrten- und Richterstandes, der Verwaltung und Advokatur, berühmte Kanzelredner, erprobte Ärzte, erfahrene Militärs, gewandte Literaten, würdige Vertreter des Grundbesitzes, namhafte Industrielle und weltkundige Kaufleute hatte Deutschlands Volk entsandt, zu seinem Besten zu beraten, das Wohl des Ganzen zu fördern und fest zu begründen. Und wie an Stand, waren die Abgeordneten auch dem Alter nach bedeutend unterschieden. Neben dem dreiundsiebzigjährigen Hofrat Dr. Johann Behr von Bamberg und dem zum Alterspräsidenten ernannten Syndikus Dr. Lang von Werden, im Alter von siebzig Jahren, finden wir als jüngste Mitglieder den vierundzwanzigjährigen Dr. jur. Stremayr von Graz und den Prediger Ernst Fr. Franz Schmidt von Löwenberg in Schlesien im Alter von dreiundzwanzig Jahren.

Donnerstag den 18. Mai 1848 punkt vier Uhr nachmittags begaben sich die Nationalvertreter in feierlichem Zuge vom östlichen Portale des Römers mit entblößtem Haupte unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und dem Donner der Kanonen über den Römerberg, durch die neue Kräme, an der alten Börse vorbei nach dem westlichen Eingange der Paulskirche. Den Zug eröffneten Mitglieder des Frankfurter Festkomitees unter Vortragung von zwei deutschen Fahnen; ihnen folgten die beiden Alterspräsidenten, Dr. Lang und Staatsminister a. D. von Lindenau aus Altenburg, mit den Alterssekretären, denen sich die übrigen Abgeordneten zu je vieren anschlossen.

Vor der Treppe des Römers bildete die Frankfurter Stadtwehr Spalier bis zur Kirche und empfing den Zug mit den üblichen militärischen Ehrenbezeugungen. Der laute Vivatruf des Volkes mischte sich mit dem der Stadtwehr; aus den Fenstern wurden Tüchern geschwenkt, und aus den meisten Häusern der Stadt wehten zur Feier des Tages schwarz-rot-goldene Fahnen.

In der festlich geschmückten Paulskirche nahmen die Abgeordneten ihre Plätze ein.

Den Altar der Paulskirche hatte man mit einem Vorhange und die darüber befindliche Orgel mit einem Gemälde der Germania überdeckt. Wo der Priester sonst den Segen gesprochen, befand sich der Sitz des Präsidenten. Die Kanzel wurde als Rednerbühne benutzt. Auch der Kirchendiener Meyer trug den Forderungen der Zeit Rechnung und ließ sich einen Schnurrbart wachsen.

In dem von einer hohen Säulenreihe eingefaßten Schiff der Kirche und in den hinter den Säulen amphitheatralisch emporsteigenden Bankreihen, insoweit sie gerade vor dem Auge des Vorsitzenden, das heißt hinter dem rechten und linken Zentrum liegen, nahmen die Abgeordneten Platz. Die Zuhörer befanden sich in der über den Säulen befindlichen Emporkirche.

Was auf beiden Seiten unmittelbar an die erhöhte Tribüne des Präsidiums stößt, war zur Linken eine den Damen vorbehaltene Loge, zur Rechten bildete es eine bevorzugte Abteilung der mit Einlaßkarten versehenen Herren und der Diplomaten.

„Die Damenloge und die große Galerie mit freiem Eintritt hatte das sicherste Ahnungsvermögen für parlamentarische Heftigkeit. Wie die flatternden Möven auf der noch ruhigen See den im Hintergrunde lauernden Sturm verkündigen, längst ehe ihn ein andres Zeichen verrät, so weissagten die dichtgedrängten Zuhörermassen droben und hier unten die eng aneinander gepreßten Damenbüsten das heranziehende Wetter, ehe auch nur das Schiff der Debatte aus dem Hafen gelaufen war. In den August- und Septembertagen erfüllten die Damen mehrmals schon vor eröffneter Sitzung nicht nur ihre Loge, sondern auch die Zugänge dahin in solcher Anzahl, daß niemand hin und wieder konnte. An der Thür zur freien Emporkirche aber gabs förmliche Kämpfe. Das wurden dann auch stets die von den wildesten Szenen erschütterten Tage.

Die Blusenmänner sind in so vertraulicher Verbindung mit der Linken, daß ihr Vorbewußtsein kommender Entladung wohl den natürlichsten Ursachen zugeschrieben werden mag. Auffallender könnte die Anziehungskraft erscheinen, welche die elektrische Schwüle der parlamentarischen Atmosphäre auf das schöne Geschlecht ausübt. Aber die Sympathie der Frauen war stets eine Sympathie mit den Leidenschaften."

Schon die erste vorberatende Versammlung gab Veranlassung zu mancherlei lauten Äußerungen des „souveränen Volkes" von den Tribünen herab. Der Alterspräsident eröffnete die Versammlung mit folgenden Worten:

Meine Herren! Das sehr zweideutige Glück, einer der Ältesten in dieser Versammlung zu sein, verschafft mir die Ehre, an diesem Tage das Präsidium einer Versammlung zu führen, wie sie Deutschland noch nicht gesehen, einer Versammlung, deren Beruf es ist, ein bedeutendes Stück der Weltgeschichte zu machen, einen Abschnitt in unsrer Zeit, der, so Gott will, Segen bringend von der fernsten Zukunft begrüßt wird. Ich wünsche, daß der Himmel uns stärken möge, diesen hohen Beruf, der uns geworden ist, würdig zu erfüllen. Sie aber, meine Herren, bitte ich, beizutragen, was in Ihren Kräften steht, daß wir ihn auf keine Weise verfehlen, daß wir ihn nicht verfehlen, indem wir uns überstürzen in Ideen, die einer Zeit angehören, die noch nicht da ist; aber noch weniger, indem wir festhalten an Dingen, die untergegangen sind. Somit erfülle ich meinen ernsten Beruf und eröffne die heutige Versammlung. Sie ist konstituirt als solche.

Jetzt haben wir uns zu den Geschäften zu wenden, welche uns obliegen. Es ist ein Schreiben eingegangen, welches ich vor allen Dingen verlesen muß. Es lautet wie folgt rc.

Die geschäftsmäßige Art der Eröffnung behagte dem Abgeordneten Freudentheil aus Frankfurt a. M. durchaus nicht. Er unterbrach den Präsidenten, indem er den Antrag stellte, daß sich die Versammlung „feierlichst" für konstituirt erkläre. Der Alterspräsident entspricht diesem Antrage, und die Abgeordneten erheben sich darauf sämtlich von ihren Sitzen, halten ihre rechte Hand empor und rufen dreimal: „Die Versammlung ist konstituirt! Sie lebe hoch!" Stürmischer Beifall und Hoch folgte diesem Rufe in der Versammlung und auf den Tribünen.

Eine eigenartige „feierliche" Konstituirung, sich selbst hoch leben zu lassen, diesem höchsteigenen Ruf selbst Beifall, und zwar stürmischen Beifall, zu zollen und immer wieder Hoch zu rufen!

Nun gelangte das angekündigte Schreiben zur Verlesung. Da der Alterspräsident sich nicht verständlich machen konnte, verlas es Dr. Stremayr, einer der Alterssekretäre. Es lautete:

Die Bundesversammlung an die deutsche Nationalversammlung. Die Macht außerordentlicher Begebenheiten, das Verlangen, welches sich laut in unserm ganzen Vaterlande ausgesprochen hat, und der aus beidem hervorgegangene Aufruf der Regierungen haben in dieser großen Stunde eine Versammlung hierhergeführt, wie unsre Geschichte sie noch niemals sah.

In seinen Grundvesten hat das alte politische Leben gebebt, und von dem Jubel und dem Vertrauen des ganzen deutschen Volkes begrüßt, erhebt sich eine neue Größe: das deutsche Parlament.

Die deutschen Regierungen und ihr gemeinschaftliches Organ, die Bundesversammlung, mit dem deutschen Volke in der gleichen Liebe für unser großes Vaterland vereint und aufrichtig huldigend dem neuen Geist der Zeit, reichen den Nationalvertretern die Hand zum Willkomm und wünschen Ihnen Heil und Segen. Frankfurt am Main, am 18. Mai 1848. Die deutsche Bundesversammlung und in deren Namen: der Präsidirende, Colloredo.

Es ist bezeichnend für den Geist eines Teils der Versammlung, daß der Antrag des Alterspräsidenten, auf dieses Begrüßungsschreiben des Organs der deutschen Regierungen eine Erwiederung zu erlassen, einen sich mehrfach wiederholenden und verstärkenden Lärm hervorrief. Man konnte sich darüber, ob das Schreiben gedruckt werden, ob eine Kommission ernannt werden solle, welche „einen Entwurf des allenfallsigen Rückschreibens machen sollte, der sodann zur Debatte und Abstimmung gebracht werden möge," nicht einigen, bis Zitz aus Mainz die Angelegenheit mit den Worten erledigte: „Meine Herren! Wir sind zu einer ernsten Aufgabe hier versammelt, und unser Zweck kann nicht sein, Komplimenten zu antworten. Ich finde in diesem Schreiben nichts als Komplimente. Es ist daher unsrer Würde nicht entsprechend, daß wir darauf antworten, am allerwenigsten aber, daß wir deshalb eine Kommission ernennen." Viele in der Versammlung fanden diese Art, einen Gruß der Regierung zu erwiedern, durchaus passend und riefen dem Redner Bravo zu.

Bei der nun folgenden Abstimmung über die von dem Advokatanwalt Wesendonk aus Düsseldorf vorgeschlagene Geschäftsordnung erhob sich ein großer Tumult. Manche hatten nicht verstanden, worüber abgestimmt werden sollte. Der Präsident stellt nochmals eine genau formulirte Frage, die mit abermaligem Lärm beantwortet wird. Einer der Abgeordneten weiß immer noch nicht, um was es sich handelt; seine Worte aber werden von Lärm und dem Ruf: Zur Ordnung! unterbrochen. Kaum hatte man einige Redner ausreden lassen, da erhob sich am Schluß der Rede von Zitz ein sich immer mehr steigernder Lärm und Tumult, sodaß eine Stimme den Mahnruf ertönen ließ: „Wenn wir anfangen, so zu beraten, so geht der gesetzgebende Körper seiner Auflösung entgegen!"

Dies schien zu wirken, doch nicht lange. Der Alterspräsident war nicht imstande, die erregte Menge zu beruhigen; es fehlte ein energischer Steuermann, das den wilden Wogen preisgegebene Schiff mit kundiger Hand in ruhiges, sicheres Fahrwasser zu leiten.

Da betritt der Abgeordnete für den 15. rheinpreußischen Wahlbezirk die Rednerbühne, Ernst Moritz Arndt, „Vater Arndt," der Sänger unsers Vaterlandsliedes, „die ansprechendste Erscheinung in der ganzen Versammlung. Lichte, weiße Haare umkränzen ihm den Scheitel und streben noch immer lustig empor; die Wangen lachen vor Gesundheit und das Auge von sonnigen Gedanken."

Aber „alle Gelehrsamkeit und Erfahrung, welche die letzten dreiviertel Jahrhunderte einem genialen Menschen verleihen konnten", sie suchen sich beim ersten Erscheinen Arndts auf der Rednerbühne des ersten deutschen Parlaments vergebens bemerklich zu machen. „Einen Augenblick, meine Herren!" hat er gerade sagen können, und der Lärm der Menge verhindert ihn, weiterzusprechen. Noch einmal ruft er wie bittend: „Auf ein Wort!" Man will nichts hören, sondern verlangt unter erneutem Lärm nach Abstimmung. Mit welchen Gefühlen mag der edle Greis die tobende Menge überschaut, mit welchen Gedanken in der Brust die Rednerbühne verlassen haben! Die meisten hatten nicht gewußt, wer er war, und viele, die hörten, daß Arndt soeben zu sprechen versucht habe, ergriff Unmut über die lärmende Versammlung. Eines unbeschreiblichen, andauernden Lärmens und Schreiens wegen, während dessen niemand zu Worte kommen kann, war es selbst dem Präsidenten trotz minutenlangen Läutens mit der Glocke nicht möglich, sich Gehör zu verschaffen. Erst als Wigard aus Dresden in die Versammlung rief: „Achtung der Stimme des Präsidenten! Wo soll das hinaus, wenn Sie den Präsidenten nicht mehr hören wollen!" dann mehrere Stimmen den Ruf: „Achtung dem Präsidenten!" wiederholten und Wigard erklärte: „Das ist ein Skandal, das ist Terrorismus! Achtung dem Präsidenten!" erst da legte sich der Sturm allmählich, um nach kurzer Pause einen Teil der Versammlung von neuem aufzujagen.

Von den zur Abstimmung gelangenden Anträgen auf Annahme einer Geschäftsordnung wurde schließlich der Antrag des Abgeordneten von Reden aus Berlin angenommen, nach welchem der verfassunggebende Reichstag den vorliegenden Kommissionsentwurf einer Geschäftsordnung zur einstweiligen Regelung seiner Verhandlungen bestimmte. Die Wahl eines definitiven Präsidenten setzte man bis zur nächsten Sitzung aus.

Gewaltiger Lärm brach wieder los, als der Abgeordnete Hildebrand aus Marburg ein Schreiben aus Kurhessen mitteilen wollte, in welchem eine Anzahl kurhessischer Wähler erklärte, daß sie die Wahl eines Abgeordneten zur konstituirenden Versammlung nur unter der Voraussetzung vorgenommen hätten, daß diese Versammlung selbständig und allein die Verfassung Deutschlands feststelle. Seine Versicherung, er habe nur Mitteilung davon machen wollen, rief eine stürmische Unterbrechung seiner Worte hervor, derart, daß der Alterspräsident lange vergeblich durch die Glocke zur Ruhe mahnte.

Die nachher eingetretene Ruhe benutzte man, folgenden Antrag des Professor Biedermann aus Leipzig zur Abstimmung zu bringen: „Die Versammlung wolle ihre Übereinstimmung damit aussprechen, daß eine amtliche Ausgabe der stenographischen Berichte über ihre Verhandlungen veranstaltet und zu möglichst billigen Preisen dem Volke zugänglich gemacht werde, und wolle die Ermächtigung zur Einleitung der dazu nötigen Maßregeln erteilen." Nach Streichung des Wortes „amtlich" wurde der Antrag angenommen.

Während der Debatte über diesen Antrag gab die Versammlung den Wunsch nach Schluß der Sitzung zu erkennen. Man schien für diesen Tag genug gehört zu haben. Erbaut war man sicherlich nicht von dem Verlauf der ersten Sitzung des ersten deutschen Parlaments. Dieser Stimmung gab der Abgeordnete Hülsmann Ausdruck mit den Worten: „Wir sind mit Glockengeläute, mit Kanonendonner eingetreten; gewiß ein jeder von uns in erhebendem Gefühle. Der Gang der Verhandlung war rein formell; das Gefühl, womit wir hereingekommen, nehmen die wenigsten mit hinaus." Weiter bemerkte er, daß der Endzweck ihres Hierseins Deutschlands Einheit, Freiheit sei, und folgte dann dem wiederholten Rufe: Zum Schluß! durch Verlassen der Tribüne.

Ehe der Alterspräsident dazu kam, die Tagesordnung für die auf Freitag den 19. Mai, vormittags 10 Uhr, anberaumte nächste Sitzung bekannt zu machen, ergriff der Bischof Müller von Münster das Wort und sagte:

Die gegenwärtige Versammlung durchdringt ein Bewußtsein, das von der großen Wichtigkeit des Werkes, zu dessen Aufbau Sie hier zusammengekommen sind, herrührt. Jenes Buch, dessen Lehren seit Jahrtausenden die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft bei vielen, vielen Völkern bildeten, enthält das wichtige Wort: Wenn der Herr das Haus nicht baut, so bauen die Werkleute das Werk umsonst. (Einige Stimmen: Keine Predigt!) Ich glaube die Ansicht sehr vieler Anwesenden auszusprechen, wenn ich darauf antrage, daß wir die Anerkennung jenes Wortes der heiligen Schrift durch irgendeine kirchlich feierliche Handlung bethätigen. Es könnten die Pfarrgeistlichen ersucht werden, für die verschiedenen Konfessionen an einem von der Versammlung zu bestimmenden Tage einen Gottesdienst abzuhalten, in dem sich die Abgeordneten der verschiedenen Konfessionen zusammenfinden möchten.

Hentges aus Heilbronn, Mitglied der äußersten Linken, entgegnete, daß, wenn ein Gottesdienst stattfinden sollte, er für alle Konfessionen stattfinden möchte. Da sie eine gemeinschaftliche Sache berieten, erscheine ihm eine Trennung beim Gottesdienste nach konfessioneller Unterscheidung unpassend. Ihm sekundirte Venedey aus Köln, ein „ehrlicher Schwärmer von grenzenloser Sprachseligkeit," welcher meinte, man solle diesmal den Gottesdienst aus der Versammlung weglassen.

Unter stürmischem Bravo schloß die Erörterung über dieses Thema Herr Raveaux, der, „schwarz von Haar und Bart, das Gesicht von angegriffener Blässe, die Stimme noch klagender als die Venedeys," unter anderm sagte: „Die schönen Reden müssen einmal aufhören, denn die heutigen Verhandlungen haben bewiesen, daß man viele schöne Reden halten kann, ohne auch nur eine einzige That zu vollbringen. Ich will Ihnen auch ein Sprichwort anführen: Hilf dir selber, und Gott wird dir helfen."

Mit der Verkündigung der Tagesordnung für die nächste Sitzung, auf welcher sich auch die Wahl des „provisorischen" Präsidenten befand, wurde die erste Sitzung des ersten deutschen Parlaments gegen halb acht Uhr abends geschlossen.

* * *

Von dem Grundfehler, den diese Sitzung zeigte und an dem das Frankfurter Parlament überhaupt litt: daß zu viele Reden gehalten wurden und zu wenig gethan wurde, ist leider auch unser jetziges Parlament noch nicht frei. Möchten doch bei den bevorstehenden Neuwahlen zum deutschen Parlament die Wähler, belehrt durch die Erfahrung, nur solche Abgeordnete ins Parlament schicken, die für des Vaterlandes Wohl zu handeln bereit sind, nicht aber solche, welche jede Gelegenheit benutzen, in kleinlichem Parteiinteresse zum Nachteil des ganzen Vaterlandes schöne Reden zu halten.

Breslau. Otto Linke.



Dichtung und Gegenwart.



ie Beziehungen des Kulturlebens zur Kunst sind doppelseitig. Weitab von den Bahnen des künstlerischen Schaffens bilden sich die Anschauungen, welche nicht bloß die Wertschätzung künstlerischer Arbeit regeln, sondern sich auch berechtigt glauben, ihr Aufgaben und Ziel anzuweisen. Umgekehrt bemächtigt sich die Kunst aller Lebenskreise, um Darstellungsobjekte zu finden, und erfährt hierbei zum zweiten mal eine Beeinflussung, indem der Charakter dessen, was sie reproduziren will, auf die Art der Reproduktion seinen Stempel drückt. Wenn der Künstler seinen Stoff gewählt hat, hat er einen Teil seiner Freiheit eingebüßt. Die natürlichen Verbindungen, in denen sein Objekt zu dem Gesamtinhalt der einschlägigen Kulturepoche steht, sind die Schlagadern, aus denen ihm Leben zuquillt; nur mit schwerer Gefährdung der Lebenswahrheit lassen sie sich unterbinden.

Aus der Innigkeit dieser wechselseitigen Beziehungen wird es verständlich, daß ein Zeitalter, das arm an Objekten künstlerischer Darstellung ist, im allgemeinen auch keine Künstler besitzt — und umgekehrt. Das ist am ersichtlichsten für die Dichtkunst, und hier ebenso leicht verständlich. Denn abgesehen von rein epischen Stoffen im ursprünglichen Sinne des Wortes, haftet die poetische Darstellbarkeit und ganz besonders der dichterische Reiz fast ausschließlich an dem, was sie Individuelles besitzen. Wo — und das ist in Wirklichkeit beinahe immer — menschliches Seelenleben das mittelbare oder unmittelbare Objekt ist, kommt es also auf Individuen von bewußter Innerlichkeit und von reichem, mindestens stark hervorleuchtendem Inhalt an. Giebt also eine Zeit wenig dichterisch brauchbare Stoffe her, so heißt das soviel, daß ihr die Erzeugung freier Individualität mißlang. Eben darum hat sie aber auch keine Dichter,

denn das poetische Talent ganz besonders wurzelt in einer freien, reichen und bewußten Innerlichkeit. In solchen Fällen hat engherzige Weltanschauung oder soziale Mißgestaltung gleichermaßen poetische Objekte und Poeten selbst im Keime erstickt. Die Ausnahmen von diesem engen Wechselverhältnis sind nur scheinbar: sie lösen sich, sobald man den Begriff der Individualität seiner landläufigen Fassung entkleidet und ihn korrekt bestimmt. Nicht alles, was Individuum scheint, ist es wirklich in einem universalen Sinne, und hinter dem lautesten Kultus der Persönlichkeit birgt sich oft eine gänzliche Zerfaserung des Bewußtseins. Kaum ein einziges Merkmal läßt sich dann finden, das in seiner Besonderheit auf die Möglichkeit eines eigenartigen Charakterabschlusses hinwiese.

Es klingt unglaublich, wenn wir diese doppelseitige Bedeutung geschlossener Persönlichkeiten auf die Gegenwart und die Mangelhaftigkeit ihres poetischen Lebens anwenden. Wird nicht das geheiligte Recht der Persönlichkeit bei uns auf den Gassen gepredigt? Und birgt sich nicht hinter jener marktschreierischen „Verachtung der Autorität," die als ein wenig neidenswertes Vorrecht von den breiten Massen der Halbbildung in Anspruch genommen wird, das richtige Gefühl von dem Werte eines selbstbewußten „Ich"? Daneben diese Unzahl dichterisch brauchbarer Stoffe, die Zuspitzung und schroffe Gegensätzlichkeit sozialer Verhältnisse, die Vertiefung alter und die Entfaltung neuer Lebenskreise, die gesteigerte Intensität aller geistigen wie physischen Lebenselemente, aus der sich Seelenzustände und Komplikationen derselben ergeben, wie keine andre Zeit sie kannte und wie sie dem begabten Autor eine Fundgrube packender und schon durch ihre Neuheit origineller Konflikte eröffnen. Diese auf- und abwogenden, hier sich durchkreuzenden, dort ineinander flutenden Wogen des Daseins sollten nicht, leichter als jemals in früherer Zeit, ein schlummerndes Talent zur künstlerischen Nachbildung anreizen und so erwecken? Und in dieser Hochflut geistigen Lebens, die doch sonst auf allen Gebieten zahlreiche Talente erzeugt, sollte gerade die dichterische Begabung zu wünschen übrig lassen, die doch von allen Kunsttalenten am nächsten an die allgemeine geistige heranstreift? Was sollte uns fehlen, um vielleicht morgen schon einen großen Dichter unter uns erstehen zu sehen?

Wer so im Hochgefühl des gesteigerten geistigen Atmosphärendrucks optimistische Hoffnungen hegt, sollte mit ruhigem Blut dem Entwicklungsgange unsrer modernsten dichterischen Talente nachgehen, um sehr schnell auf das Niveau heimlicher ernster Besorgnisse herabgestimmt zu werden. Daß sie alle, anstatt sich zu immer reinerer künstlerischer Weltanschauung durchzuarbeiten, entweder frühzeitig in eine Manier verfallen oder sich zu gewerbsmäßiger Produktion herabwürdigen, fast nie aber imstande sind, die Grenze zwischen technischer Meisterschaft und Virtuosentum innezuhalten: es liegt sicherlich nicht ausschließlich in einem Mangel ihres ursprünglichen Naturells begründet. Aber gerade

darum ist es mehr als fraglich, ob überhaupt einem modernen Talent der große Kampf gelingen könne, den es siegreich bestehen muß, um die Gegenwart dichterisch beherrschen zu können. Erinnern wir uns an Goethe. Wie das Kind des achtzehnten Jahrhunderts die weichmütige Empfindungsseligkeit und die einseitige Verstandesrichtung seiner Zeit in sich überwinden, wie er zu einer einheitlichen und vertieften Weltauffassung hindurchdringen mußte und in deren prophetischer Verkündigung eben der zeitbeherrschende große Dichter wurde, so muß auch ein kommender poetischer Genius eben in der Überwindung und Versöhnung der modernen Gegensätze seine Kraftprobe ablegen; er muß in sich ausgleichen und in seiner neu gewonnenen höheren Einheit darstellen, was jetzt auf allen Gebieten des Lebens sich als unversöhnbarer Konflikt darstellt. Haben wir wirklich Ursache, auf diesen, wie ein moderner Ödipus die Rätselfragen der Zeit vernichtenden Genius zu hoffen? Sind die Gegensätze bereits so klar formulirt, in ihrer Einseitigkeit so scharf accentuirt, ist das Verlangen nach Erlösung bereits allgemein so brennend, daß ein neu auftauchendes Genie begeistertes Echo fände? Mit einem Wort: Sind die modernen Zustände derart, daß sie die Entwicklung eines dichterischen Genius ermöglichen?

Wir haben die Antwort eigentlich schon gegeben, und es bedarf nur noch ihrer eingehenderen Begründung. Wenn doch nur wirklich die Gegenwart das Zeitalter des Individualismus wäre, in der Weise, die einzig vernünftig und bei der allein ein lebendiges soziales Gemeinwesen bestehen kann! Unsre Zeit gestattet ja nicht einmal den ersten Schritt dazu, die freie Ausbildung der individuellen Naturanlage. Bei uns geht Kopf vor Herz, Talent vor Charakter. Die Schulen beginnen damit: sie geben Kenntnisse, sie bilden den Verstand. Das Leben setzt die Ausbildung in derselben Richtung fort. Bei der hochgesteigerten Konkurrenz absorbirt der Beruf alle Kräfte, immer mehr wird das seelische Leben in eine einseitig praktische Richtung hineingezwängt, und eine entsetzliche Einförmigkeit des Denkens und Empfindens lagert sich wie eine trübe Wolke über die seelische Existenz der Durchschnittsgebildeten. Keine Muße wird vergönnt, um in geistiger Frische die vom Beruf abseits liegenden Gebiete modernen Lebens zu betreten; die Ausbildung jener leisen und schüchternen und doch so beglückenden Regungen der Empfindung und Phantasie, die aus der Enge persönlicher Verhältnisse in die großen Interessen der Menschheit, in die Sphäre des Ewigen erheben, bleiben unempfunden und ungenutzt. Aus jener geistigen Einförmigkeit, die alles verbannt, was nicht im Kampf ums Dasein als Waffe dienen kann, resultirt die ungeheure Macht der Phrase, der Schlagwörter bei uns, und in zweiter Linie die Bedeutung der Zeitungen. Wie die Infektionsstoffe geistiger Epidemien schwirren die Einfälle einiger hundert Journalisten in den Köpfen der modernen Kulturmenschheit herum; ihr politisches und soziales Gewissen wird in das Schlepptau einiger Wenigen genommen, deren Raisonnements zum allergrößten Teil wieder Berufsarbeit sind und zum allerkleinsten

aus den Denkresultaten sorgfältig gebildeter Individualitäten stammen. Die Sucht, sich in Vereinen zusammenzuthun, entspringt dem stillschweigenden Eingeständnis von der Uniformität der geistigen Existenz; denn nicht nur, daß der Starke am mächtigsten allein ist: Vereine sind unmöglich, wo jedermann aus dem Innersten seiner Seele heraus sich zu entschließen und zu handeln pflegt, es sei denn, daß es die Pflege ein für allemal anerkannter Interessen gilt. Auch die Sucht, in religiösen und politischen Dingen den extremen Richtungen zu huldigen, findet hier ihre Erklärung. Extreme Parteien handeln nach Schlagwörtern oder nach wenigen leicht übersehbaren und feststehenden Prinzipien, Mittelparteien urteilen und handeln von Fall zu Fall und brauchen häufige Prüfung und immer neue Stellungnahme zu den veränderten Umständen. Dazu bedarf es einer geistigen Elastizität, einer Sicherheit des Urteils aus eigenster, individueller Anschauung heraus. Was heißt denn Individualität? Selbst wenn man jenen schönen Traum einer ungehemmten Entwicklung aller Naturanlangen aufgiebt, dessen Erfüllung vielleicht in den Sklavenstaaten der alten Welt einem kleinen Kreise Bevorzugter beschieden war: ein Zentrum des Seins muß vorhanden sein; eine Grundstimmung der Seele, eine herrschende Form geistigen Lebens, durch die alles, was in das Bereich der Persönlichkeit tritt, in einer ganz besondern Weise ihr assimilirt und in Entschlüsse und Handlungen umgesetzt wird, die von jener geistigen Grundstimmung ihr charakteristisches Gepräge erhalten. Zudem muß jede Neigung, jede Anlage zu allen andern in ein bestimmtes Verhältnis gesetzt sein, das, von lebendiger Elastizität, durch die Einwirkungen der Außenwelt wohl vorübergehende Störungen, aber keine bleibenden Änderungen erleiden kann. Es leuchtet ein, daß hierzu eine freie Muße in der Entwicklung gehört, wie sie dem modernen Lern- und Berufssklaven nicht gegönnt ist. Zudem liegt, der Natur der Sache nach, jener ruhende Pol des geistigen Lebens, aus dem eben die individuelle Färbung in jede Äußerung der Persönlichkeit tritt, meist auf ethischem Gebiete, weil alle Fäden aus den Gebieten des handelnden Lebens hier zusammenlaufen. Und hier kommen wir zur Hauptsache. Wollte man unter den modernen Menschen Umfrage halten, wie viele von ihnen auf einem festen und klaren sittlichen Boden stehen, wie viele über die Stellung des Menschen zur Welt, über seine Aufgaben in ihr und über ein etwaiges höchstes metaphysisches Prinzip durchdachte und in sich widerspruchslose Ansichten besitzen: man würde bald inne werden, daß der größte Teil bei oberflächlicher Festhaltung, aber innerlich toter Geltung der kirchlich-religiösen Lehrsätze in einem sittlichen Schlendrian einhergeht, der stillschweigend darauf rechnet, es werden ihm bei einer wohlgeordneten bürgerlichen Existenz und in einer zivilisirten Gesellschaft keine Steine im Wege liegen. Ein kleinerer Teil wirft alles, was nach Religion aussieht, einfach weg und lebt „schlecht und recht,“ d. h. er folgt den Regungen einer, meist gutmütigen und wohlerzogenen Durchschnittsnatur, und seine materialistischen Prahlereien sitzen nicht

tief genug und sind nicht konsequent genug durchdacht, um auf die sittliche Regelung des Lebens einen Einfluß zu üben. Der Rest klammert sich, mit seinem innern Leben es ernstlich nehmend und an der sittlichen Autonomie des Menschen verzagend, fest an die überlieferte kirchliche Dogmatik. Nur ein ganz kleiner Teil sucht mit eigenem Denken an ein letztes metaphysisches Prinzip ethische Gesetze anzuknüpfen und eine wirklich individuelle Lösung der modernen religiösen Fragen herbeizuführen. Ein festes sittliches Zentrum, aus dem die Handlungen quellen, haben eben nur die beiden letzten, und nichts ist auffälliger, als das Zurückbleiben und die Fruchtlosigkeit in der Bearbeitung dieser religiös-sittlichen Gebiete, während auf allen andern eine Hochflut geistiger Thätigkeit — freilich vielfach auch mehr stagnirt als wirkt.

Und nun ein Individuum ohne bewußte Klarstellung und Festhaltung dieses Kerns alles Menschlichen! Was den Kurzsichtigen unter uns einen hochentwickelten Individualismus vortäuscht, ist die Abneigung des modernen Menschen, sich irgendeiner Autorität zu fügen, die er sich nicht selbst geschaffen hat. Es ist freilich unleugbar, daß trotz aller besprochenen Hemmnisse die Ausbildung des persönlichen Elements gegen die meisten der früheren Epochen fortgeschritten ist. Recht und Gesetz, wie Gebrauch und Sitte erkennen den Wert der Persönlichkeit an; das Prinzip ist auf die Fahne des Jahrhunderts geschrieben und das Bewußtsein seiner Individualität trägt jeder mit sich herum. Nur daß die Wirklichkeit diesem Bewußtsein nicht enspricht, und daß vor der Hand dasselbe, oft genug am unrechten Orte und in der falschen Weise auftretend, viele der wunderlichsten Krankheitserscheinungen der Zeit verursacht.

Wer sich selbst wirklich und mit Grund als Individuum fühlt, pflegt auch andre — Personen und Dinge — daraufhin anzusehen. Bei uns aber arbeitet die herrschende mechanische Weltanschauung dem gerade entgegen. Die Beherrschung des modernen Geistes durch die Naturwissenschaften involvirte diese Anschauungsweise durchaus nicht mit Notwendigkeit, und wenn sie gleich auf naturwissenschaftlichem Gebiete selbst unabsehbare Vorzüge bot, so war durch nichts ursprünglich die Veranlassung geboten, sie auf andre Gebiete des Lebens zu übertragen. Dem Mechanismus sind die Dinge nicht Individuen, sondern Zahlen und Kraftwerte, und daß der öffentliche Geist sich nicht gegen die Übertragung dieser geistlosesten und oberflächlichsten aller Betrachtungsweisen gesträubt hat, beweist am besten, wie wenig die Menschen noch gewohnt sind, in Gegenständen außer ihnen Objekte voll Besonderheit und unantastbarer Innerlichkeit, also Individuen, zu sehen. Hat sich doch die mechanische Vorstellungsweise auch tief in die Fragen des Gemüts eingefressen, alle Zartheit der Empfindung tötend und den gesamten Inhalt des Lebens aufs schnödeste verflachend. Die Alten haben sogar die unbewußt verlaufenden Naturvorgänge durch Einführung menschlich-göttlichen Seelenlebens vertieft und individualisirt, in Najaden, Dryaden, Liebesgöttern. Die Modernen verfahren umgekehrt; sie finden ihre

Freude daran, die geheimnisvollen Regungen des Gemüts unter allgemeine Naturgesetze zu bringen, noch ehe die Resultate der Wissenschaft dazu nötigen, und diese Wissenschaft selbst sträubt sich aufs hartnäckigste, den Mechanismus als äußere Form eines Geschehens aufzufassen, dessen Gesetz und Ursprung über das Erklärbare hinausreicht. Und doch wird in Zukunft diese Erkenntnis dazu berufen sein, die Bedürfnisse des Gemüts zu stillen und den gleichmäßig unter die Räder des Weltmechanismus gezogenen Einzeldingen ihre individuelle Bedeutung im Sinne jenes letzten Urgrundes alles Geschehens wiederzugeben.

In einer Gesellschaft, wie die, deren seelische Physiognomie wir eben zu skizziren versuchten, soll nun ein keimendes Dichtertalent Anregungen empfangen, von ihr soll es seine Stoffe nehmen, ihr soll es seine Arbeiten zur künstlerischen Erbauung geben, aus ihr soll ihm zu Lohn und weiterer Anregung ein lautes Echo erklingen. Die Einseitigkeiten im Gange der modernen Erziehung mag es mit einiger Charakterstärke — und ohne Charakter ist das Talent überhaupt verloren — unter fortgesetzten Kämpfen überwinden und sich, der Vielseitigkeit seiner seelischen Irritabilität entsprechend, die idealen Triebe seiner Natur festigen und veredeln. Mit angeborenem Geschick mag es ferner an den Dingen frühzeitig die individuellen Züge erfassen und sich so eine dichterische, von der gebräuchlichen weit abweichende Weltansicht bilden. Nun aber soll es produziren, und seine Lehrmeisterin bleibt unter allen Umständen die wirkliche Welt, weil sie allein ihm die Bedingungen und den Modus des Geschehens, also das Kriterium der Naturwahrheit, in genügender Stärke und Deutlichkeit giebt. Was ist nun der Kern aller dichterischen Stoffe? Lyrik, Roman und Novelle, Drama: sie alle entfalten werdende Handlung und ihre Reflexe auf die Menschenseele, oder lediglich Reflexe, die ein außerhalb der dichterischen Darstellung abgelaufenes Geschehen geworfen hat. Immer also ist eine bestimmte ethische Stellungnahme zu den jeweiligen Objekten unerläßlich, weil der moderne Dichter nicht mehr naiv erzählen kann, sondern das Lebensschicksal seiner Figuren in irgendeiner Weise mit ihrer aktiven und passiven Stellung zur Welt in Kausalzusammenhang bringen muß. Nun sind bisher noch immer die Epochen hochbedeutender dichterischer Produktion mit Zeiten zusammengefallen, in denen, aus welchen Gründen auch immer, ein mächtiges ethisches Pathos die Welt durchströmte. So in dem aufblühenden Selbstbewußtsein hellenischen Geistes nach Niederwerfung des orientalischen in den Perserkriegen, so in der Shakespeareschen Dichtung nach der Wiedergeburt des freien menschlichen Bewußtseins durch die Reformation, so in der Goethe-Schillerschen Periode bei der Geburt des modernen Weltbewußtseins. In solchen Zeiten durchdringen bestimmte sittliche Gesetze, Normen für das Handeln und Beurteilungsweisen des Geschehenden mit hinreißender Gewalt jedwede Empfindung; der Dichter erfaßt sie, prägt sie in seinen Charakteren aus, stellt sie rein und ehrwürdig in der Konstruktion seiner Stoffe dar, und die begeisterte

innere Gewißheit, auf dem rechten Wege zu sein, giebt ihm nicht nur eine mächtige, durch garnichts zu ersetzende Resonanz, sondern verleiht auch seinen Werken in den Augen der Zeitgenossen eine fast an die religiöse streifende Bedeutung. Heute sind nicht einmal die elementarsten ethischen Grundsätze Gemeingut der Nation; der Dichter soll das moralische Gewissen der Zeit, eine Art von Weltnemesis sein, und ist nicht auf eine Sekunde sicher, im Sinne der Zeitgenossen zu sprechen und zu urteilen. Der Einwand liegt nahe, daß es ja dessen auch nicht bedürfe, sobald er nur selbst eine feste sittliche Basis besitze, diese mit Begeisterung festhalte und so in seine Figuren überpflanze. Das ist nicht richtig. Ein individueller sittlicher Maßstab hat, eben weil er individuell ist, stets etwas bewußt zurecht Gemachtes, Absichtliches, Willkürliches. Mag immerhin ein Teil der Leser auf demselben Standpunkte stehen: der Eindruck des unmittelbar aus dem Göttlichen quellenden Sittengesetzes und der daraus resultirenden furchtbaren Verantwortlichkeit geht unter allen Umständen verloren. Und er gerade ist es, der den heiligen Schauer, die *κάθαρσις* verursacht, um derentwillen wir ein Dichterwerk über andre erheben. Bleichsüchtige Figuren werden geschaffen, deren Konflikte nicht im Auflehnen gegen eine sittliche Weltordnung, sondern in einem Verfehlen des rechten Weges bestehen; blinde Wanderer, die im Umhertappen sich an Steinen und Mauern stoßen. Selbst eine mächtige dichterische Persönlichkeit, die allen Zweifel in sich überwunden hat und deren ethischer Grund und Boden ihr organisch im Bewußtsein verschmolzen ist: auch sie würde moderne Menschen immer in dieser unseligen Unsicherheit befangen darstellen müssen. Reine und in ihrer Einfachheit erhabene Konflikte — nur Lear sei als Beispiel genannt — würden ihm nur durch Zurückgehen in eine phantastische Vergangenheit möglich werden. Das ist bei Shakespeare freilich auch der Fall, aber aus sehr andern Gründen.

So gäbe es denn nur den Ausweg, die Gegenwart ganz ruhen zu lassen und poetische Objekte in vergangenen Epochen zu suchen. Ist damit wirklich etwas gewonnen? Wird ein dichterisches Talent vermessen genug sein, die Reproduktion vergangener Stoffe in der Weltanschauung ihrer Zeit zu versuchen? Ein wirklich dichterisches Talent, das eine ehrfurchtsvolle Pietät gegen das Individuelle besitzt und sich schämt, jenen keiner Zeit angehörigen und psychologisch unsinnigen Mischmasch zu tage zu fördern, mit dem unsre modernsten Dichterlinge uns aufzuwarten belieben? Der wirkliche Dichter stattet seine Figuren nur mit dem aus, was er selbst als seelisches Eigentum besitzt, nicht mit dem, was er sich verstandesmäßig als Kenntnisse angeeignet hat, daher denn auch alle großen Dichter, wo sie Vergangenes darstellen, immer Menschen ihrer Zeit schildern. Will der moderne Dichter so verfahren, so gewinnt er also nichts: seine ethische Subjektivität begleitet ihn überall hin. Und möge doch niemand wähnen, menschliches Empfinden in Wahrheit zu verstehen, wenn es nicht in seinen allgemeinen Voraussetzungen dem seinen konform ist.

Worauf es ankommt, ist stets das eine: die ethischen Konflikte der Gegenwart auszugleichen und uns Personen von tiefgegründeter, aus den Wurzeln unsrer Zeit emporgediehener Weltanschauung vorzuführen, nach denen sich die nachempfindenden Gebildeten die ihrige erbauen mögen. Das war und ist noch immer die Aufgabe großer dichterischer Genies. Bei ihnen ist es aber deshalb ohne Bedeutung, ob sie ihre Stoffe aus Vergangenheit oder Gegenwart nehmen: immer ist ihre seelische Füllung die der Zukunft. In diesem Sinne hat man die Dichter Propheten genannt. Mag jedermann aus den Bedenken, die wir bisher geäußert, selbst die Wahrscheinlichkeit ermessen, mit der wir auf das baldige Erscheinen eines solchen, in Wahrheit erlösenden Genius rechnen können. Erlösend, denn indem er ein ethisches Weltgesetz nicht in abstrakter Form als Sittengebot, sondern in concreto und leicht ersichtlicher Nutzanwendung vorführt, nimmt er die harrenden Gemüter im Sturm ein und erzieht sie zum Handeln.

Eine Frage, die unabhängig ist von allen hemmenden oder fördernden Einflüssen der Gegenwart auf die Dichtkunst, und die doch sehr intim die Beziehungen zwischen beiden betrifft, muß uns zum Schluß noch beschäftigen. Mag nämlich der allgemeine Modus menschlichen Empfindens und Handelns sich gestalten, wie er will: die Art und Weise, beides anzusehen und zu beurteilen, wechselt mit der Richtung, der das geistige Leben im allgemeinen folgt, und involvirt für den Dichter die Aufgabe, seine Reproduktionen der Wirklichkeit unbeschadet der ästhetischen Gesetze so zu gestalten, daß sie der Denkweise der Zeit einigermaßen entsprechen. Damit ist nicht gemeint, daß der Dichter den Strömungen der jeweiligen Weltanschauung folgen soll; im Gegenteil kann er nur dann Anspruch auf Wertschätzung machen, wenn er die seinige unverrückt festhält. Aber da er zu den Gemütern der Menschen sprechen will, muß er Sorge tragen, sie sich zu öffnen; wenn er nicht die geniale Kraft besitzt, neue Wege zu bahnen und alles zur Gefolgschaft zu zwingen, so thut er gut, die Dinge von derjenigen Seite zu zeigen, welche dem allgemeinen Bewußtsein für die interessanteste gilt. Diese Rücksicht auf die Geistesrichtung der Mitlebenden zwingt ihn hie und da zu Abänderungen in der Technik seiner Dichtungsformen, die denselben kaum minder als ihr Inhalt den Stempel des Zeitalters aufdrücken. Für die Gegenwart ist auch in diesem Sinne das Charakteristische die Betonung der Individualität, deren Begriff viel lebhafter in den Köpfen spukt, als ihrer thatsächlichen Ausbildung im handelnden Leben entspricht. Besonders für das Drama ist diese moderne Geistesrichtung verhängnisvoll. Seit Shakespeare die psychologische Vertiefung ohnehin für die conditio sine qua non jeder dramatischen Dichtung haltend, ist jeder Einsichtige von der Knappheit der zugemessenen Form — im Maximum fünf Akte in 3 bis $3^1/_2$ Bühnenstunden — überzeugt. Fast scheint es unmöglich, hier noch mehr zu thun, wenn auch nur quantitativ, als Shakespeare und etwa auch die Nebenpersonen seelisch gründlicher als bisher zu motiviren oder — und das würde dem modernen Bewußtsein vielleicht noch

mehr entgegenkommen — die Entwicklung einer Handlung in zahlreichere Etappen zu zerlegen. Etwas kommt dieser Idee die moderne Technik entgegen, die im Akt keinen Szenenwechsel gestattet und in ihm nur eine Hauptszene sehen will. Bis zu einem gewissen Grade wird es ja nun möglich sein, die dramatischen Sujets so auszuwählen und zu gestalten, daß die Handlung sich in zwei, höchstens drei Szenen verwickelt, steigert und löst, sodaß einige minutiös geführte Abschnitte durch kleine, wenig bedeutende Auftritte getrennt, beziehentlich verbunden werden. Aber nicht jeder Stoff fügt sich diesem Zuschnitt oder erträgt ihn ohne Benachteiligung seines eigentümlichen Charakters.

Im übrigen pflegt die moderne Menschheit abends in das Theater nicht häufig die Geistesfrische, die ethische Spannung und das Bedürfnis einer seelischen Erschütterung mitzubringen, die dem dramatischen Dichter unentbehrlich ist. Das mag zu den obenerwähnten technischen Bedenken hinzukommen, um unsre jungen Talente in der Mehrzahl der modernen erzählenden Dichtung zuzuführen. Und doch ist Schillers hartes Wort vom Halbbruder des Dichters ganz besonders auf unsre modernen Romanschriftsteller zutreffend. Eine platte, geistlose und unkünstlerische Manier hat sich breitgemacht, von der sich kaum die Besten ganz rein halten. Die Beteiligung am öffentlichen Leben, die heute jedem freisteht, führt ja naturgemäß dazu, auch im Roman, der die Welt möglichst in ihrer Totalität wiedergeben soll, die großen Fragen des Kulturlebens zu behandeln. Aber der Dichter sollte das doch nimmermehr anders als auf die einzig möglich künstlerische Art thun: durch Einkleidung in eine Handlung, durch deren Entwicklung der Autor die einschlägigen Probleme in seinem Sinne löst. Da diese Methode viel mehr Raum beansprucht als ein theoretisches Räsonnement, so ist für eine organisch an ihren Trägern entwickelte Idee in einem Roman nur eben Raum genug vorhanden. Freilich büßt so das Werk etwas von dem buntschimmernden Glanz geistreicher Paraphrasen und vielseitiger Beziehungen ein. Aber was würde man von einem Maler sagen, der statt einer figurenreichen Komposition den Inhalt derselben in Buchstaben auf die Leinwand zeichnete! Zudem ist der Roman so sehr in jeder Hinsicht in der Lage, auf die eigentümliche Geistesrichtung der Gegenwart Rücksicht zu nehmen, daß sich das beharrliche Festhalten an jenem vornehmsten epischen Gesetz der Schilderung wohl beanspruchen läßt. Er hat ein weites und sehr bequemes technisches Gewand, er ist völlig imstande, den unendlich mannichfachen Inhalt des zeitgenössischen Kulturlebens in sich aufzunehmen, und wird weniger als irgendein andres Genre durch die Forderung ausführlicher psychologischer Analyse beeinträchtigt. In ihm stimmen ästhetisches Gesetz und moderne Zeitrichtung so gut zusammen, daß sich, in Verfolg der letztern, möglicherweise eine neue Art romanesker Verarbeitung moderner Stoffe heranbilden wird. Ein ausgeführter Roman, der eine kunstvoll verschlungene und auf viele Personen verteilte Handlung derart schildern will, daß er in jedem Einzelnen — ausführlich

je nach dem Grade seiner Bedeutung für das Ganze — die leisesten Regungen der Empfindung und des Willens bis zur vollendeten Thatsache verfolgen will, dehnt sich leicht über Gebühr und wird obendrein schwer die Klippe der Wiederholungen oder mindestens unangenehmer Ähnlichkeiten in der seelischen Analyse vermeiden. Es liegt nun nahe, irgendein Problem in seinen wesentlichsten Zügen an einer Hauptperson darzustellen, der man Nebenpersonen nicht zur weitern Auseinanderlegung des Problems, sondern zur Entwicklung einer verhältnismäßig einfachen Handlung zugesellt. Ein Lebensschicksal oder einen Ausschnitt aus demselben, soweit dadurch irgendein interessantes Problem erledigt wird. Von Allseitigkeit der Erledigung ist dabei von vornherein keine Rede: überzeugt, daß bei der unendlich reichhaltigen Entwicklung moderner Verhältnisse dieser ursprüngliche Zweck des Romans doch nicht erreicht werden kann, übt der moderne Autor eine freiwillige Selbstbeschränkung, und gewinnt nun freie Hand, um seinen Helden wirklich in der vollen Reichhaltigkeit seiner natürlichen Beziehungen, seiner erworbenen Lebensverhältnisse und seiner seelischen Entwicklung darzustellen. Es tritt, um ein Gleichnis zu gebrauchen, eine Monographie an die Stelle eines Systemwerks. Daß sich dies Zukunftsgenre — sit venia verbo — mit der Novelle mehr als ganz äußerlich berühre, ist nicht anzunehmen, sobald nur die Novelle rein gehalten wird von Verquickungen mit andern Formen der Produktion. Denn in der Novelle ruht der Schwerpunkt in der originellen Fabel, in der Situation und ihrer Entwicklung: psychische Vertiefung ist Nebensache. Daß trotzdem gerade die Novelle außerordentlich beliebt ist, liegt, abgesehen von äußern Gründen, wohl an der Freude über interessante Konfiguration von Charakteren. Dadurch sind natürlich auch interessante Seelenzustände bedingt, die an Anziehungskraft durch die regelrechte, andeutungsweise verfahrende Darstellung nicht verlieren. Das sind Ideen! Wer möchte der dichterischen Phantasie Richtung und Ziel anweisen, und nun gar die Formen bestimmen, in denen sie sich bewegen soll. Aber ohne ein Rezept für künftige Romane schreiben zu wollen, ist es doch interessant, die Möglichkeiten zu erwägen, wie sich das dichterische Schaffen mit dem gebieterischen Bedürfnis derer abfinden kann, für die es im Grunde arbeitet und deren Zustimmung ihm nicht gleichgiltig sein kann.

Noch haben wir nicht von der Lyrik gesprochen, dem Schmerzenskinde der modernen Poesie, das gemeiniglich in goldschnittgebundenen Miniaturausgaben auf Weihnachts- und Geburtstagstischen seinen pessimistischen Schmerzensschrei ertönen läßt. Es ist heutzutage unmöglich, mit einem Romane im Stile Goethes zu debütiren: warum ist unsre Lyrik schlechterdings eine schale Nachahmerin besserer und innerlich gesunderer Muster? Ist eine pessimistische Stimmung das einzige, womit sich unsre Empfindung seit Anfang dieses Jahrhunderts bereichert hat? Wir können jasagen, ohne uns zu schämen. Denn die Faktoren, die hier wirksam sind, reifen unendlich langsamer als geistige Fortschritte und

Neugestaltungen des öffentlichen Lebens. Die Geschichte lehrt uns, daß in langen Pausen Änderungen im Gesamtinhalt menschlicher Empfindung und in der Stellung der einzelnen Äußerungen des Gemütslebens zum menschlichen Charakterideal stattfinden. Erst wo eine tiefgreifende Umgestaltung der gesamten Weltanschauung dem Menschen seine Stellung, seinen Wert und seine Aufgaben in einem neuen Lichte zeigt, treten einzelne Seiten des Empfindungslebens vor, andre zurück. Dann wird der Spiegel geändert, aus dem unserm Bewußtsein die Welt zurückstrahlt, sie strahlt anders zurück und der unmittelbare Reflex dieser durch den Dunstkreis der Empfindung gehenden und in ihm sich brechenden Strahlung ist das Lied. Von jener Zeit, die uns einen starken ethischen Wellenschlag, einen einheitlichen festen Grund für unser Handeln bringen wird, können wir auch eine neue Gemütsperspektive für unsre Empfindung erwarten: es ist dieselbe, in der uns wieder der erste große Dichter erstehen wird.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

8. Arthur.

rgendwo, weit draußen auf dem Lande, sitzt ein Ehepaar mit zwei halberwachsenen Söhnen. Die Eltern bewirtschaften ein kleines Gasthaus, droben an der Landstraße, ganz am Ende des Städtchens. Es dient nicht gerade dem Weltverkehr; stellte man die Gasthäuser ihrer Bedeutung nach zusammen, so würde dieses ziemlich weit vom „Kaiserhofe" zu stehen kommen — beinahe am andern Ende der Reihe. Es kann nicht einmal eine Ausspannung genannt werden; wer dort einkehrt, ist gewöhnlich zu Fuße. Im Städtchen nennen sie es die Penne. Aber sein Bier hat einen guten Ruf, und dann und wann nehmen sogar angesehene Bürger an dem wachstuchbeschlagenen Tische Platz, unter den bunten Steindrucken, die spärlich an den Wänden verteilt sind. Reichtümer sind dabei freilich wohl nicht zu sammeln, aber da der Wirt fortwährend klagt und angeblich nach einem andern Geschäfte sucht, so ist wohl anzunehmen, daß die Leute vorwärts kommen und schon etwas hinter sich haben.

Nun tritt die Frage an sie heran, welchen Beruf die Söhne ergreifen sollen. Der eine muß selbstverständlich in die Wirtschaft eintreten. Aber der andre! In der Volksschule ist er immer der erste gewesen, und schon als halbwüchsiger Bengel hat er auf dem Jahrmarkte sein Taschengeld damit vertrödelt, sich Kneifer aus Fensterglas und ähnliche begehrenswerte Dinge zu kaufen. Zum Handwerker ist er natürlich zu gut. Und dann wünscht man doch auch, daß die Kinder es weiter bringen möchten als der Vater. Arthur soll also Kaufmann werden. Die Kaufleute müssen ja samt und sonders reich werden bei den furchtbaren Preisen, die sie für

alles fordern! Er soll aber sein Geschäft auch ordentlich lernen. Nicht bei einem von den Dütendrehern des Ortes; nein, er soll in Berlin in die Lehre gehen.

Der Vater packt also eine Kiste, um in der vierten Klasse wenigstens sitzen zu können, und tritt die weite Reise nach der Hauptstadt an. Dort hat er einen Freund, einen kleinen Schneidermeister. Dem trägt er die Sache vor, und die Beiden begeben sich nun auf die Suche nach einem Lehrherrn. Der ist denn auch bald gefunden. Ein Lehrvertrag wird abgeschlossen: Arthur soll drei Jahre lernen, er erhält Wohnung und Kost, dagegen verpflichten sich die Eltern, für Schaden, den er etwa anrichtet, aufzukommen. Es ist die gebräuchliche Vertragsform.

Der Junge tritt sofort in das Geschäft ein. Es ist eine Zigarrenhandlung: ein Laden, von der Größe einer kleinen Schlafkammer, ein Keller darunter, eine enge Wohnung darüber; Arthurs Bett steht auf dem Hängeboden. Solcher Geschäfte giebt es hunderte in der Stadt, aber der Lehrherr ist rührig, „gerissen,“ wie man in Berlin sagt, und hat Schwung in seinen Kram gebracht. Es ist ihm gelungen, eine Stempeldistribution und den Verschleiß von Losen zu erhalten. Daneben vertreibt er Spielkarten, billigen Rum, halbseidene Regenschirme und geringwertige Schmucksachen, hat Agenturen und Kommissionen, betreibt wahrscheinlich auch kleine Geldgeschäfte. Alles kann er einem besorgen: gebrauchten Hausrat, Ammen und Fahrscheine nach Amerika. Er kennt alle Welt — kurzum, er ist die Vielseitigkeit selbst und kann sich sagen, daß dieser Beruf ein recht einträglicher ist.

In die Fortbildungsschule wird Arthur nicht geschickt. Dafür lernt er aber das Geschäft in allen seinen Teilen kennen; und jedermann wird zugeben, daß das schon etwas besagen will. Herr Schulze ist so vielfach in Anspruch genommen, daß er froh ist, eine Hilfskraft zu haben; und bald überläßt er dem Lehrling eine ziemliche Selbständigkeit. Heute wird Arthur in die Stadt geschickt: einem Kunden am Halleschen Thore bringt er Zigarren, einem Stadtreisenden in der Brunnenstraße Schmuckproben, einem Kaufmanne in der Nähe des Friedrichshains Spielkarten; hier und da zieht er Gelder ein und richtet Bestellungen aus. Morgen steht er im Laden, verkauft dem Arbeiter „eine zu fünfe,“ trägt Stempel ein und schwatzt einem Dienstmädchen ein Vierundsechzigstel auf. Nebenbei ersetzt er noch einen Dienstboten. Er ist klug und willig, mit einem Worte sehr brauchbar. Von Zeit zu Zeit erwischt er eine Ohrfeige, denn Herr Schulze hat einen hitzigen Kopf und eine lose Hand. Aber im ganzen wird er gut behandelt: die Hausfrau ist freundlich und gönnt ihm sein Essen.

Wie unserm Arthur dabei zu mute ist? Viel denkt er vermutlich selber nicht darüber nach. Tagsüber hat er alle Hände voll zu thun, und wenn er abends auf seinen Hängeboden klettert, wird er wohl recht zerschlagen sein. Aber jedenfalls hat er genug von der Stadt wahrgenommen, um sich schlecht gebettet zu finden. Wenn er bepackt die Linden entlang läuft, sieht er schon vormittags geputzte Leute bei Bauer sitzen, die ihre Melange schlürfen und den Rauch ihrer Zigarre vor sich hinblasen; man riecht es draußen auf dem Pflaster; und Arthur, der schon anfängt, sich darauf zu verstehen, bemerkt, daß keine schlechten Sorten geraucht werden. An einem Sonntagabende ist er vielleicht in einem Vorstadttheater gewesen; im Laden haben sie ja alle möglichen Bons, und ein paar Groschen kann Arthur von dem väterlichen Taschengelde schon zuschießen. In den Zwischenakten hat er seine Nachbarn von diesen und jenen Genüssen des großstädtischen Lebens plaudern hören. Auf dem Heimwege winken ihm überall die bunten Laternen, die hellen Spiegelscheiben kleiner und großer Wirtschaften; allerlei Pärchen streichen an ihm vorüber, lärmende Trupps lustiger Gesellen — viele darunter nicht älter

als er — begegnen ihm, freche Augen starren ihn an, unter deren Blicken es in seinen jugendlichen Gliedern zuckt. Wenn er dann zu Hause in irgendeinem Winkel die Stulle verzehrt, die Frau Schulze ihm aufgehoben hat, so meint er vielleicht, daß andre Leute es doch besser haben als er.

Das mag etwa zwei Jahre so gedauert haben: Arthur ist jetzt sechzehn Jahre alt. Da wird er auf einmal krank; und Herr Schulze muß sich überzeugen, daß sein Lehrling anfängt, sich auf die liederliche Seite zu legen. Ziemlich gleichzeitig bemerkt er eine Unordnung in der Kasse. Der Ausfall ist nur unbedeutend; es handelt sich um etwa fünfzig Mark. Arthur, der befragt wird, kann keine genügende Auskunft geben. Herr Schulze rüffelt ihn ganz gehörig herunter, erklärt, Arthur müsse ihm für den Schaden aufkommen, er werde sich an die Eltern halten. Wie gesagt, so gethan. Bei dieser Gelegenheit erfahren jene denn auch erst von der Krankheit ihres Sohnes. Sie sind über alle diese Vorfälle sehr unglücklich, bitten ihren Sohn dringend, sich zu bessern, und Herrn Schulze, ihn ja recht strenge zu halten.

Was Arthur sich daraus entnimmt, ist zunächst nicht recht sichtbar. Er ist vielleicht etwas stiller; da er aber auf bösen Wegen nie eigentlich ertappt worden ist, so kann man auch nicht erkennen, ob er nun auf guten wandelt. Eines Tages indessen erzählt in seiner Heimat der Pfarrer, Arthur habe sich seinen Taufschein kommen lassen; er wolle zum Militär gehen. Im ganzen Orte ist niemand überraschter als die beiden Wirtsleute an der Landstraße oben. Auf ihre Erkundigung erfahren sie jedoch bald den Zusammenhang der Sache. Herr Schulze hat nämlich aus dem Briefe, den er seinerzeit erhalten hat, entnommen, daß seines Lehrlings Eltern nichts dagegen einwenden, wenn er demselben von Zeit zu Zeit einen empfindlichen Denkzettel giebt, und macht sich das zu nutze, an ihm seine Laune auszulassen, wenn in seinem Geschäfte etwas quer geht. Uebrigens versichert er, mit Arthur ganz zufrieden zu sein. Eine besondre Klage über dessen Thätigkeit hat er ja überhaupt nie zu führen gehabt; Arthur, der sich allmählich vollkommen eingearbeitet hat, sei ihm vielmehr eine wirkliche Stütze. Er erklärt sich sogar bereit, ihn nach Ablauf der Lehrzeit, die in einigen Monaten bevorsteht, als Gehilfen anzunehmen; außer Wohnung und Kost soll Arthur dreißig Thaler monatlich erhalten.

Die Eltern halten sich nun für die glücklichsten Leute auf der Welt. Allmählich haben sie doch genug von Berlin aufgefaßt, um zu wissen, daß es ebenso schwer ist, jemanden als Kommis unterzubringen, wie es leicht gewesen ist, denselben vorher lernen zu lassen. Der Vater — er ist eigentlich gelernter Brauknecht — denkt daran, wie lange und wie sauer er sich hat plagen müssen, ohne es jemals in der Brauerei auf dreißig Thaler monatlich zu bringen. Und wenn der Brauer des Ortes bei ihm einkehrt, um sich das letzte Hektoliter bezahlen zu lassen, so setzt er sich zu ihm, erzählt ihm von seinem Arthur, und die Beiden knüpfen tiefsinnige Betrachtungen daran: wie viel besser die Zeiten geworden seien, wie gut es jetzt die jungen Burschen haben, und wie lohnend es doch sei, seinen Sohn Kaufmann werden zu lassen.

Aber es soll sich nun einmal niemand einbilden dürfen, glücklich zu sein. Auch hier greift das Schicksal ein, plötzlich und grausam. Ein Brief trifft ein: Herr Schulze hat neue, sehr viel umfänglichere Unordnungen in seiner Kasse entdeckt, Arthur hat sich des Unterschleifs schuldig gemacht, das liegt am Tage; halb und halb ist er auch schon geständig. Herr Schulze dringt darauf, daß der Vater oder die Mutter selbst nach Berlin komme, so schnell als möglich, um in die Angelegenheit Licht zu bringen.

Zum zweiten male wird die kleine Kiste mit den nötigsten Kleidungsstücken gefüllt. Vom Boden braucht sie diesmal nicht geholt zu werden. Seither war sie zwischen Arthur und seinen Eltern immerfort hin- und hergegangen, denn die Mutter hatte eine Ersparnis und auch Befriedigung darin gefunden, des Sohnes Wäsche selber zu besorgen. So oft hatte sie ein Liebeszeichen, einen Spargroschen oder einen guten Bissen, zwischen die knisternden Hemden geschoben; heute fallen ihre Thränen auf das Zeug, das sie sinnlos hineinwirft. Dann steckt sie einige hundert Mark zu sich — soviel sie eben in der Eile hat flüssig machen können —, und fort führt sie der Zug.

Wer schildert die Gedanken der Frau auf dieser traurigen Reise, vor dem Zusammenbruch ihrer ehrgeizigen Träume? Sie ist immer die Seele des Hauses gewesen. Sie hat den Mann dazu bestimmt, sein Handwerk aufzugeben, sie hat alles daran gesetzt, daß Arthur Kaufmann wurde; jetzt soll sie suchen, wie sie ihn aus der Not reißt.

In Berlin wird sie freundlich aufgenommen. Aber sie findet die Lage noch schlimmer, als sie erwartet hat. Herr Schulze schätzt seinen Verlust auf fünfzehnhundert Mark. Er hat in den letzten Tagen sein Geschäft ganz liegen lassen und ist mit der ihm eignen Unermüdlichkeit den Schlichen Arthurs nachgegangen. Der Mann, der Jahre lang blind für das Thun und Treiben seines Lehrlings gewesen ist, hat auf einmal einen in der That erstaunlichen Spürsinn entwickelt. Was kein Mensch ahnte, das hat er schnell herausgefunden. Arthur hat schon lange schlechten Umgang gehabt. Der Hausdiener eines andern Geschäfts hat sich an ihn gehängt, und ihm hat Arthur zugetragen, was er nur ergattern konnte. Herr Schulze hat den Menschen beichten lassen und so erfahren, daß allein für fünfhundert Mark Zigarren allmählich diesen Weg gegangen sind. Die Mutter ist ganz erstarrt. Was haben die Jungen damit angefangen? Wenn sie für ihre Gäste fünfhundert Stück bestellt, so kostet das achtzehn Mark, und sie reicht Monate damit. Herr Schulze macht ihr begreiflich, daß jemand, der stiehlt, just nicht die geringsten Sorten wähle, und daß außerdem in Berlin alles verkäuflich sei. Aber er hat auch entdeckt, daß Arthur sich auf ein „Verhältnis" eingelassen hat — mit einem „stellenlosen Dienstmädchen" — und er hat Beweise dafür, daß nicht die Uneigennützigkeit diesen schönen Bund gesegnet hat. Er hat sich überzeugt — weit genug dazu reichen ja seine Verbindungen —, daß Arthur sich recht kostspielige Vergnügungen gegönnt hat: an einem einzigen Nachmittage hat er in einer Weinstube eine Zeche von zweiundvierzig Mark gemacht. Und nun wird die Unglückliche durch die ganze Stadt geschleppt, um allerorten den Genossen oder Zeugen von Arthurs Thaten vorgestellt zu werden und deren Aussagen zu hören.

Denn Arthur streitet alles ab. Für jeden Punkt müssen ihm Beweise vorgelegt werden. Sein Bestreben, die Sachlage möglichst zu verdunkeln, wodurch er sich um jeden Anspruch auf Glaubwürdigkeit bringt, erschwert seiner Mutter jeden Schritt und liefert sie Herrn Schulze förmlich in die Hände. Auf jeden Zweifel an solcher Höhe der Unterschleifungen entgegnet dieser mit dem Hinweise auf seine Ermittlungen; er wird dann verstockt und steift sich darauf, daß die Gerichte den Umfang ja feststellen könnten, und daß Arthurs Eltern ihm auch dann für den Schaden verhaftet blieben. Doch will er den Jungen garnicht ins Unglück bringen. Man ersetze ihm seinen Verlust, und jener soll frei ausgehen. Herr Schulze will ihm sogar einen regelrechten Lehrbrief geben.

Zwischen der Aussicht auf Gefängnis für den Sohn und Zahlenmüssen und der auf Freiheit und Zahlenmüssen giebt es natürlich keine Wahl. Die Frau holt

ihres Mannes Vollmacht ein, erlegt baar, soviel als sie augenblicklich aufbringen kann; für den Rest giebt sie Wechsel. Herr Schulze zeigt auch dabei das größte Entgegenkommen, gewährt lange Fristen und begnügt sich mit geringen Abzahlungen. Er selbst besorgt dem Jungen den Fahrschein nach Amerika — er ist ja auch Vertreter des Lloyd —, er belehrt die Mutter über die nötigen Ausweise und läßt sich endlich bereit finden, Arthur im Hause zu behalten, bis der Dampfer abgeht. Kann ein in seinem Vertrauen betrogener Mann sich billiger zeigen?

Für den jungen Menschen ist nun in Deutschland kein Platz mehr, mag er sein Heil jenseits des großen Wassers versuchen! Vielleicht geht er, fern von jedem Anhalte, in dem sehr viel rücksichtslosern Lebenskampfe drüben zu grunde — vielleicht auch wird er zu einem brauchbaren Manne. Aber für sein Vaterland ist er jedenfalls verloren. Und dort in dem Hause an der Landstraße oben sitzen die beiden Leute und sparen sich die Bissen vom Munde ab, um zu ersetzen, was dem Hehler, dem unterkietschigen Weinwirte und der Dirne zugeflossen ist — und niemand kann sagen, ob ihre Trauer nicht bitterer ist als ihr Darben. Der frühere Lehrherr aber nimmt sich einfach einen neuen Lehrling. Er kann sich wiederum bestehlen lassen: vor Schaden schützt ihn ja der Lehrvertrag. Herr Schulze geht frei aus.

Trägt er etwa keine Schuld? Nicht die geringste Mühe hat er sich gegeben, den Knaben, dessen verhängnisvolle Neigungen er lange kennen mußte, oder auch nur sein eignes Gut schärfer zu beaufsichtigen. Er wußte sich gedeckt; ihm war es gleichgiltig, auf welche Probe sein Leichtsinn und seine Unordnung die junge Seele stellte. Denn das Lehrverhältnis knüpft heute nicht mehr ein Band menschlichen Anteils zwischen Lehrherrn und Lehrling. Wenn jener diesen lehrt, daß die Zigarre, die im Tausend zu dreißig Mark abgegeben wird, im Handverkaufe sechs Pfennige kostet, wenn er ihn unterweist, wie man die Bücher führt und kaufmännische Briefe schreibt, so glaubt er seine Pflicht erfüllt zu haben. Schickt er ihn obendrein in die Fortbildungsschule, so handelt er an ihm wie ein Vater. Daß aber Geist und Gewissen eines solchen unreifen Menschenkindes noch der Erziehung bedürfen, das kommt ihm nicht in den Sinn.

Der Fall ist hier als ganz einfach angenommen. Herr Schulze soll sich die Zwangslage nicht zu nutze gemacht haben. Seine Angabe über die Höhe der von Arthur begangnen Unterschlagungen, die doch nur auf einseitigen Ermittlungen beruhen, sollen richtig sein. Das Ganze soll auch nicht ein fein angelegter Streich gewesen sein. Herr Schulze soll nicht folgendermaßen gerechnet haben: „Ich habe Arthurs Arbeit nun beinahe drei Jahre umsonst gehabt: weshalb sollte ich sie in Zukunft bezahlen? Ich lege dem Jungen eine Falle. Er wird hineintappen: so bin ich ihn los und kann aus den Eltern noch ein ganz anständiges Stück Geld herausschlagen.“ Der Fall wäre doch denkbar! Aber es sei angenommen, daß Herr Schulze ehrlich sei bis auf die Knochen: würde wohl jemand Herrn Schulze seinen Sohn anvertrauen mögen, der Arthurs Geschichte kennt? Wer nicht Neigung oder Zeit dazu hat, auf Ordnung in seinem Geschäfte zu achten, wer in dem Lehrverhältnisse nichts weiter sieht als eine rein äußerliche Beziehung, der ist zum Lehrer nicht befähigt. Das liegt auf der Hand. Wer ist aber in der Lage, sich über den einzelnen Fall ein Urteil zu bilden? In der großen Stadt bekümmert sich eben keiner um des andern Eigenart, und solche Vorfälle verlaufen meist im stillen. Kommt von Hunderten einer in die Zeitung unter der bekannten Spitzmarke „Wieder ein jugendlicher Durchgänger!“ oder „Ein neues Opfer jugendlichen Leichtsinnes stand gestern vor den Schranken“ — so überspringen die meisten die allbekannte Geschichte, der gewissenhafte Leser aber ächzt über die Verderbtheit

der Zeit, wo Untreue sich dergestalt häuft. Ob der Leichtsinnige auch zur Treue angehalten worden ist, davon sagt die Zeitung nichts, und darnach fragt keiner.

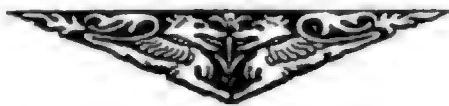
Die Frage ist aber dringend, und es wäre an der Zeit, sie aufmerksam zu erwägen. Denn das jetzige Lehrlingswesen ist ein öffentliches Uebel.

Lehrlinge auszubilden, womöglich nur mit Lehrlingen zu arbeiten, ist ein recht vorteilhaftes Geschäft. Ist der Lehrling so weit, daß er auf Lohn Anspruch zu haben glaubt, so wird er einfach auf die Straße gesetzt — ein neuer findet sich immer. Man sollte sie einmal zählen, um das schreiende Mißverhältnis festzustellen zwischen ihnen und der Nachfrage oder der Möglichkeit, sich selbständig zu machen. Die Menge der „Stellenlosen," die, ihres Berufes kundig, dennoch keinen Platz darin finden, ist schon zum Leiden des ganzen Volkes geworden. Und immer noch drängen die untern Schichten nach oben.

Wir können dieses Drängen nicht zurückdämmen, es liegt eben in der menschlichen Natur, daß der Vater den Sohn in eine höhere Stellung schieben möchte. Wir können es auch nicht hindern, daß sträfliche Gewinnsucht dieses Drängen befördert. Die Gewerbefreiheit kann nicht aufgehoben werden. Aber eingeschränkt kann sie werden, wo sie Schaden stiftet, und ist eingeschränkt worden. Denn „Freiheit," sagt der größte Geschichtschreiber der modernen Revolution, „Freiheit ist nicht an sich eine Wohlthat, sie ist nur Mittel zu bürgerlichem Glücke." Dem Wirte, der das Laster fördert, nimmt man die Schankgerechtigkeit. Und dem Manne, der seine Lehrlinge verwahrlosen läßt, sollte man die Befugnis, Lehrlinge auszubilden, nicht nehmen können?

„Polizeiwillkür!" ruft Heulmeier. Polizeiwillkür, mein verehrter Herr, braucht dazu garnicht eingeführt zu werden. Lassen wir die Polizei ganz aus dem Spiele, aber geben wir dem Richter die Möglichkeit, wenn Herr Schulze einmal eines seiner Opfer wirklich vor die Schranken bringt, Herrn Schulze dieses Handwerk ein für allemal zu legen. Oft wird er freilich nicht in die Lage dazu kommen. Aber die Furcht davor wird doch in manchen das Bewußtsein der Verantwortlichkeit wecken. Denn Freiheit ist wie der Adel: sie verpflichtet. Wird solche Pflicht nicht erkannt, so muß man nachhelfen, damit das Rechtsbewußtsein, in dessen Schalen Freiheit und Pflichtgefühl einander fortwährend aufwiegen müssen, nicht in Schwanken gerate. Unser Rechtsbewußtsein kippt bedenklich, das weiß jedermann; warum sollen keine Gewichte aufgelegt werden dürfen?

F. Gr.
ad naturam delineavit
Oct. 84.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Ich setzte meine Mütze auf und nahm den Arm meines alten, einst so fröhlichen Vaters. Er hatte mich sorgsam und nach bestem Verständnis geführt, solange er die alte Lust, das alte Behagen an seinem Leben hatte. Heute Abend auf der steilen Treppe, auf dem Wege zu unserm beiderseitigen Freunde, Doktor Adam Asche, überkam mich zum erstenmal die Gewißheit, daß in näherer oder fernerer Zeit an mir wohl die Reihe sein werde, sorgsam und liebevoll seine Schritte zu unterstützen. Es war kein kleiner Trost, daß das lichte, liebe Bild, das er eben durch Erwähnung meiner Mutter wachgerufen hatte, uns freundlich und ruhig und lächelnd voranglitt.

Die Witterung draußen war längst nicht so behaglich, wie sie sich vom Fenster aus ansehen ließ. Der Wind blies scharf, und ich hatte häufig die Kappe mit der freien Hand zu halten auf dem Wege zu „unserm Freunde.“

Der pflegte, wie gesagt, häufig mit seinen Wohnungen zu wechseln, wenn er im Lande war, das heißt wenn er sich in seiner Vaterstadt aufhielt. Diesmal hatte er sein Quartier in einer entlegenen Vorstadt aufgeschlagen und zwar, wie immer, nicht ohne seine Gründe dazu zu haben, und ich, der ich, um die Schülerredensart zu gebrauchen, die Gegend und Umgegend natürlich wie meine Tasche kannte, hatte zwischen den Gartenhecken und Mauern, den Gartenhäusern und Neubauten in dem nur hier und da durch eine trübflackernde Laterne erhellten Abenddunkel mehr als einmal anzuhalten, um mich des rechten Weges zu ihm zu vergewissern.

Ein enger Pfad zwischen zwei triefenden Hecken brachte uns zu einer letzten Menschenansiedlung, einem dreistöckigen kahlen Gebäude, mit welchem die Stadt bis jetzt zu Ende war und hinter welchem das freie Feld begann. Aber

Lichter hie und da in jedem Stockwerk zeigten, daß auch dies Haus schon bis unters Dach bewohnt war, und mancherlei, was umherlag, hing und stand, that dar, daß es nicht gerade die hohe Aristokratie im gewöhnlichen Sinne war, die hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Bei einer halberwachsenen Jungfrau, die in sehr häuslicher Abendtoilette eben einen Zuber voll Kartoffelschalen über den Hof trug, erkundigte ich mich, ob Herr Doktor Asche zu Hause sei, und erhielt in Begleitung einer Daumenandeutung über die Schulter die eigentümliche Benachrichtigung:

In der Waschküche.

Wo, mein Herz? fragte mein Vater ebenfalls einigermaßen überrascht; doch ein ungeduldiges Grunzen und Geschnaube aus einer andern Richtung des umfriedeten Bezirkes nahm das Fräulein so sehr in Anspruch, daß es nichts von fernerer Höflichkeit für uns übrig behielt. Zu dem Behälter ihrer Opfertiere schritt die vorstädtische Kanephore; und wir, wir wendeten uns einer halboffenen Pforte zu, aus der ein Lichtschein fiel und ein Gewölk quoll, welche beide wohl mit dem Waschhause der Ansiedlung in Verbindung zu bringen waren.

Du lieber Gott, er wird doch nicht — es ist zwar freilich morgen Sonntag; aber er wird doch nicht jetzt noch sein frisches Hemde selber drauf zurichten? stotterte Vater Pfister, und ich — ich konnte weiter nichts darauf erwiedern als:

Das müssen wir unbedingt sofort sehen!

Ich stieß die Thür des angedeuteten Schuppens mit dem Fuße weiter auf. Das vordringende Gewölk umhüllte uns und —

Alle Wetter!

husteten und prusteten zurückprallend sowohl der Müller von Pfisters Mühle wie sein Kind — der Dampf, der uns den Atem benahm, stammte wohl von noch etwas anderm als unschuldiger grüner Seife und Aschenlauge, und wie eine menschliche Lunge es hier aushielt, das war eine Frage, zu der wir erst eine geraume Zeit später fähig wurden.

Dagegen begrüßte uns sofort aus dem vielgemischten entsetzlichen Dunst eine wohlbekannte Stimme:

Holla, nicht zuviel Zugluft bei obwaltender Erdenwitterung draußen! Thür zu, wenn ich bitten darf! Olga, bist du es, so muß ich dir doch sagen, daß mir so ein Unterrock während meiner ganzen wissenschaftlichen Praxis noch nicht vor Nase und Augen gekommen ist.

Olga ist es gerade nicht; wir sind's, Doktor Asche, keuchte mein Vater. Ich bitte Sie um des Himmels Willen —

Und aus dem vom Herd und aus dem Waschkessel aufwirbelnden Greuel hob sich, wie das Haupt eines mittelalterlichen Alchymisten, der schwarze Struwelkopf unsers letzten Trösters in unsern übeln Erdengerüchen; und Doktor A. A. Asche mit aufgestreiften Ärmeln, in einem Schlafrock, der wahrscheinlich seinesgleichen nicht hatte, sagte gelassen:

Sie sind es, Vater Pfister? Und der Junge auch? Na — dann kommt nur herein und machen Sie auch die Thür zu, wenn das Ihnen lieber ist.

Den Teufel auch! ächzte der alte Herr von Pfisters Mühle. Aber Asche — Doktor — Herr Doktor —

Doktor Asche ließ sich gegenwärtig nicht so rasch stören, wie es für unsern freien Atem wünschenswert sein mochte.

Mit einem langen hölzernen Löffel fuhr er in den Kessel vor ihm, vermehrte durch längeres Suchen und Rühren Gedämpf und Geduft um ein Erkleckliches, holte ein unheimliches Etwas empor, packte das brühheiße Scheußliche mit abgehärtet verwogener Gelehrtenfaust, hielt es, ließ den stinkgiftigen Sud abträufen und sprach wie mit bescheidener Ergebung unter die eben vom Genius auferlegte Last eines ewigen guten Rufes und unsterblichen Namens:

Meine Herren, Sie kommen zu einem großen Moment gerade recht! Ich glaube wirklich in diesem Augenblick sagen zu dürfen: Bitte, treten Sie leise auf! . . . Vater Pfister halten Sie sich die Nase zu; aber stören Sie gefälligst das Mysterium nicht. Und du Bengel — ich meine dich, Eberhard Pfister, mein Zögling und mein Freund, tritt heran, glücklicherer Jüngling von Sais, werde mir bleich, aber nicht besinnungslos — ekle dich meinetwegen morgen mehr und soviel du willst, doch gegenwärtig beuge in schaudernder Ehrfurcht dein Knie: so geht man im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts zur Wahrheit! . . .

Jedenfalls ging er mir um den Herd herum zwei Schritte näher, schlug mir den triefenden furchtbaren Lappen, den Fetzen vom Schleier der Isis fast ums Gesicht und grinste:

Gewichtiger, mein Sohn, als du es meinst,
Ist dieser dünne Flor — für deine Hand
Zwar leicht, doch zentnerschwer für meinen — Beutel;

ich meine, Sie meine Herren bei der in diesem Raume obwaltenden Atmosphäre nicht darauf weiter hinweisen zu dürfen, daß es keine Kleinigkeit ist, der Natur nicht aus dem Tempel zu laufen, sondern den Stein der Weisen weiter zu suchen auch auf die Gefahr hin, ihn wieder nicht zu finden.

Vater Pfister, der seit längerer Zeit von seiner Mühle doch schon an allerlei obwaltende Atmosphäre gewöhnt war, kam vor Atmungsbeschwerden noch immer nicht dazu, die nötige Frage zu stellen. Ich brachte es zu dem gekeuchten Wort:

Ich bitte dich um alles in der Welt, Asche — doch Doktor Asche ließ sich fürs Erste noch nicht stören.

Er hielt jetzt sein geheimnisvolles Gewandstück zwischen beiden Fäusten. Er wrang es aus zwischen beiden Knieen — schweißtriefend. Er entfaltete es, hielt es gegen eine trübe Petroleumflamme, rollte wie wütend es noch einmal zusammen und rang von neuem mit ihm, wie der Mensch eben mit der alten

Schlange, dem Weltgeheimnis als Ideal und Realität a priori und a posteriori zu ringen pflegt, seit er sich, sich auf sich selber besinnend, erstaunt in der Welt vorfand. Aber er gelangte, wie immer der Mensch, auch diesmal nur bis zu den Grenzen der Menschheit, und er nahm das Ding, nachdem er es zum drittenmale auseinander gebreitet und wieder zusammengewickelt hatte, an sich, das heißt, er nahm es jetzt unter den Arm, bot uns die biedere, wenn auch augenblicklich etwas anrüchige Rechte und meinte: Zu Ihrer Verfügung, meine Herren! Ich hatte doch eben das Laboratorium dem schnöden Alltagsgebrauch zu überlassen. Es wollen noch andre Leute am heutigen Abend im Hause waschen, und das wissenschaftliche Trocknen besorge ich in meinem Falle lieber am eignen Ofen. Olga! . . Witwe Pohle! . . Stinchen! . . Frau Börstling! . . Fräulein Marie — das Lokal ist frei. Krallen in die Höhe und munter in die Haare einander! Vater Pfister, gehen wir?

Wir gingen gern; denn schon drängte es sich in die Pforte dieser Waschküche dieser vorstädtischen Mietskaserne — ein zürnend giftig Gewoge aufgeregter, nervösester Weiblichkeit, das, wie wir im eignen Durchzwängen noch vernahmen, schon seit Mittag auf das Ende der Schmiererei in seinem eignen angeborenen Reiche und Bereiche gewartet hatte. Und ein Gewimmel unmündiger Nachkommenschaft war natürlich auch vorhanden, begleitete uns mit teilweise höhnischen, teilweise aber auch wohlwollenden Gefühlsäußerungen über den Hof und verließ uns auch im Innern des Hauses auf den Treppen nicht.

Tausend Donnerwetter, ächzte mein Vater, meinen Arm fester fassend. In Kannibalien an 'ne Insel geworfen werden, muß ja ein Labsal hiergegen sein. Hat man denn garnichts, was man unter sie schmeißen könnte? Hier, halte mein Stock, Ebert; vielleicht löse ich uns mit meinem Kleingeld aus! Da wage ich mich doch nie in meinem Leben wieder hierher ohne polizeiliche Begleitung heraus. Das ist ja die reine Kommunewirtschaft, Asche; und Sie mitten drin, Doktor, und zwar ganz in Ihrem Esse, wie's den Anschein hat! Das fasse ein andrer!

Mein Versuchsfeld, Vater Pfister, sprach lächelnd Doktor A. A. Asche. Sie haben mir an jedem andern Orte nach dem zweiten Experiment die Miete aufgesagt. Als ob ich etwas dafür könnte, daß die Wissenschaft in ihrer Verbindung mit der Industrie nicht zum besten duftet. Gleich sind wir aber oben, und zwar in mehr als einem Sinne. Wie sagte man zu Syrakus, Knabe, als die Geldnot am höchsten und der Küchenschrank am leersten war? Gieb mir, wo ich stehe, und ich setze mich sofort — wenn ich nicht irre! Und das Nämliche sage ich jetzt und — hier stehe ich, und von hier aus hoffe ich in der That die Welt aus den Angeln zu heben und allen Sambuccen und Argentariern zum Trotz dem Jammer ein wohlgesättigt, ja vollgefressen behaglich Ende zu bereiten, solide Platz zu nehmen auf Erden und Ihnen, Vater Pfister, ganz speziell alles Gute, was Sie an mir vollbracht haben mit dem eignen Keller- und Speisekammerschlüssel in der Tasche gerührt zu vergelten.

Wir standen nämlich jetzt in seinem absonderlichen Daheim, Schlehengasse Numero Eins, im Ödfelde, und selbst hier nicht im ersten Stockwerk. Es war aber ein ziemlich umfangreiches Gelaß, in dem er jetzt noch, in Erwartung alles bessern, sich und seine kuriosen wissenschaftlich-industriellen Studien und Bestrebungen untergebracht hatte. Und Vater Pfister kam noch einmal aus einem übeln Dunst in den andern und hatte Grund, von neuem sich die Nase zuzuhalten und nach Atem zu schnappen.

Ein überheißer, rotglühender Kanonenofen bösartigster Konstruktion war von einem Gegitter von allen vier Wänden her durch den Raum ausgespannter Bindfäden und Wäschleinen umgeben. Was aber auf den Fäden und Stricken zum Trocknen aufgehängt war, das entzog sich jeglicher genaueren Beschreibung. Ich brauche nur mitzuteilen, daß jede Familie im Hause ein Stück ihrer Garderobe dazu geliefert zu haben schien und daß Doktor Adam Asche Olgas Gewand eben auch dazu hing, und darf hoffen, genug gesagt zu haben.

Und nun, Kinder, setzt Euch, rief der Doktor im vollsten Behagen sich die Hände reibend und in überquellender Gastfreundlichkeit unter und zwischen seinen Leinen und Lumpen und Fetzen männlicher und weiblicher Bekleidungs- und Hausratsstücke nach Sitzgelegenheiten hinund herfahrend, auf- und abtauchend. Das ist ja reizend von Ihnen, Vater Pfister. Ein Abend, ganz danach angethan, wie in Pfisters Mühle beim Schneetreiben und einem Glase Punsch zusammenzurücken! Nur einen Moment, meine Herren; kochendes Wasser stets vorhanden! Störe mir meine Kreise nicht, das heißt, reiß mir meine Feigenblätter menschlicher Eitelkeit und Bedürftigkeit nicht von der Linie, Ebert, sondern greif behutsam hin und drüber weg: die Zigarrenkiste steht auf dem Schranke gerade hinter dir. Vater Pfister —

Jetzt will ich Ihnen 'mal was sagen, Asche, und zwar am liebsten gleich wieder draußen vor der Thüre, sprach mein Vater und zwar mit einer wütenden Gehaltenheit in Ton und Ausdruck, die nur selten bei ihm zum Vorschein kam. Sie werden sich doch nicht einbilden, Adam, daß ich, der ich gerade wegen ziemlich gleichem Geruch und noch dazu bei dieser Tages- und Jahreszeit als älterer Mann mich auf meinen weichen Füßen zu Ihnen herausbemüht habe, hier, jetzt in diesem infamen Odörs, ein pläserlich Konvivium bei Ihnen halten will? Behalte deine Mütze auf dem Kopfe, Junge; das haben wir zu Hause auch. Komm wieder mit; ich sehe ein, es ist nicht anders und soll nicht anders sein. Die Welt will einmal im Stank und Undank verderben, und wir Pfister von Pfisters Mühle ändern nichts daran. Bringe mich mit möglichst heilen Knochen wieder hin nach dem blauen Bock. Samse mag sofort wiederanspannen; wir fahren nach Hause. Es ist wohl nicht das letztemal, daß dein Vater sich in das Unabänderliche geschickt hat, Ebert.

Holla! Halt da. Nur noch fünf Minuten Aufenthalt, rief der Doktor. Was ist es denn eigentlich, Vater Pfister? Das klingt ja verflucht tragisch.

Um was handelt es sich, Knabe Eberhard? .. Wenn die Herren sich vielleicht einbilden, daß ich, Doktor A. A. Asche, vorhin aus inniger Neigung in meinem angeborenen Element plätscherte, daß ich hier wie 'ne Kölnische Klosterjungfer gegenüber dem Jülichsplatz in meinem Eau de Cologne schwimme und mich selber mit Wonne rieche, so irren sie sich. Auch der Gelehrte, der Chemiker bleibt am Ende Mensch — Nase — Lunge! Es ist zwar schön, aber durchaus nicht angenehm, auf dem Gipfel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen dann und wann ohnmächtig zu werden; und — wißt Ihr was, Leute? Feierabend ist es doch — ich gehe am besten mit euch nach dem blauen Bock und vernehme dort in gesünderen atmosphärischen Verhältnissen das, worüber Sie meinen bescheidenen Rat einzuholen wünschen, Vater Pfister.

Das ist wenigstens ein Wort, was sich hören läßt, sagte mein Vater. Das ist sogar ein vernünftiges Wort, Adam, und ich nehme Sie dabei und warte mit dem Ebert so lange draußen auf der Treppe, bis Sie sich hier drinnen gewaschen und angezogen haben. Nicht wahr, Sie nehmen das einem alten Manne, der sonst schon tief genug im Morast sitzt, nicht übel?

Durchaus nicht! lachte der Doktor, und nach fünf Minuten befanden wir uns auf dem Wege nach dem blauen Bock. Wieviel Verdruß, Ärger und leider auch herzabfressenden Kummer Vater Pfister noch von Pfisters untergehender Mühle haben sollte, das ist mir wenigstens ein Trost, daß er dabei zur Rechten wie zur Linken jemand hatte, der, wie treue Söhne sollen, Leib und Seele hingegeben hätte, ihm seine letzten Schritte durch die schlimme Welt behaglicher zu machen. Er ist doch noch mehr als einmal zu einem vergnüglichen Knurren und herzlichen Lachen in seiner alten Weise gekommen, ehe es aus mit ihm war.

Wo bleiben alle die Bilder?

Zehntes Blatt.

Der blaue Bock und ein Tag Adams und Evas in der Schlehengasse.

Ich nahm Emmy nicht weiter mit in den blauen Bock; wir gingen denn doch endlich lieber zu Bett in der stillen Mühle, und das Kind mit seinem unschuldigen besten Gewissen entschlummerte auch sofort und drehte sich nur einmal auf die andre Seite, wie es schien, von der seltsamen Wäsche ihres guten Freundes Doktor Adam Asche träumend.

Ich aber, wenngleich ebenfalls in „Nacht und Kissen gehüllt", blieb in der Erinnerung noch ein wenig im blauen Bock und saß mit dem verstorbenen Vater und dem Freunde und — Samse, dem treuen Knecht, in der wohlbekannten Wirtsstube der weitbekannten Ausspannwirtschaft und frischte alte Bilder auf.

Der alte Herr zahlte selbstverständlich uns hungrigem jungen Volk die Zeche, und Samse griff in die Schüssel wie in die Unterhaltung ein und gab nicht nur

einen wackern Durst, sondern auch mehr als ein verständig Wort dran und dazu. Über seine eignen übelduftenden Augiasstallstudien und seine sich möglicherweise daran knüpfenden Absichten und Aussichten, Pläne und Hoffnungen ließ sich der Doktor wenig aus, murmelte nur einiges von: Berliner Schwindel! und that selbst mir gegenüber zurückhaltender, als sonst seine Gewohnheit war. Aber seinem alten Gönner lieh er ein williges Ohr und ließ, mit Messer und Gabel beschäftigt, Vater Pfister so ausführlich werden, als das demselben in seinen Nöten und Ängsten ein Bedürfnis sein mochte.

Den Braten habe ich lange gerochen! seufzte er, Asche, mit einem fetten Stück Kalbsniere auf der Gabel, und ließ es ungewiß, was für einen „Braten“ er eigentlich meine. Das Wort wird ja wohl immer noch dann und wann in Verbindung mit der Nase des Menschen figürlich genommen.

Sie hören mir doch auch zu, Adam?

Mit vollstem Verständnis, würdigster Gastfreund. Bis über die Ohren in diesem Salat! lautete die Antwort. Erzählen Sie ruhig weiter, Vater Pfister; es gehört mehr in der Welt dazu, mir in gegenwärtiger Stunde den Appetit zu verderben. Dich ersuche ich um den Pfeffer dort, Sohn und Erbe von Pfisters Mühle. Hoffentlich hat man es dir in der klassischen Geographie beigebracht, daß gerade durch das Land Arkadien der Fluß Styx floß, und daß jeder der im neunzehnten Jahrhundert einen Garten und eine Mühle an dem lieblichen Wasser liegen hat, auf mancherlei Überraschungen gefaßt sein muß. Schade, daß ich dich meinerzeit nicht schon darauf aufmerksam machen konnte in unserm Hinterstübchen! Sie waren dort sehr gastfrei, Vater Pfister — in Arkadien nämlich — und sie beteten den Gott Pan an, und in der Poesie und Phantasie wird es immer ein Paradies bleiben — gerade wie Pfisters Mühle mir! — was auch in der schlechten Wirklichkeit daraus werden mag. Ob ich Ihnen zuhörte, Vater Pfister? in Ihrer Seele sitze ich! Als Sie in harmloser Heiterkeit in gewohnter lieber Weise Ihre Nase noch hoch unter Ihren Gästen herumtrugen, habe ich Ihr und unsrer alten guten Mühle Schicksal bereits vorausgerochen. Zu Weihnachten also das Weitere, und zwar so wissenschaftlich, als es Ihnen beliebt; vorläufig nur das Wort: Krickerode!

Krickerode!

Es war nur ein Wort, aber es wirkte wie ein einziges Wort dann und wann zu wirken pflegt. Es schlug ein; und mein Vater, nachdem er auf den Tisch geschlagen hatte, sprang auf, legte sich vorwärts über Gläser, Schüsseln und Teller, faßte mich, hielt mich an beiden Schultern, schüttelte mich und rief:

Was habe ich mir gedacht? .. in schlaflosen Nächten und am wachen Tage! .. Was hab' ich dir gesagt, Junge? Bezeuge es dem Doktor da, was ich dir schon längst gesagt habe!

Was verlangen Sie denn sonst noch von dem Zucker, als daß er uns das Leben versüße, Vater Pfister? fragte Doktor Asche mit behaglich gesättigter

Grabesstimme. Allzuviel davon in der Welt Feuchtigkeiten kann einem freilich — hie und da zuviel werden. Ich gebe Ihnen da wie gewöhnlich vollkommen Recht, alter Herr und Gönner.

Also doch — Krickerode! murmelte mein Vater, jetzt schlaff und erschöpft auf seinem Stuhle sitzend und wie abwesend (an seinem Wasserlauf und in seiner Mühle) von einem zum andern blickend. Wer mir das in meiner unschuldigen Jugend prophezeit hätte, wenn mich meine selige Mutter mit dem Syrupstopf ins Dorf schickte und sich jedesmal wunderte, daß der Kaufmann so wenig für's Geld gab!... Also Krickerode!...

Zuviel Zucker — zuviel Zucker — viel zuviel Zucker in der Welt, in der wir leben sollen! seufzte Asche.

Rübenzucker, sagte mein Vater, matt die brave, breite Hand auf den Tisch legend; und Adam Asche meinte jetzt mit wirklicher, aufrichtiger Teilnahme:

Wozu ich Ihnen und der Mühle unter diesen Umständen werde nützlich sein können — wozu ich Ihnen verhelfen kann: ob zu Ihrem Recht oder nur zu größerem Verdruß, kann ich nicht sagen; aber daß ich zu Weihnachten nach Pfisters Mühle kommen werde, darauf können Sie Gift nehmen, Vater Pfister.

Letzteres ist garnicht mehr notwendig, Adam, meinte der alte Herr melancholisch. Bloß auch wissenschaftlich möchte ich es jetzt gern zum heiligen Christ von Ihnen haben, Doktor. Anspannen, Samse! ....

Ehe Samse hinausging, um anzuspannen, setzte er mir unterm Tisch den nägelbeschlagenen Gamaschenschuhabsatz in einer Art auf die Fußzehen, die nur bedeuten konnte:

Komme 'mal mit in den Stall.

Und im Stall neben dem treuen, die letzten Haferkörner in der Krippe beschnaubenden Hans von der Mühle legte er, Samse aus der Mühle, mir die harte, treue Hand auf die Schulter und sagte:

's ist die höchste Zeit, daß Ihr was dazu thut, Ebert. Seht ihn Euch an! Er wird mir umfänglicher, aber auch weichlicher von Tag zu Tage. Da will er mir des Morgens nicht mehr aus dem Bette, und heben wir ihn heraus, so sitzt er uns hin im Stuhl am Fenster und schnüffelt und schnüffelt und schnüffelt. Und steht er, und geht er um, so ist es noch schlimmer mit der Mühle — von uns garnicht zu reden. Er schnüffelt drinnen, er schnüffelt draußen; an mir mag er riechen, was und so viel er will, aber an dem übrigen riecht er sich noch seinen Tod an den Hals, und die Christine ist da auch ganz meiner Meinung. Ja, die hat sich auch in Geduld zu fassen und das Ihrige zu leiden. Nichts riecht ihm an ihr mehr recht. In Küche und Kammer, auf dem Boden und im Keller schnüffelt er uns; aber das Schlimmste ist doch sein Stehen im Garten und sein Atemholen dorten, so viel ihm noch davon vergönnt ist, und das ist leider Gottes wenig genug. Daß ich ihm heute Morgen unsern Herrn Doktor Adam aufs Tapet gebracht habe, das ist mein

Verdienst; aber nun sorgen auch Sie, Ebert, nach Kräften dafür, daß der als Übergelehrter das Seinige an uns thut. Es ist ja diesmal wirklich, als ob uns die Doktoren zu unserm einzigsten Troste in die Welt gesetzt wären: ohne unsern andern von der Art stünde es an manchem gegenwärtigen Winterabend noch tausendmal elender um Pfisters Mühle; und einen schlimmen Zahler muß unser Meister ja 'mal zu jederzeit auf dem Konto haben. Das ist eben sein absonderlich Privatvergnügen, zu dem er unter Millionen allein auf die Welt gekommen scheint. Und dann Fräulein Albertine —

Ich wußte es natürlich, von wem der Alte redete; aber ehe ich ihm meine vollständige Übereinstimmung mit seiner Meinung kundgeben konnte, rief mein Vater derartig ungeduldig von der Hausflur des blauen Bockes her nach seinem getreuen Knechte, daß dieser allen Grund hatte, sich und den braven Mühlen-Hans zu beeilen.

Zehn Minuten später standen Adam und ich in dem Thorbogen und sahen dem Vater Pfister nach, wie er heimwärts fuhr und wenig Trost aus der Stadt mit nach Hause nahm. Mit den Augen konnten wir ihm und dem Gefährt nur wenig über die nächste Laterne am Wege folgen; aber wir standen in der scharfen Zugluft und dem feuchten Niederschlag des Winterabends unter dem Thor und Schilde des blauen Bockes, bis sich das letzte Rädergerassel des Müllerwagens von Pfisters Mühle in der Ferne verloren hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Zur Frage der gemischten Ehen. In einem vorjährigen Artikel der Grenzboten über die Mischehenfrage war ausgeführt, daß es als das beste und gerechteste erscheine, wenn die Kinder, welche aus solchen Ehen hervorgehen, je nach dem Geschlecht der Konfession von Vater und Mutter folgten. Bei diesem Modus der Teilung der in einer solchen Ehe vorhandenen Kinder — die Söhne für die Konfession des Vaters, die Töchter für die Konfession der Mutter — könne es am leichtesten zu einem Friedensschluß und zu freundlichem Einvernehmen der beiden beteiligten Kirchen kommen; es sei endlich Zeit, daß die alte Streitfrage über die religiöse und kirchliche Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen in friedlichem Sinne zu einer Entscheidung gelange, und der Wahrheit gemäß durfte bezeugt werden, daß mindestens die protestantische Kirche herzlich gern zu einer billigen Einigung bereit sei.

Auch uns will es nicht als das richtige erscheinen, daß die sämtlichen Kinder in der Konfession der Mutter erzogen werden; auch die Lösung der Frage will uns weniger zusagen, daß der Vater der Familie mit seiner Konfession der allein

bestimmende sein soll; am natürlichsten und billigsten scheint uns zu sein, daß die Kinder je nach dem Geschlecht der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche zur kirchlichen Erziehung und Unterweisung zugeführt werden. Wir haben nach einander in zwei rheinischen Kreisen gelebt, deren Landräte, beide evangelisch, um ihrer katholischen Frauen willen ihre sämtlichen Kinder der römischen Kirche überließen, und es sind über diese Nachgiebigkeit vielerorten — wir sagen: mit vollem Recht — die schärfsten Urteile laut geworden. Die öffentliche Meinung nimmt es entschieden übel auf, wenn ein Mann so wenig Selbstachtung und Charakterfestigkeit an den Tag legt, daß er ohne weiteres auf eines seiner natürlichsten und heiligsten Rechte Verzicht leistet. Uns wenigstens erscheint es als Pflicht des Mannes, daß er mindestens seine Söhne nicht unter die Botmäßigkeit einer fremden Kirche treten lasse.

In unsrer Nähe residirt ein deutsches Fürstenhaus, altreformirten Bekenntnisses, innerhalb dessen in den letzten Jahren mehrere gemischte Ehen geschlossen worden sind. Es ist Thatsache, daß die aus denselben hervorgegangenen Kinder bis jetzt sämtlich der römisch-katholischen Kirche überwiesen worden sind. In der Sache Wohlunterrichtete haben uns mitgeteilt, es sei von höchstem Interesse, nähere Einblicke in den Briefwechsel und die Verhandlungen mit der Kurie zu thun, welche vor der kirchlichen Trauung stattgefunden haben.

Was das evangelisch-lutherische Fürstenhaus zu Schwerin neuerdings erfahren, das ist in aller Gedächtnis. Männer, die Rom kennen, haben den Ausgang zeitig vorausgesagt, und wenn selbst kirchliche, gut evangelische Blätter vorher geäußerte Befürchtungen, wenn sie offen ausgesprochen wurden, zurückwiesen und nicht zum Abdruck brachten, so haben auch hier die Thatsachen alsbald die Richtigkeit solcher Mutmaßungen bestätigt.

Unter dem Krummstabe eines sogenannten Friedensbischofs kam es in der letzten Zeit vor, daß eine katholische Mutter, welche zuließ, daß ihre Kinder evangelisch erzogen wurden, nicht nur selber exkommunizirt wurde; nein, das Gleiche widerfuhr auch den Eltern der Mutter, weil man kirchlicherseits jedenfalls annahm, auch diese hätten im Interesse ihrer heiligen Kirche nicht in ausreichendem Maße ihre Schuldigkeit gethan.

Söhne eines evangelischen Vaters, die evangelisch getauft waren und auch im evangelischen Bekenntnis erzogen werden sollten, wurden, als der Vater nicht lange vor der Konfirmation seiner Söhne plötzlich starb, von der katholischen Mutter alsbald der römischen Kirche zum Unterricht übergeben; andrerseits wurden jüngst Töchter aus einer Mischehe, in welcher der Vater katholisch war, die Mutter der evangelischen Kirche zugehört, noch rasch vor dem Ableben des Vaters zusammen mit andern älteren Kindern gefirmt, um der Gefahr vorzubeugen, daß sie etwa nach dem Tode des katholischen Vaters der römischen Kirche verloren gehen möchten.

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat seiner Zeit die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß die evangelischen Offiziere seiner Armee mindestens ihre Söhne dem evangelischen Bekenntnis erhalten würden, auch wenn die Töchter etwa der Konfession einer katholischen Mutter folgen sollten, und Kaiser Wilhelm hat sich ganz entschieden zu der Willensäußerung seines verstorbenen Bruders bekannt. Dennoch wissen wir aus authentischer Quelle, daß ein evangelischer Offizier, Oberst eines Regiments, der Nachkomme eines hochberühmten deutschen Patrioten und gut evangelischen Christen, seine sämtlichen Söhne, die aus einer Mischehe hervorgingen, der römisch-katholischen Kirche überlassen hat. Das Gleiche wissen wir von einem evangelischen Offizier, dessen Vater Mitglied einer obern kirchlichen evangelischen

Behörde ist. In beiden Fällen haben die Mütter, katholischer Konfession, die sämtlichen Kinder für ihren Glauben beansprucht. Die Väter waren schwach genug, ihnen gefügig zu sein. Beide sind noch heute aktive Offiziere.

Ein höherer preußischer Staatsbeamter schreibt uns wörtlich: „Meinen persönlichen Erfahrungen entspricht es vollkommen, daß die von Sr. hochseligen Majestät König Friedrich Wilhelm IV. erlassenen Bestimmungen in betreff der Offiziere und auch der Zivildiener in der Praxis vielfach ihren Zweck verfehlen. Ist nun etwa der Offizier außer Dienst oder zur Disposition gestellt, so übt der Staat keine Kontrole mehr aus. Daher müßte meines Erachtens eine Remedur der fraglichen Bestimmungen in den Fällen eintreten, wo der Staatsbeamte nicht mehr im Dienste steht. Je mehr Schulden auf gewisser Seite vorhanden sind, desto leichter ist der Sieg für die römische Kirche.“ Derselbe Beamte gab seine Meinung früher schon dahin ab: „Meines Erachtens müßte jeder evangelische Offizier bei Einholung des Heiratskonsenses bestimmt und zu Protokoll erklären, daß er niemals einwilligen werde, die aus einer Mischehe hervorgehenden Kinder beziehentlich Knaben katholisch werden zu lassen, andernfalls verzichte er auf alle Wohlthaten der Staatshilfe, wie Pension für sich und für seine Frau beziehentlich Erziehungsgelder für seine Kinder nach seinem Tode u. s. w.“

In der That, bei manchen Eheschließungen wird man unwillkürlich an den alten Spruch erinnert: Deficiente pecu — deficit omne nia; omne, auch das Selbstgefühl und die Charakterfestigkeit des Mannes, sodaß Konzessionen von vornherein gemacht werden, die einem ehrlichen Manne erbärmlich zu Gesicht stehen.

Vor einiger Zeit scheiterte die Heirat eines adlichen evangelischen Offiziers mit einer katholischen Dame aus freiherrlichem Geschlechte daran, daß jener vor dem Domkapitular H. in M. die mündliche Verpflichtung eingehen sollte, die Kinder aus der Ehe mit der katholischen Dame sämtlich katholisch werden zu lassen. Einem andern evangelischen Offizier wurde katholischerseits vor seiner Hochzeit die Zumutung gestellt, die Kinder doppelt taufen zu lassen, einmal offen evangelisch, das zweitemal im geheimen katholisch. Die Kinder sollten dann später natürlich innerhalb der römischen Kirche unterrichtet und erzogen werden.

Es ist an der Zeit, dergleichen Doppelzüngigkeiten und geheimen Kniffen und Machinationen mit wachem und geschärftem Auge zu folgen. Wir würden es den evangelischen Fürsten Deutschlands nicht verdenken, wenn sie an ihre evangelischen Offiziere und Staatsbeamten die kategorische Forderung stellten, daß sie, falls sie in Mischehen treten, mindestens ihre Söhne der evangelischen Kirche und deren Bekenntnis erhielten.

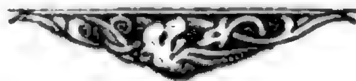
Zum internationalen Urheberrecht. Nachdem Jahrhunderte lang das gedruckte Geistesprodukt sogut wie vogelfrei gewesen war, während man dann in neuerer Zeit Neigung hatte, den Schutz desselben zu übertreiben, ist man heute wohl allgemein der Ansicht, daß streng genommen der Autor durch Publikation eines Werkes auf sein Eigentumsrecht verzichte, daß es aber billig sei, ihm für eine bestimmte Zeit den Genuß der Früchte seiner Arbeit zu sichern. So kuriose Einfälle wie der, daß das Verleihen eines Buches untersagt werden solle, können natürlich nicht in Betracht kommen. Auf dem Prinzip der Billigkeit beruhen auch die internationalen Verträge zum Schutze des Urheberrechtes — nominell wenigstens. Denn thatsächlich wurden solche Verträge von Ländern vorgeschlagen, gelegentlich erzwungen, welche damit ihrer Buchindustrie einen großen Vorteil zuwandten, während meistens der andre kontrahirende Teil seine Buchindustrie schädigte. Bis

zu den in den vierziger Jahren von England, in den fünfzigern und später von Frankreich aus durchgesetzten Verträgen war die Berechtigung, Buchdruck-Erzeugnisse eines andern Landes nachzudrucken, überall als selbstverständlich betrachtet worden; und wenn in jenen beiden Ländern der Bedarf an deutschen Büchern so groß gewesen wäre, wie in Deutschland der Bedarf an französischen und englischen, so würden deren Regierungen so wenig die Hand zu Uebereinkommen geboten haben, wie heute die Vereinigten Staaten Lust dazu verraten. Deutschland und Belgien verzichteten mithin auf einen nicht unbedeutenden Industriezweig, welcher in Frankreich und England nicht betrieben wurde, weil er keinen Ertrag lieferte, während Versuche damit ebenfalls gemacht worden waren; wir erinnern uns z. B. einer Straßburger Ausgabe von Schillers Werken. Indessen galt der Nachdruck längst als ein, wenn auch erlaubtes, doch nicht anständiges Gewerbe, und niemand beklagte sich, als die Regierungen ihn opferten, ohne ein Äquivalent zu verlangen. Außerhalb Ungarns und Nordamerikas werden auch die neuesten Vorschläge zur allgemeinen internationalen Regelung des Autorrechts ohne Zweifel Zustimmung finden.

Dieselben haben aber aus den ältern Verträgen auch einen Punkt aufgenommen, welchen wir für revisionsbedürftig halten. Dem Autor soll sogar von den Uebertragungen seines Werkes in fremde Sprachen ein gewisser Genuß gesichert werden; wieder unter dem Gesichtspunkte der Billigkeit: denn wenn schon das Eigentumsrecht an dem einmal veröffentlichen Werke fraglich ist, wieviel mehr muß dies der Fall sein bei einer Ausgabe, die wesentliche Mitarbeit eines Dritten voraussetzt. Gegen den Zweck haben wir nichts einzuwenden, wohl aber gegen das Mittel zu dessen Erreichung. Der Verfasser oder der Verleger als Rechtsnachfolger kann unter bestimmten Formen und für eine bestimmte Zeit sich das Recht der Veranstaltung einer Uebersetzung wahren und es auf einen andern übertragen. Es liegt also in seiner Hand, eine Uebersetzung für die gedachte Zeit überhaupt zu verhindern, und eben das kann der andre thun, welcher das Recht auf sich hat übertragen lassen. Setzen wir den Fall, es erscheint in Deutschland ein medizinisches Buch, dessen Uebersetzung ins Französische voraussichtlich ein französisches Werk über denselben Gegenstand verdrängen würde; der Verleger des letztern erwirbt das Uebersetzungsrecht mit der Absicht, von demselben keinen Gebrauch zu machen. Allerdings sind ihm Fristen gesetzt: er muß binnen zwei Jahren mit der Veröffentlichung beginnen und sie nach drei Jahren beendigt haben. Aber wie leicht wird es ihm trotzdem, eine Konkurrenz gänzlich zu vereiteln, oder doch weit hinauszuschieben! Er druckt wirklich einige Bogen als erste Lieferung, verbreitet sie aber nicht, und für vier bis fünf Jahre kann eine andre Uebersetzung nicht unternommen werden. Oder ein Verfasser oder Verleger verkauft das Urheberrecht, der Ersteher desselben läßt das Buch von jemand übersetzen, der des Gegenstandes und der Fachsprache garnicht mächtig ist, daher etwas gänzlich unbrauchbares liefert (oft genug vorgekommen!), das gleichwohl einer guten Uebersetzung den Weg versperrt. Wenn gewöhnliche Romane, Schauspiele, Operntexte u. dergl. sinnlos übersetzt werden, so ist das allenfalls zu verschmerzen, aber die wissenschaftliche Arbeit kann darunter ernstlich leiden, da nicht jedermann, der einigermaßen Französisch und Englisch lesen kann, deshalb auch imstande ist, die wissenschaftliche Sprache, die Kunstausdrücke zu verstehen. Oder nehmen wir an — es ist nicht sehr wahrscheinlich aber doch möglich — daß heute ein Shakespeare oder ein Burns erstünde: sollten wir dann verurteilt sein, sie ausschließlich in der Fassung desjenigen kennen zu lernen, welcher zufällig zuerst daran ginge, das schwierige Idiom zu verdeutschen?

Würde es nicht allen gerechten Ansprüchen besser genügen, wenn dem Autor die Berechtigung zuerkannt würde, von jedem Uebersetzer seines Werkes innerhalb einer gewissen Frist irgendeine Tantieme oder eine bestimmte Abfindung zu erheben? Dann gäbe es nicht mehr ein Privilegium für den Zuerstgekommenen, und der Eigentümer des Originals würde sich häufig dabei besser stehen als jetzt.

Neue Parteinamen. Wenn wir freisinnigen Stimmen trauen dürfen, so ist zu hoffen, daß im nächsten Reichstage die Reichshauptstadt nicht mehr ausschließlich durch Trabanten des Herrn Richter vertreten sein werde. Vielleicht schildern sie die Zustände besser, als sie wirklich sind, um dem liberalen Philister bange zu machen; aber schon daß dergleichen für nötig erachtet wird, beweist doch, daß die Partei des gesunden Menschenverstandes seit den letzten Wahlen in Berlin beträchtlich an Boden gewonnen haben muß. Ein bekannter „freisinniger" Korrespondent beruhigt die Leser einer österreichischen Zeitung, welchen natürlich das Schicksal des deutschen Reiches sehr am Herzen liegen muß, insoweit, daß die großen Politiker Richter, Löwe, Virchow, Munckel u. s. w. schließlich wieder Sieger bleiben würden. Aber „für Berlin steht diesmal die Frage so, ob die Sozialdemokraten oder die Antisemiten – denn etwas andres sind die Berliner sogenannten Konservativen nicht — die zweite Stelle einnehmen werden." Selbstverständlich glaubt er den Konservativen mit dem „nichts andres" eine tötliche Beleidigung zuzufügen. Allein uns dünkt, er habe damit eine kleine Unvorsichtigkeit begangen. Erstens wenn alle Berliner Wähler, welche weder einem Fortschrittler noch einem Sozialdemokraten die Stimme geben mögen, Antisemiten sind, so wird man den Richterschen Heerbann als Juden und Judengenossen bezeichnen dürfen. Zweitens konstatirt er mit Ziffern, daß die „Antisemiten" schon im Jahre 1881 es zu recht erheblichen Minoritäten gebracht haben. Er rechnet zusammen, daß damals 86 000 Stimmen für die Freisinnigen, 43 000 für die Antisemiten, 32 500 für die Sozialdemokraten abgegeben worden sind, und hält wenigstens die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß diesmal Adolf Wagner über Ludwig Löwe siegen werde, wie Singer über Träger und Hasenclever über Klotz. Die Wahl des Professor Wagner würde also den Sieg des Antisemitismus über den Semiten bedeuten, während man sonst verächtlich von dem Häuflein der Antisemiten sprach, und jede Niederlage eines Mitgliedes der Semitenpartei als den Erfolg der Anstrengungen einer Koalition aller Feinde der Freiheit, der Anwendung von Agitationsmitteln, wie sie nur den Fortschrittlern wohlanstehen, zu bezeichnen pflegte. Wir fürchten, der Korrespondent wird sich von Herrn Richter einen Verweis zuziehen. Uebrigens, wenn die Herren wünschen, daß Patriotismus und Antisemitismus künftig als Synonyme gebraucht werden sollen — den Gefallen könnte man ihnen ja thun!



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Das soziale Königtum.



Kurz vor seinem Tode hatte Lassalle, der sich stets offen zum Republikanismus bekannte, geschrieben, daß nichts eine größere Zukunft und eine segensreichere Rolle haben könnte, als das Königtum, wenn es sich nur entschließen könnte, soziales Königtum zu werden. Das Banner eines solchen Königtums wollte er, wie er sich weiter äußerte, mit Leidenschaft tragen, aber er bezweifelte, ob sich überhaupt ein solches finden würde.

Man weiß, daß Lassalle in seinen letzten Lebenstagen vielfach über die Enttäuschungen zu klagen hatte, die er gerade aus der Reihe seiner Anhänger erlebte. Schon damals bildeten sich jene gewerbsmäßigen Agitatoren aus, welche aus der Arbeiterfrage für sich selbst einen bequemen Lebensunterhalt schöpfen wollten. Da zu jener Zeit die Organisation erst im Werden war, so gab es aus der Tasche der Arbeiter selbst wenig zu holen, und deshalb mußte Lassalle mit seinen reichen Mitteln solange herhalten, bis er in seinem Unmut fast verzweifelte, seine Reform mit Hilfe der Beteiligten durchführen zu können. In einem solchen Augenblicke mag es dem Manne doch wieder zum Bewußtsein gekommen sein, daß das Königtum der Hohenzollern auch in unsrer Zeit berufen sei, ein soziales zu werden, wie es bereits in früheren Jahrhunderten der Beschützer der Armen und Unterdrückten gewesen ist. Die Epoche freilich, in der Lassalle zu seiner geistigen Entwicklung gelangt war, erschien geeignet, an dieser Mission des Königtums zu zweifeln. Nur mühselig und unter schweren Entbehrungen und Kämpfen hatte sich der bunt zusammengewürfelte Staat von den traurigen Folgen der langen Kriegsjahre erholt. Die Schaffung des Zollvereins war die wichtigste und nationalste That König Friedrich Wilhelms III. gewesen. Seitdem hatte das öffentliche Leben immer mehr stagnirt; jede

politische Regung im Volke war unterdrückt worden. Auch die Anfangsjahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatten nichts geändert. Ein dichterisch und künstlerisch angelegtes Gemüt, vielleicht der geistreichste Sproß des großen Zollernstammes, entbehrte er jeder Festigkeit und jedes Zielbewußtseins. Weder geneigt, die Wünsche des Liberalismus zu erfüllen, noch thatkräftig genug, den Forderungen desselben mit der Entschiedenheit eines preußischen Herrschers entgegenzutreten, war das Ergebnis seiner schwankenden Politik nur Mißstimmung im Innern und Mißerfolg nach außen. In den ersten Regierungsjahren des Königs Wilhelm hatte der verbissene Konflikt mit der Fortschrittspartei um die Armeereorganisation jede Sorge für die Wohlfahrtszwecke des Staates unmöglich gemacht. So war in der That der Zweifel Lassalles in Augenblicken des Unmuts gerechtfertigt, aber ein so gründlicher Kenner der Vergangenheit, ein so scharfer Denker wie er ließ sich nicht von seinem Unmute irre machen; er mußte zurückdenken an das, was die preußischen Könige dereinst für ihr Volk gethan, und gerade der Umstand, daß die Macht des Königtums in den brandenden Wogen fortschrittlicher Verhetzung unerschütterlich feststand, ließ erkennen, wie groß noch immer diese Macht war und wie fest sie in dem Volke wurzelte. Die Hohenzollernfürsten können von sich sagen, daß sie ihrem Volke das Land gegeben haben. Schon die ersten Kurfürsten haben Kolonisten in wüste Ländereien gezogen, haben Industrie und Handel künstlich in ihr Fürstentum verpflanzt. Die Hauptsorge Friedrich Wilhelms I. war auf Schaffung einer bessern Lage für die Bauern und Gutsunterthanen gerichtet; man weiß, wie streng der König gegen die Bauernschinder verfuhr, wie er selbst den Anfang mit einer Emanzipation der Hörigen machte und den Grund zu der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung legte. Die Lichtseiten der Regierung Friedrichs des Großen liegen, wie jetzt allgemein anerkannt ist, nicht in seinen ruhmvoll geführten Kriegen, sondern in seinem eifrigen, mit so vielem Erfolg gekrönten Bestreben zur Förderung des Nationalwohlstandes. Was gerade dieser König besonders für die stiefväterlich vom Himmel bedachten Klassen des Volkes that, davon zeugen noch jetzt überall die Spuren, welche auch nach Äonen nicht untergehen werden. Friedrich Wilhelm III. endlich hat die Aufrichtung seines von dem Eroberer in Trümmer geschlagenen Staates darin gesucht, daß er die letzten Reste der Feudalität beseitigte und im wahren Sinne des Wortes ein Befreier seines Volkes, d. h. der niedrigsten Klassen desselben, wurde. Sollte ein Königtum, welches imstande war, die mächtigen Schranken der Grundherrschaft zu durchbrechen und das Volk von dem Feudalismus zu befreien, nicht auch die Fähigkeit und Macht besitzen, die Ketten zu brechen, welche der egoistisch gewordene Besitz, der Kapitalismus, um die Arbeiter zu schmieden verstand? Diese Frage mußte sich ein Agitator vom Schlage Lassalles wohl vorlegen, und er war gerecht genug, anzuerkennen, daß auch für die Arbeiter das Heil von dem Königtum kommen würde, wenn es sich entschließen könnte, „sozial“ zu werden.

Uns ist es vergönnt, in unsern Tagen die Verwirklichung dieses Entschlusses zu erleben, und glücklich preisen mag sich jeder, dem es beschieden ist, an diesem Werke mit thätig zu werden, sei es auch nur, daß er am Tage der Wahl seine Stimme demjenigen giebt, welcher entschieden für die Ziele der kaiserlichen Botschaft einzutreten gewillt ist.

Nach den Freiheitskriegen war eine neue Wirtschaftsperiode angebrochen, der Aufschwung des Handels und der durch die Verwertung der Dampfkraft zu einer ungeahnten Entwicklung gelangten Industrie hatten dem beweglichen Besitz, dem Kapital und Geld, die Herrschaft übertragen; eine Verschiebung der Besitzverhältnisse war eingetreten, und in dem Maße, als für den einen Teil der Bevölkerung die Güter sich vermehrten, gewann derselbe Macht über den andern. Das Handwerk wurde durch den Fabrikbetrieb verdrängt, aus dem zunftmäßigen Meister und Gesellen wurden Arbeiter, und die Landbevölkerung entsandte einen großen Teil in die Fabriken, sodaß sich allmählich ein Proletariat bildete, wie es noch zu der fridericianischen Zeit nicht bekannt war. Dasselbe war schon vorhanden, als man in Frankreich lediglich in der politischen Revolution den einzigen Weg zum Heile der Menschheit und zum Wohle des Einzelnen sah. So wenig erkannte man aber damals den Urgrund des Übels, daß sich auch die Arbeiter von den blendenden Phrasen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verlocken ließen, bis sie nach dem Zusammensturze der Republik und nur zu spät erkannten, daß sie für die Bourgeoisie die Kastanien aus dem Feuer geholt hatten. Seitdem verschärften sich besonders in der kapitalistischen Geldmonarchie die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, und seitdem begannen die Rezepte zur Lösung der sozialen Frage aufzutauchen. Zu einer Zeit, als die sozialistische Revolution in Frankreich im Jahre 1848 mit der praktischen Lösung dieser Frage Schiffbruch gelitten hatte, war die deutsche Gesellschaft noch von keinen Sorgen um dieselbe befangen. Einerseits war hier die politische Zerklüftung der Entwicklung der Industrie weniger förderlich, andrerseits verstand auch bei uns der Liberalismus die Arbeiter durch politische Prasen auf eine bessere Zukunft zu vertrösten. Man darf daher mit Fug und Recht Lassalle in Deutschland ebensosehr für den Vater der sozialistischen Frage halten, wie — wenn dieser Vergleich gestattet ist — den Fürsten Bismarck für den Schöpfer der deutschen Einheit. Für beide waren nicht bloß die Ideen, sondern auch die Zustände gegeben, aber das ist eben das Charakteristische genialer Naturen, daß sie die Ideen zu gestalten und die Zustände zu verwerten verstehen. Größer aber war der Staatsmann als der Agitator, weil das Ziel des ersteren reiner und edler als das des letzteren war, weil der erstere die Macht des Königtums mit seinem Genie verband, der letztere sich in titanenhaftem Übermute vermaß, allein die Welt aus den Fugen zu heben und an das Einrenken dieser empörten Welt nicht dachte. So hat Bismarck einen großartigen Bau geschaffen, während Lassalle nur die bösen Geister heraufbeschwor. Erst zu spät hat er,

wie das an die Spitze dieses Aufsatzes gestellte Wort beweist, erst am Vorabend vor seinem jähen Ende erkannt, daß in dem Streite des Sozialismus die segensreichere Rolle dem Königtum gebührt. Dieses hat nach Tagen schwerster Prüfung, beraten von dem großen Staatsmann, diese Rolle übernommen. Vergleicht man nun die Leidenschaftlichkeit des Agitators mit dem ethischen Zielbewußtsein des von der monarchischen Macht getragenen Staatsmannes, der mit dem Ernste der vollen Verantwortlichkeit Schritt für Schritt vorwärtsschreitet, nicht phantastischen Träumen nachjagt, sondern eingedenk menschlicher Unvollkommenheit nur dasjenige erstrebt, was innerhalb der natürlichen Weltordnung, der von der physischen Natur selbst gesteckten Grenzen für ein Menschenalter zu erreichen ist — so zeigt sich, daß dem Zauberlehrling Lassalle der Meister Bismarck nachgefolgt ist. Wie in dem politischen Leben unsrer Nation sich Kaiser Wilhelm und sein Kanzler nicht voneinander getrennt denken lassen, so zeigt sich auch diese innere, in der Weltgeschichte bisher nie erreichte Harmonie zwischen dem Fürsten und seinem ersten Ratgeber bei der Regelung der von ihnen übernommenen sozialen Aufgaben. Ohne das erhabene Pflichtgefühl des Kaisers, der davon durchdrungen ist, daß der germanische Herrscher und der preußische König ihren höchsten Beruf in dem Schutz der Schwachen und Unterdrückten zu finden haben, wäre auch das Wollen des größten Staatsmannes machtlos geblieben. Für den Kaiser aber war das dornenvolle Schmerzenslager, auf welches ihn zwei ruchlose Vertreter der fanatisirten Sozialdemokratie geworfen hatten, die Prüfungszeit, in welcher die Gedanken zu einer Besserung der Lage der arbeitenden Bevölkerung reiften. Bewundernd wird das menschliche Herz an den Heldengreis zu allen Zeiten zurückdenken, der, am Abend eines ruhmgekrönten Lebens von Mörderhand getroffen, nicht auf Strafe und Rache, sondern auf Wohlthat und Versöhnung sinnt. Beugen aber muß sich der menschliche Geist vor der Thatkraft, mit welcher der Kaiser an die Lösung einer Aufgabe so riesengroßer Art herantritt, in einem Lebensalter herantritt, wo jede noch gewährte Stunde nur als ein Gnadengeschenk der göttlichen Vorsehung betrachtet werden muß. Und der Kanzler leitet diesen hochherzigen Entschluß seines kaiserlichen Herrn, unberührt davon, daß schon der nächste Augenblick ihn zur Niederlegung seines Amtes veranlassen kann, und ohne Rücksicht darauf, ob sein Vorgehen auch später von der gleichen Gunst getragen werden wird. So handeln eben nur Männer, in deren Brust das höchste Pflichtgefühl lebendig ist, und die das eigne Interesse dem öffentlichen Wohl gegenüber niemals in Rücksicht ziehen. In dieser Gesinnung und in dem derselben entsprechenden Handeln liegt aber auch das Geheimnis ihrer Größe. Wer die Stellung als Herrscher benutzt, um nur die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, um sich von der rauhen Wirklichkeit in das anmutige Gebiet zu flüchten, welches so oft gerade für den Thron die Genüsse der Welt zu bereiten pflegen, der wird jeden ihm von Gott gegönnten Augenblick nur für sich selbst benutzen. Wer als Mi-

nister nur daran denkt, möglichst lange sein Portefeuille zu behalten, jedem freundlich zu sein, um es mit keinem zu verderben, jedes Lob in der Tagespresse als Weihrauch einsaugt und jedes mißliebige Wort in derselben scheut und fürchtet, der wird große Ziele nie erreichen.

Das preußische Königtum wurde schon von dem Augenblick an sozial, als dem österreichischen Fürstentage gegenüber der Ministerpräsident von Bismarck das allgemeine Wahlrecht als das wichtigste Resultat für das zukünftige deutsche Parlament aufstellte; war doch dieses Wahlrecht von Lassalle selbst als das einzige friedliche, gesetzliche Mittel zur Heilung der sozialen Schäden bezeichnet worden. Und in der That, schon mit dem ersten Reichstage des Norddeutschen Bundes begann die Arbeiterfrage ein Gegenstand der Tagesordnung zu werden; zuerst freilich nur in der Weise, daß die wüsten Forderungen der sozialdemokratischen Agitatoren eine Stätte auf der Tribüne des Reichtages fanden und, indem sie von Jahr zu Jahr wuchsen, wohl geeignet waren, die Gesetzgeber des Reiches auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche von dem Umsichgreifen dieses agitatorischen Giftes in den niedern Volksschichten zu erwarten waren. Zeitig genug hatten die verbündeten Regierungen diese Gefahren erkannt und von dem Reichstage schon im Jahre 1876 bei Beratung der Strafgesetznovelle Repressionsmittel verlangt, um die Verbreitung des sozialdemokratischen Ansteckungsstoffes entgegenzutreten. Bekannt ist, mit wie beißendem Hohne damals der Abgeordnete Bamberger den Ausführungen des preußischen Ministers des Innern entgegentrat. Es war ja nur Rechtsschutz, welchen allein der „Nachtwächterstaat“ dem Individuum zu gewähren hatte, und nach der manchesterlichen Doktrin sollte sich ja der Ausgleich in einem gegenseitigen Bekämpfen der Kräfte von selbst ergeben. Erst das Blut, welches von dem teuern Haupte des Kaisers rann, brachte die noch nicht völlig Verblendeten zur Besinnung. Der liberalen Phrase zuliebe, welche schon das Wort „Ausnahmegesetz“ verabscheut, brachte jetzt die Fortschrittspartei einen Antrag auf Abänderung des Strafgesetzbuches, wie er etwa dem im Jahre 1876 vom Bundesrate eingebrachten entsprach. Der Fortschritt hatte kein Verständnis dafür, daß sich die Verhältnisse erheblich verschlimmert hatten — für die in den Majestätsbeleidigungsprozessen zutage getretene Roheit war er blind —; war nur der Phrase genug gethan, dann kümmerte es Herrn Hänel wenig, ob für die Verblendung einer Minderheit das ganze Volk zu leiden und zu büßen hatte. Endlich kam das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie zustande, und mit diesem glaubte der Freisinn auf einen Schlag die ganze soziale Frage gelöst zu haben. Der Fortschritt, welcher von der Sozialdemokratie in mehr oder minder gewaltthätiger Weise bekämpft worden war, freute sich des ihm durch das Gesetz gewährten Schutzes und vermochte nunmehr ungestört von sozialdemokratischen Eindringlingen in seinen Bezirks- und Wahlversammlungen die Regierung zu verläumden und in den Staub zu ziehen. Die eigent-

lichen sozialen Schäden, die Notlage der arbeitenden Klassen, ließen den fortschrittlich-freisinnigen Liberalismus ungerührt, für ihn war eine vom Zaune gebrochene konstitutionelle Doktorfrage wichtiger als die Linderung des Elends der durch den Gründungswucher brotlos gewordenen Arbeiter. Aber auch die übrigen Parteien verharrten in Einseitigkeit oder Öde. Die katholische Kirche, die nach der Revolution von 1848 eine besondre Aufmerksamkeit dem sittlichen und leiblichen Wohl der untern Volksschichten zugewendet hatte und in der Bischof von Ketteler auch der sozialen Frage nähergetreten war, benutzte seit dem Beginn des Kulturkampfes die geschaffene Organisation der Bruderschaften und Gesellenvereine lediglich, um für das ultramontan-welfische Interesse Stimmen bei den Wahlen zu werben. Die gemäßigte liberale Partei verstand es nicht, die alte Haut abzustreifen und sich von den Banden eines schönrednerischen Doktrinarismus zu befreien. Ein fruchtbarer Gedanke schien aus der konservativen Partei zu entstehen, als sich aus ihr die Gemeinschaft der Christlich-Sozialen abhob, welche anscheinend nach dem Vorbilde der englischen Cooperation begann, in den bessern Klassen ein warmes Gefühl für die Arbeiter zu erwecken. Aber die Hoffnungen, welche die Wohlgesinnten gerade auf diese Bewegung gesetzt hatten, verschwanden, als dieselbe begann, die an sich unbedeutende Antisemitenfrage zum Hauptgegenstande ihrer Agitation zu erheben und Zelotismus und Kraftworte allein auf diese zu verschwenden. Gerade das gehässige Hervorkehren dieses Nebenpunktes hat in Deutschland diese Bewegung, welche in England so segensreiche Früchte getragen hat, vielleicht für immer gefährdet, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß ein nicht unbedeutender Bruchteil unsrer gebildeten jüngern Generation durch diese Agitation zu größerer patriotischen Sammlung gelangt ist.

So war das Reich auf dem Standpunkte angelangt, daß sich die politischen Parteien damit begnügten, wenn der Ausbruch des Notschreies lediglich mit Polizeigewalt unterdrückt würde und es im übrigen ginge, wie es Gott gefällt. Das war der Weisheit höchster Schluß! Für den Kaiser Wilhelm und seinen Kanzler war es aber zur festen Überzeugung geworden, daß — wie es in der Botschaft vom 17. November 1881 ausdrücklich und feierlich verkündet wurde — die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sei. Diese Überzeugung zu verwirklichen, waren schon im Jahre 1878 die ersten Schritte geschehen. Die Maßlosigkeit eines egoistischen Kapitalismus hatte durch Gründung und Überproduktion die deutsche Industrie an den Rand des Abgrundes gebracht. Nicht bloß waren die Arbeitslöhne niedriger, sondern auch die Arbeitsgelegenheit geringer geworden. Ein praktischer Staatsmann muß die utopistischen Ziele des Kommunismus als unmöglich anerkennen. Die Ungleichheit des Besitzes ist nicht bloß eine Thatsache, sie ist die Folge physischer, von der Schöpfung be-

stimmter Notwendigkeit; sowenig ein Mensch dem andern an Kraft und Stärke, an Geist und Seele gleicht, so wenig kann es eine Gleichheit des Besitzes geben. Die sozialdemokratischen Agitatoren wissen dies wohl, aber so wirksam ist dieses Lockmittel, daß sich noch immer Millionen durch diese Fata Morgana täuschen lassen. Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck wählten erreichbare Ziele. Die Wendung der Zollpolitik durch die Schaffung von Zöllen zum Schutze der inländischen Industrie gegen die ausländische Konkurrenz war der erste Schritt auf dem Wege, den das soziale Königtum einschlug. Auch von den Gegnern kann jetzt nicht mehr geleugnet werden, daß seit dieser neuen Richtung der Zollpolitik Handel und Industrie einen neuen Aufschwung genommen haben. Der deutsche Markt ist gekräftigt, die deutsche Industrie hat, wie wir täglich aus französischen und englischen Blättern entnehmen können, sich eine gefürchtete Stellung im Welthandel geschaffen, und selbstverständlich mußten diesem Aufschwunge auch die Arbeitslöhne und die Gelegenheit zur Arbeit folgen. Der zweite Schritt in der Sozialpolitik bestand in einer Entlastung der untern Klassen in ihren Leistungen dem Staate gegenüber. Es ist dies in doppelter Richtung geschehen, und nicht ohne den erheblichsten Widerspruch des den krassesten Kapitalismus vertretenden Fortschrittes und Freisinnes. Die Mehreinkünfte, welche sich aus der Erhöhung der Zölle ergaben, wurden in Preußen dazu verwendet, um die untersten Stufen von der staatlichen Steuer zu befreien. Wohl bleibt hier noch viel zu thun übrig, aber es ist doch eine That von hoher sozialer Bedeutung, daß in mehr als 700000 Fällen keine Exekution mehr gegen die mindestbegüterten Glieder des Volkes stattfindet. Eine Minderung der fast unerschwinglichen kommunalen Abgaben und Schullasten ist in Aussicht genommen, und wenn hier noch kein Ergebnis aufzuweisen ist, so werden sich die deutschen Arbeiter bei den Führern der fortschrittlich-freisinnigen Koalition zu bedanken haben. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen entzog dem trägen Kapital die mühelos verdienten Superdividenden und wies den Überschuß an Stelle der Aktionäre dem Staate zu und ermöglicht nun demselben, die schweren, zur Aufrechterhaltung des Friedens erforderlichen Ausgaben zu tragen, ohne die weniger bemittelten Klassen aufs neue zu belasten. Der dritte und schwerwiegendste Schritt des sozialen Königtums bestand in den Reformen zur direkten Fürsorge für den Arbeiter. Vernünftigerweise muß man sich sagen, daß im allgemeinen heute der Arbeiter, wenn er die Gelegenheit zur Arbeit fleißig benutzt, *solange er in Arbeit steht*, soviel verdient, um ein menschenwürdiges Dasein führen zu können. Die Verfeinerung der Kultur hat sich auch auf die Arbeiter erstreckt, ihre Bedürfnisse sind größer geworden, aber in den Regelfällen ist der Lohn hinreichend bemessen, um diese Bedürfnisse zu befriedigen. Was dagegen den Arbeiter gegenüber den besitzenden Klassen in so große Gefahr bringt, ist die Unsicherheit seiner Lage gegenüber den Wechselfällen des Lebens; die Krankheit des Arbeiters und insbesondre ein während des Betriebes so leicht eintretender

Unfall sind imstande, seine Existenz und die seiner Familie dauernd zu vernichten. Mit französischer Effekthascherei, aber trotz aller Roheit mit ergreifenden Farben hat Zola in seinem Roman „Assommoir“ die schrecklichen Folgen von Krankheit und Unfall eines Arbeiters beschrieben. Denn Hand in Hand mit der Zerstörung des materiellen Wohlstandes geht das sittliche Elend und die geistige Verkommenheit. Das soziale Königtum hat durch das Krankheits- und Unfallversicherungsgesetz diesen schweren Gefahren vorgebeugt. Dem Arbeiter ist das Vertrauen auf die Zukunft gegeben, soweit eben menschliche Sorge für die Zukunft Vorkehrungen treffen kann. Gleichen Schritt mit diesen Maßregeln hielten die Bestimmungen der Gewerbeordnung über den Ausschluß der Kinderarbeit, über die Einschränkung der Arbeit von jugendlichen Personen und Frauen. Die weiteren Pläne sind bereits bekannt; die Ausdehnung des Unfallversicherungsgesetzes auf die Betriebe, welche den Segnungen desselben noch nicht teilhaftig geworden sind, hat bereits eine konkrete Gestalt angenommen; eine Sicherung der Arbeiter gegen Invalidität und Alter ist bereits als nächste Sorge der Reichsregierung öffentlich verkündet und wird ihre Verwirklichung finden. Was der Abgeordnete Bamberger in seiner sarkastischen Weise als „Phantasien eines geistreichen und unruhigen Kopfes“ bezeichnet hat, ist bereits zum großen Teile zur That geworden, und bewundernd schauen die fremden Nationen auf das deutsche Volk, welches unter einem hochherzigen Monarchen und einem großen Staatsmanne mehr geleistet hat, als sich je die sozialistischen Wunderdoktoren haben träumen lassen.

Übersehen wir die bewunderungswürdigen Leistungen der Vergangenheit und werfen wir nun einen Blick in die Zukunft, so müssen wir in der That bekennen, daß die Hoffnungen Lassalles von dem sozialen Königtum bei weitem übertroffen sind. Dieser Mann, der soviel Ähnlichkeit mit seinem Helden Ulrich von Hutten hat, würde gleich diesem, wenn er noch lebte, ausrufen: „Es ist eine Lust, zu leben.“ Er würde heute freudig dem sozialen Königtum das Banner vorantragen und sich zu demselben bekennen.

Von dem Ausfall der Wahlen wird es abhängen, ob die großen Ziele ihrer baldigen Erreichung entgegengehen; fast alles liegt in der Hand des deutschen Arbeiters, hängt davon ab, ob er noch unter dem Banne der sozialdemokratischen Charlatane steht. Vieles liegt auch in der Macht der besitzenden Klassen, ob sie Versöhnung mit ihren Brüdern wollen oder bei der alten manchesterlichen Anschauung verbleiben und um einen kurzen Genuß der Gegenwart die Güter der Zukunft aufs Spiel setzen wollen. Die Segnungen der von dem sozialen Königtum angebahnten Reformen sind nicht bloß für das lebende Geschlecht bestimmt, aber es wäre traurig, wenn dies Geschlecht wie die Kinder Israels in der Wüste des öden politischen Parteilebens aussterben müßte, ohne das gelobte Land, das ihnen verheißen ist, auch nur mit einem Fuße zu betreten.*)

*) Wir sind zu diesem Aufsatz durch eine Broschüre, eine Wahlschrift: „Das soziale Königtum. Ein Ausspruch Lassalles und die soziale Praxis Kaiser Wilhelms“ veranlaßt

Englische Sünden in Irland.



rland ist unversöhnlich, auch der Gladstoneschen Politik gegenüber, die viel zugestanden und manches gebessert hat. Es wird unversöhnlich bleiben, und dieser unauslöschliche Haß ist begreiflich, denn er beruht auf unvergeßlichen Thatsachen. Die Times, uns Deutschen stets mißgünstig und übelgesinnt, hat es neulich für gut befunden, die Dänen wegen Nordschleswig gegen uns aufzuhetzen und zum Appell an Europa aufzufordern. Wir antworten auf diesen ebenso albernen als unverschämten Artikel: Die Hände weg! Was geht die Engländer das deutsche Reich mit seinen hundertundzwanzigtausend Rabendänen an? Geschieht diesen von seiten Preußens Unrecht? Beeinträchtigt, verkürzt, ruinirt man sie? Und wäre das auch nur einigermaßen der Fall — was diese „Südjüten" selber niemals behauptet haben —, so wolle das Citybiatt gefälligst vor seiner eignen Thür kehren, den Balken im eignen Auge sehen und die Nase in die eignen schweren Sünden stecken, in die indischen, in die südafrikanischen, namentlich aber in die gegen die irische Schwesterinsel begangenen Sünden. Türken und Mongolen waren — man lese Leckys durchaus zuverlässige Berichte*) — nicht grausamer, Sklavenhalter und Wucherjuden zeigten in der Ausbeutung der in ihre Macht geratenen keinen schnöderen Egoismus, als hier John Bull Jahrhunderte hindurch. Es war ein Vernichtungskrieg, der Irland, das schon unter den Plantagenets von England erobert worden, vollständig unter die Botmäßigkeit der Königin Elisabeth beugte. Verrat, Verletzung der Gastfreundschaft, Gift dienten gegen die Häuptlinge als Mittel. Das gemeine Volk wurde massenhaft teils durch das Schwert, teils durch Hunger hingemordet. Scharen von Soldaten durchstreiften das Land und erschlugen kaltblütig alle Wesen, die sie antrafen. Jahr für Jahr wurden in einem großen Teile der Insel alle

---

worden. Der Verfasser ist Ludwig Hahn, der verdiente Mann, welcher Jahrzehnte lang die Politik unsers Kanzlers publizistisch begleitete. Nach einem arbeitsamen Leben in den wohlverdienten Ruhestand getreten, vermochte er der Begeisterung nicht zu widerstehen, in welche ihn die neueste Phase in dem thatenreichen Leben des Kaisers Wilhelm und des Fürsten Bismarck versetzt hat. Seine Schrift ist beherzigenswert und wenn wir auch nicht in allen Punkten dem Verfasser beitreten, so verdient sie doch die größte Beachtung in den weitesten Kreisen.

*) Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert, übersetzt von F. Löwe. Zweiter Band, Seite 97 bis 472.

Subsistenzmittel vernichtet, und Irland war nach Holinshed „nach diesen Kriegen wüst und so entvölkert, daß man von Waterford bis zur Spitze von Smeere-weke, 120 Meilen weit, reisen konnte, ohne in den Ortschaften Mann, Weib und Kind zu begegnen; sogar Tiere sah man nicht, denn selbst Wölfe, Füchse und andres Raubzeug lagen zum Teil Hungers gestorben umher, zum Teil hatten sie sich anderswohin gezogen.“ Ein hoher englischer Beamter berechnete im Jahre 1582, daß in Munster binnen sechs Monaten über dreißigtausend Menschen getötet worden waren, wobei er die, welche in der Schlacht oder am Galgen das Leben verloren hatten, nicht mitzählte. Lange vor Beendigung des Krieges herrschte die allergnädigste Königin Elisabeth hier und in Ulster, wo ähnlich gehaust worden war, fast nur noch über Aschenhaufen und Leichen.

Begreiflicherweise brachte dieses Morden, Sengen und Brennen ein Gefühl der Verbitterung in die Seelen der Iren, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte. Das Andenken an so greuelvolle Behandlung würde indes doch zuletzt erloschen sein, wenn nicht andre schwere Unbill hinzugetreten wäre: die Ächtung des katholischen Kultus, die Wegnahme der Kirchen und Pfründen und die Landeskonfiskationen. Der Gedanke, daß man von der englischen Westküste aus in wenigen Tagen und mit geringen Kosten in Irland große Strecken guten Bodens in Besitz nehmen und reich werden könne, bemächtigte sich des englischen Geistes, und diese Landgier wurde von der Regierung auf Grund der Ansicht ermutigt, daß die einzig richtige Methode, Irland für England nutzbringend zu machen, darin bestehe, das Grundeigentum der irischen Clans mit Beschlag zu belegen und die Insel so rasch wie möglich mit britischen Kolonisten zu füllen. Auf den Krieg mit den Waffen folgte ein Krieg mit Ränken und Kniffen, der (besonders in den Tagen Chichesters) in einer Reihe fauler Operationen vor den gewöhnlichen Gerichten und vor besondern Kommissionen bestand. Anfangs dienten Lehnsverbindlichkeiten, dann angebliche Kronrechte zum Vorwande dieser systematischen Plünderung, die unter Lord Strafford den Gipfel der Schamlosigkeit errreichte und 1641 zur Rebellion führte. Durch den Ausgang derselben, durch die Wendung, die Earl Clarendon den Dingen bei der Restauration gab, und durch die gänzliche Unterwerfung des Königreichs Irland im Jahre 1691 wurde der Ruin der keltischen Irländer vollendet.

Der langwierige Krieg, der zur Unterdrückung des Aufstandes geführt wurde, hatte dieselbe furchtbare Natur wie der frühere, und ähnliche schreckliche Folgen. Als er 1652 erlosch, hatten in den elf Jahren desselben Schwert, Seuchen und die künstlich hervorgerufene Hungersnot von einer Bevölkerung von 1 466 000 Menschen nicht weniger als 616 000 weggerafft. Irland, früher eins der größten Weideländer Europas, mußte jetzt Rindvieh aus Wales einführen, und der Preis des Weizens war von zwölf auf fünfzig Schillinge für den

Scheffel gestiegen. In einigen Bezirken konnte der Reisende zwanzig bis dreißig Meilen zurücklegen, ohne ein Spur menschlichen Lebens anzutreffen. Die Wölfe hatten sich in dem durch Cromwells Soldaten gründlich verwüsteten Lande mit noch erschreckenderer Schnelligkeit vermehrt als zu gleicher Zeit in dem durch den dreißigjährigen Krieg verödeten Deutschland, und große Rudel derselben streiften bis vor die Thore Dublins. Und was der Krieg übrig gelassen, beseitigte England auf andern Wegen, soweit es konnte, immer dabei vor allem selbstsüchtige Zwecke vor Augen. Sklavenhändler wurden gegen die überlebenden Iren losgelassen, und hunderte von Knaben und heiratsfähigen Mädchen, die nicht das mindeste verbrochen hatten, verschiffte man nach Barbadoes, wo sie an Pflanzer verkauft wurden. Priester, die sich des Messelesens und der Spendung der Sakramente schuldig gemacht hatten, erlitten dasselbe Schicksal, und der katholische Gottesdienst verschwand vollständig aus der Öffentlichkeit. Die Hauptsache aber blieb immer, daß das Ziel, nach welchem die „Abenteurer" (adventurers, d. h. die im Auslande operirenden Unternehmer und Glücksritter) Englands seit Elisabeths Zeiten unablässig getrachtet hatten, nun beinahe ganz erreicht war: fast alles Land in den drei größten und reichsten Provinzen Irlands war von der britischen Regierung eingezogen und unter die Streber, die dem Parlamente Geld vorgestreckt hatten, sowie unter die puritanischen Soldaten, denen man die Löhnung schuldig geblieben war, verteilt worden. Solchen Iren, die man durchaus als unschuldig an der Empörung ansehen mußte, wurde Grundeigentum in Connaught angewiesen, einer Provinz, die als felsige und sumpfige Gegend zu ewiger Armut verurteilt und damals überdies durch Mord und Hunger fast allenthalben verödet war.

Die Ansiedelungsakte Cromwells, welche diese Dinge verfügte, ist die Hauptwurzel des tiefen und bleibenden Zwiespalts zwischen Eigentümern und Pächtern in Irland, welcher bis heute die erste und oberste Ursache der unaufhörlichen politischen und sozialen Übelstände und Verbrechen gewesen ist, die man dort zu beklagen hatte. Indes wurde nach der Restauration der Stuarts in England mild regiert, uud so lebte der Wohlstand der Iren einigermaßen wieder auf. Aber bald vernichtete ihn eine neue Revolution, bei der sich die letzteren ihrem eifrig katholischen Souverän anschlossen, abermals. König Jakob landete am 12. März 1689 zu Kinsale, und am 7. Mai wurde durch ihn das irische Parlament eröffnet, welches fast ganz aus Katholiken und solchen bestand, deren Familien durch Cromwells Akte ihren Grundbesitz eingebüßt hatten. Diese Akte wurden vom Parlament aufgehoben, der Beschluß kam aber nicht zur Ausführung, da Jakob von König Wilhelm am Boyne geschlagen wurde, vielmehr machten nach Unterdrückung der Erhebung Irlands neue Landkonfiskationen die Niederlage der alten Rasse vollständig. Die letzten krampfhaften Zuckungen gegen den englischen Egoismus hörten nun auf, und die irischen Zustände gestalteten sich bis auf die neueste Zeit folgendermaßen. Die anglikanische Kirche wurde

auch für Irland Staatskirche, obwohl ihre Anhänger hier noch kein Siebentel der Bevölkerung bildeten. Diese Kirche lebte von den Steuern der sechs andern Siebentel, namentlich von denen der Armen unter ihnen, welche dieselben in Gestalt von Zehnten entrichteten. Diese äußerst drückende Abgabe mußte umso verhaßter sein, als sie für Geistliche abgefordert wurde, von deren Amtshandlungen die Steuerpflichtigen nicht den mindesten Nutzen hatten, und die ihre Religion nach Kräften anfeindeten. Dazu kam, daß die Pfarrer den Zehnten an Eintreiber verpachteten, die aus habgierigen und herzlosen Menschen bestanden. Der tiefe Groll des irischen Landvolkes über diese Einrichtungen wurde Hauptursache zu den Freveln der Whiteboys, die im vorigen Jahrhundert, und zu zahllosen Aufständen und Mordthaten, die in den ersten drei Dezennien des jetzigen vorzüglich im Süden und Westen Irlands vorkamen. Das war aber noch lange nicht alles. Der katholische Kultus war in tief demütigender Weise beschränkt. Das bloße Bekenntnis zum katholischen Glauben schloß von jeder politischen und munizipalen Machtsphäre aus, von fast allen wissenschaftlichen Berufszweigen, von beinahe jeder Gelegenheit, sich Kenntnisse und Vermögen zu erwerben. Durch verschiedne Bestimmungen des Strafkodex waren die Katholiken von den Erziehungsanstalten des Landes ausgeschlossen; sie mußten ihre Kinder ohne Unterricht lassen, wenn sie dieselben nicht in die „Charter Schools“ schicken wollten, was nach deren Programm mit Einwilligung der Eltern in eine protestantische Erziehung zusammenfiel; sie durften nach dem Strafkodex kein Land kaufen, kein Geld hypothekarisch auf Grundbesitz verleihen, keine großen und keine langen Pachtungen übernehmen. Der Zweck war eben der, ihnen allmählich alles Recht an irischem Boden zu entziehen, worauf auch die Verordnungen hinausliefen, welche die gleiche Teilung des von einem Katholiken hinterlassenen Landes unter dessen Kinder geboten. Die natürliche Wirkung solcher Gesetze war, daß eine Aristokratie der Protestanten geschaffen wurde, die zugleich eine Aristokratie der englischen Rasse war und, gestützt auf ihre Privilegien, bald äußerst despotisch auftrat.

Endlich wurde Irland von den Engländern, seinen Nachbarn und tyrannischen Herren, auch in Sachen des Handels und Gewerbes rücksichtslos zu gunsten ihrer Interessen gemißhandelt und gemaßregelt. Die Insel war sehr fruchtbar, namentlich aber reich an trefflichen Weidegründen. Berühmt waren ihre Rinder und ihre Wolle. Es lag daher nahe, diese Produkte durch Verschiffung nach England am geeignetsten zu verwerten. Aber kaum war dies versucht, so gerieten die englischen Landwirte in Aufregung und klagten über die irische Konkurrenz auf den britischen Märkten, und ohne Verzug erließ das Londoner Parlament 1665 und 1680 Gesetze, durch welche die Einfuhr von Vieh und Fleisch, ja von Butter und Käse aus Irland nach England verboten und so die Hauptquelle des irischen Wohlstandes mit einem einzigen derben Griffe verstopft wurde.

Als sich in Irland schwache Anfänge eines Handels mit den Kolonien entwickelten, erregte das ebenfalls in England Besorgnis und Eifersucht, da Irland einerseits Amerika näher lag als jenes und andrerseits viele gute Häfen besaß, und wieder wurde dem Wachsen solcher Anfänge durch das Parlament Halt geboten. Mit sehr wenigen Ausnahmen durften nach der 1663 erfolgten Amendirung der Navigationsakte vom Jahre 1660 europäische Waren nur aus England, in dort gebauten Schiffen und durch Mannschaften, welche zur größeren Hälfte aus Engländern bestanden, nach den Kolonien gebracht werden, und umgekehrt durfte niemand Kolonialprodukte nach Europa schaffen, ohne sie vorher in England zu löschen. 1670 wurde diese Ausschließung Irlands bestätigt, und 1696 verschärfte man sie durch die Bestimmung, daß keinerlei Waren aus den Kolonien direkt nach irischen Märkten verschifft werden sollten.

Nach der Restauration der Stuarts hatte sich die Wollerzeugung und Tuchfabrikation Irlands gehoben, die Wolle war vorzüglich, und mit wahrem Enthusiasmus machte sich die Nation an die Verarbeitung derselben, schottische, selbst französische Weber stellten sich ein, und Tausende fanden auf diesem Gebiete Beschäftigung. Aber wieder hatte man die Rechnung ohne den Egoismus der Beherrscher des Landes gemacht. Auch die Engländer hatten eine wichtige Wollenindustrie, die damit beschäftigten Fabrikanten petitionirten um Unterdrückung der irischen Konkurrenz, und ihrem Verlangen wurde sogleich entsprochen. Im September 1698 wurde das irische Parlament, das damals dem britischen Einflusse ganz und gar dienstbar war, zu dem ausdrücklichen Zwecke nach Dublin berufen, die Wollenindustrie Irlands zu vernichten. Die Regierung schlug zu dem Zwecke Belegung der Ausfuhr irischer Wollenzeuge mit schweren Zuschlagzöllen vor, und als die gefällige Versammlung dies annahm, war die Arbeit der ganzen zahlreichen Klasse der Schafzüchter und Tuchweber Irlands, deren Erzeugnissen bereits der Kolonialmarkt versperrt war, durch Zölle, die wie ein Verbot wirkten, auch von England ausgeschlossen. Ein 1699 vom englischen Parlament erlassenes Gesetz vollendete das Werk, indem es den Irländern verbot, ihre Wollenwaren nach irgendeinem Lande auszuführen, und damit waren die betreffenden Industriezweige so gut wie vollständig zu grunde gerichtet, und wieder verschwand eine der schönsten Aussichten für Irland, zu Wohlstand zu gelangen, auf mehr als ein Jahrhundert unter dem tyrannischen Eigennutze John Bulls. Allerdings wurde von dieser Seite zugesagt, man wolle zur Entschädigung die Leinen- und Hanfproduktion fördern, aber selbst wenn es gerecht und billig gewesen wäre, eine Nation durch Gesetz auf zwei Arten von Industrie zu beschränken, fand doch kein richtiges Verhältnis zwischen dem, was zerstört wurde, und dem, was begünstigt und gefördert werden sollte, statt, und es wurde durchaus keine wahre Gegenseitigkeit zwischen den beiden Ländern hergestellt. Spuren einer Leinenindustrie gab es in Irland schon sehr früh, nie aber war sie von großer Bedeutung. Der Revolutionskrieg zwischen Jakob und Wilhelm

hatte ihr fast den Todesstoß gegeben, und im Jahre 1700 belief sich der Wert dessen, was sie ausführte, auf wenig mehr als 14 000 Pfund Sterling. Allerdings unterstützte man sie von 1743 an durch Ausfuhrprämien, aber bis dahin war das Land bereits in schreckliches Elend versunken, und für die Hanfindustrie geschah garnichts.

Die Wirkung der hier geschilderten Politik war im höchsten Maße verderblich. Die Irländer wußten jetzt mit aller Bestimmtheit, daß England die Macht und den Willen besaß, jede Art und Äußerung ihres Gewerbfleißes zu ersticken, sobald sie soweit erstarkt war, daß sie mit den betreffenden britischen Industriellen in Wettbewerb treten konnte, und so trat auf diesen Gebieten allgemeine Mutlosigkeit unter ihnen ein. Die hauptsächlichsten Fabrikanten wanderten aus. Da man seine Wollenwaren nirgendshin und seine rohe Wolle nur nach England ausführen konnte, so suchte man sich heimlich einen Markt für diese Erzeugnisse in Frankreich, fast aus jeder der vielen Buchten des Landes verschifften Schmuggler Wolle dahin, und dadurch gewann die französische Tuchmacherei, die gefährlichste Nebenbuhlerin der englischen, sehr wesentliche Förderung. Die Beziehungen zwischen Grundeigentümern und Pächtern, schon längst unnatürlich und aufs äußerste gespannt, wurden furchtbar verschlimmert, als die Zerstörung der genannten Gewerbszweige die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung auf den Ackerbau als einziges Mittel, sich zu erhalten, hinwies. Die Wollenmanufaktur hatte allein in Dublin 12 000 und in andern Orten Irlands 30 000 Familien Beschäftigung und Verdienst verschafft. Jetzt waren alle diese Leute brotlos, und das Volk war länger als zwei Menschenalter so arm, daß jede schlechte Ernte geradezu Hungersnot im Gefolge hatte. Die Journale des irischen Parlaments sind, wie Lecky sagt, voll von Klagen über den Verfall des Handels und die lediglich von England herbeigeführte Hilflosigkeit der Bevölkerung. Bischof Nicholson sagt darüber 1720 in seinen Briefen an den Erzbischof von Canterbury: „Unser ganzer Handel ist ins Stocken geraten. Unsre ersten Kaufleute, die ehedem Wechsel von tausend Pfund nach Sicht zu zahlen pflegten, können jetzt kaum hundert Pfund in ebensoviel Tagen aufbringen. Nie sah ich, so fährt der sonst hartherzige und selbstsüchtige Mann fort, nicht einmal in der Picardie, in Schottland oder in Westfalen so schreckliche Zeichen von Hunger und Entbehrung, wie auf den Gesichtern der armen Geschöpfe, denen ich auf dem Wege von Dublin nach Cerry begegnete." Sheridan schrieb 1728: „Die Wohnungen der Armen sind Düngerhaufen, ihre Nahrungsmittel das [durch Aderlässe gewonnene] Blut ihres Viehes und das Unkraut ihrer Felder." Swift giebt nach der großen Teuerung von 1727 folgende Schilderung vom Zustande weiter Strecken der Insel: „Der Fremde, der hier reist, kann eher meinen, in Lappland oder Island zu sein, als in einem Lande, das von der Natur so begünstigt ist wie dieses. Die elende Kleidung, Nahrung und Wohnung des Volkes, die allgemeine Verwüstung in den meisten Teilen des König-

reiches, die alten Sitze des hohen und des niedern Adels alle in Trümmern und keine neuen an deren Stelle, die Familien von Pächtern, die hohen Zins zahlen, in Schmutz und Unflat dahinlebend, sich von Kartoffeln und Buttermilch nährend, ohne Schuhe und Strümpfe, ohne eine Behausung, die auch nur so gut wäre wie ein englischer Schweinestall — das mögen in der That anmutige Bilder für einen englischen Beobachter sein, der auf kurze Zeit herkommt, um unsre Sprache zu lernen, und dann in sein Vaterland zurückkehrt, wohin all unser Vermögen gebracht worden ist."

Entsetzen erregend waren die Wirkungen der Hungersnot von 1740 und 1741, die auf den großen Frost von 1739 folgte. „Mangel und Elend, so berichtet ein Artikel des Gentlemans Magazine von 1741, sind auf jedem Antlitze zu lesen, die Reichen sind nicht imstande, den Armen zu helfen, die Wege sind mit Toten und Sterbenden bestreut, die Leute tragen an sich die Farbe des Ampfers und der Nesseln, von denen sie sich das Leben fristen, bisweilen werden zwei oder drei auf einem und demselben Karren zu Grabe gebracht, und weil es an Trägern fehlt, bestattet man viele einfach auf dem Felde oder in dem Graben, wo sie umgekommen sind." Berkeley, damals Bischof von Cloyne, schreibt im Mai 1741 an Prior: „Die Vernichtung von Menschenleben in den Grafschaften Cork und Limerick ist unglaublich groß. Neulich erzählte jemand aus Limerick, daß dort ganze Dörfer ausgestorben seien. Vor zwei Monaten schon hörte ich Sir Richard Cox sagen, daß ein Kirchspiel fünfhundert Tote habe, und zwar war das in einer meines Wissens nicht sehr dicht bewohnten Gegend." Der protestantische Geistliche Skelton, der damals eine Stelle in Managhon innehatte, bemerkt, es sei glaublich, daß in den beiden Jahren ebensoviele Menschen an Hunger und an Krankheiten aus Entbehrung gestorben seien als 1641 durch das Schwert. Manche Wohlhabende gaben in dieser grausenvollen Zeit der Not und des Jammers den verhungernden Armen alles, was sie irgend vermochten. Aber das Land war so furchtbar erschöpft, daß sich von seiten des Parlaments nur wenig für das Volk thun ließ. Die kleinen Leute hingen ganz und gar vom Geraten ihrer Kartoffeln ab, da es in Irland infolge der Maßregeln der britischen Eifersucht und Selbstsucht so gut wie keine andre Erwerbs- und Nahrungsquelle gab als den Kartoffelacker und den Schweinekoben.

In der That, John Bull hat bis weit in das vorige Jahrhundert und selbst bis in das jetzige hinein an seinem westlichen Nachbar unverantwortlich gehandelt, er hat den armen Paddy wie ein Polyp ergriffen und unbarmherzig ausgesogen bis auf Haut und Knochen.

Nicht überall so grausam, aber stets und allenthalben so selbstsüchtig verfuhr England gegen andre von seinen Eroberungen und Kolonien, so lange sie sich sein Joch gefallen und sich aussaugen ließen. Unter anderm wußten davon auch die Kolonien, welche jetzt die Vereinigten Staaten von Amerika heißen,

ein Lied zu singen, das gen Himmel schrie, und Canada wurde bis vor einigen Jahrzehnten von der britischen „Mutter“ gleichermaßen als Stieftochter behandelt. Und Leute, die soviel Werch am Rocken haben, unterstehen sich, über Preußens Verhalten gegen seine Unterthanen in Nordschleswig Klage zu führen und Europa dagegen anzurufen! Die Engländer haben in Irland wiederholt und noch in diesem Jahrhundert gehaust wie Vandalen und Mongolen, sie haben das irische Volk gedrückt und geschädigt nach Möglichkeit, ihm seinen Grundbesitz geraubt und nochmals und zum dritten male geraubt, es auf dem Gebiete der Industrie und des Handels zu ihren gunsten aufs schwerste beeinträchtigt und Hunderttausende gezwungen, nach dem Bettelstabe zu greifen und am Hungertuche zu nagen oder auszuwandern. Sie haben endlich die Religion der Irländer in empörender Weise verfolgt und zu unterdrücken versucht, und zwar nicht bloß aus Fanatismus, sondern und unzweifelhaft vorwiegend aus Egoismus, aus Gier nach guten Pfründen für hochkirchliche Reverends. Kann uns die Times auch nur zu einer dieser Sünden John Bulls ein Seitenstück aus der deutschen Herrschaft in Nordschleswig, ja nur etwas entfernt ähnliches zeigen? Sie weiß durchaus nichts der Art. Sie weiß überhaupt nichts ärgeres von dort zu berichten, als daß eine Anzahl Leute, die aus Gründen, über die sie selbst nicht recht klar sind, gern dänische Unterthanen hießen, durch klares Kriegsrecht, dem die Kopenhagener Demokratie unklug den Weg bahnte, Bürger des preußischen Staates und Angehörige des deutschen Reiches geworden sind. Weiteres Unheil ist ihnen absolut nicht widerfahren, und es giebt diesseits und jenseits der „südjütischen“ Grenze, die selbst die von der Times gepachtete Weisheit nicht mit politisch brauchbarer Genauigkeit zu ziehen imstande sein wird, ganz verständige Köpfe, die darin gar kein Unheil zu erblicken vermögen.

Kurz, es ist mehr als Dreistigkeit, es ist Dummdreistigkeit von dem Cityblatte, wenn es solche Artikel in die Welt schickt. Es hat sich damit, wie schon oft in den letzten Jahren, einfach lächerlich gemacht, und mit bestem Fug und Recht antwortet auf das Gefasel die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ nach einer Darstellung der wirklichen Sachlage im Norden Schleswigs: „Das Cityblatt wird uns zugeben, daß in Nordschleswig das Joch der Fremdherrschaft ein außerordentlich mildes ist, im Vergleich mit dem in Irland notwendig gewordenen, und wenn man die Leiden der Unterdrückten nach dem Maße ihrer Reaktion dagegen beurteilt, so machen wir die Times darauf aufmerksam, daß die Erscheinung agrarischer Mordthaten, der Ermordung von Polizisten und hohen Beamten und alles dessen, was unter den Begriff Boycotting fällt, im deutschen Reiche unerhört ist.“ Das offiziöse Organ des Reichskanzlers meint schließlich, nicht bloß Irland verdiene das Mitgefühl Europas in weit höherem Grade als Nordschleswig, auch anderwärts im Bereiche der britischen Machtsphäre finde es Gelegenheit, sich zu bethätigen. Wir setzen hinzu: überall, wo

John Bull „zivilisirend" vorgeht, um wilde Völker zu unterdrücken und für seine Handelsinteressen vorzubereiten, sie in Futter für seinen unstillbaren Geldhunger zu verwandeln. Die Times aber hat hier wieder einmal die Maske gelüftet, mit der sie ihren Verdruß über Neudeutschland bisweilen verbirgt. Wir trauen ihrem Lobe, ihrer Annäherung niemals; denn wir erinnern uns recht wohl, wie sie, das Mundstück der öffentlichen Meinung Englands, 1864 für ein Bündnis Englands mit Napoleon schwärmte, das uns aus Schleswig verscheuchen sollte, das aber frommer Wunsch unsrer lieben Verwandten jenseits der Nordsee blieb, weil der Kaiser, damals noch vorsichtig, nicht für England Gefahren bestehen wollte.



Biblische Wörterbücher.

s sind jetzt gerade hundert Jahre her, daß das erste Bibellexikon in Deutschland erschien: Hezels „Biblisches Reallexikon über biblische und die Bibel erläuternde alte Geschichte u. s. w." (Leipzig, 1783—85). Damals war die lexikalische Form seit der „Encyklopädie" Diderots und d'Alemberts in Aufnahme gekommen und bildete eines der hervorstechendsten Merkmale der Literatur der Aufklärungsperiode, deren Tendenz einer allgemeinen Belehrung in populärer Fassung überhaupt unsre Universallexika oder, wie sie jetzt heißen, Konversationslexika ins Leben gerufen hat. Aber auch seinem Stoffe nach entstammte dieses Werk zum größeren Teile einem älteren französischen Werke des gelehrten und fruchtbaren Benediktinermönchs Calmet, dem Dictionnaire historique et critique, chronologique et littéral de la Bible, welches bereits 1722 zu Paris erschienen war und die in den Bibelkommentaren Calmets zerstreuten archäologischen Bemerkungen zusammenfaßte. Während aber das Werk Hezels schon seiner Vorlage nach noch dem älteren naiven Bibelglauben huldigte, zeigt das um zehn Jahre später erschienene Gothaer Reallexikon oder genauer das „Exegetische Realwörterbuch über die sämtlichen Hilfswissenschaften des Auslegers nach den Bedürfnissen der jetzigen Zeit" (Gotha, 1793—96) bereits ganz die Anschauungen des Rationalismus, welcher durch das „wohlthätigste Licht der Aufklärung" in der Theologie jener Zeit zur Herrschaft gelangt war. Doch hatte jene Aufklärung die bemerkenswerte Folge gehabt, daß hier zum erstenmale die Angaben der Palästinareisenden umsichtig verwertet und auch die Angaben der „Orientaler" fleißig aufgezeichnet wurden, und somit der Anfang zu einer Ver-

wertung der wachsenden Kenntnis von Land und Leuten Palästinas für die Erklärung der Bibel gemacht war. Über diesen Standpunkt einer Ausnutzung der Reisebeschreibungen von Orientreisenden für die Veranschaulichung aller auf die Natur und das Volksleben bezüglichen Angaben geht auch das streng wissenschaftliche und grundgelehrte „Biblische Realwörterbuch“ Winers (Leipzig, 1819—20; 3. Aufl. 1847—48) nicht hinaus, dessen großer Vorzug vor allem darin beruht, daß es das einheitliche Werk eines einzigen Mannes ist, während das Gothaer Realwörterbuch durch „eine Gesellschaft von Gelehrten“ herausgegeben worden war.

Nach dem Erscheinen der ersten Auflage des Winerschen Werkes vergingen gerade fünfzig Jahre, ehe ein neues Bibellexikon in Deutschland erschien, welches seiner Tendenz und Vollständigkeit nach mit jenem verglichen werden konnte: Schenkels „Bibellexikon für Geistliche und Gemeindeglieder“ (5 Bände, Leipzig, 1869—75), wobei wir Hamburgers „Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud,“ dessen erste Abteilung die biblischen Artikel enthält (5 Hefte, 1866—70), als spezifisch jüdisch außer Betracht lassen. Es ist diese lange Pause umso auffallender, als in der Zwischenzeit nicht nur unsre Kenntnis des heiligen Landes durch viele wissenschaftliche Reisen bedeutend gefördert worden war, sondern auch der Einblick in die Sitten und Gebräuche, sowie in die Einrichtungen und Ausrüstungen der orientalischen Völker zur Zeit der beiden Testamente in überraschender Weise durch die Entdeckung zahlreicher ägyptischen und assyrischen Darstellungen, besonders an und in Grabmälern, sich erweitert und vertieft hatte.

Das Verdienst, dieses für eine genauere Kenntnis der biblischen Realien so überaus wichtige Material zuerst für die weitern Kreise der gebildeten Bibelleser nutzbar gemacht zu haben, gebührt den Engländern, die ja auch für die Gewinnung dieses Materials das meiste gethan haben. Wie Layard in zwei reich ausgestatteten Werken (Niniveh and its remains, 1848, und Niniveh and Babylon, being the narrative of discoveries, 1853) über die Ergebnisse seiner in den Jahren 1845 und 1848 auf dem Boden des alten Ninive zu Nimrud unternommenen Ausgrabungen berichtete, so hat auch einer der bedeutendsten Vertreter der jungen assyriologischen Wissenschaft, George Smith, in seiner „Chaldäischen Genesis“ (1875) die wichtigen keilinschriftlichen Berichte, welche in einer an die Erzählungen des ersten der alttestamentlichen Bücher erinnernden Weise über die Schöpfung, den Sündenfall, die Sintflut, den Turmbau und andres mehr handeln, durch Abbildungen aus den Denkmälern assyrischer Kunst erläutert und anschaulich gemacht. Wie reich aber ganz im allgemeinen der Schatz bildlicher Darstellungen auf assyrischen und ägyptischen Monumenten ist, läßt sich aus der Thatsache ersehen, daß man für alle Arten menschlicher Berufsthätigkeit assyrische und ägyptische Abbildungen nachweisen kann, welche uns einen genauen Einblick geben in die Art und die Mittel der Herstellung dessen,

was zu den menschlichen Bedürfnissen im weitesten Sinne des Wortes gehört. So führt uns eine ägyptische Darstellung in das Innere einer Küche, in welcher gekocht, gebraten und gebacken wird. Wir sehen, wie gerupftes Federvieh in Kessel gesteckt und eine über dem Feuer stehende Pfanne von zwei Köchen bedient wird. Der Kuchen, den man bäckt, hat große Ähnlichkeit mit den aus Goethes Leben wohlbekannten Leipziger Kräpfeln; verschiedne Arten sind auf einem Brette an der Küchenwand aufgespeichert. An den Wänden eines Ganges im Palaste Sanheribs zu Kujundschik sehen wir einen Zug von Dienern bildlich dargestellt, welche allerlei Früchte, Blumen, Wildpret und andres Zubehör für die königliche Tafel herbeibringen, sodaß wir genau unterrichtet werden, welche Leckerbissen man in Altassyrien der königlichen Tafel wert hielt. Es sind z. B. auch getrocknete Heuschrecken darunter, die an langen Stäben zu beiden Seiten aufgereiht sind. Mit derselben Genauigkeit und Treue wird uns alles lebenswahr vor die Augen geführt, was das Leben der assyrischen Könige und ihrer Unterthanen ausfüllt. Ihre Geschäfte im Frieden, ihre Vergnügungen, besonders die Jagd, aber auch die mannichfachen Seiten des kriegerischen Treibens, von der Schanzarbeit bis zur blutigen Feldschlacht, werden in hunderten von charakteristischen Darstellungen geschildert.

All dieses reiche Material ist nun in Deutschland zum ersten male in Eduard Riehms „Handwörterbuch des biblischen Altertums für gebildete Bibelleser" im Interesse einer lebendigeren Anschauung der Verhältnisse des altisraelitischen Lebens verwertet. Dieses wertvolle Werk, dessen erste Lieferung 1874 erschien, ist gegenwärtig, also nach zehn Jahren, mit der neunzehnten Lieferung zum Abschluß gekommen (Leipzig, Velhagen und Klasing). Die Mitarbeiter, welche Riehm aus den deutschen Bibelforschern ausgewählt hatte, sind durch ihre gründliche Gelehrsamkeit, wie durch ihre freie, echt wissenschaftliche Stellung zu den brennenden Fragen der biblischen Kritik, zugleich aber durch ihre warme religiöse Auffassung ausgezeichnet, und überdies war die Auswahl von dem Herausgeber so getroffen, daß trotz der Mitarbeit mehrerer Fachgenossen doch der einheitliche Charakter des Ganzen durchweg gewahrt geblieben ist. Wenn dabei gegen Ende des Werkes, wie es uns scheinen will, der Herausgeber mehr als am Anfange zugleich der Verfasser der wichtigsten Artikel ist, so erscheint uns dies als ein besonders hervorzuhebender Vorzug, nicht bloß weil dadurch der einheitliche Charakter des Werkes noch mehr, als dies bei aller Übereinstimmung der Mitarbeiter möglich wäre, zur Geltung gekommen ist, sondern weil auch Riehms ganze Art der Behandlung, der sichere Takt der Auffassung, die ruhige, klare und überzeugende Darstellung und die richtige Auswahl zwischen dem für das Verständnis Nötigen und Entbehrlichen, uns namentlich sympathisch ist.

Von besonderm Werte sind alle diejenigen Artikel, in denen der Herausgeber über den Entwicklungsgang der israelitischen Religion und der hebräischen

Literatur sich auszusprechen Gelegenheit und Veranlassung hatte. Auf diesem Gebiete sind in der neuesten Zeit Ansichten laut geworden und haben vielfachen Anklang gefunden, die unsre bisherigen Anschauungen direkt auf den Kopf stellten. Nach den Vertretern dieser neuen Anschauungen steht der Mosaismus, d. h. der im mosaischen Gesetze niedergelegte Schatz religiöser und sittlicher Erkenntnis, nicht mehr am Anfange des religiösen und sittlichen Lebens Israels, sondern er bildet den Abschluß einer zum Stillstand gekommenen und der Erstarrung anheimgefallenen Entwicklung. So wenig nun das „Biblische Handwörterbuch“ der Ort war, um an dem Kampfe der einander gegenüberstehenden Anschauungen unmittelbar teilzunehmen, so ist doch ein großer Teil der Fragen, um welche sich der Streit dreht, darin zur Sprache gekommen, und allerorten erkennt man, wie alles, was in dem bisherigen Verlauf jenes Streites von beiden Seiten geltend gemacht worden ist, sorgfältige Berücksichtigung gefunden hat. So kann das Handwörterbuch mit dazu beitragen, daß ebenso wie diejenigen Anschauungen über die Geschichte und das Geistesleben des israelitischen Volkes, welche mit Unrecht manchen schon als veraltet gelten, auch die probehaltigen neuen Errungenschaften der kritischen Forschung nach ihrem wahren Werte gewürdigt werden, und daß aus dem Widerstreite der Meinungen eine bessere Erkenntnis des wahren Sachverhaltes hervorgeht.

Über die Ausstattung, durch welche das Werk in neue Bahnen lenkt, ist schon oben im allgemeinen die Rede gewesen. Es handelte sich darum, auch für das deutsche Publikum der gebildeten Bibelleser ein dem jetzigen Stande unsrer wissenschaftlichen Bibelforschung entsprechendes Nachschlagewerk als zuverlässigen Führer in der Welt des biblischen Altertums zu schaffen, wie es die Engländer schon längst in Kittos Cyclopædia of Biblical Litterature haben (3. Auflage, London 1869 ff., 3 Bände). Diesem Zweck dient besonders die reiche Beigabe von Illustrationen, Karten und Plänen, die nicht bloß ein belletristischer Schmuck sein sollen, sondern wirkliche Belehrung und eine die beschriebenen Dinge mit möglichster Treue wiedergebende Veranschaulichung zu erzielen suchen. Die Abbildungen der in Museen oder noch an Ort und Stelle vorhandnen Altertümer und die Ansichten wichtigerer Lokalitäten sind teils nach Photographien, in einzelnen Fällen auch nach Originalzeichnungen, teils nach den besten und zuverlässigsten Vorlagen ausgeführt worden. Einen hervorragenden Schmuck des Werkes bilden die durch Aquarelldruck wiedergegebenen Bilder Karl Werners, eine Gesamtansicht von Jerusalem, Ansichten von Bethlehem und Nazareth, vom Garten Gethsemane und von der Via dolorosa samt dem Ecce homo-Bogen in Jerusalem. Daran reihen sich noch verschiedne größere Landschaftsbilder — z. B. eine Ansicht des Jordan in der Nähe seines Ursprunges —, unter denen die Bilder, welche die Zedern des Libanon, die Cypressen vor der Omar-Moschee in Jerusalem und die Abrahamseiche zu Hebron darstellen, zugleich als echte Stimmungsbilder zu bezeichnen sind. Die sehr zahlreichen Holzschnitte, die

in den Text eingefügt sind, dienen im engern Sinne der Belehrung und sind meist Nachbildungen monumentaler Darstellungen der assyrischen und ägyptischen Kunst. Aber auch das Leben und Treiben im heutigen Orient, das ja von dem des Altertums sich nur auffallend wenig entfernt hat, ist vielfach bildlich herangezogen worden, um uns die Lebensgewohnheiten des Volkes Israel, seine volkstümliche Sitte und Kultur anschaulicher zu machen. Schließlich werden auch die Erzeugnisse des Landes und sonstige naturwissenschaftliche Objekte durch Holzschnitte dem Leser nahe gebracht. Der ganze reiche Stoff aber, den schriftliche und bildliche Darstellung in diesem stattlichen Werke von 1849 Seiten aufgespeichert hat, dient dem einen Zwecke: er soll dem Bibelleser behilflich sein, anschauliche und lebendige Vorstellungen zu gewinnen von dem Hergange und Verlauf der biblischen Geschichte und von den geschichtlichen Verhältnissen, auf welche die Schriftwerke sich zunächst beziehen, und sich mit dem gesamten Anschauungskreise vertraut zu machen, in welchem sich die Bibelsprache bewegt und welcher ihr die Formen zur Darstellung und die Bilder zur Veranschaulichung der ewigen Wahrheit dargeboten hat. Möge denn — dies ist unser Wunsch — durch die Orientirung in der Welt des biblischen Altertums in den weiteren Kreisen der Gebildeten ein lebendiges Interesse für die heilige Schrift angeregt werden, damit auch die weitere Hoffnung des Herausgebers in Erfüllung gehe, daß die in der Schrift bezeugte ewige Wahrheit ihre heilsame Kraft in dem Leben und der Bildung unsrer Nation in reicherem Maße offenbaren möge.

Riehms Handwörterbuch hat übrigens neuerdings von zwei Seiten Nachahmung gefunden. In etwas starker Anlehnung daran — besonders rücksichtlich der Wahl der Illustrationen — erscheint im Verlage der Calwer Vereinsbuchhandlung, von der bereits eine biblische Geographie, eine biblische Naturgeschichte und „Biblische Altertümer" herausgegeben wurden, ebenfalls ein illustrirtes Biblisches Handwörterbuch, welches sich von seiner Vorlage außer der noch populäreren Fassung besonders dadurch unterscheidet, daß auch die Gebiete der alttestamentlichen und neutestamentlichen Theologie und Einleitungswissenschaft berücksichtigt sind, während bei Riehm die Darstellung des Lehrinhaltes der Bibel, sowie die eingehendere Berichterstattung über die Entstehung, Sammlung und spätere Geschichte des biblischen Schrifttums prinzipiell ausgeschlossen und deshalb nur insoweit herangezogen sind, als dies zur vollständigen Charakteristik der Männer, deren Werke in der biblischen Literatur eine hervorragende Stelle einnehmen, und der nationalen Bildung Israels überhaupt erforderlich ist. Während aber das „Calwer Bibellexikon" in kurzer Fassung — das Ganze soll aus acht Lieferungen, jede von etwa sieben Bogen, bestehen — beide Seiten des biblischen Inhaltes, die Realien und die Glaubenswahrheiten, gleichmäßig behandeln will, faßt ein andres derartiges Werk, das Biblische Wörterbuch für das christliche Volk von Zeller (3. Auflage,

1884), besonders das letztere, „die biblischen Grundbegriffe, die sich auf die Glaubens- und Sittenlehre beziehen," ins Auge. Da es aber zugleich auch „die Offenbarungsthaten des Herrn in geschichtlicher, geographischer, biographischer, naturgeschichtlicher Hinsicht" beleuchten will, so ist der stoffliche Inhalt von dem der beiden andern Bibelwörterbücher nicht allzu verschieden, und wenngleich auf die bildliche Erläuterung völlig verzichtet wird, so folgt die durchgehends neu bearbeitete dritte Auflage des Zellerschen Bibelwörterbuches doch insofern dem allgemeinen Zuge der Zeit, als sie zum erstenmale mit erläuternden Karten und Plänen ausgestattet ist. In dem „bibelfesten Standpunkte" seiner Mitarbeiter und dem Bestreben „übersichtlicher und leicht faßlicher Darstellung" steht es mit dem Calwer Bibellexikon auf ziemlich gleicher Stufe, wie es dasselbe auch an äußerem Umfange nur wenig übertreffen wird, da es auf neun, höchstens zehn Hefte berechnet ist.

Möchten auch diese beiden Werke in den Kreisen, für die sie bestimmt sind, ihren Zweck erfüllen, das Verständnis der Bibel immer weiter zu verbreiten. Und obwohl wir nicht im Zweifel sind, welchem der drei Werke wir den Preis zuerkennen sollen, so meinen wir doch, daß sie recht gut einträchtiglich nebeneinander bestehen können.



Die Tragödie Dantes.



o sollte eigentlich der Titel der geistreich geschriebenen „Florentiner Plaudereien" Julian Klaczko's lauten, welche vor kurzem in deutscher Übersetzung erschienen sind.*) Denn die Fragen: Warum muß der Name Dantes immer in uns den Gedanken an einen ungeheuern Schmerz erregen, dem keiner gleicht, und uns an ein Geschick mahnen, das den Stempel des Verhängnisses trägt? warum können wir nicht davon ablassen, in einem Leben, das uns der Dichter selbst so oft in aller Freimütigkeit und Einfachheit von den größten Prüfungen an bis zu den rührendsten Einzelheiten geschildert, immer etwas Geheimnisvolles und Unergründliches zu suchen und zu vermuten? warum erscheint uns der Mann, der von sich selbst bezeugte, der Gegenstand einer außerordentlichen und göttlichen Gnade gewesen zu sein, bezeugte, daß er den Aufenthalt der Seligen habe schauen können, daß er den Weg seines ewigen Heils erblickt und fast die Ver-

*) Julian Klaczko's Florentiner Plaudereien. Deutsch von Wilhelm Lauser. (Von der französischen Akademie gekrönt.) Wien, Hugo Engel, 1884.

heißung desselben empfangen habe, warum erscheint uns dieser Mann trotzdem nie anders denn als ein vom Schicksal niedergeschmetterter Titan, als ein Geist, der mit den Göttern gekämpft hat und besiegt worden ist? — diese Fragen nach dem Grunde der tragischen Erscheinung des gewaltigen Florentiners bilden das Problem, welches sich Julian Klaczko zu lösen vorgenommen. Er thut dies in der umfassendsten, tiefsinnigsten und zugleich anmutigsten Weise, und weil er sich bei den zum erklärenden Vergleiche herbeigezogenen größten Gestalten der Kunst- und Literaturgeschichte, den Genien eines Michelangelo, Raffael, Petrarca, Shakespeare, Milton, Klopstock, Goethe, Byron und sovieler andern mit der behaglichen Freude des tiefgründigen Kenners aufhält und so neben der einen dominirenden Gestalt Dante Alighieris das ganze Pantheon europäischer Kunst am Auge des Lesers vorbeiführt, durfte er das im Französischen edlere Wort Causeries auf das Titelblatt seines Buches setzen. Denn der Dialog, welcher hier fingirt ist, und in welchem nacheinander die bei allem wahrhaften Geistesadel katholisch gläubige Abendgesellschaft der Gräfin Albina das Wort ergreift, ist kein eigentliches Kunstwerk, wenn man an platonische Dialektik und dramatische Begriffsentwicklung oder an Diderotsche Meisterstücke denkt, in deren Reihe die „Florentiner Plaudereien“ schon ihres großartigen Gehaltes wegen gehören. Man könnte ohne den geringsten Schaden hier die dialogischen Formeln streichen.

Die eigentliche Wurzel der aufgeworfenen Frage nach der Tragödie Dantes reicht weit zurück. Schon im November 1854 hat Klaczko in der Revue contemporaine einen starken Angriff auf das System Karl Wittes gemacht, welches dieser in die gesamte dichterische Produktion Dantes hineinkonstruirt hatte. „Danach wäre ein enges Band zwischen der Vita Nuova, dem Convito und der Divina Commedia vorhanden; diese drei Werke bildeten eine Art „Trilogie,“ die verschiednen Teile einer einzigen Dichtung, in welcher Dante die drei großen Phasen seines eignen Lebens und desjenigen der Menschheit beschrieben hätte: zuerst die Geschichte des naiven Glaubens, dann des Abfalls und Zweifels, und endlich der Rückkehr zum Glauben, einer Rückkehr voll Prüfungen und Reue.“ Diese Auffassung, welche — nach Klaczko — uns Dante als den Faust oder Manfred des Mittelalters kennzeichnet, allerdings einen versöhnten Faust, einen schließlich reuigen Manfred, aber doch immer einen jener „Dämonen des Zweifels,“ wie sie Goethe nannte und wie sie zu schaffen bisjetzt die moderne Poesie allein das Privileg zu haben schien — diese Auffassung hat durch Witte in Deutschland allgemeine Verbreitung gefunden. Witte hatte 1869 in seinen „Danteforschungen“ (Bd. I, Dantes Trilogie) ausführlich dem „mit vieler Einsicht geschriebenen Artikel“ Klaczko's entgegnet; Scartazzani schloß sich der Darstellung des berühmten deutschen Forschers an; selbst Wegele, der in der zweiten Auflage seines ausgezeichneten Werkes (Dante Alighieris Leben und Werke im Zusammenhange dargestellt) vom Witteschen Standpunkte

abgekommen war, kehrt in der dritten (1879) zu ihm, wenn auch nicht unbefangen, zurück. Bescheiden zweifelnd und leise abwehrend verhält sich der herrschenden Theorie gegenüber nur noch Theodor Pauer. Dieser herrschenden Ansicht stellt er nun, wie Klaczko weiter in der deutsch geschriebenen Vorrede erklärt, seine Darstellung entgegen. Er stellt die Frage nach der Tragödie Dantes im umfassendsten Sinne auf und sucht ihre Erklärung zu geben.

Nach soviel Richtungen, als die gewaltige Persönlichkeit des Florentiners ihre Energie entfaltet hat, untersucht der gelehrte Causeur die Frage nach der Tragödie derselben. Dante war Künstler — ist er etwa tragisch als solcher? Dante hat in unsterblichen Gesängen seine Liebe zu Beatrice verherrlicht, die er doch nur vom Sehen aus kannte und die am ersten Lebensfrühling der grausame Tod dahinraffte — ist das seine Tragödie? Dante hat das gesamte Wissen seiner Zeit umfaßt, hatte tiefe Blicke in ihre scholastische Philosophie gethan, war ein gewaltiger Gegner vieler Päpste, die im Kampf um die Weltherrschaft mit den Kaisern standen, kein Dichter der Welt hat so wie er über Päpste ungestraft von der Kurie sprechen dürfen, und noch immer ist er der katholische Dichter — liegt da vielleicht seine Tragödie? Dante war schließlich ein leidenschaftlicher Politiker, ja sein Hauptwerk selbst, das göttliche Gedicht, ist der politische Ausdruck seines politischen Glaubensbekenntnisses geworden, man weiß, wieviel Leid er zu tragen hatte, als ihn seine politischen Ansichten in extremsten Gegensatz zu seiner Vaterstadt brachten, die er regieren wollte, und wenn man nichts von Dante kennt, so weiß man dies, daß er jahrelang im Exil weilte und zu Ravenna, in der Fremde also, begraben wurde — ist das die Tragödie Dantes?

Diese vier Fragen werden in den vier Kapiteln des Buches erwogen, und dabei eine Fülle von Gelehrsamkeit und originalen, geistvollen Bemerkungen nicht über Dante allein, sondern ebenso über Michelangelo wie über Petrarca, über Shakespeare wie über Milton, über die Poesie des Mittelalters und die der Renaissance, über Katholizismus, Politik und alle möglichen großen Dinge hingeworfen. Denn Klaczko behandelt seinen Stoff in großer und weltmännischer Weise. Ein so geschulter Kritiker er ist, der die historische wie philologische Methode meisterlich beherrscht, so verfällt er doch selbst nie in die Pedanterie der Schule. Immer spricht er als lebendiger Mensch der Gegenwart und erreicht dadurch umsomehr seinen Zweck, die Gestalt seines Helden in ihrem eigentümlichen historischen Kolorit festzubannen, alles Moderne, alles subjektiv Hineingetragene säuberlich zu entfernen, jede sentimentale Idealisirung wegzuwischen und das Bild seines Helden in den schärfsten Umrissen, deutlich unterschieden als eigne Individualität in der Geschichte der Genies, aufzurichten. Er geht daher über viele Kleinigkeiten hinweg, er setzt da eine gewisse Kenntnis des Lebens und der Dichtungen seines Helden voraus; die großen Konturen allein will er feststellen. So werden die „Florentiner Plaudereien“ mehr zu einem

geistsprühenden, von geschichts- und kunstphilosophischer Kraft getragenen Essay über den Dichter der Divina Commedia, als zu einer konkreten Darstellung seines Lebens und seiner Werke; aber eben hierdurch haben sie ihre berechtigte Stellung neben dem (von ihnen selbst lebhaft anerkannten) Meisterwerke F. X. Wegeles in der Literatur; ein Buch ersetzt keineswegs das andre.

Es versteht sich von selbst, daß wir hier nicht unternehmen wollen, den Gehalt eines so reichen Werkes wiederzugeben; jede solche Leistung verliert bei der Reproduktion. Doch kurz anzuführen, wie Klaczko jene vier Fragen beantwortet, können wir uns nicht versagen, wobei wir die Entscheidung über den Gegensatz zwischen ihm und Witte gern den Fachmännern überlassen.

Ist Dante tragisch als Künstler?

Man kennt die romantische Theorie von dem Martyrium, zu dem die Künstler von Haus aus verurteilt wären; aber man weiß auch, daß sie unhaltbar ist. Die größere Empfänglichkeit, welche dem Künstler für die Eindrücke der Außenwelt zuteil geworden war, begründet jenes Martyrium noch keineswegs. Je größer die Empfänglichkeit, umso größer die Lust an der Welt, und übrigens steht er rein ästhetisch, beschaulich der Welt und ihren Kämpfen gegenüber. Die Erfahrung zeigt ebensoviele Künstler, die glücklich und zufrieden mit der Welt endeten, als solche, die nie in ihr Befriedigung fanden. Also im Wesen der künstlerischen Natur als solcher liegt noch keinerlei Tragik. Und doch müssen vor dem Schatten Dantes jene andern alle zurücktreten in der großen „Bruderschaft der Passion" — die Byron, die Milton, Cervantes, Tasso! „Warum scheint uns derselbe wie das Jerusalem des Propheten immer zu sagen, daß kein Schmerz dem seinen gleich sei? Ich kenne in der Geschichte der Kunst nur noch einen einzigen Namen, denjenigen Michelangelos, welcher auf unsern Geist den nämlichen beängstigenden Zauber ausübt und uns an eine ganze Welt ähnlich großer, ähnlich geheimnisvoller Leiden denken läßt." Worin besteht die Tragödie Michelangelos? Die Erkenntnis derselben wird auch ein Licht auf die Dantes werfen, zumal da man ohnehin, und wie Klaczko des näheren nachweist, mit Unrecht beide Genien für verwandte Naturen zu erklären pflegt. Michelangelo war tragisch, weil er nicht imstande war, als Künstler seine Ideale zu gestalten; er hatte ganz andre Ideale nicht bloß als seine Zeitgenossen, nicht bloß als seine Vorgänger, als die Antike, als das Mittelalter, sondern als sie überhaupt der gemeinen menschlichen Natur konform zu sein scheinen. Er war ein Revolutionär in allen Dingen und unterschied sich, wie in seiner Begabung, so in der ganzen Art zu leben, zu arbeiten, zu lieben und zu hassen von allen andern. Alles im Leben dieses außerordentlichen Mannes erscheint verkehrt, auf den Kopf gestellt, durchkreuzt. Niemals hat die Inspiration eines Künstlers in dem Maße wie bei ihm den Stempel einer unsagbaren Qual, einer äußersten Spannung, eines schweren und leidvollen Ringens getragen. Er hat eigentlich nie seine Pläne durchgeführt, so fruchtbar

er an täglich neuen Erfindungen war; die meisten seiner Denkmäler sind wunderbare Teile eines großen, kühn geträumten, aber niemals ausgeführten Ganzen, das übrige nur Entwurf, Skizze, Stückwerk. „Ein Genie ohne Ahnen und Nachkommen, ein in den Geschichtsbüchern der schöpferischen Phantasie einziges Genie, welches aus dem innersten Wesen seines Ich heraus ein unbekanntes Weltall herzustellen versucht hat, um durchaus nur den Eingebungen seines souveränen Gedankens zu folgen; welches das Gebiet der Plastik bis in seine fernsten Winkel durchforscht, aber sich auch an seinen unübersteiglichen Schranken gestoßen und verblutet hat; ein Geist, der ich weiß nicht welches erhabene ἓν καὶ πᾶν der Kunst geträumt und nur erhabene Bruchstücke und Trümmer zurückgelassen hat; der ebenso die stolzesten Verzückungen wie die bittersten Enttäuschungen gekannt hat, und dessen Name zugleich den Gipfel und den Verfall unsrer modernen Kunst bezeichnet: — so erscheint uns Buonarrotti alsbald, wenn wir nicht fürchten, ihm ins Gesicht zu schauen und uns über jene herkömmlichen Urteile zu erheben, welche seit den Zeiten Vasaris bei uns im Umlaufe sind.“ — Und Dante? Er bietet in allem das entgegengesetzte Schauspiel. Er bricht nicht bloß nicht mit der hieratischen Tradition des Mittelalters, sondern seine Dichtung ist die eigentlichste Epopöe jener denkwürdigen Zeit, deren Gefühle, Ideen, ja selbst scholastische Lehren sie wiedergiebt. Und kein andres Werk des Mittelalters hat dem Altertum einen so breiten Raum zugestanden wie die Divina Commedia; jene Vereinigung der klassischen und christlichen Welt, welche der große Gedanke der Renaissance sein sollte, und welche Michelangelo allein nie zulassen mochte, trotz aller Bewunderung, die er für die alte Bildhauerei empfand, und trotz aller Begeisterung, die ihm das göttliche Gedicht einflößte, ist von Alighieri inaugurirt worden. Der Bildhauer und Maler von San Lorenzo und der Sixtina versetzt in eine unbekannte, für uns unberechenbare Region die wirklichsten Persönlichkeiten der profanen, die geläufigsten Typen der heiligen Geschichte, während der Dichter der göttlichen Komödie uns das Jenseits so nahe als möglich zu bringen und sogar die Finsternis der Hölle sichtbar zu machen wußte. Dante schafft nach einem genau, bis ins kleinste Detail festgesetzten Plane, und wenn auch die großen gothischen Dome seiner Zeit nicht fertig wurden: der nicht minder gothische Bau seines Gedichtes wurde vollendet. Michelangelo nimmt immer nur die menschliche Gestalt, und zwar in ihrem ausschließlich plastischen Sinne, zum Vorwurf, sogar in seinen Fresken bleibt er Bildhauer; Dante macht die ganze Schöpfung zu seiner Domäne und entlehnt seine Mittel den verschiedensten Zweigen der Kunst: die Hölle hinterläßt einen vorzugsweise plastischen, das Fegefeuer einen malerischen, das Paradies einen musikalischen Eindruck. Das symbolische Element, welches Dante von allen Seiten durchdringt, geht Michelangelo vollständig ab. In einer Mondscheinstimmung, zu gewissen süßen und einsamen Dämmerungsstunden unsers Lebens finden wir besonders einen unsagbaren Reiz an der gött-

lichen Komödie; die Werke Buonarrottis verfehlen nie in Erstaunen zu setzen, zu erschüttern, außer Fassung zu bringen, aber nie wird man vor seinen Propheten oder seinem Jüngsten Gericht träumen. Es ist eben ein vielverbreiteter Irrtum, der diesen beiden souveränen Geistern ein Kondominium im Reiche des Übernatürlichen zuweist. Während endlich Michelangelo der Malerei und Bildhauerei der spätern Epoche eine ganz neue und unheilvolle Richtung gegeben hat, hat Alighieri auf die Entwicklung der italienischen Poesie weder im guten noch im schlimmen Sinne eingewirkt; erst seit Alfieri und unter der spätern Nachwirkung der romantischen Bewegung kann man eine gewisse Dantesche Ader wahrnehmen. Dante und Michelangelo sind also unvergleichlich, in jeder Beziehung; nicht dasselbe Geschick hat seinen verhängnisvollen und düstern Stempel diesen zwei Genies aufgedrückt. Die Tragödie Michelangelos sehen wir ganz im Künstler: der gewaltigen Phantasie fehlte die Macht der Ausführung; aber die Tragödie Dantes ruht ganz sicher nicht im Dichter. Man sollte sie vielmehr im Menschen suchen.

Vielleicht im Liebhaber der Beatrice, der seine Liebesverzweiflung in den Canzonen der Vita nuova ausspricht?

Aber ist denn die Leidenschaft Dantes für die Tochter Portarinis wirklich ernst zu nehmen? Im Alter von neun Jahren verliebt er sich in sie — eine poetische Licenz; er sieht sie und besingt sie; er spricht zum erstenmal mit ihr als Achtzehnjähriger, und er fährt fort, sie zu besingen; sie heiratet einen andern, ohne daß er betrübt oder auch nur erzürnt wäre, und sein Lied erhebt sich zur höchsten Begeisterung; sie stirbt und wehklagend geht er hin und nimmt ein Weib: die donna gentile, an welche er die schönsten und rührendsten Sonette der ganzen Sammlung richtet. Mit fünfzig Jahren erliegt er noch den Reizen einer neuen Zauberin! Keines Lasters klagt er sich in seiner Komödie, der Generalbeichte seines Herzens, so heftig an, als der Verirrungen des Fleisches! Ist nun seine Liebe zu Beatrice wirklich noch ernst zu nehmen? Und wieviel Ziererei, Unnatur, spitzfindige Klügelei trifft man in der Vita nuova, die er sogar höchst gelehrt kommentirt — Liebesgedichte! Sie sind ebensowenig ernst zu nehmen als die Leidenschaft Petrarcas für Laura, welche dieser in den Rime zur Schau trägt. Allerdings geht die wahre Leidenschaft fast immer der damaligen Liebespoesie ab, bei Tasso wie bei Petrarca und Dante. Die Empfindsamkeit, diese weibliche Haupteigenschaft, wird hier seltsamerweise der Beruf und die Haupttugend des Mannes: er kämpft nicht, er rührt sich nicht, er handelt nicht. Die bewundernswerten Strophen Petrarcas über die Sklaverei Italiens würde man noch viel bewundernswerter finden, sähe man sie nicht untermischt mit tausenden von Versen, die nur jene „Liebessklaverei“ preisen, welche vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, Italien zu entnerven und seine politische Knechtschaft zu verlängern. Eine systematische Unbestimmtheit, der völlige Mangel eines Reliefs herrscht bei allen weiblichen Figuren dieser Dichter, wie sie auch

zu jener in die Augen springenden und nicht minder bezeichnenden Erscheinung führten, daß die Geliebte Alighieris uns viel wirklicher und lebendiger in der Göttlichen Komödie entgegentritt als in der Vita nuova. Die Beatrice der Terzinen wird uns ohne weiteres als eine Abstraktion und als ein Ideal vorgestellt, sie ist eine symbolische Figur, mit der wir uns sehr rasch abfinden, während die Beatrice der Sonette uns den beunruhigenden Eindruck des Anonymen, ja man möchte fast sagen der erotischen Schablone macht. So wahr dies ist, so notwendig ist es, daran zu erinnern, daß Dante und mit ihm die späteren Dichter von der Kunst der provençalischen Troubadours ausgegangen sind, die Meister des „heitern Wissens," des gay saber waren, welches in ihren Liebeshöfen gepflegt wurde. Die Liebessklaverei Petrarcas war dort Gesetz: die Liebe erscheint dort stets als das Verhältnis des Vasalls zu seiner Suzeränin, das ganze Verdienst des Liebenden besteht darin, daß er sich demütig, in Treue und unerschütterlich dem gebieterischen Willen einer immer grausamen Herrin unterwirft. Daß ein solches Verhältnis mehr das Ergebnis der Kultur als der Natur war, mehr eine Sache der Konvention als des Gefühls, das sagt schon der einfache, gesunde Verstand, und die literarischen Denkmale selbst setzen es außer Zweifel. Den provençalischen Ursprung ihrer Muse erkennen die großen italienischen Dichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts auch ohne Umstände an; diese provençalische Tradition herrschte in ganz Europa, auch der deutsche Minnesang ging von ihr aus. Nichts Geringeres war notwendig, als das wunderbare Aufblühen der dramatischen Poesie vom siebzehnten Jahrhundert an in Shakespeare, Corneille, Racine, Calderon, um endlich den Geistern eine neue Richtung zu geben, um der Liebe jenen tiefen, leidenschaftlichen und pathetischen Charakter aufzudrücken, den sie seitdem bewahrt hat. Aber man darf auch nicht ungerecht sein und muß erkennen, daß Petrarca doch von einem im Grunde künstlichen, zufälligen Ideal, das notwendig untergehen mußte, das wahre, dauerhafte Element abzulösen verstanden hat, das seitdem allen Zeiten und Ländern angehört; und andrerseits wird man die ganze Tiefe der Shakespeareschen Tragödie von Romeo und Julie und die höchsten Schönheiten derselben nur begreifen, wenn man sich stets das alte Ideal der Provençalen vergegenwärtigt. So sehr nun auch Dante in der Vita nuova auf dem Boden seiner Tradition steht und für Beatrice ganz im provençalischen Geiste schwärmt, so weit entfernt er sich von ihm sowohl als von Shakespeare in seinem göttlichen Gedichte. Denn hier wird die Liebe in einem ganz übernatürlichen Sinne aufgefaßt; sie wird begriffen als ein kosmisches Prinzip, als eine ungeheure Strömung, welche „das große Meer des Seins" und die drei Reiche der unsichtbaren Welt durchzieht. Die Zweifel an der Leidenschaft Dantes für Beatrice sind also berechtigt, ohne daß sie im mindesten Dantes Schöpfung schädigen.

Von den verschiednen Menschen in Alighieri, welche wir bis jetzt gesehen haben, hat uns noch keiner jene geheimnisvolle und erschütternde Verwirrung,

jenes Gefühl beängstigenden Zaubers erklärt, das in uns stets der furchtbare Name Dante erweckt. Befragen wir also den transcendenten Menschen in ihm, den Gläubigen und den Denker, um, wenn es möglich ist, das Rätsel eines Schicksals zu lösen, das uns stets vor allen andern pathetisch erscheinen wird.

In dem Gläubigen und Denker Dante hat Witte die Tragödie erblickt. Zwar die Rechtgläubigkeit dieses „Sohnes der Kirche“ hat er nicht geleugnet. Wie wäre dies auch möglich, da ihn die Kirche selbst trotz seines beispiellosen Freimutes gegen einzelne Päpste, trotz seiner andauernden Verherrlichung der Helden des Altertums und besonders Vergils, denen er in seiner edeln Toleranz auch einstige völlige Erlösung in Aussicht stellte, als den katholischsten Dichter hat anerkennen müssen. Und verglichen mit den Werken Miltons und Klopstocks ist die Inspiration Dantes, und zwar nach dem Geständnis der Protestanten selbst, universeller und vollkommener gewesen, eben weil sie katholisch war, weil sie nicht bloß die Verdammung und die Gnade, sondern auch noch das Verdienst, die Werke, das Fegefeuer umfassen konnte. Also an der Rechtgläubigkeit Dantes hat man nicht gezweifelt, wohl aber, ob er immer so gewesen und ob nicht in irgendeinem Zeitpunkte vor der Abfassung der heiligen Dichtung sein religiöser Glaube Augenblicke der Verdunklung und des Schwankens gehabt habe. Dagegen nun lassen sich eine Menge Einwürfe erheben. Zunächst spricht die Chronologie dagegen, denn der Convito, jene philosophische Encyklopädie, welche der Ausdruck des Danteschen Skeptizismus sein soll, wurde frühestens 1308, somit sehr lange nach der wunderbaren Vision des Jubiläumsjahres (1300) geschrieben, lange nachdem Dante den Plan der Dichtung gefaßt und sogar schon einen großen Teil derselben ausgeführt hatte. Aber abgesehen davon, war doch dem Mittelalter der durchaus moderne Gegensatz von Vernunft und Glauben ganz fremd: wenn es sich der Vernunft bediente, so geschah es nicht, um die Offenbarung zu widerlegen, ja nicht einmal, um sie zu kontroliren, sondern einzig und allein, um sie „ins rechte Licht zu setzen.“ Wenn die Scholastik des Mittelalters dem Rationalismus den Weg bahnte, so erkennen wir das heutzutage wohl, aber sie selbst that es ohne Vorwissen und sehr unfreiwillig. Zwischen den Zweifeln des Mittelalters, die sich nur auf die Möglichkeit der Erkenntnis der Offenbarung, aber nicht auf sie selbst bezogen, und dem Zweifel, dem großen absoluten Zweifel unsrer Zeit, ist ein Abgrund, genau so tief und so klaffend, wie der zwischen dem credo quia absurdum des Kirchenvaters und dem cogito ergo sum des Cartesius. Dante hat ihn nie gekannt. Es ist ganz unmöglich, auch nur einen klaren und deutlichen Text anzuführen, der eine Epoche religiösen Abfalls und Schwankens bei ihm bezeugen könnte. Vielmehr spricht das intimste Zeugnis, welches Dante von seinem Wesen abgiebt, jene leidenschaftlichen Ergüsse in der göttlichen Komödie, wo er an Persönliches durch das Geschaute erinnert wird, dafür, daß er gar kein Verständnis für solche faustische Gestalten hatte. Wie er den Skeptizismus auffaßt,

beweist, daß er den einzigen verdammten Philosophen, Epikur, nicht unter jene versetzt, welche „ihre Vernunft mißbraucht“ haben, sondern auf die Grenzscheide der Unmäßigkeit und Bosheit: Freidenker waren ihm nur Libertins. Ja jene alten Gestalten, welche die Idee, daß das Verlangen, alles zu erkennen, einen strafbaren Stolz verrät, verkörpern: Prometheus und Hiob, die er doch wohl kennen mußte, sie fehlen gänzlich in seinem Gedichte. Dante ist mit dem ganzen Mittelalter ebensowenig Skeptiker als Pessimist. Die Tragödie Dantes kann also hier nicht gefunden werden.

Dantes Pathos war vor allem und sein Leben lang ein politisches Pathos. Die Divina Commedia ist weder die Ilias des Mittelalters, noch die Theogonie des Katholizismus, keine poetische Summa, wie Thomas von Aquino eine philosophische geschrieben, sondern eine moralische und politische Dichtung, eine dröhnende Ermahnung in der Art des Jesaias, gerichtet an die zeitgenössische Generation — die Generation des großen Jubiläums. In einer Zeit, wo die kolossale Fiktion des Mittelalters, welche im Reiche Karls des Großen die Fortsetzung von Konstantins und Augustus' Reich sah, wo diese ganze politische Theorie des Mittelalters von einer Teilung der Welt zwischen Kaiser und Papst ihre Macht auf die Gemüter zu verlieren begann, adoptirt Alighieri mit einem tiefen, furchtbaren Ernste ein ohnmächtig gewordenes Ideal, um ihm noch ganz anders beigemessene, phantastische Verhältnisse zu verleihen. In einer Zeit, wo alle Staaten Europas sich zu individualisiren und gesonderte Organismen zu bilden strebten, tritt Dante mit seinem idealen Kosmopolitismus auf. Die Rückkehr überall und in allem zu den Grundsätzen, Einrichtungen und Sitten der Vergangenheit, eine stark organisirte Aristokratie, mit der Oberhoheit über die Städte, und diese Städte selbst das Zuströmen, die Berührung der rohen Landbewohner streng abwehrend; die Fürstentümer, die Republiken ihre rechtmäßigen Autoritäten und die bestehenden Grenzen achtend; vor allem nichts von jenen Vereinigungen verschiedner Länder zu zentralisirten und geschlossenen Königreichen, nichts von einer in „ein vielköpfiges Ungeheuer“ verwandelten Christenheit; die Welt in der zeitlichen Ordnung einem einzigen höchsten Oberhaupte, einem Kaiser, einem großen Rechtsprecher unterworfen, „der umso gerechter und unparteiischer ist, als er, im Besitze von allem, nichts zu begehren hat“ — dies ist das politische und soziale Ideal Alighieris am Ende des Mittelalters und an der Schwelle der modernen Zeit! War jemals ein Mann von Genie in vollständigerem Gegensatze zu den Bestrebungen, den Tendenzen und der ganzen Arbeit seiner Epoche? Und was die Seltsamkeit des Dramas steigert, was ihm ein zwingendes, wahrhaft pathetisches Interesse verleiht, das ist, daß wirklich ein Augenblick kommt, wo das Wort des Visionärs auf dem Punkte steht, Wahrheit zu werden, wo der Traum des Verbannten um ein Kleines sich in ein Ereignis der Weltgeschichte verwandeln zu wollen scheint. Dieses Werk der kaiserlichen Restauration, das ein einsames Genie, ein armer

Verbannter seit Jahren theoretisch anruft (in der Schrift De Monarchia), es verlockt eines Tages plötzlich, ohne jeden äußern Antrieb den abenteuerlichen Geist eines kleinen Grafen von Lützelburg, dem der Dolch eines Vatermörders (Johannes Parricida tötete Albrecht den Zweiten) unverhofft, im Jahre 1308, den Weg zum Throne Deutschlands bahnt. Mit der glühendsten Begeisterung verfolgt Dante den Römerzug Heinrichs des Siebenten; die eigne Vaterstadt Florenz will er der Vernichtung weihen, da sie sich mit den andern Städten Italiens dem Kaiser widersetzt; und selbst als ganz Italien befreit aufatmet, da der Tod den Eingedrungenen am 24. August 1303 dahinrafft und die Hohenstaufenideale für immer begräbt, giebt Dante seine Ideale nicht auf und bleibt ihnen getreu bis an sein Ende. Eine Utopie war es, die er träumte, aber wir dürfen nicht vergessen, daß sie ihre Quelle in einem hohen und edeln Gedanken hatte: die Einheit des Menschengeschlechtes, die Zusammengehörigkeit der großen christlichen Familie, „der Friede, die Gerechtigkeit und die Freiheit auf Erden,“ welche er in der gährenden politischen Epoche seines Lebens allüberall vermißte, das ist es, was Alighieri mit der Wiederherstellung des heiligen römischen Reiches zu erlangen suchte. Gewiß, er hat sich über das Mittel getäuscht, aber das Ziel war erhaben, ewig wahr, würdig, eine solche Seele zu entflammen. Sein politisches Ideal war eine der trügerischsten Illusionen, die je einen Geist berückt, dieser Wahn lastet mit seinem seltsamen Schatten auf der ganzen „heiligen Dichtung,“ er drückt ihr den Stempel unsagbarer Trauer und ergreifenden Schmerzes auf. Die Anhänglichkeit an die Vergangenheit, das Alte ist das gemeinsame Erbteil poetischer Geister. Aber Dante ist nicht der einfache Sänger einer schönen heroischen Vergangenheit, er ist der letzte Kämpfer derselben, der sterbende Ritter einer zukunftslosen Sache.

Und merkwürdig! Der glühendste Verteidiger der Vergangenheit wurde sich selbst zum Trotz der mächtigste Förderer der modernen Zivilisation! Hat nicht dieser Kosmopolit ein nationales Idiom für das italienische Volk geschaffen? Hat er nicht die lateinische Sprache, das unentbehrlichste Werkzeug der Weltmonarchie entthront? Ist es nicht auch Dante, der jene Verbindung der klassischen und christlichen Welt inaugurirt hat, welcher später der große Gedanke der Renaissance wurde? In der „Monarchie“ findet man, wenn man sie von allem ablöst, was Illusion und Chimäre daran war, eine klare und genaue Doktrin über die Befugnisse und Unabhängigkeit der bürgerlichen Gewalt gegenüber der religiösen; da ist er förmlich Revolutionär. Aber der entschiedenste Neuerer ist vor allem Alighieri gerade als Mensch, als jene mächtige, stolze, einsame Persönlichkeit, die ihr Wort über alle Dinge der Zeit spricht — er verkündet die Souveränetät des Genies.

So war Dante konservativ durch seine Überzeugungen und Neuerer durch sein Genie, er hat die Geister heraufbeschworen, die er zu bannen wünschte, das Kommen einer Ordnung der Dinge beschleunigt, die er mit allen seinen

Instinkten verwarf. Er hat mit seinen eignen Händen an dem Ruin des Systems gearbeitet, das er als das einzig wahre verkündigte, und alles, selbst die ewige Unsterblichkeit seines Meisterwerkes, zeugt von der Richtigkeit seines Ideals.

Dies die Tragödie Dante Alighieris, nach der Darstellung Julian Klaczko's, die wir in den flüchtigsten Umrissen hier wiederzugeben versuchten. Dem Übersetzer, der die Übertragung der „Florentiner Plaudereien“ in meisterhafter Weise besorgte, ist das kunstliebende deutsche Publikum zu aufrichtigstem Danke verpflichtet.

Innsbruck. M. Necker.



Die Hildebrand-Ausstellung in Berlin.

Von Conrad Fiedler.



n dem sogenannten Uhrsaale der königlichen Akademie der Künste in Berlin ist soeben eine von dem Kunsthändler Fritz Gurlitt veranstaltete Ausstellung eröffnet worden, die in mancherlei Hinsicht besondre Beachtung verdient. Es sind hier einige zwanzig Arbeiten des Bildhauers Adolf Hildebrand vereinigt, welche in eindringlicher Weise die Thätigkeit und die Entwicklung dieses Künstlers seit seinem ersten aufsehenerregenden Auftreten darstellen. Was zunächst die äußere Form der Ausstellung anlangt, so wird man zugestehen müssen, daß hier der Initiative eines einzelnen Nichtkünstlers besseres gelungen ist, als was man den vereinigten Bemühungen vieler Künstler zu verdanken pflegt. Offenbar sind die Künstler ganz im Recht, wenn sie den Anspruch erheben, in ihren eignen Angelegenheiten nach ihrem eignen Gutdünken zu verfahren. Ich finde, daß sie der anmaßlichen Bevormundung von Staat und Publikum gegenüber häufig genug noch viel zu viel Geduld beweisen. Indessen braucht man trotz dieses Zugeständnisses nicht alles vortrefflich zu finden, was unter der Selbstverwaltung der Künstler in Kunstangelegenheiten geschieht. Vor allem hat die Entwicklung des Ausstellungswesens eine Richtung genommen, die dem Interesse der Künstler selbst entschieden feindlich ist. Daß man die zweck- und herrenlos gewordnen Kunstwerke früherer Zeiten in öffentlichen Gebäuden zusammenhäuft, ist ein leidiger Notbehelf; daß man besondre Einrichtungen trifft, um die hervorragenderen Leistungen der Gegenwart gleich von vornherein dieses Schicksals teilhaftig zu machen, hängt mit den herrschenden sonderbaren Anschauungen über Kunstpflege und Kunstförderung zusammen. Daß aber die Künstler selbst jahraus

jahrein in immer sich steigerndem Umfange jene entsetzlichen Kunstmärkte veranstalten, das ist eine schwer erklärliche Erscheinung; die Werke, die der Stille ihres Arbeitsraumes, der Sammlung ihres Geistes entstammen, in denen sie sich der intimsten und individuellsten Seiten ihrer Natur bewußt geworden sind, unterwerfen sie freiwillig den denkbar ungünstigsten Bedingungen, geben sie dem Geräusch und Gewühl, der Übermüdung und der Teilnahmlosigkeit preis. Aus Künstlerkreisen selbst ist manche Stimme gegen dieses Treiben laut geworden, aber ich erinnere mich nicht, daß schon ein so wohlgelungener Versuch gemacht worden wäre, unter Beibehaltung der heutzutage nun einmal unumgänglichen Form der Ausstellung dem Künstler und dem Beschauer die gegenseitige Annäherung möglichst zu erleichtern. Auch der abgesagteste Feind alles modernen Ausstellungswesens wird einräumen müssen, daß es sich hier um mehr als um eine Gelegenheit zur Befriedigung der Neugier oder zur Pflege des kritischen Dünkels handelt, daß vielmehr dem Einzelnen die Möglichkeit und sogar die Anregung geboten ist, in ein intimes Verhältnis zu den ihm dargebotenen Kunstwerken zu treten. Wenn dazu mancherlei äußere Umstände das ihrige beitragen, die stille Abgeschlossenheit des Raumes, die beschränkte Anzahl der Werke, die geschmackvolle und würdige Art der Aufstellung, die vortreffliche Verteilung des Lichtes, so liegt doch das eigentlich Besondre der Ausstellung darin, daß es sich um Werke handelt, die aus einer bestimmten Thätigkeits- und Entwicklungsperiode eines einzelnen Künstlers stammen.

Mit Recht ereifern sich die Künstler darüber, daß der frischen, lebenslustigen Produktion eine befangene, schulmeisterliche, grämlich pedantische Beurteilung gegenüberzustehen pflegt, aber sie leisten diesem Mißstand selbst Vorschub. Eine Zeit, die sich mit einem so ungeheuern ererbten Besitz an Kunstwerken abzufinden hat, ist ohnehin der Gefahr ausgesetzt, daß alle die Qualitäten und Vorzüge, welche Verständige und Unverständige einer vergangenen Produktion nachrühmen, sich zu Forderungen verhärten, die an jede fernere Produktion gestellt werden. Es ist nur zu erklärlich, daß das Verhältnis des Publikums zu den Kunstwerken abhängig geworden ist von mancherlei formulirten Ansprüchen, die als ein Recht dem Künstler entgegentreten. Selbst wer sich dieser Gefahr entziehen möchte, verfällt derselben unwillkürlich wieder, wenn er die Räume moderner Ausstellungen durchwandert; was bleibt ihm so zahlreichen und verschiedenartigen Leistungen gegenüber übrig, als sich seinerseits auf einen festen Standpunkt zu stellen, sich hinter seine ästhetischen, moralischen und anderweitigen Rechte zu verschanzen und die bunte Schar der auf ihn eindringenden Werke gleich einem feindlichen Angriffe von sich abzuwehren? Er wird es daher sehr wohlthuend empfinden, daß er dieser traurigen Notwendigkeit in dem vorliegenden Falle überhoben ist; indem er sich einer bei aller Mannichfaltigkeit der Äußerungen doch einheitlichen künstlerischen Erscheinung gegenüber befindet, wird er von selbst darauf geführt werden, derselben mit unbefangener Empfänglichkeit

entgegenzukommen; er wird auf die Geltendmachung seiner Rechte und Ansprüche verzichten und keinen andern Gewinn aus der Betrachtung der ihm dargebotenen Kunstwerke suchen, als den Geist zu spüren, der bei ihrer Entstehung gewaltet hat.

Unter den ausgestellten Arbeiten befinden sich auch jene beiden, die Marmorfigur eines schlafenden Hirtenknaben und die Bronzefigur eines jugendlichen Trinkers, die im Jahre 1873 in Wien so allgemeine Aufmerksamkeit erregten, sich so ungeteilte Bewunderung errangen. Ich kann nicht leugnen, daß ich schon damals trotz der Freude über die spontane Anerkennung eines neu auftretenden Talentes einige Zweifel hegte, ob denn auch ein direkter Zusammenhang vorhanden sei zwischen dem Lob und der Teilnahme, die diese Figuren ernteten, und der eigentlichen künstlerischen Leistung, deren sich der jugendliche Bildhauer bewußt sein mußte. In Ansehung mancher Überschwänglichkeiten, deren sich die Kritik, mancher Sentimentalitäten und Abgeschmacktheiten, deren sich das private, namentlich weibliche Huldigungsbedürfnis schuldig machte, mußte dieser Zweifel berechtigt erscheinen. Auch hat es sich ja gezeigt, daß spätere Werke, obwohl sich in ihnen eine gesunde Entfaltung derjenigen künstlerischen Kraft wahrnehmen ließ, die in jenen Jugendarbeiten zum ersten Ausdruck gekommen war, deshalb geringere Teilnahme fanden, weil sie manche unwesentlichen Eigenschaften vermissen ließen, an denen man sich damals begeistert hatte. Die Einsichtigen hatten freilich von vornherein ein andres Verhältnis zu der neuen Erscheinung gewonnen; wenn sie nicht in die lauten und etwas übertriebenen Lobpreisungen einstimmten, so war ihre Verwunderung darum nicht geringer, da sie in diesen noch mannichfach bedingten jugendlichen Arbeiten eine Begabung erkannten, von deren Entwicklung sie sich viel versprechen durften. Das Eigentümliche, Überraschende jener beiden Figuren lag ja nicht darin, daß sie nach irgendeiner der üblichen Kunstrichtungen hin Vorhandenes und Anerkanntes überboten hätten, auch nicht darin, daß in ihnen eine für sich allein dastehende absonderliche Individualität zum prägnanten Ausdruck gekommen wäre; vielmehr lag es in der gleichsam naiven Selbständigkeit, mit der eine junge künstlerische Kraft inmitten unzähliger Einflüsse einen unmittelbaren Weg zur Natur gefunden hatte. An Talenten fehlt es heutzutage so wenig wie zu allen Zeiten, die künstlerische Produktion hat sich seit Jahrzehnten ununterbrochen gesteigert, es entstehen jahraus jahrein Leistungen, die in ihrer Art einen Höhepunkt bezeichnen und kaum zu übertreffen sein dürften; und doch ist in den Künstlern selbst, wenigstens in den ernsteren unter ihnen, das Bewußtsein lebendig, daß sie sich mit allem ihrem Bemühen und Können doch nicht auf der geraden, offenen Straße befinden, auf der sie immer weiter und weiter vorwärts geführt werden, sondern daß sie suchend bald hierhin, bald dorthin geraten, wo zwar nicht ihrer Thätigkeit, wohl aber ihrer Entwicklung ein Ziel gesetzt ist. Auf dem Gebiete der Bildhauerei ist dies durch die größere

äußere Gebundenheit besonders auffällig; es handelt sich ja hier im wesentlichen um monumentale und dekorative Aufgaben, die von dem Bedürfnisse des modernen Lebens in überreichem Maße gestellt werden; der Lösung dieser Aufgaben gewachsen zu sein, wird zum Ziele der Entwicklung; hier hört diese auf, und die Thätigkeit beginnt; der Künstler sieht sich in Aufgaben über Aufgaben verwickelt, von denen er sich sagen muß, daß sie ihn künstlerisch um keinen Schritt fördern; er thut dem Verlangen des Publikums Genüge, sich selbst Genüge zu thun, findet er keine Gelegenheit mehr. Freilich fehlt es auch nicht an einer Auflehnung gegen den Druck solcher mißlichen Zustände. Um den Gefahren zu entgehen, die aus jenen Thätigkeitsbedingungen sich entwickelten, um nicht dem Schablonenhaften, dem Konventionellen, dem Theatralischen, dem Affektirten zu verfallen, haben unabhängige Naturen, und unter ihnen solche von hervorragendem Talent, eine Art von verzweifeltem Naturalismus ausgebildet. Man konnte nicht radikaler zuwerke gehen, wenn man mit einer Tradition brechen wollte, durch die man sich in seiner eignen Entwicklung gehemmt sah; auch ist nicht zu leugnen, daß namentlich im Anfange eine gewisse Naturfrische und Naturfreudigkeit durch die künstlerische Produktion dieser jungen Richtung ging. Indessen war man doch nicht eigentlich von einem natürlichen produktiven Bedürfnis, sondern von einem Widerspruch ausgegangen, und jedenfalls hatte man die „Rückkehr zur Natur" etwas zu leicht und oberflächlich gefaßt. Man meinte, sich der Natur bemächtigen zu können, indem man sich einzelner letzten Elemente versicherte, auf denen der Reiz ihrer Erscheinung beruht, indem man sie da wiederzugeben suchte, wo sie sich am zufälligsten darstellt. So war man freilich bald an das erstrebte Ziel gelangt. Was man gesucht hatte, hatte man aber nicht gefunden; man mußte sich eingestehen, daß eine Entwicklung zur Natur auf diesem Wege nicht weiter möglich sei, und daß man, wenn man jenen Gefahren entgangen war, nun seinerseits vor nicht geringeren stand, vor denen der Übertreibung, der Verweichlichung, der Haltlosigkeit, der Verzerrung.

Wer nun jene Erstlingsarbeiten Hildebrands mit künstlerischem Verständnis betrachtete, der mußte sich sagen, daß hier weder eine Anlehnung an so bedenkliche Richtungen, noch auch ein Widerspruch gegen dieselben vorlag; offenbar war es dieser Natur von vornherein gegeben gewesen, sich ohne jegliche Voreingenommenheit, ohne jegliches gesuchte und absichtliche Wollen der sichtbaren Welt gegenüber zu stellen; offenbar hatte sie keinen andern Trieb empfunden, als in allmählichem und konsequentem Fortschritt jenes unmittelbare Erscheinungsbild des Lebens thätig schaffend mehr und mehr zu verwirklichen. Es würde dies ja nichts der Bewunderung wertes gewesen sein, lebten wir in einer der sogenannten guten Zeiten der Kunst; schwerlich würde damals jemand den Namen eines Künstlers haben beanspruchen können, der andre Ausgangspunkte und andre Ziele gehabt hätte. Heutzutage ist es eine überraschende Erscheinung,

wenn sich in der Thätigkeit eines einzelnen Künstlers die Aufgabe der Kunst rein darstellt. Wo dies aber der Fall ist, da ist auch die Sicherheit einer stetig fortschreitenden Entwicklung gegeben. Wer, nachdem er vielleicht die künstlerische Persönlichkeit Hildebrands seit jenem ersten Auftreten aus den Augen verloren hatte, nun den Raum betritt, in welchem, wenn nicht vollständig, so doch zum großen Teil, die Arbeiten vereinigt sind, die in diesem zehnjährigen Zeitraum entstanden sind, der muß eine seltene Genugthuung darüber empfinden, daß er das, was er im Keime schon erkannt hatte, nun zu herrlicher Blüte entfaltet den Augen vieler offenbar geworden sieht. Denn in der That, wenn man jenes früheste der hier ausgestellten Werke, den schlafenden Hirtenknaben, und das späteste, die männliche Figur, ins Auge faßt, wenn man den Blick von dem einen zum andern wandern läßt, so fühlt man unwillkürlich, wie das künstlerische Ergreifen der natürlichen Erscheinung des Lebens, welches dort noch als das sinnige Resultat aus einem intimen, halb träumerischen Anschluß an die Natur erscheint, hier zur männlich bewußten That geworden ist. Was anders ist denn im Grunde der Sinn einer künstlerischen Entwicklung, als das erscheinende Dasein der Natur zu immer klarerem, energischerem, überzeugenderem Ausdruck heranzubilden! Was auch Kunstwerke sonst für mannichfaltige Reize ausüben, was für verschiedenartige Zwecke sie erfüllen mögen, wo nicht dieses Ausdrucksbedürfnis das bewegende und belebende Motiv der bildenden Thätigkeit ist, da ist es nicht der Mühe wert, von Kunst zu reden; und alles Erhebende, alles Entzückende, was dem Eindruck nachgerühmt wird, der von Kunstwerken ausgeht, kann für den künstlerisch empfänglichen Sinn in nichts anderm liegen, als in dieser Art der Naturoffenbarung, die sich durch den Künstler und nur durch ihn vollzieht.

Ich weiß nicht, ob man in weitern Kreisen des Publikums auf einen hinlänglich offenen und unbefangnen Sinn rechnen kann, um gerade von den Arbeiten Hildebrands eine allgemeine Wirkung voraussetzen zu dürfen. Es ist ja nicht zu leugnen, daß es gegenwärtig schwer ist, den geraden Weg zur Kunst zu finden. Wer aber die ausgestellten Werke in jenem oben angedeuteten Sinne betrachtet, dem werden sie nicht mehr fremd und vereinzelt gegenüberstehen, vielmehr wird er sich dem Wirken einer Kraft nahe fühlen, die, wo sie auch das Leben packt, es gestaltend zur Erscheinung zu bringen gezwungen ist. Hat er diesen Standpunkt gewonnen, so wird seinem eindringenden Verständnis des einzelnen Werkes und der Stellung desselben im Zusammenhang aller kaum eine Grenze gezogen sein; er wird im einzelnen Falle sich Rechenschaft zu geben vermögen, worauf es beruht, daß ihm die Natur, mit der er doch tagtäglich verkehrt, die ihm wie jedem andern anzugehören scheint, erst im Werke des Künstlers unverfälscht und in der vollen Macht ihrer Erscheinung entgegentritt, und es wird ihm eine gewisse Genugthuung gewähren, wenn er bei dem Vergleichen der verschiednen Arbeiten untereinander erkennt, wie das Talent sich in

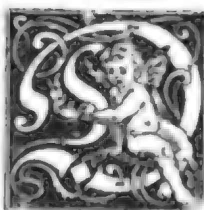
der Thätigkeit selbst entwickelt und jede neue Aufgabe sicherer, unbefangener und bewußter ergriffen hat. Wohl mag sein erstes Urteil, welches von den unberechenbaren Mächten des Gefallens und Mißfallens gefällt wird, einzelnen Werken günstig, andern ungünstig sein; vielleicht besticht ihn der jugendliche Zauber, der auf der Figur des schlafenden Hirtenknaben ruht, während er bei der großen männlichen Marmorfigur den Reiz einer einschmeichelnden Stimmung vermißt; vielleicht mutet ihn das Motiv des Trinkers mehr an als das des Wasserträgers, die Grazie der sitzenden Brunnenfigur mehr als die Derbheit des Schweinetreibers, vielleicht zieht ihn die außerordentliche Anmut des großen Terracottareliefs einer Mutter mit ihren drei Kindern so sehr an, daß ihm einige andre Porträts allzu herb und aufrichtig vorkommen; aber alle diese ersten Eindrücke werden ihm oberflächlich und wertlos erscheinen, sobald er sich in jene tiefere Betrachtungsweise versenkt. Er wird alle seine voreingenommenen Standpunkte und all sein Kritisiren vergessen, weil er einsieht, daß der Künstler keinesfalls etwas von ihm, er aber jedenfalls recht viel vom Künstler lernen kann. Und indem sich sein Verhältnis zu der Thätigkeit, die sich ihm darstellt, immer näher, immer lebendiger gestaltet, indem er sich gleichsam in die Beziehung des Künstlers zur Natur hineingezogen, sich selbst von dem künstlerischen Bedürfnis ergriffen fühlt, wird ihm auch die Frage fern und ferner treten, wie sich denn das, was er hier geleistet sieht, zu dem verhalte, was andern früher auf gleicher Bahn schon gelungen sei, was spätern vielleicht wieder gelingen könne. Man hört heutzutage oft genug von den einen die künstlerischen Leistungen unsrer Zeit dreist neben, vielleicht über die Werke der Vergangenheit stellen, von den andern jedes künstlerische Bemühen als vergeblich und aussichtslos achten, weil es die Vorbilder, die uns die großen Zeiten hinterlassen hätten, bei weitem nicht erreichen könne. Die einen haben so Unrecht wie die andern. Gewiß werden gerade dem einsichtigen und aufrichtigen Künstler selbst die Leistungen seiner großen Vorgänger als etwas Unerreichtes erscheinen, ebenso gewiß aber ist es für den geistigen Zustand der Menschen weit weniger wichtig, daß der Reihe unübertroffener Leistungen neue Glieder zugefügt werden, als daß nur überhaupt die in der unverfälschten künstlerischen Thätigkeit zum Dasein gelangende Naturbeziehung der Welt nicht gänzlich abhanden komme. Statt zu vergleichen, sollte man sich vorerst bemühen, die künstlerische Bethätigung, wo sie in einer von andern geistigen Tendenzen beherrschten Zeit auftritt, zu erkennen. Nicht dann wird man den höchsten Maßstab an künstlerische Leistungen anlegen, wenn man sie mißt an jenen höchsten Werken, sondern dann, wenn man zu entscheiden vermag, ob sie dem Gebiete rein angehören, auf dem unter günstigeren Umständen jene Werke sich haben entwickeln können. Die Zeit ist nicht überreich an Zeugnissen echter künstlerischer Kraft; wer die ausgestellten Arbeiten Hildebrands ihrem Sinn und Wesen nach sich aneignet, der wird es fühlen, daß diese Kraft hier lebendig ist.



Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Dann meinte Doktor A. A. Asche:

Ein Mensch, der die feste Absicht hat, selber einen sprudelnden Quell, einen Krystallbach, einen majestätischen Fluß, kurz, irgendeinen Wasserlauf im idyllischen grünen deutschen Reich so infam als möglich zu verunreinigen, kann nicht mehr sagen, als daß er sein Herzblut hingeben würde, um dem guten alten Manne dort seinen Mühlbach rein zu erhalten. Ich bin, wie du weißt und nicht weißt, seit ich dir im Hinterstübchen von Pfisters Mühle die Anfangsgründe nicht nur des Lateinischen, sondern auch der Menschenkenntnis beibrachte, unter den Menschen viel und an vielen Orten gewesen; aber einen zweiten seinesgleichen habe ich nicht unter unsersgleichen gefunden. Da ist kein Wunsch, den ich dem nicht zum heiligen Christ erfüllen möchte, aber leider Gottes werde ich ihm nur in Einem zu Willen sein können. Erfahren soll er, wer ihm seinen Bach trübt. Wissenschaftlich soll ers haben bis zur letzten Bakterie! Schriftlich soll ers haben — zu Gericht soll er damit gehen können! Ich werde ihm sein Wasser beschauen, und kein andrer Doktor wird ihm die Diagnose so sicher stellen, wie sein alter verlungerter Schützling und Günstling Adam Asche.

Du bist doch ein guter Mensch, Asche! rief ich.

Das bin ich garnicht, schnarrte mir der chemische Vagabund und Abenteurer zu. Komm nach Hause, junger Mensch! Wende du deine Windeln auf dem Zaune um, das heißt, setze dich an deine Bücher. Mich verlangts jetzt dringlich zu der Wäsche zurück, die mir, wie du vorhin bemerken konntest, auf der Leine hängt. Ich habe viel zu thun die nächsten Wochen hindurch, und du auch einiges; also beschränke deine Erkundigungen nach meinem Ergehen auf das geringste Maß der Höflichkeit. Am liebsten ist mirs, du kommst am

Tage Adam und Eva, am vierundzwanzigsten Dezember, so um vier Uhr nachmittags und holst mich ab nach Pfisters Mühle. Das soll übrigens allem Erdenstank und Drang zum Trotz die gemütlichste Weihnacht werden, die ich seit manchem widerwärtigen Jahr gefeiert habe. Den Wind im Rücken auf der Landstraße, Abenddämmerung, Nacht und Nebel auf den Feldern rundum, und in seiner Mühle der Vater Pfister: Christine, da kommen sie! Brenne die Lichter an der Tanne an! — Das wäre wahrhaft eine Sünde, ihm seinen Wunsch nicht zu erfüllen. Bis auf das letzte Atom soll ers wissen, wie viele Teile Ammoniak und Schwefelwasserstoff der Mensch dem lieben Nachbar zuliebe einatmen kann, ohne rein des Teufels zu werden ob der Blüte des nationalen Wohlstandes und lieber alle Viere von sich zu strecken, als noch länger in diese Blume zu riechen. Guten Abend, Ebert.

Er nahm hiermit nach seiner Art einen kurzen Abschied, und ich sah ihn wirklich nicht eher wieder als bis am Tage Adam und Eva, und ließ ihn bis dahin ungestört bei seinen mysteriösen Studien und Arbeiten. Der vierundzwanzigste Dezember dämmerte dann ganz wie ein Tag nach seinem Wunsche — dunkel und windig vom ersten grauen Schein — über den Dächern an; nur daß wir den Wind, einen recht wackern Nordost, nicht im Rücken, sondern geradaus im Gesicht und nur hie und da an einer Wendung der Chaussee scharf in der Seite haben sollten.

Ich holte ihn ab und hatte das Vergnügen, ihm beim Packen seines Reisebündels behilflich zu sein und auch sonst für die Tage seiner Abwesenheit sein städtisches Heimwesen zu einem Abschluß bringen zu helfen, was auch nicht ohne seine drolligen Schwierigkeiten war. Er, der behauptete, einer der freiesten Menschen zu sein, war nach so vielen und verschiedenen Richtungen hin gebunden und so hilflos den kuriosen Einzelheiten seiner Existenz gegenüber, daß es einem Normalphilisterkopf ein wahres Übermaaß der Schadenfreude gewähren mußte, ihn sich in seinen Verlegenheiten abzappeln zu sehen. Schadenfroh war ich nicht, aber daß ich bei seinen Versuchen, die Bande und Knoten, welche ihn an die Schlehengasse fesselten, möglichst ohne arges Gezeter und sonstige Ärgernisse zu lösen, in Mitleid und Wehmut verging, kann ich auch nicht sagen.

Er hatte, als ich kam, seiner Mietsherrin bereits mitgeteilt, daß er für einige Zeit vom Hause abwesend sein werde, und ich traf mehrere bei ihm anwesend, die dringend genügende Garantie für sein Wiederkommen verlangten, ehe sie ihn losließen. Merkwürdigerweise hatten die Gewerbtreibenden im Hause sämtlich ihre Frauen oder Töchter geschickt und warteten selber lieber auf ihrem Schusterschemel oder Schneidertisch das Resultat ihrer Verhandlungen ab. Und Meister Börstling hatte Weib und Kind gesendet. Mit Madam lag Fräulein Olga dem unseligen gelehrten chemischen Wäscher auf dem Halse, und Olga hatte ganz intime Stücke weiblicher Garderobe mitgebracht und hielt sie dem Hausgenossen unter die Nase:

Wie Zunder, Herr Doktor! Zwischen den Fingern zu zerreiben! Und hinten und vorn versengt! Und frage ich Sie, wer steht mir nun für den Schaden, den wir in unsrer Herzensgüte uns haben anrichten lassen?

Fräulein Marie hatte nur „eine kleine Note vom Papa" gebracht, der aber doch gerade auf das Fest besseres zu thun hatte, als mit seinem Schneiderkonto faulen Kunden in die weite Welt nachzulaufen. Aber die furchtbarste war doch die dem Doktor nächste, seine Stubenwirtin, Witwe Pohle. Vollständig unbezahlte Rechnung seit „Anmeldung auf der Polizei," sperrte sie uns die Thür und den Weg nach Pfisters Mühle.

Und es war ihnen allen nicht zu verdenken! Sie hatten meistens Kinder, und zwar mehrere. Es war der Tag Adam und Eva, der heilige Abend dämmerte bereits, und sie hatten sämtlich Geld nötig aufs Fest.

Mitleid mit dem Sünder konnte aber, wie schon bemerkt, dreist für dringendere Fälle aufgespart werden; guter Rat wäre gänzlich an ihn weggeworfen gewesen.

Nur sachte, immer sachte, Kinder, sprach mit höchstem Gleichmut Doktor Adam Asche, nur von Zeit zu Zeit beide Hände auf beide Ohren drückend. Bin ich Orpheus, daß ihr mich zu zerreißen wünscht, ihr ciconischen Weiber? So schlimm ists doch nicht mit dem Peplos, wie Sies mir einbilden wollen, Olga! einmal thut er doch noch seine Schuldigkeit mit Weinlaub und Eppich im Orpheon, liebes Kind! . . . So halten Sie mir doch die Krabben vom Leibe, Madame Börstling! Zahlung hoffen Sie, und werden in Ihrer Hoffnung nicht getäuscht werden: fragen Sie den jungen Mann hier, ob er nicht noch einmal bluten wird — sein Erzeuger nämlich! Wir haben beide die besten Absichten, nicht umsonst Weihnachten in Pfisters Mühle zu begehen — Sylvester feiern wir hier, und ich gebe dem ganzen Hause eine Bowle! . . . O Fräulein Marie, von Ihnen und Papa hätte ich doch etwas andres erwartet als dieses! Haben wir — der eine wie der andre — Papa, ich und Sie, nicht höhere Bildung, nicht andre Interessen, nicht größere Ziele? Darf ich Sie nicht noch ein einzigesmal auf unsre Ideale verweisen, Maria? Ich darf es, ich sehe es Ihnen an, daß Papa auch diesmal noch sich bis nach Neujahr gedulden wird! . . . Mit Ihnen, Mutter Pohle, sollte ich eigentlich garnicht zu reden brauchen. Sie wissen es, daß ich es weiß, wie sicher ich Ihnen bin, und daß es Ihnen gar keinen Spaß machen kann, Ihren angenehmsten Stubenherrn, seit Sie auf dergleichen als Witwe angewiesen sind, in anderthalb Stunden an den Christbaum zu hängen. Ich setze Ihnen hier diesen Jüngling zum Pfande, daß ich zu Neujahr wieder zurück bin von Pfisters Mühle. Daß bis Ostern vielleicht sich alles — alles gewendet haben wird, Knabe Ebert, ist etwas, was ich gegenwärtig so wenig diesen Herzen hier wie dir plausibel machen könnte. Ein Poet mit der giltigsten Anweisung auf die Unsterblichkeit ist da dem vorhandenen Moment gegenüber nicht übler dran als ich, und nun, Kinder, thut mir

den Gefallen und verderbt Euch und mir nicht länger die Gemütlichkeit des Abends vor dem heiligen Christ! Hier — auf den Tisch — mein letztes Zehnmarkstück! Das ist vom Onkel Asche für die Kinder, Schlehengasse Nummero eins. Da, Toni ist die vernünftigste, die und Hermann nehmen den größten Handkorb, aber alle übrigen gehen mit in die Stadt zum Zuckerbäcker, und — euch älteres und ältestes Gesindel mache ich darauf aufmerksam, daß ich zu Neujahr wieder hier am Platze bin und fürchterliche Rechenschaft fordern werde, wenn der geringste Krakehl wegen ungerechter Verteilung im Hause entstanden sein sollte.

Damals stand ich ob dieses Erfolges dieser Wendung der Rede A. A. Asches nur stupifizirt. Wie ich heute, bei reiferen Jahren, die Sache ansehe, kann ich mir nur sagen: Hier war der Charakter, den Durchlaucht Fürst Bismarck, Kanzler des deutschen Reiches, wenigstens so ungefähr im Sinne haben konnte, wenn er den Reichstag ersuchte, sich gütigst für einen andern Mann auf dem harten Stuhl zu sammeln.

Sie entfernten sich, und wir blieben noch einige Augenblicke. Sie liefen, und wir hörten ihren jauchzenden Tumult auf allen Treppen — Kinderjubel und Kindergekreisch treppauf, treppab: Onkel Asche! von oben bis unten durch das Haus Schlehengasse eins im Ödefelde. Aus der Atemlosigkeit eines Lachkrampfes, dessen ich mich heute noch schäme, riß mich das gelassene Wort Doktor Adam Asches:

Wie ich glaube, können wir allmählich auch gehen.

Elftes Blatt.

Auf dem Stadtwege nach Pfisters Mühle.

Der Tag Adams und Evas! — Fürs erste war es ein Morgen über und um Pfisters Mühle, so blau und so grün, so lau und doch so frisch, so sonnenklar und so voll lieblichen Schattens, wie vielleicht der, an welchem in dem großen Tiergarten der Erde die erste Eva verschämt-zärtlich zum erstenmale leise die Hand dem Adam auf die Schulter legte und flüsterte:

Da bin ich, lieber Mann!

Es steht nicht im Buch der Genesis und wird natürlich nur von der Bank stammen, auf der die Spötter sitzen — nämlich, daß unser aller Stammvater in der dem süßen Wunder vorhergehenden Nacht bedenklich schwer geträumt habe, und zwar aprioriſch von unendlichen Katzbalgereien mit und unter seinesgleichen, und daß er in jener Nacht, und zwar im Traume, noch einem Dinge seinen Namen gegeben habe. Es ist unbedingt nicht wahr, daß zu dem Begriff Rippenstoß in jener Nacht das Wort gefunden worden sei. —

Was nun das Fleisch von meinem Fleisch, das Bein von meinem Bein anbetrifft, so gelang es dem an diesem schönen Morgen nicht, wie sonst wohl,

scherzhaft mich durch einen Nasenstüber zu erwecken und dabei in eine seiner wundervollen braunen Flechten kichernd mir zu insinuiren:

Drei Teile seines Lebens
Verschläft der Dachs vergebens —

sieh doch nur die Sonne, Ebert! wir sollten schon seit einer Stunde draußen unter den Bäumen sein. Du bist doch eigentlich ein zu furchtbarer Faulpelz, liebstes Männchen!

Seit einer Stunde schon saß ich unter den Bäumen meines alten Mühlgartens und hatte den wonnigsten Morgen unsrer Sommerfrische für mich allein.

Mit dem Kaffee warte ich wohl, bis unser Frauchen kommt? hatte Christine gemeint, und ich hatte selbstverständlich durchaus kein Bedürfnis gehabt nach dem Kaffee in Abwesenheit meines „Fräuleins," wie Doktor Martin Luther übersetzt.

Endlich hatte das Fenster geklungen und der Vorhang sich bewegt. In rosiger Verschlafenheit hatte sich mein Kind, meine holdselige Sommerfrischlerin, herausgebeugt, in der Sicherheit, daß keine fremden Leute, keine frühen Gäste, Brunnentrinker und Lustwandler aus der Stadt mehr von den Tischen und Bänken des alten Gartens aus sie belauschen konnten:

Nun seh' einer den Durchgänger! Gott, wie lange sitzest du denn da schon, Ebert? Himmel, wie spät ists denn eigentlich? . . . Laß dir nur den Kaffee bringen; in fünf Minuten bin ich bei euch!

Der weiße Vorhang war von neuem zugefallen, und wirklich nicht länger als eine gute halbe Stunde hatte es gedauert, bis mir meine zweite noch lieblichere Sonne aufging an dem neuen Lebenstage unter den Bäumen, den verwirkten Paradiesesbäumen von Pfisters Mühle.

Sie — Emmy Pfister, geborene Schulze — trippelte daher vom Hause im leichten, lichten Morgenkleide und verlor einen zierlichen Pantoffel auf dem Wege und kehrte sich um, ihn aufzuheben, hüpfte mit ihm in der Hand — natürlich in meine Arme und — weg hatte ich ihn — den Klaps mit dem ersten Kuß am Tage:

Weißt du wohl, daß du mir gestern Abend ganz dumme Geschichten erzählt haben mußt, Ebert? So unruhig wie in vergangener Nacht, habe ich lange nicht geschlafen, und so schwer geträumt auch nicht.

Armes Vögelchen! Na, jedenfalls kannst du sie mir wiedererzählen.

Meine Träume? Ja . . . warte mal . . .

Nein, meine Geschichten meine ich!

O die! Ja natürlich! Selbstverständlich vom Anfang bis zum Ende!

Ich meine jetzt noch etwas. Nämlich, daß es mehr als bloß mich giebt, die es aus Erfahrung wissen können, daß die letzte Behauptung meines Weibes eine von der Weiber siegessichersten Lügen war und es gewesen wäre, selbst wenn sie im Buch der Bücher auch schon von Frau Eva vorgebracht worden wäre.

Widerstand zu leisten, war also nicht von mir zu verlangen an dem schönen Morgen. Ich nahm ihn mit allem, was er an süßen Reizen brachte, hielt mich durchaus nicht länger beim gestrigen Abend auf, sondern fragte nur im logikvergessensten Behagen:

Herz, mein Herz, was sagst du heute zu unserm Leben und zu Pfisters Mühle?

Himmlisch ists, Männchen! Und bei solchem Wetter, ehe der Tag zu heiß wird, wirklich schade, daß es so bald damit aus und vorbei ist — eure Pfisters Mühle meine ich natürlich. Läge sie nur ein bischen näher bei den Leuten, so wärs zu hübsch, alle paar Jahre uns wieder einmal in die Stille hinzusetzen! Ja, wovon ich geträumt habe, fragtest du? Natürlich von schlechten Gerüchen, von ganz greulichen, und von großer Wäsche bei uns in Berlin, und von Doktor Asche; aber wie gesagt, hauptsächlich von schrecklichem Gestank, gerade wie du mir vorher davon erzählt hattest. Habe ich nicht geächzt im Schlafe? Nicht? Na, dann ist es einfach zu arg darin gewesen, und ich habe nicht gekonnt. Übrigens begreife ich jetzt an diesem reizenden Morgen keinen von euch allen — deinen seligen Papa nicht, dich nicht und eure Gäste auch nicht mit ihrem Naserümpfen. Doktor Asche hatte ganz Recht, daß er garnichts auf eure Querelen gab, sondern sich bloß ganz einfach über euch lustig machte mit seinem eignen gelehrten, scheußlichen und wissenschaftlichen Geruch zum Besten der Welt und der Industrie. . . . Aber heiß wird es heute werden, und da wird es heute in Berlin schrecklich sein, und es ist wirklich himmlisch, Ebert, daß wir jetzt hier so in der wonnigen Kühle und der Sonne und dem Thau sitzen und uns auch den ganzen Tag über von einem schattigen Sitz auf den andern ziehen können. Wie schade, daß wir nicht Frau Albertine und den Doktor bei uns haben! Die werden heute auch genug in Berlin ausstehen müssen.

Die Kleine hatte wie gewöhnlich Recht. Es wurde sehr heiß an diesem Tage, so heiß, daß wir uns nach Mittag aus dem schwülen Garten doch ins Haus und im Hause an den kühlsten Platz verzogen.

Der kühlste Platz aber war die Mühlstube, oder, wie der wissenschaftliche Mühlengelehrte das heute nennt, die Turbinenstube.

Ich bin ein ungelehrter Müllerssohn und sonst im Leben ein einfacher Schulmeister, der sich bescheiden wegduckt und in den Winkel drückt mit seinem Griechischen und Lateinischen, wenn die Tagesherrin, die reale Wissenschaft, mit ihren philosophischen Ansprüchen und gelehrten Ausdrücken kommt. Ich fand es wie Emmy ebenfalls am kühlsten in der Mühlstube von meiner Väter Mühle und ließ in urältester Weltweisheit den Wassern draußen ihren rauschenden Weg vorbei an den nutzlosen, gestellten Rädern.

In der Mühlstube von Pfisters Mühle habe ich Emmy von Frau Albertine Asche und ihrem Mann, da wir sie in Person leider nicht bei uns haben konnten in der Kühle, weiter erzählt und — mir auch.

Es standen die Thüren aller Räume des verkauften Hauses offen, und so hatten wir von dem Tischchen aus, das wir uns in unsern Zufluchtsort getragen hatten, den Ausblick über den Flur auch in das alte, jetzt vollständig leere Gastzimmer. Das Beste war, man brauchte sich in dieser Sommerfrische gar keinen Zwang anzuthun. Hembärmelig ging ich im Schwatzen mit meiner Zigarre herum um Trichter und Beutelkasten, um Ober- und Untermühlstein, lehnte am Kammrad und trat auch wohl auf den Hausflur und schritt in der Gaststube auf und ab. Letzteres aber nie allzulange. Die Schritte klangen zu hohl in dem geleerten Raume.

Wo bleiben alle die Bilder?

Nun waren wir, Emmy und ich, wieder auf der Landstraße mit dem Freunde und chemischen Doktor Adam Asche, und Emmy meinte:

Daß die Geschichte im Winter liegt, ist heute wirklich sehr angenehm bei der schrecklichen Temperatur. In der Wüste Sahara oder unter dem Äquator hielte ich es selbst in der Idee nicht aus.

Im Winter lag freilich die Geschichte. Es war auf der Chaussee bei jener Wanderung zu meinem damaligen Christbaum in Pfisters Mühle ganz das Wetter, welches sich Freund Asche für den Weg gewünscht hatte. Der Wind pfiff uns schneidend um die Ohren, und wir hatten nicht wenig zu laviren, um ihm die beste Seite abzugewinnen und immer querüber weiterzukommen. In der Stadt herrschte, als wir sie hinter uns ließen, all das Leben, welches der letzten Stunde vor dem Anzünden des ersten Lichtes an der Tanne voranzugehen pflegt. Sie liefen noch in den Gassen — die Landstraße hatten wir für uns allein, nachdem wir die Fabriken am Wege, die ihre Thätigkeit auch heute Abend nicht aussetzten, die Region der „Backkohlenasche," passirt hatten.

Die Fabriken erstrecken sich heute schon so ziemlich bis an das Dorf hin, und die Region der Backkohlenasche also ebenfalls. Damals waren zwei Drittel des Weges noch frei davon, und nur vereinzelte Häuschen kleiner Leute lagen an diesem Wege, im Rücken das freie Feld.

In dem letzten dieser Häuschen, nach dem Dorfe zu, sahen wir die ersten flimmernden Weihnachtskerzen durch das beschweißte Fenster. Als wir die Mühle erreichten, war es vollkommen Nacht.

Schwefelwasserstoff! und . . . Gänsebraten! ächzte A. A. Asche unter dem guten alten Schenkenzeichen, in vollster Gewißheit seines chemischen und kulinarischen Verständnisses mit erhobener Nase den Duft in der Hausthür einziehend. Keine andre Diagnose möglich am Krankenbette! . . . Vivat die Wissenschaft! . . . Gänsebraten heute Gottlob vorherrschend! Pfisters Mühle mit allen ihren Gerüchen in Ewigkeit!

Ich danke, Doktor Adam, sagte mein Vater auf der Schwelle seiner gastlichen Pforte. — —

Wo bleiben alle die Bilder und — die Gerüche in dieser Welt? Es riecht

heute nicht nach Gänsebraten und (da es Sommer ist) auch nicht nach Schwefelwasserstoff, Ammoniak und salpetriger Säure. Ein feiner, lieblicher Wohlduft hat eben die Oberhand und stammt von Emmy, aus ihrem Nähkasten und dem Gewölk feinen Weißzeuges, das sie auf Tisch und Stuhl um sich versammelt hat, und wirkt berauschender und mächtiger als sonst ein Duft aus der alten Hexenküche, Erde genannt. Die heiße Julisonne fällt durch jeden Ritz und Spalt in die kühle, aufgegebene Mühle. Die Stuben sind, wie gesagt, ausgeleert von Gerätschaften, und selbst die Fliegen haben nur ihre vertrockneten Leichname in den staubigen Fenstern der Wohn- und Gaststube zurückgelassen. Es ist ja ein Wunder, wie Christine das Notwendige für unsre wunderliche, mir so märchenhafte Villeggiatur für uns zusammengebracht hat und wie uns, meinem jungen Weibe und mir, eigentlich nichts, garnichts mangelt, obgleich wir allstündlich so manches vermissen.

Das spricht eigentlich doch für vieles, Emmy — was?

Du dummer Mann — natürlich! . . . aber ärgerlich ists doch, daß ich nicht damals schon mit dabei gewesen bin. Jetzt erzähle nur zu, närrisches Menschenkind. Da, fädele mir aber erst meine Nadel ein. Die Nähmaschine hätten wir doch mit herausbringen sollen. —

Na, da seid ihr ja endlich! seit Stunden guckt man nach euch aus, sagte mein Vater, mit einer Laterne und einem Korbe voll Flaschen eben aus der Kellertiefe und Thür emporsteigend. Halte 'mal das Licht, Junge, sagte er, mir die Laterne reichend und mit der freigewordenen Hand meinen Begleiter am Oberarm packend und ihn unter dem Thor festhaltend. Ärger denn je! Na, was meint Ihr, Doktor?

Ganz wie ich es mir gedacht habe, meinte grinsend Freund Asche. Es war Gott sei Dank immer eine nahrhafte Hütte, Vater Pfister. Der Vogel gehört vollkommen in den heutigen Abend, und wenn ich sagte, daß ich nicht auf ihn in der Bratpfanne gerechnet hätte, so löge ich.

Sapperment, meine ich den Geruch? brummte der alte Herr. Was geht in diesem Ärgernis von Gedünsten mich das an, was aus meiner Küche kommt?

Hm, sprach Doktor Asche, von dem übrigen lieber morgen. Ja ja — industrielle Blüte, nationaler Wohlstand und — Ammoniak nicht zu verkennen, trotz aller Füllung mit Borsdorfer Äpfeln.

Einen Augenblick sah Vater Pfister seinen Günstling und Gastfreund an, als wisse er nicht recht, ob er ihm nicht noch etwas zu bemerken habe; dann aber, seine Müllerzipfelkappe vom rechten aufs linke Ohr schiebend, meinte er mit dem alten, behaglichen, guten, breiten Lächeln: Na, im Grunde habt Ihr recht, und so will ichs auch noch mal versuchen, mir den Appetit nicht verderben zu lassen. So kommt herein in die Stube, junge Leute, und seid willkommen in Pfisters Mühle.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Darja. Roman von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). 2 Bände. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1884.

Man hat mit Recht in letzter Zeit darauf hingewiesen, daß das allgemeine Niveau der Bildung, auf dem sich im Durchschnitt der moderne Roman bewegt, ein bedeutend höheres ist, als in früheren Dezennien. Unsre Romandichter streben heutzutage, sich in engere Beziehungen zu den Fortschritten der Wissenschaft zu stellen, sie begnügen sich nicht damit, Material bloß für die unterhaltungsbedürftige, zerstreuungssüchtige Menge der Leihbibliothekenabonnenten zu schaffen und diesen unersättlichen Rachen einer beschäftigungslosen Phantasie wahllos neu zu füttern, sondern es geht wirklich ein frischer Bildungstrieb, ein großer, idealer Zug nach Darstellung des höchsten Lebens der Nation durch diese Literatur. Allerdings zeigt sie auch ihre Schattenseiten. Der Bildungstrieb wird von vielen mit dem Wissenstrieb verwechselt, und in vielen historischen Romanen macht sich trockene Didaktik breit. Die höhere Achtung vor dem Leser führt im Zusammenhange mit dem objektiven Geiste des allgemeinen Strebens nach strenger „Wissenschaftlichkeit" zu einer größern Sachlichkeit in der Darstellung: Objektivität ist die Parole, der Autor darf nur die Handlung sprechen lassen, und die psychologisch genaue Entwicklung, die minutiöse Motivirung nehmen den Platz früherer subjektiver Betrachtungen und kühner Phantastik ein. Aus der gleichen Wurzel entspringen die Vorzüge und Fehler des modernen Romanes, denn auch die allzustrenge Gewissenhaftigkeit in der Führung der Handlung erhält ein trocken lehrhaftes Gepräge; hat der Autor nicht den Mut, die Psychologie hie und da (scheinbar) zu vergessen, so unterbindet er die freie Entfaltung der Phantasie, aus deren holdem Spiel allein jener selige Genuß entspringt, der uns die süße Märchenzeit der Jugend als ewig suchenswertes Paradies erscheinen läßt. Wohl freut es uns, ein Bild des Lebens vom hohen Standpunkte gesättigten Wissens vor uns entfaltet zu sehen, aber sollen wir dies Bild ganz genießen, so darf keine Arbeit damit verbunden sein, das Spiel darf nicht gestört werden.

Zu diesen Reflexionen regte uns durch die Wirkung des Kontrastes der neueste Roman der liebenswürdigen, anmutreichen Muse Robert Waldmüllers an. Waldmüller vereinigt die Vorzüge, welche wir hier als den modernen Roman auszeichnend anführten, ohne in die Fehler zu verfallen, die wir gleichzeitig gerügt haben. Er schildert das Leben und die Konflikte eines Mädchens, welches in Männerkleidern die Welt als Maler durchwandert, durch die Liebe festgehalten aber dazu kommt, sein Incognito aufzugeben, alle die fatalen Folgen, welche das immerhin kühne und abenteuerliche Unternehmen nach sich zieht, schmerzlich durchkosten muß, bis es in den Besitz desjenigen Mannes kommt, der ihm das Incognito fortzuführen unmöglich machte. Und charakteristisch für den Autor ist es, daß er sich in der ganzen Literatur man kann sagen Europas nach allen Berichten umsieht, die von dem Treiben nach Männerart lebender Mädchen und Frauen etwa vorhanden sind. In den Text des Romanes selbst verflicht er — mit oft künstlerischen Tendenzen und Effekten — Anspielungen dieser Art und in einem

eignen Anhange zum zweiten Bande stellt er alle Mitteilungen von Heldinnen im Kriege zusammen, deren er habhaft werden konnte. Eine interessante Sammlung übrigens. Aber nicht dadurch allein bekundet sich der Standpunkt des Autors. Waldmüller zeigt sich auch in der zierlichen und oft humorvollen Weise förmlich als ein Alleswisser, der gelegentlich Anspielungen aus den entlegenen Kreisen der Astronomie und Mathematik ebenso gern einflicht, als Bemerkungen über die intimsten Geheimnisse der Frauentoiletten, und mit dieser Allwissenheit bricht jener wahrhaft homerische Ton der ältesten Fabulisten und Erzähler durch, die ja auch wie das weithin schauende apollinische Gestirn in alle menschlichen Werkstätten, Verrichtungen und Beziehungen eingeweiht erscheinen und so das reiche epische Bild der Welt entfalten können. Damit berühren wir zugleich jenen Punkt, den wir als die Klippe sovieler zeitgenössischen Romanziers bezeichneten, und den Waldmüller so glücklich umschifft. Er bekundet sich als einen weitgereisten, welterfahrenen Mann, der nicht minder reiche Anschauungen von den verschiedensten Landesteilen Europas als von seinen Literaturen in sich aufgenommen hat, er würfelt in der „Darja" eine ganz internationale Gesellschaft von Italienern, Franzosen, Schweden, Russen, Deutschen, Österreichern, Serben durcheinander und spricht von jedem man möchte sagen in seinem heimatlichen Dialekt, weiß bei jedem die Lokalfarbe festzuhalten. Die Heldin Darja selbst ist gar eine Kirgisentochter, der Ehe eines weltflüchtigen russischen Generals mit einer Kirgisin entsprossen — aber wie kommts, daß man sich nie über diese Fülle von Kenntnissen wundert und sie nur so als selbstverständlich hinnimmt? Das ist Waldmüllers Geheimnis, oder vielmehr dieses Geheimnis ist sein Naturell selbst, dieses echt epische Naturell, welches mit tausend Augen in die Welt hineinschaut, unersättlich ist in der Aufnahme von Anschauungen und Erfahrungen, und auf welches alles Gelesene gleich künstlerisch stoffbildend einwirkt.

Einer solchen literarischen Individualität folgt man überall hin, man ist ja froh, wenn sie erzählt, gleichviel was, das beschauliche Genießen der Welt durch das Medium der dichterischen Phantasie ist allein befriedigend genug. Die Hauptbedingung für den guten Roman ist also damit gegeben. Aber natürlich begnügt sich der Dichter nicht damit, einfach er selbst zu sein, die Gestalten, die er vorführt und in feinsinniger Entwicklung vor uns ihre Charaktere entfalten läßt, arbeitet er mit frohem Behagen zu voller, runder Körperlichkeit aus. Es gelingt ihm dies nicht bei allen in gleicher Vollendung, der Nebenheld z. B., jener Mann, welcher das als Maler verkleidete Mädchen Darja zur Liebe zwingt, und welcher trotz seiner wunderlich rauhen Außenseite ein echt deutsches, sentimental schimmerndes Gemüt besitzt, der pommerische Dr. Röhr, welcher zu „hygiastischen" Studien die Kurorte Europas nach einander aufsucht, diese kostbare Gestalt, welche auch das Herz des Lesers gefangen nimmt, scheint uns im weiteren Verlaufe gegen den meisterlichen Anfang nicht energisch genug herausgearbeitet zu sein; gerade jene Szene, auf welche der Leser so gespannt wird: die Entdeckung des Weibes im kollegialisch geliebten jungen Maler, scheint uns zu kurz und rasch zu sein. Mit dem heitersten Behagen aber des seine Menschen mehr als väterlich liebenden Künstlers sind die andern Gestalten alle durchgeführt, die unter einander eine in so feinen Tönen abgestufte Skala von ernsten und humoristischen Charakteren bilden, daß diese Verhältnisse allein schon ein wichtiges Moment in der ganzen Schönheit der Handlung bilden. Da ist Darja vor allem, ein Kind der weiten sibirischen Steppe, knabenhaft erzogen, unter Männern lebend, nie ganz unbefangen, stets auf dem qui vive aus Furcht vor der Entdeckung, in nomadischem Wanderleben der

Gefahr ausgesetzt, der Weiblichkeit sich zu entfremden: wie süß und keusch ist sie gerade als Mädchen geschildert! Im Kontrast zu ihr die gleichfalls nomadisirende Sängerin Frigga, welche ihre Jahre der Blüte im Liebeskampfe mit den Männern verbringt und welcher der Dichter jeden Adel zu rauben doch nicht das Herz hat. Die zwei Schwestern Sigyn und Ingrid, gleichfalls ein kontrastirendes Paar: jene sinnig, hausmütterlich, mit Ueberlegenheit waltend, mit wahrer Größe entsagungsvoll und selbstlos; diese naiv, schutzbedürftig, eine wankende Blume, die der festen Stütze des Mannes bedarf, dem sie treu ergeben sein wird; ferner die grenzenlos eitle Mutter dieser zwei Schwestern, in ihrem naiven Egoismus die Ursache aller heillosen Dinge, die da entstehen, ihr gegenüber die stille kleinbürgerliche Apothekersfrau, die bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten ihren nordischen Kosegarten zitirt und in Ermangelung eines Kaffeeklatsches ihr volles Herz täglich in ein Tagebuch ausschüttet; die Kontraste Morten und Jaretzki, der schwedische, in der überschäumenden Kraft der Jugend tolle Seeleutnant, und der „schöne" serbische Hauptmann i. P. mit seinem kostbaren österreichischen Armeedeutsch, ein feiger Bonvivant, bornirt, aber gutmütig, mit seiner Schwatzhaftigkeit der gefährliche Urheber von tausend bösen und heiteren Mißverständnissen — alle diese Gestalten bewegen sich mit einer Freiheit und Lebensfülle, als glückliche Kinder einer fröhlichen und auch für des Lebens Tiefen sympathisch offenen echten Dichterphantasie. Als das Meisterstück der vielen episodischen Figuren aber möchten wir die Gestalt des großen italienischen Romantikers Alessandro Manzoni bezeichnen, welche in den letzten Jahren ihres hohen Alters mit wahrhaft packender Porträttreue eingeführt wird. Besser als ein Dutzend literarischer Essays vermag diese Schilderung ein Bild von dem berühmten Autor der „Verlobten" zu geben, eine Schilderung, welche den Namen eines „historischen Porträts" verdient und welche wohl auf persönlicher Anschauung der hohen Erscheinung beruht.

So hätten wir, wenn auch in flüchtigen Zügen, die reiche Gestaltenwelt umrissen, welche Waldmüller in seinem neuen Roman der Phantasie des Lesers vorführt. Die ganze Handlung ist in die schöne, sonnige Welt Oberitaliens, nach Mailand, und hauptsächlich an die Gestade des landschaftlich zauberisch schönen Gardasees, nach Riva, verlegt. Auch diese Landschaftsbilder sind mit Kraft und Anschaulichkeit gezeichnet, die schönsten Naturbilder und einige wahrhaft hinreißende Stimmungsbilder sind im zweiten Bande, in jener poesiereichen Szene, wo Sigyn und Morten am Bette des eben gestorbenen Vaters das Wunder eines Sternschnuppenfalles in südlicher Novembernacht andachtsvoll bestaunen. Ueberhaupt steigert sich mit dem Fortschritt der Handlung nicht bloß das Interesse des Lesers, sondern auch die Entfaltung poetischer Schönheit von seiten des Dichters; behaglich breit ist die Exposition, doch immer energischer und in die Tiefe vorschreitend die Lösung der Verwicklungen.

Und damit sei das neueste Werk Waldmüllers jedem Leser empfohlen, der unter der Führung eines Erzählers von vornehmster Bildung sich in der Welt des holden Scheins für mehrere Stunden ergötzen und von dem Ernste der Tagesarbeit befreien will.

Moriz Necker.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Die Konferenz.

In wenigen Tagen wird in Berlin eine Konferenz zusammentreten, die auf dem Gebiete der Kolonialpolitik Epoche zu machen geeignet ist. Sie ist zunächst zur Regelung gewisser Unklarheiten in den Verhältnissen Westafrikas bestimmt, und ihre Geschichte datirt schon von dem Abschlusse des englisch-portugiesischen Vertrages, der angesichts der kommerziellen Bedeutung, welche das Kongoland infolge der Stanleyschen Entdeckungen gewonnen hatte, von England angeregt worden war. Letzteres gab darin die Politik, nach welcher es bis dahin die Rechte Portugals in diesen Landstrichen bis zu einer gewissen Ausdehnung bestritten hatte, auf und erlangte dafür die Aufstellung von Zolltarifen, welche seine Waren zu Ungunsten der andern Nationen bevorzugten und ihm die Mündungen des Kongo handelspolitisch ausgeliefert haben würden. Frankreich erklärte, gestützt auf einen Vertrag, den es 1786 mit den Portugiesen abgeschlossen hatte, daß es die neue Übereinkunft nicht anerkennen werde, und andre Mächte gaben ähnliche Absichten kund. Da machte die deutsche Regierung in Paris Andeutungen wegen einer Konferenz, welche die Handels- und Schifffahrtsfreiheit auf dem Kongo grundsätzlich sicherstellen sollte, und die französische zeigte sich bereit, darauf einzugehen. Das britische Ministerium legte mit Rücksicht auf jenen Widerstand den Vertrag mit Portugal dem Parlamente nicht vor, indes konnte es auf die Sache zurückkommen, auch blieben die Ansprüche Portugals bestehen. Als die deutsche Regierung die Angelegenheit daraufhin von neuem anregte, nahm man dies in Paris wohl auf, begann mit Besprechungen über das Programm der Zusammenkunft und kam schließlich überein, derselben folgende Punkte zu unterbreiten: 1. Freiheit des Handels und freier Zugang für alle Flaggen auf dem Kongo,

2. dieselbe Freiheit auf dem Niger, 3. Definirung des Okkupationsrechtes in bezug auf Gebiete, die noch nicht der Flagge einer zivilisirten Nation unterworfen sind. Der erste Punkt hat den Zweck, jeden neuen Versuch zur Errichtung von Zöllen am Kongo für die Zukunft unmöglich zu machen. Die Herstellung eines gleichen Zustandes auf dem Niger wird den Handelshäusern, die hier mit den englischen konkurriren, die erforderliche Sicherheit auch auf diesem großen Strome, dessen Delta von britischen Besitzungen eingefaßt ist, verschaffen. Der dritte Punkt endlich, der wichtigste, soll eine Lücke im Völkerrechte ausfüllen. Man hat in der Vergangenheit viel auf dem Papier annektirt. Jetzt soll, ungefähr wie 1856 entschieden wurde, eine Blockade müsse in Zukunft eine effektive sein, in Berlin erklärt werden, eine Besitznahme unzivilisirten Landes müsse künftig, um Geltung beanspruchen zu können, eine wirkliche sein. Die Konferenz wird sich nicht mit den alten Rechten auf Gebiete beschäftigen, die von dieser oder jener Macht erworben worden sind, sondern nur mit den westafrikanischen Landstrichen, die gegenwärtig nicht im Besitz einer zivilisirten Macht sind. Es wird dort also u. a. nicht von dem französischen Rechte auf Madagaskar oder einen Teil dieser Insel die Rede sein, ebenso werden die Besitzungen, die Frankreich am Senegal, am Gabun und im Meerbusen von Guinea hat, von den Verhandlungen des Kongresses vollständig ausgeschlossen sein, und natürlich gilt das gleiche auch von den neuen afrikanischen Kolonien Deutschlands. Kurz, die Konferenz, zu der in erster Linie Deutschland, Frankreich, England, Portugal, Spanien, Belgien, Holland und die Vereinigten Staaten eingeladen sind, ist nur bestimmt: 1. einen Vertrag für die Zukunft der westafrikanischen Landstriche, die noch keinen europäischen Besitzer haben, zu vereinbaren, 2. den umfangreichen und vielverheißenden Markt des äquatorialen Afrikas als der ganzen zivilisirten und handeltreibenden Welt (nicht bloß dem britischen Egoismus und daneben den Portugiesen) offenstehend zu proklamiren.

Was das Okkupationsrecht betrifft, so erhebt sich die Frage: Was heißt Okkupation, was ist dazu erforderlich? Die Theorie, welche das englische Kolonialamt bis jetzt befolgt und aufrechterhalten hat, befindet sich im Widerspruche mit den Ansichten und Forderungen der übrigen Welt, ganz in derselben Weise wie früher die englische Auffassung in betreff der Art und Weise einer Blockade. Solange als irgend möglich behauptete England gegenüber allen andern Mächten, daß eine Blockade auf dem Papier, d. h. eine bloß erklärte Blockade, ganz ebenso zu achten sei wie eine effektive, d. h. eine mit einer hinreichenden Anzahl von Schiffen aufrechterhaltene, und hier wiederholt sich die Geschichte. Reicht es hin zur Okkupation, d. h. zur Besitznahme eines Gebietes, daß dort die britische Flagge aufgezogen wird und daß irgendein schwarzer oder kaffeebrauner Potentat sein Handzeichen unter ein Schriftstück setzt, welches die Oberherrschaft der Königin Viktoria über sein Land und seinen Stamm ausspricht? Oder soll eine gedruckte Proklamation, die ein Protektorat

beansprucht oder verspricht, zu dem Zwecke hinreichen? Wo nicht, wie soll dann der neue Besitz rechtlich festgestellt werden? Ist es etwa erforderlich, daß das betreffende Stück Land militärisch besetzt und so festgehalten werde, oder muß eine vollständige Zivilverwaltung daselbst eingerichtet werden? Auf alle diese Fragen können wesentlich verschiedene Antworten erfolgen. England ist bis jetzt gewohnt gewesen, sich in solchen Angelegenheiten mit der schattenhaftesten Methode der Besitzergreifung zu begnügen. Aber diese Genügsamkeit stößt nunmehr auf den entschiedenen Widerspruch andrer Staaten. Kein einziger der letztern kommt Großbritannien in der Ausdehnung seiner Kolonien, seiner überseeischen Angliederungen auch nur entfernt gleich, und wie sich namentlich in den letzten hundert Jahren die Dinge entwickelt haben, ist es wenigstens nicht unbegreiflich, wenn viele Engländer dahin gekommen sind, alle noch nicht von einer Seemacht in Anspruch genommenen Teile des Erdballs mehr oder weniger bestimmt im Lichte von zukünftigen Bestandteilen des britischen Kolonialreiches zu betrachten. Es liegt offenbar im Interesse Englands, seiner überschüssigen Bevölkerung soviel Gelegenheit zu anderweitiger Ansiedelung zu bewahren, seinen Fabrikanten und Kaufleuten soviel Quellen des Reichtums aufzuheben und seiner Krone soviel Macht zu verschaffen als nur möglich. Könnte es morgen verkünden, daß alles Land, das bisher terra nullius war, fortan unter dem Schutze der britischen Flagge und unter der Herrschaft der britischen Gesetze stehe, so würde es schwerlich einen Engländer geben, der eine solche radikale Maßregel für nicht zu rechtfertigen hielte. Eine derartige Annexion ist natürlich eine vollständige Unmöglichkeit, aber jemehr die englische Politik in der Erwerbung von Kolonien sich diesem schönen Ideale nähert, destomehr wird sie sich mit den Anschauungen und Wünschen John Bulls im Einklange befinden. Indes giebt es noch andre Leute mit andern Ansichten von dem, was wünschenswert, gerecht und billig ist, ja sogar recht viele solche Leute, welche diametral entgegengesetzten Meinungen huldigen, und denen wird sich der biedere John Bull mit seiner steten Sorge für sich allein diesmal wohl oder übel unterordnen müssen, wie sauer es ihm auch werden mag. Keine einzige Macht zwar hat bis jetzt soviel überseeisches Eigentum und so bedeutenden derartigen Handel als England, aber alle hoffen sich solchen Besitz und Verkehr in Zukunft zu erwerben, und alle begreifen, daß diese Hoffnung sich nur unter der Bedingung verwirklichen läßt, daß England nicht mehr die Möglichkeit bleibt, mühelos Land einzusacken und ohne wirkliche Benutzung und Erschließung gewissermaßen brach liegen zu lassen, bis es ihm beliebt, es wirklich zu besetzen, zu zivilisiren und auszubeuten. Ohne zivilisatorische Arbeit keine Kolonie, die bloße formelle Besitznahme thut es fortan nicht mehr — so meinen jetzt, wenn wir recht gelesen, Frankreich und Deutschland gemeinsam, und andre nicht englische Völker werden es im Chore nachsprechen. Die egoistische Willkür Großbritanniens muß eingeschränkt werden, am besten wird dies bei englischer Mitwirkung geschehen, aber zur Not

würde es auch ohne solche zu machen sein, so sehr auch die englischen Blätter dabei den Mund vollnehmen.

Was ferner den Kongo und den Markt im äquatorialen Afrika angeht, so läßt der Erfolg des wohlthätigen Unternehmens des Königs von Belgien sicherlich an die Nützlichkeit eines internationalen Übereinkommens denken. Seltsam, daß sein Werk in verschiedenen Beziehungen einem Gedanken gleicht, der vor einem halben Jahrhunderte zu gunsten der Eingebornen Afrikas laut wurde. Eine der Ideen des kaiserlichen Träumers Alexanders des Ersten von Rußland ging auf die Ausrüstung eines riesigen Geschwaders, das, bemannt mit Seeleuten aller Nationen und eine internationale Flagge führend, bestimmt sein sollte, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Aus dem Plane wurde nichts, aber England besorgte (selbstverständlich nicht ohne selbstsüchtige Hintergedanken) die Arbeit der internationalen Traumschiffe, so gut es gehen wollte. Jetzt hat Leopold der Zweite die praktische Durchführung der ganzen Angelegenheit, welche beim Zaren hingeworfene Idee blieb, bestens angebahnt. Er hat Kaufleute, Abenteurer und Missionäre der verschiedensten Abstammung unter der Führung des berühmtesten aller andern Reisenden zu einer Schar vereinigt, die in das Innere Afrikas Ordnung, Gesetzlichkeit, Menschlichkeit, Schutz der Eingebornen und Entwicklung der Hilfsquellen des Landes tragen soll. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese Initiative mit der Zeit einem freien Staate des Kongo das Leben geben wird, und daß wir dann die neue Nationalität neutralisirt sehen werden wie Belgien. Doch wäre auch möglich, daß Frankreich sich schließlich mit der betreffenden Gesellschaft unter der Protektion König Leopolds verständigte und in deren Rechte einträte, wogegen wenigstens die deutsche Politik keinen Grund hätte Widerspruch zu erheben. Der König der Belgier konnte den Umständen nach in europäischer Politik keine bedeutsame Rolle spielen. Er hat sich Afrika zugewendet und dort mit seinen Bemühungen und seinem Gelde Dinge begonnen, die ihm in der Geschichte einen Namen sichern. Jetzt kommt Fürst Bismarck, Frankreich an der Hand, nicht Führer, nicht geführt, sondern beide in der Weise gleichinteressirter und gleichberechtigter Genossen, hinzu, um das Unternehmen zu krönen und das übrige Europa zu gemeinschaftlicher Anerkennung dieses der Zivilisation durch alle geöffneten Feldes einzuladen.

Die Konferenz und die Art, wie sie zustande gekommen ist, legt noch eine Betrachtung nahe. Wir dürfen sie als eine wichtige Etappe auf dem vom Fürsten Bismarck schon seit Jahren betretenen und mit Beharrlichkeit verfolgten Wege ansehen, auf dem er sich mit Frankreich freundlich zu stellen versucht. Das Zusammengehen der deutschen und der französischen Politik in einem Interesse und auf einen bestimmten Zweck hin ist ein unleugbarer und verheißungsvoller Erfolg dieses Bestrebens. Es ist Thatsache geworden, was noch lange nach dem Frankfurter Frieden als unmöglich, mindestens als höchst unwahrscheinlich

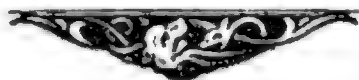
galt: es bestehen zwischen Frankreich und Deutschland wichtige Vereinbarungen, die allerdings noch nicht als Bündnis für die allgemeine Politik dieser Mächte, wohl aber als Verbundensein für den vorliegenden Fall anzusehen sind. „Er ist doch ein wahrer Hexenmeister," sagte neulich ein Politiker zu uns, der seit Jahren mehr als andre Gelegenheit hatte, die staatsmännischen Pläne und Gänge des Reichskanzlers in auswärtigen Angelegenheiten zu beobachten, und in der That haben wir alle Ursache, sein Genie und seine Erfolge auf diesem Gebiete für geradezu an Wunder grenzend zu erklären. Wer hätte geglaubt, daß seine Hauptbemühung hier, diejenige, dem deutschen Reiche gegenüber den großen festländischen Nachbarn den Frieden zu sichern, bei einem nach dem andern mit so entschiednen und vollständigen Resultaten gekrönt sein würde? Niemand konnte nach den Ereignissen von 1866 erwarten, daß der Sieger von Königgrätz einmal den Besiegten als Freund und engverbundenen Alliirten an seiner Seite sehen und hier behalten würde, und siehe da, die Beharrlichkeit, die Menschenkenntnis, die geniale Gewandtheit in der Benutzung der Umstände brachte das Wunder zuwege. Niemand ferner dachte, daß Rußland, gegen dessen drohende Haltung der Vertrag von 1879 vorzüglich abgeschlossen wurde, in wenigen Jahren dahin gebracht werden könne, demselben zuzustimmen, was, als es in Wirklichkeit geschah, allerdings unter wesentlicher Mitwirkung eines friedliebenden Ministers des Zaren erfolgte. Wer hätte endlich geglaubt, daß die Findigkeit und die Geduld des Kanzlers uns mit der Zeit die Franzosen soweit nahebringen würden, wie in den letzten Verhandlungen in Sachen der westafrikanischen Politik?

Blicken wir zurück. Nachdem der Kanzler nichts gegen die Konsolidirung der Republik in Frankreich gethan und so das letztere unfähig zu einem Bündnisse mit einer der großen Monarchien Europas gemacht hatte, einem Bündnisse, in dem allein es voraussichtlich für Sedan und die Wegnahme Elsaß-Lothringens Revanche nehmen konnte, ging er im Interesse des Friedens unverweilt an die Aufgabe, es allmählich seine Niederlage und seinen Verlust vergessen zu machen und zwischen ihm und Deutschland Beziehungen herzustellen, bei welchen der Gedanke an beider gemeinschaftliche Interessen und die Dankbarkeit für die von dem mächtigen und wohlwollenden, nie aufdringlichen und sorgfältig die Protektormiene vermeidenden Nachbarn geleisteten Dienste bei den Franzosen nach und nach die von 1870 begreiflicherweise zurückgebliebene Feindseligkeit abschwächen und schließlich vielleicht ganz schwinden lassen mußten. Das Beruhigungswerk ist heute weit vorgeschritten, obwohl in Frankreich eine einflußreiche Partei energisch und beharrlich dagegen arbeitete und man zuweilen zweifeln konnte, ob der Vernunft oder der Unvernunft in Paris zuletzt der Sieg beschieden sein werde. Die deutsche Regierung zeigte sich den chauvinistischen Regungen und selbst groben Herausforderungen gegenüber überaus maßvoll. Sie bewies den Franzosen, daß sie nicht nur keinerlei Neigung zu Angriffen

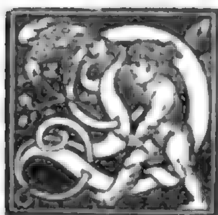
auf Frankreich hege, sondern aufrichtig wünsche, sich das Vertrauen und die Freundschaft desselben zu erwerben. Bereitwillig unterstützte Fürst Bismarck die Thätigkeit Frankreichs in allen Fällen, wo dieses seiner guten Dienste bedurfte. Nirgends sah die französische Diplomatie sich die Geschäftsführung so erleichtert als in Berlin. Wo sich Gelegenheit fand, wurden den Franzosen Aufmerksamkeiten erwiesen, und überall mußten sie, wenn nicht gar zu sehr von Haß verblendet, erkennen, daß man ihren Unternehmungen freundlich und ohne Mißgunst zusah und den guten Willen hatte, sie auf Verlangen zu fördern. Die Franzosen sahen sich auf diesem Wege gegen ihren Willen verpflichtet. Sie konnten die Gefälligkeiten des Kanzlers, da sie Vorteile boten, nicht, ohne unpolitisch zu sein, ablehnen, und sie durften ihm, wenn sie von seinen guten Diensten Gebrauch gemacht hatten, den Dank dafür nicht verweigern. Die Dankbarkeit wurde allmählich aufrichtig, sie verband sich mit dem Gefühle, daß man trotz alledem nicht übel zu einander passe, und so gestaltete sich mit der moralischen Lage der Beziehungen Deutschlands zu Frankreich auch die politische günstiger.

Um diese Entwicklung weiterzutreiben und zu vollenden, bedurfte es noch einer großen Wendung in der französischen Politik. Das Wohlwollen des Kanzlers mußte sich vollständig kundgeben, die Regierung Frankreichs mußte dasselbe notwendiger und erkennbarer brauchen als bisher, es mußten Fälle kommen, wo Deutschland nicht nur geschehen ließ, sondern Frankreich offen seinen Beistand gewährte und sich an dessen Seite stellte. Diese Gelegenheit konnte nicht ausbleiben, als Frankreich deutlicher aus der Sammlung, in der es seit 1871 gelebt, heraus und wieder in den Wettbewerb der Nationen eintrat. Jetzt erst begriffen die Franzosen rascher und gründlicher, daß es sich mit den Deutschen auf alle Fälle und trotz aller Erinnerungen besser verkommen lasse als mit andern Nachbarn. Die seit 1880 von Frankreich adoptirte Politik der Erwerbung und Ausbreitung in überseeischen Ländern brachte es bald allenthalben in mehr oder minder schroffen Gegensatz zu England, welches das Kolonisiren ungefähr wie seine alleinige Aufgabe, wie sein Privilegium und Monopol ansah und überhaupt gegenüber den Franzosen, sowie andern Völkern gegenüber keine andern Rechte und Interessen zu kennen pflegt als seine eignen. Angesichts der Schwierigkeiten, welche die britische Politik der französischen offen und insgeheim in Tunis, in Madagaskar, in China und am Kongo in den Weg legte, wäre Frankreich hier mit seinen Ansprüchen schwerlich durchgedrungen oder doch weiter gekommen, wenn Deutschland eine weniger freundliche Miene dazu gemacht und nicht die allersicherste Bürgschaft gegeben hätte, daß Frankreich von seinem Nachbar im Osten unter keinerlei Umständen auch nur das geringste zu befürchten habe. Wenn man dem in Paris eine Zeit lang nicht hinreichend traute, so wurde man für diesen Unglauben durch Verlust seines Einflusses in Ägypten bestraft. Später vertrauensvoller geworden, sah Frankreich sich dadurch belohnt, daß es ihm ge-

lang, anderwärts seine Ansprüche großenteils durchzusetzen, und daß es Aussicht gewann, auch mit dem Reste durchzudringen. Der nahegelegene Vergleich wirkte naturgemäß auf die öffentliche Meinung in Frankreich, und als England auf der Londoner Konferenz die Forderungen des letzteren hinsichtlich Ägyptens mit fast unerhörter Unhöflichkeit durch einfaches Veto beiseite schob, bekannten selbst Blätter, welche bis dahin eifrig und ausdauernd gegen Deutschland gehetzt und eine fast glühende Anglomanie zur Schau getragen, ja möglicherweise an solcher Geistesverwirrung wirklich gelitten hatten, daß die Freundschaft John Bulls darin bestehe, daß er Frankreich zu täuschen und übers Ohr zu hauen bemüht sei. Der Rückschlag, der darauf erfolgte, war, wie begreiflich, sehr ungestüm: der allgemeine Unwille der Franzosen, der sich bisher immer noch schwächer oder stärker bei dem Namen Deutschland kundgegeben hatte, wendete sich unverzüglich dem treulosen Albion zu, und man hörte in den verschiedensten Variationen und Tonarten sagen: „Wenn die guten Freunde drüben über dem Kanal nur eigennützige Interessenpolitik treiben wollen, so können wir das ebenfalls.“ Das war der Gedanke, der die öffentliche Meinung in Frankreich seitdem fast vollständig erfüllte und selbst die Gambettisten gegen die alten Freunde Front machen ließ, und wenn die Regierung nun sich nach einem neuen Stützpunkte für die Wahrung der Interessen des Landes umsah und ihre Blicke zuletzt auf Deutschland ruhen ließ, so folgte sie hierin nur dem Impulse der Nation. Langsam und immer noch einigermaßen argwöhnisch näherte man sich Deutschland, und dieses näherte sich Frankreich weiter, bis es zuletzt zu einem vollständigen Einvernehmen beider Mächte in betreff verschiedener Punkte in der Kolonialpolitik kam, dessen Bedeutung vor allem darin liegt, daß es überhaupt zustande kommen konnte. Daß die deutsche Regierung bei den bevorstehenden Verhandlungen bemüht sein wird, die Franzosen zu überzeugen, daß sie wirklich vom besten Willen beseelt ist, und daß es in der That große Vorteile hat, mit Deutschland auf diesem Gebiete denselben Weg zu gehen, unterliegt keinem Zweifel, und es ist Hoffnung vorhanden, daß jene Überzeugung sich in Zukunft allmählich auch auf andre Gebiete erstrecken und zu noch näherem Zusammentreten führen wird. An eine Benutzung Frankreichs zur Förderung positiver deutscher Interessen denken wir dabei nicht, sondern einzig und allein an weitere Abschwächung von Neigungen, die den Frieden bedrohen und die Herr Gladstone mit seinem Anhang fortleben sehen möchte, weil Unfriede zwischen Deutschland und Frankreich dem letzteren seine neue Kolonialpolitik erschweren muß, die England nun einmal als gegen sich und sein Monopol gerichtet ansieht und vermutlich immer ansehen und bekämpfen wird.



Die Führung der Handelsregister.



Das allgemeine Interesse erfordert es, gewissen Rechtshandlungen der Handeltreibenden eine besondre Offenkundigkeit zu geben, so daß sie niemandem ohne eignes Verschulden verborgen bleiben können. Auf die Gemeinkundigkeit stützt sich die Möglichkeit eines gesicherten Verkehrs und gründet sich der Kredit des Einzelnen wie der Gesellschaften. Dieses im Verkehr von jeher anerkannte Bedürfnis hat das Handelsgesetzbuch zum Gegenstande besondrer Regelung gemacht, indem es den Handels- oder dessen Funktionen versehenden ordentlichen Gerichten die Führung von besondern Handelsregistern vorschreibt, in welche insbesondre die Etablirung, die Änderung und Auflösung eines Geschäfts einzelner oder von Gesellschaften und die einschlägigen Prokuraverhältnisse eingetragen werden müssen. Durch besondre Landesgesetze sind auch die ehelichen Güterverhältnisse mehrfach als Gegenstand der Registrirung erklärt worden. Nur Thatsachen dürfen natürlich eingetragen werden. Die Handelsregister sind öffentlich. Einträge müssen öffentlich bekannt gemacht werden, und es ist ein nicht unbedeutender Fortschritt auf diesem Gebiete, daß im Zentralhandelsregister, einem Bestandteile des deutschen Reichsanzeigers, sich allmählich ein allgemeines deutsches Firmen- und Gesellschaftsregister ausbildet.

Trotz der Wichtigkeit der Handelsregister für das gesamte kaufmännische Leben entspricht aber doch der Zustand derselben nicht der Absicht des Gesetzgebers. Die Klagen hierüber verstummen nicht, und schon mehrfach haben kaufmännische Korporationen, darunter auch der deutsche Handelstag, die Führung der Handelsregister und die anzustrebende Besserung zum Gegenstande ihrer Beratungen gemacht.

Die jetzigen Handelsregister enthalten nämlich in der Regel nicht nur zahlreiche Firmen, von denen es im höchsten Grade zweifelhaft erscheinen muß, ob ihre Eintragung für sie selbst oder das allgemeine Geschäftsleben irgendeine Bedeutung habe, sondern es fehlen in denselben meistens auch viele Firmen, deren Eintragspflichtigkeit beziehentlich Berechtigung von der Gesetzgebung ohne Zweifel beabsichtigt gewesen ist. Dazu kommt noch, daß vielfach Änderungen von Firmen, namentlich Löschungen, zum Eintrag ins Handelsregister nicht zur Anmeldung gelangen, sodaß die Handelsregister meistens auch eine mehr oder minder große Zahl von Einträgen aufweisen, welche den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechen; insbesondre werden fast in allen Registern Firmen fortgeführt, welche zu existiren aufgehört haben.

Zweifellos ist dieser mißliche Zustand teilweise wenigstens auf die Fassung der handelsgesetzlichen Bestimmungen zurückzuführen. Das Gesetz verpflichtet zwar jeden Kaufmann, jede Handelsgesellschaft, soweit vorgeschrieben, Änderungen in ihren Geschäftsverhältnissen anzumelden. Indessen bestimmt das Handelsgesetzbuch nicht einmal genau, welche Handeltreibenden es unter den eintragspflichtigen Kaufleuten versteht. Der Artikel 10 sagt ausdrücklich: „Die Bestimmungen, welche dieses Gesetzbuch über die Firmen, die Handelsbücher und die Prokura enthält, finden auf Höker, Trödler, Hausirer und dergleichen Handeltreibende von geringem Gewerbebetriebe, ferner auf Wirte, gewöhnliche Fuhrleute, gewöhnliche Schiffer und Personen, deren Gewerbe nicht über den Umfang des Handwerksbetriebes hinausgeht, keine Anwendung." Es ist klar, daß hieraus nicht selten Zweifel entstehen, ob ein Geschäft oder ein Betrieb eintragspflichtig sei oder nicht. Ein Uhrmacher, der neben der Anfertigung und der Reparatur von Uhren vielleicht noch in größerem Umfange fertige Uhren verkauft, wird sich nicht klar sein, ob er sich zum Handelsregister anmelden soll oder nicht. Die Anfertigung und Reparatur von Uhren geschieht handwerksmäßig; der Verkauf von dritter Seite bezogener und mit oder ohne Bearbeitung weitergegebener Uhren ist ohne Zweifel ein Kaufgeschäft. Die Eintragspflichtigkeit wird davon abhängen, ob der Handwerks- oder der kaufmännische Betrieb überwiegt. Auf der andern Seite geht es zu weit, jeden, der Handelsgeschäfte gewerbsmäßig betreibt und nicht unter die in Artikel 10 ausgenommenen Kategorien fällt, ins Register einzutragen. Jedenfalls wird der Einzelne nicht in der Lage sein, bestimmt zu entscheiden, ob er eintragspflichtig ist oder nicht. Es wird von solchen kleineren Gewerbtreibenden in der Regel die Anmeldung schon aus Bequemlichkeit und weil sie sich auf die Unklarheit des Gesetzes berufen können, unterbleiben. Ebensowenig aber sind die mit der Führung der Handelsregister betrauten Gerichte zur Zeit in der Lage, namentlich in größeren Bezirken, zu überwachen, ob alle Eintragspflichtigen sich auch angemeldet haben. Die Unterlassung der Anmeldung zieht an sich keinerlei Ordnungsstrafen nach sich. Doch hat das Handelsgericht die Beteiligten zur Befolgung von Amtswegen durch Ordnungsstrafen anzuhalten. Das Gericht soll also aus sich heraus vorgehen; es soll die Pflichtigen ermitteln und sie zur Anmeldung veranlassen. Das ist in vielen Fällen nicht möglich. Denn man kann von dem Gerichte im allgemeinen nicht eine solche Vertrautheit in allen gewerblichen Kreisen seines Bezirkes erwarten, wie sie erforderlich wäre, um alle Unterlassungen der Beteiligten in Erfahrung zu bringen, zumal da, wie bereits erwähnt, es in vielen Fällen auf die Art der Geschäftsführung, den Umfang des Betriebes und dergleichen ankommt, um zu entscheiden, ob ein Geschäft eintragspflichtig ist oder ob es unter die im Artikel 10 des Handelsgesetzbuches herausgehobenen Ausnahmen fällt. Noch schwieriger wird indessen die Sache bei der Löschung nicht mehr existirender Firmen. Der Artikel 25 des Handelsgesetzbuches bestimmt:

„Wenn die Firma geändert wird oder erlischt, so ist dies nach den Bestimmungen des Artikels 19 bei dem Handelsgerichte anzumelden.“ Von wem diese Meldung zu geschehen hat, sagt das Gesetz nicht. Es muß also angenommen werden, daß der Beteiligte, der die Firma Aufgebende, verpflichtet ist. Hier ergiebt sich nun eine große Schwierigkeit. Der die Firma Aufgebende hat bei weitem in den meisten Fällen gar kein Interesse an der Löschung derselben im Handelsregister. Er wird auch oft garnicht in der Lage sein, die Meldung vorzunehmen. Er kann gestorben, weggezogen oder aus sonstigen Gründen dem Gerichte nicht zugänglich sein. Ordnungsstrafen sind gegen ihn ebenfalls nicht ausführbar. Die Firma bleibt also im Register stehen, sie vermehrt die stattliche Zahl der sogenannten „toten“ Firmen und erhöht die Unzuverlässigkeit des Handelsregisters.

Um diesen Übelständen abzuhelfen, sind verschiedne Maßregeln teils bereits getroffen, teils in Vorschlag gebracht worden. So hat man im Großherzogtum Baden eine Verordnung erlassen, die sich als sehr praktisch und nachahmenswert erweisen dürfte. Die wesentlichsten Bestimmungen derselben lauten: „§ 1. Die Amts(Handels-)gerichte haben alljährlich unter Mitwirkung von zwei bis sechs sachkundigen Beisitzern die bei ihnen geführten Handelsregister durchzugehen. Zweck der Durchgehung ist die Herbeiführung einer Vereinigung und Ergänzung des Handelsregisters. § 2. Die Bestimmung der Zahl der Beisitzer und deren Wahl erfolgt für diejenigen Amtsgerichte, auf welche ein Handelskammerbezirk sich erstreckt, durch die Handelskammer, für die übrigen Amtsgerichte durch den bei den Amtsgerichten gemäß § 40 des Gerichtsverfassungsgesetzes zusammentretenden Ausschuß. Neben den von der Handelskammer gewählten Beisitzern kann der Amtsrichter, soweit die örtlichen Verhältnisse hierzu besondern Anlaß geben, einen Vertreter des Kleingewerbes (Art. 10 des Handelsgesetzbuchs), der ihm auf Verlangen von dem Bezirksamte wird bezeichnet werden, beiziehen. § 13. Zum Zwecke ihrer Vereinigung sind die Register Eintrag für Eintrag — ausgenommen allein die als erloschen eingetragenen Firmen — gemeinschaftlich durchzugehen und ist bezüglich eines jeden Eintrages zu erörtern, ob die Firma noch besteht und ob in den eintragsbedürftigen Rechtsverhältnissen (Inhaber der Einzelfirmen, Gesellschaften, Vorstände von Aktiengesellschaften und Genossenschaften, Liquidatoren, Prokuristen, Zweigniederlassungen, Inhalt des Gesellschaftsvertrages, soweit er der Eintragung bedarf) nicht inzwischen eine Änderung eingetreten sei. Ergiebt sich, daß eine Firma erloschen oder daß hinsichtlich ihrer eine der bezeichneten Änderungen eingetreten ist, so ist weiter, soweit der Antrag zum Handelsregister nicht von Amtswegen zu geschehen hat, Name und Wohnort der Personen, welche nach gesetzlicher Vorschrift zur Anmeldung des Erlöschens oder der Änderung verbunden sind, bez. ihrer gesetzlichen Vertreter, soweit erforderlich und thunlich, zu ermitteln. § 14. Zum Zwecke der Ergänzung der Register hat der Amtsrichter mit den Beisitzern nach Durchgehung des ein-

getragenen Firmenbestandes zu erörtern, ob und welche noch uneingetragenen Einzelkaufleute oder Handelsgesellschaften in dem Amtsgerichtsbezirke bestehen, sowie welche Personen zu deren Anmeldung verpflichtet sind." Es ist klar, daß durch eine solche Verordnung eine Berichtigung der Handelsregister im großen und ganzen herbeigeführt werden kann. Das Gericht wird durch die Beisitzer erfahren und darnach beurteilen können, welche Personen eintragspflichtig sind, welche Änderungen vorgekommen und welche Löschungen notwendig geworden sind. Es wird hiernach kraft der ihm gesetzlich erteilten Befugnis die Pflichtigen zur Anmeldung durch Ordnungsstrafen anhalten können. Indessen sind die Bestimmungen der angezogenen Verordnung noch nicht genügend, um eine vollständige Berichtigung des Registers herbeizuführen Der Registerrichter ist zwar in der Lage, etwa vorhandne Pflichtige zur Meldung durch Ordnungsstrafen anzuhalten, aber immer ist die Meldung die Voraussetzung des Eintrages oder der Löschung im Register. Von Amtswegen darf regelmäßig (Ausnahme im § 37 des Genossenschaftsgesetzes) ein Eintrag oder eine Löschung nicht erfolgen. Ist daher der Meldungspflichtige verstorben oder ist er dem Gerichte aus irgendeinem Grunde nicht zugänglich — man denke nur an die nicht selten vorkommende Auswanderung — oder sind die Ordnungsstrafen fruchtlos, so bleibt die Firma eingetragen. Diesem Übelstande abzuhelfen bezweckt ein Beschluß des zehnten deutschen Handelstages, der allerdings, namentlich wenn seine Aufnahme in das Handelsgesetzbuch Hand in Hand ginge mit der Einführung ähnlicher Bestimmungen, wie in Baden, in allen Bundesstaaten, geeignet ist, alle vorhandnen Mißstände zu beseitigen. Derselbe geht dahin, folgenden Artikel bei einer allgemeinen Revision des Handelsgesetzbuches zur Aufnahme in dasselbe zu empfehlen:

Art. 26a. Steht zur Überzeugung des Registerrichters fest, daß eine Firma erloschen oder eine Handelsgesellschaft aufgelöst ist, und können die zum Antrag auf Löschung Verpflichteten, namentlich, weil dieselben nicht zu ermitteln sind, zur Stellung des Antrages (Art. 19, 21, 25, 45, 129, 171 des Handelsgesetzbuchs) nicht angehalten werden, so hat der Registerrichter die Firma oder die Handelsgesellschaft, sowie die dazu gehörigen Prokuren von Amtswegen zu löschen. Zu einem Löschungsantrage sind Behörden, die Handelskammern und jeder im Handelsregister des Bezirkes wohnende Kaufmann berechtigt. Gegen die Zurückweisung des Antrages auf Löschung ist die Beschwerde und die weitere Beschwerde statthaft. Die Löschung erfolgt kostenfrei, vorbehältlich der Gestattung vonseiten der zum Antrag auf Löschung Verpflichteten.

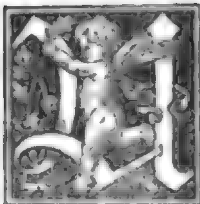
Nach Einführung der regelmäßigen Revisionen unter Zuziehung von Sachkundigenkommissionen, wie sie die badische Verordnung vorsieht, würde also, falls das Prinzip des vorgeschlagenen Artikels 26a in das Handelsgesetzbuch Aufnahme fände, die Reinigung des Registers sehr leicht sein. Die Beisitzer würden dem Gerichte nicht nur die noch nicht eingetragenen, aber eintragspflichtigen Geschäfte, sowie etwaige Änderungen in den Geschäftsverhältnissen, sondern auch die toten

Firmen bezeichnen, und der Richter würde, soweit Meldungspflichtige vorhanden sind, sie unter Androhung von Ordnungsstrafen zur Meldung anhalten, soweit solche nicht vorhanden sind, von Amtswegen den Eintrag bez. die Löschung vollziehen. Das Handelsregister würde alljährlich berichtigt werden und dann ein getreues Verzeichnis der vorhandnen Firmen, ihrer Inhaber, der erteilten Prokuren u. s. w. geben. Daß nur ein solches seinen Zweck erfüllen kann, ist klar. Bei den verschiedenartigen Folgen, welche gesetzlich an die Eintragung in das Firmenregister geknüpft sind, ist eine baldige Regelung der Frage durchaus wünschenswert, ganz abgesehen davon, daß es im höchsten Grade mißlich und unwürdig ist, wenn ein öffentliches, von den Gerichten geführtes Buch notorisch eine Anzahl von Einträgen enthält, die unrichtig sind und den Thatsachen nicht entsprechen.

Darmstadt. Karl Meisel.



Die Erhaltung der Denkmäler.

nter den Aufgaben, welche die moderne Kultur und die fortschreitende Entwicklung des nationalen Gedankens dem Staate aufgebürdet hat, nimmt die Sorge für die Erhaltung der Denkmäler eine, wenn auch nicht besonders hervorstechende, so doch nicht unwichtige Stellung ein. Während früher vor allem der Wunsch lebendig war, die Sammlungen zu vermehren oder gar Schätze aufzuhäufen, ist man in unsrer Zeit immermehr zu der Einsicht gekommen, welche hohe Kulturbedeutung die Denkmäler und historischen Kunstgegenstände besitzen. Die Ausbreitung der anthropologischen Gesellschaften, der archäologischen und geschichtlichen Vereine beweist, daß das Volk selber sich des Zusammenhanges der Entwicklungsgeschichte mit den erhaltenen Resten einer früheren Epoche bewußt geworden ist. Umsomehr ist es daher Aufgabe der leitenden Kreise, diese Bestrebungen durch eine umfassende Gesetzgebung zu unterstützen und in die für die Gesamtheit nützlichsten Wege zu leiten. Daß in den einzelnen Kulturstaaten diese Regelung je nach dem Stande der Kultur und den Machtvollkommenheiten der Regierung zu verschiedenen Zeiten eintreten mußte, ist eine selbstverständliche Sache, obgleich es immerhin Verwunderung erregen muß, wenn man sieht, wie nachlässig manche sonst hochstehende Länder in dieser Hinsicht verfahren sind.

Ein soeben erschienenes, im Auftrage des preußischen Kultusministers nach amtlichen Quellen hergestelltes Werk: Die Erhaltung der Denkmäler in den Kulturstaaten der Gegenwart von A. v. Wussow, Geheimem Oberregierungsrat (Berlin, Verlag von Karl Heymann) giebt nun eine aktenmäßige Darstellung des Verlaufes der auf die Erhaltung der historischen Kunstgegenstände gerichteten Bewegung in den verschiedenen Ländern, sowie im Anhange eine Zusammenstellung der bedeutsamsten einschlägigen Gesetzesbestimmungen und statistischen Daten. Das Werk, welches nicht nur die europäischen Länder, sondern auch in kurzen Zügen die asiatischen und amerikanischen Staaten behandelt, ist die Frucht mühsamster Arbeit, die in den Fällen, wo es sich um die Benutzung der mit Hilfe diplomatischer Verwendung erlangten ausländischen Bestimmungen handelte, noch durch die sprachlichen Hindernisse erschwert wurde. Da das Werk der Natur der Sache nach einen streng juristisch-wissenschaftlichen Charakter trägt, so dürfte es wohl am Platze sein, dem größern Publikum die aus der Arbeit des Herrn von Wussow gewonnenen Resultate kurz und übersichtlich vorzuführen.

Im deutschen Reiche ist die Erhaltung der Denkmäler Pflicht der Einzelstaaten. Demgemäß weist das Werk eine nach den einzelnen Gebieten getrennte Darstellung auf, die selbstverständlich Preußen besonders eingehend behandelt. Will man für ganz Deutschland — und zugleich für manche andern europäischen Staaten — ein gemeinsames Charakteristikum haben, so ist es dies: In der nach den großen Kriegswirren zu Anfang dieses Jahrhunderts folgenden Ruhezeit der zwanziger und dreißiger Jahre beginnen die Regierungen der Frage der Erhaltung der Denkmäler näher zu treten; das im Publikum erwachte Interesse und die fortschreitende Kunstbildung macht in den vierziger und fünfziger Jahren weitere Bestimmungen notwendig, bis endlich in der Neuzeit eine abschließende Gesetzgebung erfolgt, bez. in Aussicht genommen ist. Daß die Vereinsthätigkeit besonders erfolgreich gewesen und auch auf die Gesetzgebung mit Glück eingewirkt hat, wurde bereits bemerkt, in Preußen bestehen nicht weniger als 122 Vereine. In einzelnen Gebieten reicht sogar die Vereinsthätigkeit allein aus.

In Preußen hat besonders Schinkel für den Erlaß eines Spezialgesetzes gewirkt; in einem Schriftstück vom 17. August 1815 führte er mehrere flagrante Fälle von Verschleppung und Veräußerung beweglicher Denkmäler, besonders Kirchenfenster, Reliquienkästen u. s. w., an, und ein Jahr später wiederholte er seine Klagen über den „schmutzigen Handel." Dieselben verstummten auch in den folgenden Jahrzehnten nicht, bewährte Männer wie Kugler, von Quast, Stüler, von Thiele u. a. erörterten wiederholt die Notwendigkeit einer umfassenden Gesetzgebung. Eine solche ist nun zwar erst allmählich entstanden, jedoch zeigte sich die Regierung von vornherein bereit, nach Kräften für den Schutz der Denkmäler einzutreten. Von besondrer Bedeutung war dabei die Einsetzung eines Konservators im Jahre 1843; das Amt wurde dem verdienstvollen von Quast

übergeben, der es zur allgemeinsten Zufriedenheit bis 1877 verwaltete. Nach seinem Tode wurde die Stellung insofern verändert, als bei der Neubesetzung im April 1882 durch Herrn von Dehn-Rothfelser dieser zum vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt und somit der Geschäftsgang vereinfacht wurde. Bemerkenswert ist, daß außerdem noch Provinzialkonservatoren vorhanden sind, so in Hannover Studienrat Müller, in Schleswig-Holstein Prof. Dr. Handelmann, in Wiesbaden Oberst von Cohausen. Weniger nutzbringend war anfangs die Einsetzung einer Kommission, die ihr Augenmerk außer auf Erledigung der laufenden Angelegenheiten besonders auf die Aufnahme eines Inventars und Errichtung eines Archivs richten sollte. Diese Kommission hatte nur kurzes Leben, die erste Sitzung fand am 25. Februar 1853, die zweite und letzte am 7. Dezember desselben Jahres statt, die Institution schlief ein, aus Mangel an Fonds. Trotz dieses Mißerfolges ist mit der Inventarisation ein Anfang gemacht worden, die Angelegenheit, welche wiederholt zur Sprache gebracht wurde, erhielt in den siebziger Jahren neue Förderung. Augenblicklich sind die Arbeiten im vollen Gange und werden hoffentlich bald zum Abschluß gebracht werden. Gleicherweise ist die Bildung eines Archivs nicht außer Acht gelassen worden, die bisher gesammelten Aufnahmen u. s. w. befinden sich im Büreau des Kultusministeriums. Auf die einzelnen Gesetzesbestimmungen, betreffend die Erhaltung der Denkmäler, Kirchen, alten Stadtmauern und -Thore, die Ablieferung der Fundstücke, die Einrichtung von Museen u. s. w. hier näher einzugehen, ist überflüssig; die mit der Zeit praktisch gewordnen Aufgaben nötigten die Regierung und die Volksvertretung, schrittweise ihre Vorkehrungen zu treffen, sodaß Preußen augenblicklich sich einer brauchbaren und ausreichenden Gesetzgebung in diesen Dingen erfreut. Allgemein interessiren dürfte noch die Angabe der auf Erhaltung der Denkmäler verwandten Geldmittel: dieselben finden sich — da ein besondrer Fonds nicht ausgeworfen ist — teils in dem allgemeinen Bauunterhaltungsfonds mit 215 222 Mark für 1878, teils in gewissen, auf bestimmte Gegenstände bezüglichen Etatspositionen mit 45 485 Mark im Durchschnitt der letzten vierzehn Jahre, teils in den einmaligen Bewilligungen aus der Staatskasse mit 218 300 Mark, teils — und dies dürfte das Belangreichste sein — in den Etats der Provinzial- und Kreisverbände mit jährlich 413 550 Mark. Außerdem sind noch gewisse Positionen in betracht zu ziehen, die sich auf die Unterhaltung der Museen, Bibliotheken, Sammlungen u. s. w. erstrecken. In betracht kommen hierbei namentlich das Hohenzollernmuseum, die Ruhmeshalle, das Postmuseum, das Museum der anthropologischen Gesellschaft u. a. m.

In Baiern trat man der Frage der Erhaltung der Denkmäler erst im Jahre 1848 näher, nachdem allerdings schon 1835 die Akademie und die verschiedenen Vereine mit der Beaufsichtigung — jedoch ohne administrative Machtbefugnisse — betraut worden waren. Die 1843 erlassenen Maßregeln bezogen sich jedoch nur auf plastische Denkmäler, weshalb 1868 eine besondre

Kommission eingesetzt wurde, die sich den weitergehenden Aufgaben der Erhaltung, Erforschung, Inventarisation u. s. w. widmen sollte. Die gleichfalls beabsichtigten Publikationen sind bisher aus Mangel an Fonds unterblieben. Für einzelne Restaurationen sind dagegen bedeutende Summen bewilligt worden.

In Sachsen ist es einem Vereine, dem der König, die Prinzen, viele Beamten, Künstler und andre angehören, gelungen, die notwendigen Maßnahmen zu treffen, sodaß weder die Gesetzgebung noch die Verwaltung zum Eingreifen genötigt war. In Würtemberg ist auf dem Verwaltungswege viel erreicht worden. Auch ein Konservatorium hat gute Dienste geleistet; so ist z. B. das Inventar für einige Bezirke festgestellt worden. Die im Jahre 1862 errichtete Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmäler erfreut sich eines regen Interesses. Die Gesetzgebung des Großherzogtums Baden weist bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts Schutzbestimmungen auf; ferner bildeten die Sammlungen zu Mannheim, Baden, Karlsruhe natürliche Mittelpunkte der Vereinsthätigkeit. Auch in Baden existirte das Amt eines Konservators. Neuerdings ist eine umfassende Regelung der gesetzlichen Bestimmungen geplant, was angesichts des im Lande sich kundgebenden regen Eifers beste Früchte tragen dürfte.

In den übrigen deutschen Staaten sind ähnliche Bestrebungen und Resultate zu verzeichnen. Neben der Gesetzgebung ist es das Interesse des Landesherrn oder der Vereine, welches der Denkmälererhaltung am meisten zu gute kommt. Eine Inventarisation ist allerorten angestrebt und teilweise bereits durchgeführt. Auch in den Reichslanden Elsaß-Lothringen, wo noch die Gesetze der französischen Regierung maßgebend sind, macht sich ein erfreuliches Interesse geltend. Ein allgemeines Landesmuseum ist neuerdings in Aussicht genommen.

Die Fürsorge der österreichisch-ungarischen Regierung für die Erhaltung der Kunstwerke begann mit dem 1818 erlassenen Verbote der Ausfuhr nationaler Kunstgegenstände. Dieser Schutz der beweglichen Denkmäler wurde 1850 auf die Bauwerke ausgedehnt, indem eine Zentralkommission in Wien errichtet und in den Kronländern Konservatoren angestellt wurden. Eine Reorganisirung dieses Systems fand 1873 statt; das neue Statut der k. k. Zentralkommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale giebt äußerst umfassende und genaue Bestimmungen. Die Zentralkommission zerfällt in drei Sektionen, denen 1. die Gegenstände der prähistorischen Zeit und der antiken Künste, 2. die Gegenstände der Architektur, Plastik, Malerei und der zeichnenden Künste aus der Zeit des Mittelalters und der folgenden Zeit bis zum Schluß des achtzehnten Jahrhunderts und 3. die historischen Denkmäler verschiedener Art, Handschriften, Dokumente u. s. w. zur Fürsorge überwiesen sind. Wichtig ist, daß die Ämter fast durchweg Ehrenämter sind. Die Inventarisation nebst Anfertigung einer Kunsttopographie schreitet rüstig vorwärts. In Ungarn ist für den Schutz der unbeweglichen Denkmäler in durchgreifender

Weise gesorgt, da ein Gesetz von 1881 dieselben schützt und dem Unterrichtsministerium die Sorge für die Erhaltung überträgt. Für größere Kirchenbauten werden alljährlich ziemlich bedeutende Summen ausgegeben.

Von den übrigen europäischen Staaten interessirt Dänemark durch seine tüchtige Gesetzgebung und das Interesse, welches das Volk den Arbeiten entgegenbringt. Das Museum der nordischen Altertümer birgt große Schätze, es umfaßt in 50 000 Gegenständen die Denkmäler der heidnischen Zeit bis zum Jahre 1030, dann die der Periode der Herrschaft der katholischen Religion bis zum Jahre 1536 und schließt ab mit den Gegenständen aus der Zeit bis zur Errichtung der absoluten königlichen Macht im Jahre 1660. Die gesetzlichen Bestimmungen datiren zum Teil schon aus dem vorigen Jahrhundert, konnten aber erst zur vollen Entfaltung kommen, als 1807 eine Kommission und 1849 ein Konservator eingesetzt worden war. Im Jahre 1873 wurde eine Enquete veranstaltet, die den Erfolg hatte, daß seitdem mehr als 500 Steingräber, Burgwälle, Grabhügel u. s. w. in den Schutz des Staates gestellt worden sind. In Schweden machten sich vielleicht am frühesten gesetzliche Maßnahmen geltend; wir finden schon unter König Gustav II. Adolf 1611—1632 die Bestellung etlicher Gelehrten zu „Antiquaren," desgleichen unter der Regierung der spätern Herrscher eingehende Bestimmungen über Funde, Erhaltung der Denkmäler, Schutz der Kirchen u. s. w. Neuere Gesetze von 1814 und 1867 haben einen durchgreifenden Erfolg gehabt. Die Erinnerung an die Zeit des schwedischen Waffenruhmes hat wohl vor allem viel dazu beigetragen, den Eifer der Bevölkerung zu erwecken. Augenblicklich liegt die Erhaltung der Denkmäler der 1753 gestifteten Akademie der schönen Wissenschaften ob, zu deren Mitgliedern auch der selbständige Reichsantiquar gehört. Eine archäologisch-historische Sammlung dient als Mittelpunkt der Bestrebungen. In Norwegen ist die Gesetzgebung weniger ausgebildet, ein Verein, der in Christiania seinen Sitz hat, trifft die notwendigen Maßregeln.

Was frühe gesetzliche Schutzbestimmungen betrifft, so steht Italien unbedingt voran. Die große Zahl der vorhandenen Schätze, das Zusammenströmen reicher und kauflustiger Fremden, der Kunstsinn vieler Herrscher — alles kam zusammen, um auf die Gesetzgebung einzuwirken. Besonders wichtig waren die Bestimmungen über den Handel beweglicher Denkmäler, Bilder, Marmorarbeiten und dergleichen; ihre Ausfuhr wurde untersagt oder von gewissen Rücksichten und Bedingungen abhängig gemacht. Auch das moderne Italien ging rüstig voran; es knüpfte an die vom Kardinal Pecca im Kirchenstaat 1820 erlassenen Vorschriften an und brachte 1871/72 ein Gesetz ein, das bis jetzt jedoch nur vom Senat angenommen worden ist. Jedenfalls ist der Schutz gegenwärtig auch so ein ausreichender.

Sehr instruktiv sind die in Belgien getroffenen Maßnahmen. Hier war bei der Kleinheit des Landes keine Zentralisirung nötig; es galt daher nur die

Thätigkeit der einzelnen Behörden zu unterstützen und eine wirksame Kontrole einzuführen. Eine im Jahre 1835 geschaffene Kommission sorgt in dieser Hinsicht aufs beste.

In Frankreich findet eine Trennung der Arbeit zwischen der Commission des Monuments historiques und dem Comité des arts et monuments statt. Erstere sorgt mehr für die praktischen, letzteres für die wissenschaftlichen Bedürfnisse. Ein Inventar ist bereits 1862 hergestellt worden; es enthielt damals mehr als zweitausend Monumente, wurde dann 1875 noch einmal revidirt veröffentlicht, ist aber auch heute noch nicht völlig abgeschlossen. Welche Mittel Frankreich für die Erhaltung seiner Denkmäler ausgiebt, sieht man am besten aus der Thatsache, daß dieselben von 80000 Franks im Jahre 1831 auf 1500000 Franks im Jahre 1882 gestiegen sind. Außerdem kostet die Erhaltung der Kathedralen und Diözesangebäude jährlich etatsmäßig zweiundeinehalbe Millionen Franks. Von weiteren Leistungen sei die Schaffung des herrlichen Museums von Cluny zu Paris, sowie die Errichtung eines Archivs und die Anfertigung einer kunsttopographischen Karte genannt. Der praktische Sinn der Franzosen hat es aber auch verstanden, die aufgewandten Summen für das Kunstgewerbe nutzbar zu machen; von Wussow teilt darüber folgendes mit: „Die Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten werden zum Teil in Mittelstädten, oft fern von den Zentren des die Kunst und die Wissenschaften umfassenden öffentlichen Lebens ausgeführt. Die lokalen Handwerker werden, wie es in der Natur der Sache liegt, bei diesen Arbeiten beteiligt, und da die Art der Ausführung dem Steinmetz, dem Schlosser, dem Tischler u. s. w. vorgeschrieben werden muß, so wird gleichzeitig eine gute und richtige Geschmacksrichtung verbreitet. Diese Ausbildung des Kunsthandwerks und des Geschmacks in kleinen und Mittelstädten wird dadurch erheblich unterstützt, daß die Ausgaben für die Restaurationsarbeiten nach angestellten Berechnungen mit sechzig Prozent auf die Deckung des Lohnes für die Arbeiten jeglicher Art und nur mit vierzig Prozent auf die Beschaffung der zu verarbeitenden Materialien fallen.“ Zu bemerken ist noch, daß ein abgerundetes Spezialgesetz von der französischen Regierung geplant wird, welches die noch vorhandenen Lücken gleichfalls ausfüllen soll.

In Griechenland wurde gleich nach dem Eintritt der Selbständigkeit ein vom Mai 1834 datirtes umfangreiches Gesetz erlassen, das die Erhaltung der Denkmäler vorschreibt. Dank einer guten Inventarisation und scharfen Bestimmungen über die dem Privateigentümer obliegenden Verpflichtungen, ist die Sorge für die Kunstgegenstände Gegenstand allgemeinen Interesses geworden; jede Besitzveränderung ist anzuzeigen, und bei Funden hat der Staat einen auf die Hälfte bemessenen Anteil, sowie das Vorkaufsrecht für das Zentralstaatsmuseum in Athen. Weniger erfreulich ist in Spanien und Portugal, in der Schweiz, in der Türkei und in Holland gesorgt. Holland kennt sogar noch gar

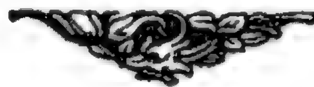
keine gesetzlichen Bestimmungen, während in den übrigen genannten Staaten die Gesetzgebung noch ziemlich jungen Datums ist. Dasselbe gilt von England. Zwar brachte Sir John Lubbock schon 1873 einen Gesetzentwurf ein, der dann abgeändert wurde, aber die Publikation der Ancient Monuments Protection Act erfolgte erst 1882. Dieselbe bezieht sich dabei nur auf 68 bestimmt aufgeführte Denkmäler, denen jedoch noch in Zukunft andre hinzugefügt werden können. Damit das Gesetz zudem in Wirksamkeit treten könne, muß vorher der Eigentümer die durch dasselbe geschaffenen Commissioners of Works zu Hütern des in Rede stehenden Denkmals eingesetzt haben. In diesen Bestimmungen spiegelt sich die Behutsamkeit ab, mit der die Engländer Eingriffe in das Privateigentum unternehmen.

Von der Gesetzgebung außereuropäischer Staaten dürfte am meisten diejenige Ägyptens interessiren. Ein vom 15. Juni 1883 datirtes Gesetz erklärt nicht nur das Museum ägyptischer Altertümer von Bulag für Staatseigentum, sondern dehnt diese Vorschrift auch auf alle zukünftigen Sammlungen aus. Seit dem Jahre 1881 wirkt ein Konservationskomitee, das bisher namentlich den arabischen Denkmälern seine Aufmerksamkeit zugewandt hat.

Von den amerikanischen Staaten kennt nur Mexiko ein Verbot der Ausfuhr von Altertümern. Brasilien, die Vereinigten Staaten u. s. w. haben nur Strafbestimmungen gegen Beschädigung der Monumente erlassen.

Eigentümlich ist der Unterschied zwischen China und Japan. Während ersteres Land keine Denkmäler und keine Museen besitzt, somit auch eine darauf bezügliche Gesetzgebung entbehren kann, ist Japan reich an Kunstschätzen und Altertümern, die aber von der Bevölkerung eifrig in Schutz genommen werden, sodaß die Regierung nur wenig zu sorgen hat. Trotzdem findet sich eine Reihe ziemlich eingehender Verordnungen vor, die alle vorkommenden Fälle regeln. Die jüngste Maßregel stammt vom Jahre 1881, die älteste datirt schon zehn Jahre zurück.

Wie aus dieser Übersicht hervorgeht, steht Deutschland im Punkte der Denkmälererhaltung mit in erster Linie, und Regierungen, Vereine und Private sind in gleicher Weise bemüht, unserm Vaterlande diese Stellung auch in Zukunft zu bewahren.



Auch ein deutscher Literarhistoriker.



or etwa einem Jahre war im „Magazin für die Literatur des Auslandes" oder in irgendeinem andern Blatte dieser Gattung eine Ankündigung eines Herrn Dr. Otto Weddigen zu lesen, worin er das Erscheinen einer Geschichte der deutschen Volksdichtung in Aussicht stellte und die gelehrte Welt Deutschlands aufforderte, ihm thätig dabei zur Hand zu gehen durch Übermittelung schwer zugänglichen oder ungedruckten Materials. Jedem, dem der Name und die schriftstellerische Thätigkeit des genannten Herrn bisher verborgen geblieben war, mußte nach diesem Trompetenstoß ein großes Schauspiel erwarten; wer freilich Herrn Weddigen schon aus seinen frühern Schriften kannte, wußte, daß er auch in diesem neuesten Werke nicht in eigner Tracht, sondern in einem stückweise von verschiedenen Seiten her erborgten und stümperhaft zusammengestoppelten Aufputze erscheinen würde. Wer da glaubt, wir thäten mit einem solchen Urteile dem Verfasser unrecht, mag mit uns das Büchlein etwas näher ansehen.*)

An einer Stelle des Vorwortes endigt Herr Weddigen mit den Worten, daß es nicht in seiner Absicht liege, einer sachkundigen Kritik vorzugreifen, eine Selbstkritik, die bescheidentlich in dem Satze gipfelt: Ich habe mit dieser meiner Geschichte der deutschen Volksdichtung mich einer Arbeit unterzogen, die wegen ihrer „fast unüberwindlichen Schwierigkeiten" bisher noch von keinem Literarhistoriker Deutschlands auch nur versucht worden ist; dafür möchte ich aber auch meinen redlichen Lohn haben. Worin dieser Lohn bestehen soll, davon später. Zunächst haben wir garnicht eine vollständige Geschichte der deutschen Volksdichtung vor uns, sondern nur den Teil derselben, welcher in die Neuzeit fällt; sehr natürlich, denn um in die ältere Zeit einzudringen, dazu genügt nicht eine vielleicht einjährige oberflächliche Beschäftigung mit dem Stoffe, dazu gehören eingehende Sprachstudien und historische Kenntnisse, die nicht Herrn Weddigens Sache sind. Ist schon so die ganze herrliche Volksliteratur des Mittelalters von der Darstellung einfach ausgeschlossen, so wird das Mißverhältnis zwischen dem erwähnten Ausspruche und der wirklichen Ausführung des Unternehmens noch klaffender, wenn man sieht, wie unvollkommen auch die Neuzeit behandelt ist. Die epische Volkspoesie wird auf dem Raume von dreißig Seiten abgethan, der dramatischen gehören gar nur sechs Seiten dieses mit

*) Geschichte der deutschen Volkspoesie seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. Von Dr. F. H. Otto Weddigen. München, Callwey, 1884.

verschwenderischem Drucke ausgestatteten Buches von Kleinoktavformat an. Und diese spärliche Kost ist nicht einmal von Herrn Weddigen selbst bereitet, er hat sie aus der Garküche von Hermann Kluge entwendet: aus des letzteren bekanntem Leitfaden der deutschen Literaturgeschichte für Schulen sind die beiden Abschnitte über epische und dramatische Volkspoesie herausgeschnitten; nicht nur inhaltlich, auch in der äußern Form der Wiedergabe finden wir den von Kluge geschickt zusammengestellten Schulmemorirstoff in diesem tiefwissenschaftlichen Produkt einer volkstümlichen Gelehrsamkeit wieder; wir träumen uns bei der Lektüre in die schönsten Zeiten der Primanerjugend zurück.

Herrn Weddigens Werk ist also im besten Falle nichts als ein Abriß der Geschichte des deutschen Volksliedes, von der wir in dem köstlichen Buche Uhlands und dem sehr recht brauchbaren, mit Begeisterung und Sachkenntnis geschriebenen Handbüchlein Vilmars schon ausgezeichnete Darstellungen besitzen. Immerhin ließe sich auf Grund der jetzt so ungeheuer angewachsenen Sammlungen deutscher Volkslieder und mit gewissenhafter Benutzung der Forschungen über das Volkslied eine neue Geschichte desselben aufbauen, und dem Verfasser einer solchen könnte man nicht dankbar genug sein, wenn er den Stoff auch nur soweit beherrschte, wie sich Herr Weddigen in der Vorrede den Anschein giebt. Dieselbe bringt zum Schlusse ein Quellenverzeichnis, d. h. ein wildes Durcheinander ungenauer Titel von Volksliedersammlungen und Schriften über Volkslieder, soweit diese Titel Herrn Weddigen gerade in den Weg gelaufen sind. Zu diesen Büchern zählt der Verfasser auch die großen Handbücher deutscher Literaturgeschichte, wie Gervinus, Goedeke, Koberstein, Scherer, Vilmar; statt am Ende, hätten diese Werke, denen unser Buch sein Bestes verdankt und ohne die es ungeschrieben hätte bleiben müssen, an der Spitze aufgeführt werden sollen. Die Gebrüder Grimm erscheinen bibliographisch hier als eine Person, und ihre zahlreichen Werke (in einige von ihnen hat Herr Weddigen vielleicht sogar hineingesehen) werden in bequem zusammenfassender und namentlich für Laien aufklärender Weise einfach als „Schriften" zitirt. Daß zwei grundlegende, man könnte sagen die beiden neben der von Uhland wichtigsten Quellensammlungen für das Volkslied unerwähnt bleiben, dem Verfasser also vollkommen fremd sind, ist eines der vielen Kennzeichen, wie dieses Buch zu stande gebracht worden ist. Diese Sammlungen sind Erks Liederhort und Böhmes altdeutsches Liederbuch, jenes für die heute noch in Umlauf befindlichen Volksmelodien, dieses für die bis zum siebzehnten Jahrhundert überlieferten Texte und Gesänge die ausgezeichnetsten Fundgruben, die beide zugleich in der musikalischen Seite ihrer Aufgabe, in der Wiederherstellung der ursprünglichen Weisen der Volkslieder ihren Schwerpunkt haben. Bloße Lesegedichte kennt ja das Volk nicht; das Volkslied ist seinem ganzen Wesen nach nicht bestimmt, gelesen zu werden, es will gesungen sein. Und doch finden wir bei Herrn Weddigen nicht den leisesten Ansatz, eine Geschichte des Volksgesanges der Dar-

stellung als notwendige Ergänzung einzufügen. Vielmehr beklagt er sich wiederholt, daß diese Arbeit, ein Seitenstück zu seiner eignen, noch von niemand in Angriff genommen worden sei, und zeigt auch hier wiederum, daß er über Dinge redet, in denen er sich nicht umgesehen hat.

Dem Quellenverzeichnis folgt eine Einleitung, die unter anderm eine kurze Übersicht der Entwicklung des deutschen Volksliedes und des Interesses am Volksliede bringt; wir hören, wie Herder seiner Mitwelt den Sinn für den reichen poetischen Gehalt der Volkspoesie zuerst öffnete, wie Goethe diese Erkenntnis für seine Dichtung fruchtbar werden ließ; aber nicht mit einem Worte wird auf die Stelle hingewiesen, wo Goethe sich am ausführlichsten über diese damals neuen Bestrebungen geäußert hat: in seiner prächtigen Rezension von „Des Knaben Wunderhorn."

In der Darstellung der Geschichte der Volkslyrik nimmt das historische Volkslied den weitaus größten Platz in Anspruch: ihm gegenüber schwinden alle andern Gattungen bis zur bescheidensten Winzigkeit zusammen. Wer Uhlands poesievolles Kapitel über das Liebeslied kennt, muß sich mit Widerwillen von der öden und mechanischen Weise abwenden, in der dieser köstliche Stoff hier behandelt wird: ein paar der verbreitetsten und schönsten Lieder ganz oder teilweise abdrucken lassen und mit Glossen versehen, das nennt Herr Weddigen eine Geschichte des erotischen Volksliedes schreiben. Bis zur Unerträglichkeit aber steigert sich die Unfähigkeit zu zusammenhängender, sachgemäßer, wissenschaftlicher und künstlerischer Darstellung, der Mangel jeglichen Versuches, die Zeiten und Arten feiner zu charakterisiren, beim geschichtlichen Volksliede: seitenlang werden uns hier bloße Titel oder Anfangsverse von Liedern aufgetischt, wie man sie sich aus den Sammlungen von Liliencron und Ditfurth etwa zu bequemerer Übersicht zusammenstellen würde. Recht ergötzlich ist es dann zu sehen, mit welcher Freude gerade unverhältnismäßig lange Titel, wie sie das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert liebte, in unversehrter Treue dem erstaunten Leser von dem darüber ebenso staunenden Verfasser vorgeführt werden. Auch über die merkwürdige, „den Forscher störende" Orthographie dieser Zeiten entfährt ihm mehr als einmal ein Wort der Entrüstung: Herr Weddigen sähe die Originaltexte der alten Lieder am liebsten in neuer preußischer Rechtschreibung aufgesetzt, sein unschuldiges Gemüt läßt sich nichts träumen von Dialekten und von Entwicklung der Sprache. Was diesen Abschnitt über das geschichtliche Volkslied so unverhältnismäßig anschwellt, ist die breite Ausführlichkeit, mit der uns die Zustände und Ereignisse geschildert werden, an welche die Stoffe der Lieder sich anlehnen: es gilt eben hier eine möglichst große Zahl von Seiten herauszuschlagen und zugleich den Leser über den Mangel jeglicher die Dichtung charakterisirenden, ihre Entwicklung verfolgenden Darstellung auf gute Art hinwegzutäuschen. Die Vorliebe des Verfassers für Schulbücher, ihre Lektüre und Benutzung verleugnet sich auch hier nicht ganz: hin und wieder wird dem Leser

ein verständnisinniges Lächeln und Nicken abgezwungen, wenn halbverklungene und doch noch altbekannte Töne an sein Ohr schlagen; der müßte ein unpatriotischer Tertianer gewesen sein, dem nicht heute noch bei dem kostbaren Worte: „Maria Theresia konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen" sofort der alte, liebe Leitfaden preußischer Geschichte von Ludwig Hahn einfiele.

Bei dieser allgemeinen Unzulänglichkeit des Verfassers gegenüber seinem Stoffe fällt es wenig ins Gewicht, wenn wir in Einzelheiten auf Schritt und Tritt beträchtlichen Fehlern begegnen, wenn wir z. B. hören müssen, daß die heiligen Schlachtgesänge der alten Germanen, in denen sie den Gott um Hilfe anriefen, „meist geschichtlichen Inhalts" waren; daß die „germanischen Rätsel- oder Tragemundslieder," d. h. Lieder des Drogomans, des vielerfahrenen Dolmetschers, von „Trageboten, wandernden Boten" gesungen wurden (Herr Weddigen, ein Westfale, hat hier wohl an die heimischen Botenfrauen mit ihren Tragkörben gedacht); daß Moscherosch nicht die wunderlichen und wahrhaften Gesichte Philanders von Sittewald, sondern vielmehr seine Geschichte geschrieben, wie uns mehr als einmal versichert wird; daß nicht Claudius, sondern vielmehr Hölty das herrliche Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" verfaßt hat.

Neben diesen unzweifelhaft neuen Thatsachen, für deren Sicherstellung die Literaturwissenschaft Herrn Weddigen gewiß zu Danke verpflichtet ist, finden sich nun freilich auch recht bekannte Sachen in dem Bande. Wem es nicht glaubhaft scheint, daß die besondre Darstellung eines immerhin kleinen Teiles deutscher Literatur, die mit dem ausdrücklichen Anspruch auftritt, eine bahnbrechende Leistung zu sein, sich nicht scheut, die umfangreicheren Gesamtdarstellungen dieses Stoffes in den einschlägigen Abschnitten aus- und abzuschreiben, für den folge hier eine für sich allein genug sprechende Gegenüberstellung einiger Sätze des Weddigenschen Buches und ihrer Originalstellen in Wilhelm Scherers deutscher Literaturgeschichte.

Weddigen.	Scherer.
S. 8. Wir haben früher gesagt, daß das Volkslied immerfort bestanden hat; die Produktion aber war nicht in allen Zeiten gleich. Wir erkennen es während des dreizehnten Jahrhunderts fast nur aus seinen Wirkungen auf die höfische Poesie. Erst mit dem gänzlichen Verfall der letzteren und mit der Hebung der unteren Stände tritt das Volkslied *klar* in Sicht.	S. 258. Das Volkslied hatte immerfort bestanden; aber wir erkennen es während des dreizehnten Jahrhunderts fast nur aus seinen Wirkungen auf die höfische Poesie. Erst mit dem gänzlichen Verfalle der letzteren und mit der gleichzeitigen Hebung der unteren Stände tritt das Volkslied in Sicht.
S. 9. Es lebt, sagt ein Zeitgenosse, kein Bauer der Erde so grob, der nicht Sänger sein will — ein Zeugnis für die allgemeine Beteiligung an der Poesie	S. 253. Schon im vierzehnten Jahrhundert hatten die Meister über einreißenden Dilettantismus zu klagen. Es lebt, sagt einer, kein Bauer auf der Erde

Weddigen.	Scherer.
im vierzehnten Jahrhundert. Dies zeigen auch die Lieder selbst, an deren Ende sich die Verfasser nennen: ein Student, Fischer, Schreiber, Bäcker, eines reichen Bauern Sohn, ein junges Blut, zween Landsknecht gut, ein Alter und ein Junger.	so grob, der nicht ein Sänger sein will. Und zahlreiche Zeugnisse für die allgemeine Beteiligung an der Poesie gewähren viele erhaltene Lieder selbst, worin sich am Schlusse die Verfasser nennen: ein Student, ein Schreiber, ein Fischer, ein Berggesell, ein Bäckerknecht, ein Krieger gut, eines reichen Bauern Sohn, war gar ein junges Blut, zween Landsknecht gut, ein Alter und ein Junger.
Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Macht des populären Gesanges so groß, daß er *auch* auf das geistliche Lied Einfluß gewinnt. Die politischen Gesänge sind aber in dieser Zeit überwiegend.	S. 259. Im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ist die Macht des populären Gesanges so groß, daß er auf das geistliche Lied Einfluß gewinnt. . . . Die politischen Gesänge sind überwiegend Schlachtschilderungen.
S. 37. Sieht man die Liederanfänge vieler Volkslieder an, so steht ein Naturbild unmittelbar, oft zusammenhangslos neben einem Bilde aus dem Menschenleben.	S. 255. Nach einer uralten poetischen Gattung steht ein Naturbild unmittelbar, oft zusammenhangslos neben einem Bild aus dem Menschenleben.
Im Volksliede, das sich an die Natur anlehnt, trauert die Linde, warnt die Haselstaude das Mädchen, das zum Tanzen geht; Blumen bedeuten Jungfrauen, wie das Röslein auf der Heide, oder Eigenschaften des Gemütes, wie das Vergißmeinnicht.	S. 254. Die Nachtigall giebt Liebeslehren; die Linde hilft trauern; die Haselstaude warnt das Mädchen, das zum Tanze geht. . . . Der Rosengarten bedeutet Liebesgunst. Blumen bedeuten Jungfrauen, wie das Röslein auf der Heiden, das ein junger Knabe bricht, oder Eigenschaften des Gemütes, wie das blaue Blümlein Vergißmeinnicht, von dem soviel gesungen wird.
S. 38. Überhaupt ist das Erratenlassen eines der wirksamsten Mittel des Volksliedes. Sinnliches wird ausgesprochen, das Geistige muß man *erkennen*. Es giebt Lieder, welche ganz dramatisch entworfen sind, *doch* (!) ist das Streben nach Kürze zumeist ein charakteristisches Zeichen. Oft wiederholen sich einzelne Ausdrücke oder Redewendungen, auf die es ankommt; im höchsten Affekt auch ganze Verse.... Abstrakte Begriffe werden umschrieben.	S. 256. Das Volkslied zeichnet überall mit starken, ja groben Strichen. Die Worte, auf die es ankommt, werden wiederholt, wie im höchsten Affekt. . . . Abstrakte Begriffe werden umschrieben. Das Erratenlassen ist überhaupt eines der wirksamsten Mittel des Volksliedes. Sinnliches wird ausgesprochen, das Geistige muß man *merken*. . . . Es giebt auch Lieder, die ganz dramatisch nur in Gespräch verlaufen . . . Auf dem Streben nach Kürze, das im Volksliede sich so deutlich geltend macht, beruht die Ausbreitung der Ballade.

Dies mag genügen, um zu zeigen, welche Verballhornung Scherers meisterhafte Darstellung in diesem Buche zu erleiden gehabt hat.

Zuweilen, wenn dem Verfasser das Gewissen schlug, hat er die wörtlichen Entlehnungen aus andern Werken zwischen Anführungszeichen gesetzt, ohne jedoch seine Gläubiger irgendwie namhaft zu machen. Das Abschreiben ist aber, wenn die nötige Vorsicht fehlt, ein gefährlich Ding: irgendein schnurriger Zufall spielt dem Federhelden einen bösen Streich; so, wenn er etwas nachredet, was in geradem Gegensatze zu einer an andern Stellen seines Buches vertretenen Meinung steht, mögen diese andern Stellen selbst nun Erzeugnis eigner Arbeit oder gleichfalls Schmuggelwaare sein. In der Einleitung charakterisirt Herr Weddigen im Lapidarstile die älteste Volksdichtung: „Sie war Gesang, und aller Gesang war episch" (S. 1). Diese veraltete Weisheit der Lehrbücher der Poetik ist aber zum Glück bald darauf (S. 7) vergessen, und nun erfahren wir durch ein Zitat aus einem nicht weiter namhaft gemachten, besser unterrichteten Autor — es ist niemand anders als Uhland —, daß die älteste Volksdichtung die Keime der poetischen Grundformen — lyrisch, episch, dramatisch — noch ungeschieden in sich berge. Nur nebenbei sei bemerkt, daß diese Stelle aus Uhland von Herrn Weddigen nicht einmal richtig aufgefaßt worden ist, da er die gesamte älteste Volksdichtung und das spätere lyrische Volkslied durchaus gleichsetzt und damit die eben gewonnene Klarheit wieder in trübste Verwirrung wandelt.

Herrn Weddigens größte Seite ist wohl seine Sprache. Die stilistische Behandlung des Stoffes, ja die einfache Logik des Ausdrucks läßt in den Teilen, die anscheinend seine eigne Gedankenarbeit sind, soviel zu wünschen übrig, daß man nicht ohne Beschämung daran denken kann, wie ein deutscher Schriftsteller, der zugleich für mehrere Journale schreibt — und ist es auch nur das „Magazin für die Literatur des Auslandes" und ähnliches — dem gebildeten deutschen Publikum, für das sein Buch doch wohl bestimmt ist, derartige Sudeleien zu bieten wagen darf. So flüchtig hat der Verfasser seine Arbeit zusammengeschrieben, sowenig hat ihm Klarheit und Bestimmtheit des Ausdruckes am Herzen gelegen, oder vielmehr sowenig scheint er dazu befähigt, daß es ihm nicht selten begegnet ist, gerade das Gegenteil von dem zu sagen, was er im Sinne hat. Wo wir nicht gerade auf Schiefheit im Ausdruck, Widersprüche oder Zusammenhangslosigkeit im Denken stoßen, sind wir ja zufrieden, den Inhalt in der Form zu genießen, den man treffend als den vollendeten Schlafrockstil bezeichnet hat: jenen bei der niedern Mittelmäßigkeit in Deutschland noch so sehr üblichen Stil, der sich von einer abgegriffenen Redensart zur andern weiterschleppt und in seinen Sätzen, die nur für das Auge, nicht auch für das Ohr bestimmt sind, alles andre, nur nicht Wohlklang, schöne Wortfolge, künstlerische Abrundung erstrebt. Seite 6 heißt es: „In den ersten fünfzehn Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung hat man die Bedeutung unsrer Volkspoesie allzusehr in den Schatten gestellt und nur der Entfaltung und

Gestaltung der Kunstpoesie nachgespürt." Wenn wir gleich bemerken, daß es vor dem neunten Jahrhundert sogenannte Kunstpoesie in Deutschland nicht gegeben hat, sondern nur Volkspoesie, von einem Gegensatze zwischen beiden vor diesem Zeitpunkte also nicht die Rede sein kann, so würde in dem zitirten Satze immer noch die durch Originalität hervorragende Meinung vertreten bleiben, daß vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert die „Bedeutung der Volkspoesie," nicht etwa die Volkspoesie selbst, „allzusehr in den Schatten gestellt und nur der Entfaltung und Gestaltung der Kunstpoesie nachgespürt wurde," offenbar von den deutschen Literarhistorikern vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, den neuentdeckten uralten Fachgenossen des Herrn Weddigen. Dann heißt es weiter: „So (!) ist es denn zu erklären, daß sich erst seit dem Beginne der Neuzeit eine Einteilung in lyrische, epische und dramatische Volksdichtung rechtfertigen und machen läßt." Gewöhnlich wird etwas erst „gemacht" und dann „gerechtfertigt," bei Herrn Weddigen ist es umgekehrt. Das eröffnende „So" zeigt recht die Unlogik in seinem Ausdruck, denn die zuerst angeführten angeblichen Thatsachen stehen nicht in dem geringsten bedingenden Zusammenhange zu der zuletzt behaupteten, würden es auch nicht thun, wenn alle diese Behauptungen wenigstens einen richtigen Kern in sich bärgen.

Schon oben wurde berührt, daß in Deutschland wie überall als älteste Dichtung die chorische zu nennen ist, die nur durch Zusammenwirken von Massen zugleich mit Musik und Tanz zur Bethätigung gelangt. Am ehesten vergleicht sie sich also der dramatischen Poesie. Wohl ebenso alt aber ist die lyrische Volkspoesie und vielleicht auch die epische. Nur Unkenntnis kann diese Einteilung auf die Dichtung der Neuzeit beschränken wollen. Was also in der Verwirrung jener ersten Sätze gemeint sein kann, ließe sich etwa so ausdrücken: Die Volkspoesie, der zuerst im karlingischen Zeitalter eine auf christlicher Gelehrsamkeit beruhende Kunstdichtung hemmend zur Seite trat, wurde im Laufe der nächsten Jahrhunderte nur sehr allmählich und nie vollkommen aus der Pflege der besten Kreise der mittelalterlichen Gesellschaft verdrängt. Ohne die stets lebendige Volksdichtung wäre die höchste Blüte sowohl der Lyrik bei Walther von der Vogelweide, als das Heldenepos nie erreicht worden, und auch die höfische Kunstpoesie, die ihre Stoffe aus der Fremde bezog, zeigt in der Kunstform mannichfache Beeinflussung durch die Volksdichtung. Aber erst seit die höheren Kreise sich der Poesie ganz entfremdet hatten, seit dem vierzehnten Jahrhundert, gewann die Volksdichtung der mittleren und unteren Kreise wieder alles verlorene Gebiet für sich zurück; daß sie aber erst seit Erfindung des Buchdruckes dauernde Spuren ihres Seins und ihrer Verbreitung auch für uns heute noch hinterlassen hat, während sie früher nur für das jedesmalige Bedürfnis neu entstand und alsbald wieder verging, das bedarf keiner weitern Erklärung.

Von der schülerhaften Darstellungsweise des ganzen Buches hier noch ein weiteres Pröbchen. An einer Stelle heißt es: „Wie die Forschung ergiebt, daß viele

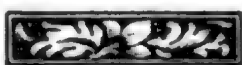
Volkslieder bis in die ältesten Zeiten hinaufgreifen, so weisen die Völker untereinander ähnliches im Volksliede auf." Wie muß es in dem Kopfe dessen aussehen, der solch unenträtselbare Orakel nicht bloß auszudenken, zu sprechen, zu schreiben, nein, auch drucken zu lassen imstande ist! Ein andermal liegt Herrn Weddigen etwas „über den nächsten, durch Freude und Gesang auszufüllenden Horizont hinaus." Seite 29 ist zu lesen: „Die mündliche Fortpflanzung der Poesie gestattet uns (!) ein allmähliches Wachstum." Hoffentlich auch der Selbsterkenntnis des Herrn Weddigen. Vorläufig sind die Aussichten dazu freilich recht geringe. [Das „uns" ist wohl Druckfehler für „nur." D. Red.]

Von sehr wenig entwickeltem Geschmack in literarischen Dingen zeigt es, wenn der Verfasser in stetig sich wiederholenden Anmerkungen bei allen möglichen und unmöglichen Anlässen und jedesmal mit größter bibliographischer Genauigkeit die Titel seiner übrigen zahlreichen Schriften vorführt, die zum großen Teile nicht gelesen zu haben man, nach der Lektüre dieses Buches, sich zu ganz besonderm Glücke anrechnen muß. Solche Anmerkungen sieht Herr Weddigen dann als sichere Schlupfwinkel an, von denen aus er einem mißliebigen Rezensenten meuchlings einen Fußtritt versetzen kann. So nennt das Quellenverzeichnis ganz überflüssigerweise einen von Herrn Weddigen im Verein mit einem Herrn Hartmann kürzlich herausgegebenen Sagenschatz Westfalens, überflüssig deshalb, weil die reiche Volkssagenliteratur sonst gar keine Berücksichtigung erfährt und auch in der Darstellung in keiner Weise benutzt ist; Herrn Weddigen freilich schien das garnicht überflüssig, sondern höchst notwendig, um daran eine Anmerkung von einer halben Seite anschließen zu können, welche die Empfangsbescheinigung einiger lobenden Besprechungen jenes Werkes liefern soll. Diesen günstigen Beurteilungen in Zeitungen und Blättern wie der „Europa" und ähnlichen berühmten Stimmen wird dann die „einer geifernden Unkenstimme in einer sonst so »noblen« Zeitschrift, der Deutschen Literaturzeitung in Berlin," entgegengehalten, auf daß der unglückliche Besitzer dieser Unkenstimme — es ist Elard Hugo Meyer — reuig seine Verdorbenheit bekenne. Herr Weddigen nennt ihn „Herrn Mayer (?!) in Freiburg i. B." und will durch Weglassung der Vornamen und durch die eingeklammerten Frage- und Ausrufezeichen seiner tiefen Geringschätzung dieser Persönlichkeit Ausdruck geben, bei dem ahnungslosen Leser aber den Schein erwecken, als ob ein beliebig hergelaufener Herr Mayer sich erdreistet hätte, über Herrn Weddigens Buch ein Urteil zu fällen. Sollte die zweimalige Wiederkehr der falschen Schreibung Mayer statt Meyer, welche die Annahme eines Druckfehlers nicht zuläßt, vielleicht in der Absicht erfolgt sein, auch den Kundigern irrezuführen? Wir nehmen lieber die gelindere Schuld an, daß E. H. Meyer, einer unsrer wenigen gediegnen Mythenforscher — es giebt deren in Deutschland kein halbes Dutzend —, es bisher noch nicht dahin hat bringen können, zu den von Herrn Weddigen gekannten Gelehrten zu zählen. Herr Weddigen, der große westfälische Sagen-

forscher, weiß also auch nichts von Grimms Mythologie, wenigstens nichts von der neuesten, dritten Bearbeitung derselben, nichts von ihrem dritten Bande, den erst diese Ausgabe gebracht hat, welche wir niemand anders als E. H. Meyer verdanken.

Der Verfasser wünscht sich sachkundige Kritik. Wie das sich blähende Vorwort jeder Kritik vorgreift, haben wir schon im Eingange bemerkt. In dem gleichen Brustton der Überzeugung heißt es am Schlusse des Buches: „Indes darf uns zur Befriedigung gereichen, daß wir zuerst den Versuch einer systematischen Darstellung der »Geschichte der deutschen Volkspoesie« gemacht, daß wir uns mit Liebe der Sache unterzogen. Mag ein andrer, auf unsern Schultern fußend, das Gebäude weiter aufführen, wozu wir den festen Grundriß gezeichnet haben." Ja noch mehr: Herr Weddigen findet „in Anbetracht des von ihm Geschaffenen den Wunsch nicht ganz unberechtigt" — und nun kommen wir auf den schon oben berührten Anspruch des Verfassers auf entsprechende Belohnung seines „redlichen Bemühens" —, künftighin einer größern Bibliothek nahe zu sein. Offenbar ein zarter Wink für Bibliotheksvorstände, denen es an geeigneten Beamten fehlen sollte. Mögen sie sich vorsehen!

Wir können „in Anbetracht des von Herrn Weddigen Geschaffenen" den Wunsch nicht unterdrücken, daß ihm künftighin die Lektüre wissenschaftlicher Werke von Bibliotheken nur unter der unverbrüchlich einzuhaltenden Bedingung gestattet werde, daß er, wenn er auch das „Magazin für Literatur des Auslandes" und ähnliche Blätter nach wie vor als Abzugskanäle für seine überflüssige Tinte benutzen dürfe, sich doch nie wieder einfallen lasse, ein sogenanntes eignes Buch schreiben zu wollen. Dann allein würden Verleger und Publikum in Zukunft vor Täuschung und unnützen Geldausgaben bewahrt bleiben.



Fortschritte in der Photographie.

Von Fritz Anders.

1. Die Negativaufnahme.



Als ich vor drei oder vier Jahren nach längerer Pause wieder eine Dunkelkammer etablirte und mich von neuem orientiren mußte, fand ich im Reiche des Lichtes und der Finsternis eine komplete Revolution. Hie Collodium! hie Gelatine! war das Feldgeschrei, der Kampf wogte herüber und hinüber. Heute ist er definitiv entschieden. Das Collodium ist besiegt und würde bereits gänzlich

beseitigt sein, wenn es nicht inzwischen ein neues Kolonialgebiet erobert hätte. Die Trockenplatte herrscht absolut, der Kopfhalter ist ein fast überflüssiges Möbel geworden, dunkles Wetter genirt nicht mehr, und das Publikum wundert sich, daß die Aufnahme schon beendet ist, wenn es glaubt, es solle erst losgehen. Ja selbst Kinderaufnahmen, früher der Schrecken der Photographen, sind eine sehr harmlose Sache geworden.

Es ist nötig, etwas weiter auszuholen, um die Bedeutung des obengesagten klarzumachen. Das Licht hat die Eigentümlichkeit, chemische Verbindungen aufzulösen und auf die einfachen Bestandteile zu reduziren. Der bekannteste Vorgang ist der, daß gefärbte Stoffe in der Sonne verbleichen. Diejenigen Farben, welche dieser reduzirenden Kraft des Lichtes den geringsten Widerstand entgegensetzen, z. B. die Anilinfarben, nennt man unechte; aber unendlich mehr unecht sind Verbindungen von Jod, Brom, Strontian u. a. mit Silber. Sobald diese Verbindungen von den Sonnenstrahlen getroffen werden, fallen sie auseinander, und aus dem Doppelmetalle scheidet sich das Silber metallisch aus. Auf dem angedeuteten Vorgange beruht das photographische Verfahren in seinen verschiedensten Formen; es kommt immer darauf an, chemische Verbindungen herzustellen, die unter dem Einflusse des Lichtes leicht auseinanderfallen. Mit Hilfe von Chlorsilber sind schon 1802 in England Silhouetten hergestellt worden. Viel empfindlicher ist Jodsilber. Es war Daguerre, welcher 1839 mit einem praktisch verwendbaren Jodsilberverfahren hervortrat. Das Eigentümliche dieses Verfahrens bestand darin, daß eine versilberte Kupferplatte Joddämpfen ausgesetzt wurde. Es bildete sich also lichtempfindliches Jodsilber, welches in der Camera obscura den Eindruck eines Lichtbildes aufnahm. Aber noch war dieser Eindruck ein unsichtbarer; er mußte erst durch einen Amalgamirungsprozeß sichtbar gemacht werden. Man hielt die Platte über Quecksilberdämpfe, das Quecksilber setzte sich in feinen Kügelchen überall da an, wo es beleuchtete Stellen, also metallisches Silber, fand und malte also das Bild weiß auf dunkelgrau. Ein Bad in unterschwefligsauerm Natron löste das noch vorhandne nicht reduzirte Jodsilber auf, entfernte dasselbe und gab dem Bilde Lichtbeständigkeit.

Zu gleicher Zeit mit Daguerre legte Talbot der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London ein Verfahren vor, durch welches man Kupferstiche reproduziren konnte. Es war das bereits erwähnte, doch inzwischen verbesserte Chlorsilberverfahren. Ein Kupferstich wurde über lichtempfindliches Papier gelegt und beleuchtet. So entstand ein sogenanntes Negativ, d. h. weiße Zeichnung auf schwarzem Grunde. Von diesem Negativ konnten nun durch dasselbe Verfahren eine beliebige Anzahl Kopien genommen werden. Als Daguerres Methode bekannt wurde, versuchte Talbot seine empfindlichen Folien in der Camera obscura zu exponiren, nachdem er statt Chlorsilber Jodsilber angewendet hatte. Der Versuch gelang; dennoch konnte er mit seinen Bildern wegen der

groben Textur des Papiers den überaus zarten Arbeiten Daguerres gegenüber nicht konkurriren. Da kam Niepce de St. Victor auf den Gedanken, statt des Papiers als Träger des Bildes eine mit Eiweiß überzogene Glasplatte zu benutzen. Die Methode hatte vortrefflichen Erfolg, nur daß das Eiweiß zu schnell dem Verderben ausgesetzt ist. Als man nach Erfindung des Collodiums diesen Stoff anwandte, war — im Jahre 1851 — die Erfindung des noch bis heute üblichen photographischen Verfahrens vollendet. Auch dieses letztere möge mit einigen Worten beschrieben werden.

Eine peinlich sauber geputzte Glasplatte wird mit Collodium übergossen, in welchem Jodkalium oder verwandte Verbindungen aufgelöst sind. Die feuchte Platte wird in ein Bad von salpetersauerm Silberoxyd getaucht; hier verliert sie ihre Durchsichtigkeit und wird infolge des sich bildenden Jodsilbers milchweiß. Die so vorbereitete Platte wird sogleich dem in der Camera aufgefangnen Lichtbilde exponirt und nimmt den empfangenen Lichteindruck in sich auf, ohne daß davon etwas zu merken wäre. Das entstandene metallische Silber muß durch einen Entwicklungsprozeß erst sichtbar gemacht werden. Dies geschieht durch Übergießen mittelst einer angesäuerten Lösung von Eisenvitriol. Jetzt tritt aus der weißen Schicht das Bild derart hervor, daß alle beleuchteten Stellen schwarz erscheinen, also Gesicht und Hände wie die eines Mohren aussehen, während der schwarze Rock weiß bleibt. Ist die Platte zu kurze Zeit beleuchtet worden und hat also das Negativ nicht die erforderliche Kraft erreicht, so wird es mit einer Lösung von Pyrogallussäure übergossen, der man einige Tropfen Silberlösung zugesetzt hat. Das Silber schlägt sich dann als ein schwarzes Pulver nieder und haftet an allen denjenigen Stellen, wo es durch das Licht reduzirtes metallisches Silber vorfindet. Das Bild wird also verstärkt. Endlich wird die Platte fixirt, d. h. durch die bereits erwähnte Lösung von unterschwefligsauerm Natron wird das noch in der Collodiumhaut enthaltene Jodsilber aufgelöst und durch Waschen entfernt. Jetzt ist das Negativ fertig. Es ist eine Schablone, mit welcher unter Einwirkung des Lichtes das positiv mittelst Chlorsilber gefärbte Bild hergestellt wird. Natürlich kann man mit demselben Negativ soviel positive Abdrücke machen, als man will. Aber die Farbe dieser Abdrücke ist fuchsig und häßlich; um die schönen purpurnen oder blauschwarzen Töne zu gewinnen, müssen die Abdrücke in einer Goldlösung — Goldchlorid mit einem alkalischen Salz — schwimmen, bis sie die Goldfarbe angenommen haben. Endlich werden auch diese Papierbilder fixirt und ausgewaschen.

In den letzten dreißig Jahren ist trotz unaufhörlichen Forschens und Experimentirens an dieser Methode etwas prinzipielles nicht geändert worden. Es wurde das einzelne vervollkommnet, man wandte höchst komplizirte Lösungen an, um schließlich doch wieder zum einfachen zurückzukehren. Es wurde die optische Seite in bewunderungswürdiger Weise ausgebildet, es wurden Objektive

von den verschiedensten Linsenkombinationen und respektabeln Größen gebaut. Die Technik der Photographie wurde zur Kunst erhoben, die Negativretouche, das heißt die Überarbeitung des negativen Glasbildes, wurde mit einer solchen Meisterschaft geübt, daß die eigentümlichen Mängel des photochemischen Verfahrens vollständig überwunden wurden und daß das photographische Nachbild einen künstlerischen Wert gewann. Die Technik selbst wurde mit einer geradezu staunenswerten Sicherheit und Vollendung beherrscht. Aber immer blieb es bei der alten Melodie: Collodium — Jodsilber — Eisenvitriol. Erst in den allerletzten Jahren haben Neuerungen Eingang gefunden.

Die Initiative dazu ist von den Landschaftsphotographen ausgegangen. Für diese hatte das nasse Verfahren große Unbequemlichkeiten. Man kann bei diesem Verfahren nur mit frisch bereiteten Platten arbeiten und muß zu einer Aufnahme im Freien immer den ganzen Apparat von Flaschen und Lösungen und dazu ein Dunkelzelt mitführen. Nun hatte man zwar auch getrocknete Collodiumplatten in Gebrauch, diese waren aber sehr wenig empfindlich und nur bei unbeweglichen Gegenständen oder völliger Windstille verwendbar. Wo es sich um Bäume und fließendes Wasser handelte, war diese Methode unbrauchbar, und man zog es vor, den umständlichen, für das nasse Verfahren erforderlichen Apparat in der ganzen Welt umherzuschleppen. Aus dieser Verlegenheit half die Anwendung des Bromsilbers, eines Chemikals, welches an Lichtempfindlichkeit das Jodsilber noch weit übertrifft.

Auch dies Verfahren hat natürlich seine Vorstadien, jede Manipulation hat ihre eigne Geschichte; es kann jedoch hier nur auf die Erzählung des fertigen Verfahrens sowie der gebräuchlichsten Methoden ankommen.

Bei der Vermischung zweier Lösungen von Bromammonium und Silbernitrat bildet sich ein Niederschlag von Bromsilber, während salpetersaures Ammonium in Lösung bleibt. Dies Bromsilber verhält sich jedoch dem Lichte gegenüber in sehr verschiedener Weise, jenachdem es sich in flockigem oder körnigem Zustande befindet. In letztern kommt es, wenn es einige Zeit der Siedehitze ausgesetzt wird. Es wird so lichtempfindlich, daß nicht allein die geringste Menge weißen Lichtes, sondern auch jedes künstliche Licht hinreicht, es sofort zu zersetzen. Von der Dauer der Erwärmung hängt es ab, wie lichtempfindlich die Masse werden soll. Natürlich kann als Träger des Bromsilbers nur ein Stoff genommen werden, der das Kochen verträgt, und dies ist die Gelatine.

Aber mit der großen Lichtempfindlichkeit der Platten war eine neue Schwierigkeit entstanden. Sonst genügte die Dämpfung des Lichtes durch eine gelbe Glasscheibe, um bei der Bereitung der Platten schädliche Lichtwirkungen zu verhüten, jetzt „schleierten" die Platten, d. h. sie wurden infolge des empfangenen Lichteindruckes unklar, man mochte machen, was man wollte. Nachdem sich Monckhoven lange vergeblich gequält hatte, um diesen Fehler zu vermeiden, kam sein Sohn auf den Gedanken, eine Platte in völliger Dunkel-

heit zu präpariren. Nun zeigte die Platte beim Exponiren völlige Klarheit. Hierauf wurde durch Experimente festgestellt, welches Licht die Emulsion vertragen kann; man fand die rubinrote Farbe als die unschädlichste, und jetzt, nachdem die genau richtige Nüance gefunden ist, sind die früher pechdunkeln Kammern wieder freundlich und hell geworden.

Das Verfahren selbst erscheint sehr einfach, fordert jedoch die peinlichste Sorgfalt und die Beobachtung vieler Kleinigkeiten, wenn es nicht mißraten soll. Ein Teil der zu verwendenden Gelatine wird in Wasser gelöst und mit Bromammonium vermischt. In diese erwärmte Lösung wird das Silbernitrat unter sehr sorgfältigem Mischen gegossen. Die Lösung wird milchweiß und zeigt bei der Durchsicht eine rötliche Farbe; es ist die weniger lichtempfindliche Form. Die Emulsion wird daher längere Zeit gekocht, bis sie bei der Durchsicht grünlich erscheint. Darin, daß man die richtige Dauer des Kochens findet, liegt die Hauptschwierigkeit des Verfahrens. Kocht man zu lange, so wird die Emulsion so empfindlich, daß sie verdirbt; kocht man zu kurz, wird sie nicht empfindlich genug. Dennoch sind bestimmte Vorschriften nicht zu geben. Nun wird der Rest Gelatine zugesetzt und die Emulsion in eine Glasschale gegossen. Nach dem Erstarren preßt man die Masse durch Stramin, wodurch sie Nudelform annimmt und wäscht sie, um die löslichen Salze zu entfernen, sorgfältig aus. Sie wird dann nochmals im warmen Wasserbade zerlassen, darauf filtrirt und auf die Glasplatten gegossen. In etlichen Stunden sind die Glasplatten trocken und haben, gut aufbewahrt, eine fast unbegrenzte Dauerhaftigkeit.

Neuerdings ist das Verfahren eingeführt worden, die Empfindlichkeit der Platten durch Ammoniak hervorzurufen oder zu erhöhen. Sehr in Aufnahme gekommen ist auch die Audrasche Methode, welche es ermöglicht, die Platten bei Tageslicht zu präpariren. Diese scheinbare Unmöglichkeit wird durch Zusatz von ein wenig doppelchromsauern Kali beseitigt. Es ist schon längst bekannt und bildet die Voraussetzung zum Beispiel auch des Kohlendruckverfahrens, daß Leim, Zucker, Gummi und andre Stoffe, wenn sie in Mischung mit doppelchromsauern Kali dem Lichte ausgesetzt werden, eine unlösliche Verbindung eingehen. Im Audraschen Verfahren ist also das Chrom gleichsam der Lichtwächter, welcher jeden schädlichen Lichtstrahl beseitigt, indem er den Lichteindruck unlöslich macht. Natürlich muß das Chrom vor der Fertigmachung der Platten wieder ausgewaschen werden.

Dies Trockenplattenverfahren ist sowohl für den Photographen von Fach wie auch ganz besonders für den Dilettanten von großem Vorteil. Jetzt ist eine Teilung der Arbeit möglich. Der schwierigere Teil der Arbeit wird von Fabriken übernommen, welche in großem Maßstabe mit besten Einrichtungen und erfahrenem Personal arbeiten. Man bestellt sich die fertige Platte, kann versichert sein, korrekt arbeitendes Material zu erhalten und braucht nur zu exponiren und hervorzurufen. Und in der That wachsen jetzt die Trocken-

plattenfabriken wie Pilze aus der Erde. Der Plattenhandel hat bereits die größten Dimensionen angenommen und setzt jährlich Millionen um.

Freilich ist es jetzt schwieriger als früher, die richtige Expositionszeit zu treffen. Bei fünfzehn bis achtzehn Sekunden Exposition, wie es im nassen Verfahren vorkam, ist die Differenz drei Sekunden. Um solche Differenz irrt man sich natürlich viel schwerer, als bei drei Sekunden Exposition um eine halbe Sekunde.

Die exponirte Platte kann längere Zeit aufbewahrt werden, ohne daß es nötig ist, sie fertig zu machen. Man kann eine weite Reise machen, ohne einen Tropfen Lösung mitzunehmen. Zu Hause angekommen, arbeitet man dann in aller Bequemlichkeit, während man unterwegs mit vielen Schwierigkeiten und Zufällen zu kämpfen gehabt haben würde.

Fertiggemacht wird die Platte folgendermaßen. Bei rotgedämpftem Lichte wird sie aus der Kassette genommen, in eine Schale gelegt und mit einer Lösung von Eisenoxalat, d. h. Eisenvitriol und oxalsauerm Kali, übergossen. Jetzt treten alle beleuchteten Stellen in schwarzer Zeichnung hervor. Nach zwei oder mehr Minuten hat das Negativ genügende Kraft; es wird dann gewaschen und fixirt. Die Gelatineplatte liefert ein außerordentlich zartes, mehr in den Mitteltönen liegendes Negativ und hat übrigens den Vorzug, nicht so penible Behandlung zu verlangen wie die Collodiumplatte. Ein von dem Liebhaber nicht gering anzuschlagender Vorteil ist endlich der, daß es keine schwarzen Finger mehr giebt.

Das ganze Verfahren ist jetzt so sicher und einfach, daß die photographische Methode das Gemeingut aller derer werden kann, welche durch ihren Beruf als Künstler, Archäologen, Kulturhistoriker, Bibliographen an genauen Reproduktionen ein Interesse haben, sowie derjenigen, welche ein landschaftliches Andenken von der Sommerfrische mitbringen wollen oder vielleicht die Idee haben, die das Haus besuchenden Freunde fürs Album zu fixiren. Natürlich will jede Kunst gelernt sein, und jeder ist gehalten, Lehrgeld zu zahlen und die Geduld nicht zu verlieren.

Die außerordentliche Empfindlichkeit der Gelatineplatten, welche bis auf das zwölffache — und darüber hinaus — der bisher üblichen Collodiumplatte gesteigert werden kann, hat der Augenblicksphotographie neue Gebiete erschlossen. Bisher kam es neben besonders lichtstarken Objektiven darauf an, die Lösungen gegeneinander „abzustimmen," um möglichste Empfindlichkeit zu erzielen — ein höchst schwieriges und unsicheres Verfahren. Das Resultat bestand in Augenblicksbildern, die schwerlich kürzere Zeit als eine halbe Sekunde verlangten. Hiermit war man imstande, aus einiger Entfernung, wo die Bewegung sich verkleinert, fahrende Schiffe, rollende Wogen und bewegte Menschenmassen zu photographiren. Gegenwärtig arbeitet man mit $^1/_{60}$ Sekunde und kann unter Anwendung besonders scharfen Lichtes die Beleuchtung bis auf $^1/_{100}$ Sekunde

kürzen. Bei so kurzen Expositionszeiten ist eine feste Stellung für den Apparat nicht mehr nötig; man kann ihn einfach in die Hand nehmen, ja selbst von Eisenbahnzügen aus ist es gelungen, scharfe Aufnahmen zu machen. Man hat galoppirende Reiter, springende Tiere und Menschen, in der Luft geschwungene Stäbe, sogar geworfene Steine photographirt. Eben geht man damit um, die Flugbahn von Geschossen mit dem photographischen Apparate zu fixiren.

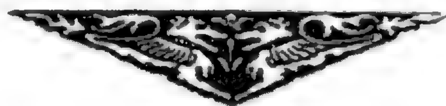
Alles dies ist nicht bloß eine interessante Spielerei, es hat künstlerische, sogar wissenschaftliche Bedeutung. Man erinnert sich gewiß der Augenblicksbilder vom vorjährigen Manöver, welche Anschütz in Elbing aufgenommen hatte. Nicht wenige unter ihnen sind in Haltung und Begung vollendete Genrebilder, wirkliche Kunstwerke. Die Atelieraufnahme ist oft nichts weniger als dies, weil die Unbefangenheit des zu Porträtirenden fehlt und der Photograph nun einmal nicht von der Unsitte abkommen kann, zu gruppiren und arrangiren, bis die schönste Unnatur in Haltung und Falte da ist. So bedarf auch der malende Künstler einer großen künstlerischen Kraft, ehe er sich von dem Gemachten befreit und die Natur wirklich natürlich darstellt. Die Momentphotographie hat den großen Vorzug, wirkliche unbefangene Natur darzustellen. Es soll keineswegs behauptet werden, daß jede Momentaufnahme Anspruch auf künstlerischen Wert habe, aber Thatsache ist es, daß viele derselben in überraschender Weise diese Charakter tragen. So hat man in ihnen sowohl eine Hilfe als auch ein Korrektiv künstlerischer Thätigkeit.

Auch die Wissenschaft wird Nutzen aus der Momentaufnahme ziehen können. Man hat wiederholt das Auge mit einem photographischen Apparate verglichen; der Vergleich liegt auch nahe. Die empfindliche Haut der inneren Augenwölbung wird der lichtempfindlichen Platte gegenübergestellt. Auch das trifft zu, nur daß diese Schicht aus einem höchst feinen Mosaik von Stäbchen besteht, die mit verschieden gefärbten Flüssigkeiten gefüllt sind. Da hätten wir denn auch die photographische Lösung und können behaupten: das Auge arbeitet mit der feuchten Platte. Auch dies natürliche Verfahren ist durch die Trockenplatte überholt worden. Es ist bekannt, daß das Auge eine meßbare Zeit braucht, ehe es den Lichteindruck aufnimmt oder den aufgenommenen Eindruck wieder verschwinden läßt. Ein Blitz, eine am Faden geschwungene Kohle erscheint als heller Strich, die Speichen eines rollenden Rades verschwinden, eine fliegende Kugel kann garnicht wahrgenommen werden. Ein laufender Knabe wird stets so abgebildet, daß das eine Bein nach vorn gebogen, das andre nach hinten geschwungen wird, obgleich dies doch nur ein Bewegungsmoment neben vielen andern ist. Aber nur dieser, nämlich der Wendepunkt der Bewegung, an welchem dieselbe einen Augenblick ruht, wird wirklich deutlich wahrgenommen, alles andre ist undeutlich und verwischt. Ebendarum werden im sausenden Galopp jagende Pferde, laufende Hasen und Hunde immer mit weit gestreckten Vorder- und Hinterfüßen gezeichnet, weil nämlich dieser Moment der sichtbarste ist.

Als man die Photographie zu Hilfe nahm und durch Momentaufnahme den Galoppsprung eines Pferdes in acht Bilder zerlegte, fand es sich, daß das Pferd Stellungen annimmt, die uns völlig unbekannt waren. Wie ein Vogel fliegt, glaubt jeder zu wissen, und doch ist es ein noch ungelöstes Rätsel, jeder glaubt es mit eignen Augen zu sehen und sieht doch z. B. bei einer Taube nur die innere Hälfte des Flügels deutlich, während die äußere wegen der Schnelligkeit der Bewegung ins Unklare verschwindet. Und in der That haben Augenblicksphotographien von fliegenden Tauben Flügelstellungen zutage gefördert, von denen man keine Ahnung hatte. Ein photographirter Blitz hat einen viel verzweigteren und lange nicht so eckigen Gang, als er sich unserm Auge darstellt. So haben wir in der Trockenplatte das authentische Protokoll von dem, was unser Auge sieht und während des Sehens vergißt.

Daß mit den neuen Anforderungen die mechanische Technik treulich Schritt gehalten hat, ist nicht zu verwundern. Der größern Empfindlichkeit der Emulsionsplatten gegenüber erscheinen Kassetten und Cameras, die früher für lichtdicht galten, als reine Lichtsiebe. Man mußte also noch genauer arbeiten als früher. Für die Zwecke der Landschaftsaufnahme sind Touristenapparate gebaut worden, welche sich neben der nötigen Solidität durch große Leichtigkeit auszeichnen. Man kann einen Apparat, mit welchem Aufnahmen von Kabinetsgröße gemacht werden, in einer Handtasche bei sich führen; er hat die Größe von 22 × 18 × 18 Centimeter und wiegt mit acht Kassetten 1,7 Kilo. Das Stativ hat die Gestalt eines Stockes und wird auch so geführt. Aufstellen und Zusammenpacken nimmt höchstens fünf Minuten in Anspruch. Es ist also ein wirklicher Touristenapparat. Für Momentaufnahmen sind sinnreiche, schnellwirkende Objektivverschlüsse, darunter auch pneumatisch wirkende, konstruirt worden. Die letztern befinden sich im Innern der Camera; sie werden durch einen in eine Kugel endigenden Gummischlauch angeblasen. Nimmt der Photograph die Kugel in die Tasche, wobei der Gummischlauch bis zum Apparat führt, so kann er die Aufnahme machen, ohne daß es jemand merkt, nämlich in dem Augenblicke, wo er noch zu arrangiren scheint, was bei Kindern und lebhaften Personen von großem Vorteil ist. Liesegang hat unter dem Namen Künstler-Camera einen Apparat in den Handel gebracht, welcher aus zwei kleinen übereinandergestellten Apparaten von ganz gleicher Arbeit und einem unter beiden angebrachten verschiebbaren Wechselkasten für zwölf kleine Platten besteht. Das Ganze hat kaum die Größe einer Zigarrenkiste. Man nimmt den Apparat einfach in die Hand und beobachtet durch den oberen Apparat den aufzunehmenden beweglichen Gegenstand. Sobald derselbe die gewünschte Stelle oder Stellung erlangt hat, drückt man auf einen Knopf, und die Aufnahme ist fertig. Der photographische Revolver, mit welchem man wie mit dem Revolver zielt und abdrückt, um Aufnahmen von zwei Centimeter im Quadrat zu machen, ist wohl mehr als Spielerei zu betrachten. Bei alledem steht die Augenblicksphotographie erst noch im Anfange ihrer Entwicklung.

Zum Schluß möge noch ein interessantes Experiment erwähnt werden, welches mit gefärbten Trockenplatten gemacht worden ist. Vergangnes Frühjahr sah ich auf der Buchhändlerausstellung zu Leipzig einen Farbendruck, eine Abendlandschaft. Die Sonne stand als gelbrote Scheibe am Horizont und verursachte ebenso gefärbte Reflexe im Wasser. Daneben befanden sich zwei photographische Reproduktionen dieses Bildes, die eine, welche die Sonne als schwarze Scheibe auf dem grauen Himmel zeigte, die andre, welche das Bild richtig wiedergiebt. Die erste war nach dem herkömmlichen, die zweite nach einem neuen Verfahren hergestellt worden. Obwohl nun der Verfertiger sein Verfahren nicht veröffentlichte, so zweifle ich nicht daran, daß es in der Anwendung gefärbter Trockenplatten bestand. Rote Farben waren von jeher der Kummer der Photographen, denn Rot „kommt schlecht," schlechter noch als ziemlich dunkelgefärbte blaue und graue Töne. Darum erscheint die rote Sonne auf dem blaugrauen Hintergrunde als schwarz. Die gelbrote Farbenskala ist eben unempfindlicher als die blaugraue Skala. Wenn ich nun der Trockenplatte eine gelbrote Färbung gebe, so absorbirt diese Farbe, welche die Komplementärfarbe von blau ist, die chemisch wirksamen blauen Töne und stellt das chemische Gleichgewicht zwischen der blauen und gelbroten Skala wieder her. Das Bild wird nun richtig, aber natürlich dauert die Exposition jetzt erheblich länger. Das Experiment muß übrigens auch bei Anwendung gefärbter Glasscheiben gelingen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, direkte Aufnahmen von Ölbildern zu machen, welche die Farbwerte auf der Platte gerade so wiedergeben, wie wir sie mit unsern Augen wahrnehmen, was bisher noch nicht der Fall war.

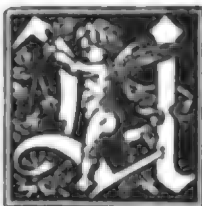




Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Umsprungen und umwedelt von allen Hunden des Hauses traten wir in die Stube und nahmen den Flaschenkorb mit hinein. O, wie die Mühle an jenem Abend noch voll war von allem, was zur Behaglichkeit des Lebens gehört! Und wie angenehm es war, aus der Kälte in die Wärme, aus der Dunkelheit in den Lampenschein, von der Landstraße in die Sofaecke hinter geschlossenen Fensterläden zu kommen!

Meiner Väter Hausrat noch überall an Ort und Stelle — die Kuckuksuhr im Winkel, die Bilder an den Wänden (nur die Herren Studenten und der Liederkranz hatten ja ihre Massengruppirungen in Lithographie bis jetzt weggeholt), der ausgestopfte Wildkater in seinem Glaskasten über der Kommode, und die zahme Hauskatze am Ofen sich bis über die Ohren putzend, weil Gäste kommen sollten! Es ist nicht auszusagen, wo alle die Bilder bleiben. — —

Die Gäste, die kommen sollten, waren wir — ich der Haussohn, und Doktor Asche, der gerufen worden war, um dem Behagen von Pfisters Mühle den Puls zu fühlen; aber es waren auch schon Gäste vorhanden, derentwegen Miez am Ofen sich dreist bis über die Ohren putzen durfte. Der lange Tisch, der sich sonst unter gewöhnlichen Umständen die eine Wand entlang vor der Bank herzog, war in die Mitte der Gaststube gerückt, mit einem weißen Laken überzogen und mit allem versehen, was in Pfisters Mühle zu einer festlichen Tafel gehörte. Auf der Bank, die sie demnächst an den Tisch nach sich rücken sollten, saßen die Knappen und der Junge in ihren reinlichen Müllerhabitern (wie die weißen Tauben auf dem Dachfirst, meinte Asche) und hinter einer geputzten Tanne stand Samse (wie der Feuerwerker hinter der Kanone, meinte Asche), bereit, auf den ersten Wink von Vater Pfister loszubrennen, d. h. die gelben, grünen, roten

Wachslichter zwischen den vergoldeten Nüssen und Äpfeln, den Zuckerherzen und allem, was sonst Christine aus der Stadt zum Zweck mitgebracht hatte, anzuzünden. Christine selbst freilich scharwerkte in Verbindung mit den beiden Mägden der Wirtschaft noch aufgeregt in der Küche und hatte mir vorerst nur eine feuchte und nach einem Gemisch von Zwiebeln und Zitronen duftende Hand zum Willkommen durch die Thürspalte reichen können.

Es war ihnen Gottlob allen lieb, daß wir endlich da waren. Sie kamen sämtlich bei unserm Eintritt in Bewegung. —

'Ran mit der Lunte, Samse! kommandirte mein Vater, und über alles Begrüßungsgetöse von Vater Pfisters Weihnachtsgesellschaft klang eine tiefe, klangvolle Stimme:

Willkommen im Hafen, meine Herren!

Man muß sich immer erst eine Weile an das Licht gewöhnen, wenn man von der Landstraße, aus der Nacht und dem scharfen Nordost kommt. Wir hielten beide noch die Hände über die Augen; aber jene Stimme kannten wir seit lange bei Nacht und bei Tage.

He, auch der Sänger!... Vater Pfister, Sie sind wie immer der Meistermann!... Lippoldes! Natürlich — zu dem Guten bringt er das Beste! Guten Abend, göttergeweihter — alter Freund.

Ich erlaube mir, Ihnen meine Tochter vorzustellen, Asche. — Meine Tochter — Herr Doktor Asche! — Herr Eberhard Pfister junior — meine Tochter Albertine! Ja, Ihr Herr Vater war so freundlich, uns zu dem heutigen Festabend einzuladen, lieber Ebert!

Zwölftes Blatt.

Unter Vater Pfisters Weihnachtsbaum.

Ich habe mein Teil, und glücklicherweise ist es auch seine oder ihre Meinung, daß das ein Glück sei! Da sitzt es oder sie in der Turbinenstube mit dem Nähzeug im Schoß und läßt sich von mir in Ermangelung eines Interessanteren von Pfisters Mühle erzählen in der Villeggiatur. Reizend sieht es aus, mein bescheiden lieblich Teil, neben dem Beutelkasten. Ich weiß nichts Hübscheres in aller weiten und nahen Welt als mein mir beschieden Teil, wie es dasitzt an unserm Tischchen vor dem stillen Kammrad und den unbeweglichen Mühlsteinen, mit dem heißen Tag draußen und dem Fluß, der für jetzt noch munter fort und fort rauscht durch den jetzt so nutzlosen Mühlrechen. Um den Wellbaum herum sucht sich die Sonne aber doch wieder ihren Weg in unsern kühlen Schlupfwinkel und zu meinem jungen Weibe; gerade als ob auch sie mir eben mein wonniglich Teil vom Glücke dieser Erde in das beste Licht zu stellen den Auftrag erhalten habe.

Ganz unnötigerweise. Sie sind ja, Gott sei Dank, die besten Freundinnen geworden — Frau Doktor Pfister und Frau Doktor Asche. Sie (Frau Doktor Emmy) wünscht es ja, daß ich ihr von ihr (Frau Doktor Albertine) mehr und genauer Bericht thue als von irgend etwas anderm aus der Zeit des Niederganges von Pfisters Mühle. Es ist keine Gefahr für unsern häuslichen, ehelichen Frieden dabei, daß auch andre ihr hübsches Teil von der Welt bekommen sollen. Ich kann weiter erzählen von Fräulein Albertine Lippoldes und dem armen Schelm, ihrem Papa, unter meines Vaters Christbaum und an seinem Weihnachtstische und leider auch in dem, trotz aller Christfestdüfte, nicht wegzuleugnenden Ammoniak- und Schwefelwasserstoff-Geruch von Pfisters Mühle. —

Ach daß es so häufig, wenn man der nicht mehr vorhandenen Bilder gedenkt, nötig ist, so pragmatisch als möglich zu sein, sobald man von ihnen reden oder gar schreiben will! Wie strahlte Samses Visage in dem Lichte, das von ihm selber ausging — welch eine Gloriole umgab Fräulein Albertinens müdes, freundliches Gesicht vor dem grünen, leuchtenden Tannengezweig — wie hübsch war das Bild im ganzen: meines Vaters Weihnachtsstube mit allen ihren Hausgenossen und Gästen in Pfisters verstänkerter Mühle! Wie ließe sich davon singen und sagen — märchenhaft wundervoll: ich aber habe nüchtern von Felix Lippoldes und seiner Tochter zu berichten.

Nüchtern von Felix Lippoldes! Es giebt noch einige Leute, die noch wissen, wie schwer das, aller Pragmatik in der Welt zum Trotz, seinerzeit war. Am einfachsten ists hier, ich erzähle nicht, wie ich meiner Frau erzählte, sondern ich schreibe ab aus einer andern Biographie, einem Buche, welches durchaus nicht von meines Vaters Mühle und von Felix Lippoldes handelt, in welchem aber der Name des frühern Besitzers: Doktor Felix Lippoldes, auf der ersten Seite stand, und welches nicht durch Zufall unter die wenigen Bände meiner Reisebibliothek geraten war.

„Mittlerweile hatte einer auf die Straße gesehen und rief nun: Sieh, da geht er hin! — Wo, wo? und alles drängte sich an die Fenster. Und er ging dahin, ein trauriger Aufzug. Seine Kleidung schien sehr abgetragen und saß sehr nachlässig; der braune Frackrock war hinten am Ellenbogen schon ziemlich weiß geworden, und die weite, schwarze Hose wehte sehr melancholisch um seine dünnen Beine; die dunkle Weste war bis unter dem Halse zugeknöpft, seine grobe Halsbinde ließ nichts Weißes sehen, und auf dem Kopfe trug er eine alte grüne Mütze. In seinem ganzen Körper war kein Halt, er wankte so, daß man fast befürchten mußte, er möchte umfallen; nur langsam bewegte er sich fort nach seiner Weise, wo er die Spitzen der Füße wie zufühlend voraussetzte. —

Gott, wie betrübt! Nein, so traurig hätt' ich mirs nicht vorgestellt! sagte man. Der lebt keinen Monat mehr, es ist aus mit ihm. Übrigens ist es nur gut, er sehnt sich gewiß auch selbst nach dem Tode. Er hat offenbar die Schwindsucht. Der verfluchte Rum! —

Inzwischen kam er an ein paar Knaben vorbei, welche ihm aus dem Wege gingen, ihn anstaunten und die Mützen zogen.

Als er durch das Abnehmen seiner Mütze wieder grüßte, konnte man wahrnehmen, wie sehr ihm das Haar ausgegangen war, sein Kopf war beinahe kahl, nur hin und wieder flatterte eine einsame Locke im Winde. Dabei lag auf seinem abgemagerten Gesichte eine tiefe Blässe, eine dicke Finsternis lagerte sich auf seiner hohen Stirn, ein Gewitter um den Olymp, aber die Blitze seiner Augen waren sehr matt.

Sieh, er fällt vor Mattigkeit. — No, no; es geht noch einmal. Ach, gerade wie ein Landläufer."

Er ist ja leider keine vereinzelte Tragödie in der Welt und der Literatur, der verloren gehende Tragöde, und er hat trostloserweise nicht immer das Glück, so unbemerkt, unbeschrieen und unbeschrieben vorbei zu taumeln wie der arme Felix. Sie haben sie nur zu häufig in ihrem Spiritus aufbewahrt, in Detmold, in Leipzig, in Braunschweig und an mancher andern größern und kleinern „Kulturstätte," diese Hohenstaufen- und Französische Revolutions-Dramatiker — die verunglückten Terzinen- und Stanzen-Epiker, die unausgegohrenen Lyriker — all das ruhelose, unglückseligselige Zwischenreichsvolk, von dem Annette Droste-Hülshoff meinte, daß es dann und wann viel mehr wert sei und bedeute als — viele andre. Es konnte wahrlich nicht in meiner Absicht liegen, den Dichter der Thalatta, des Alarich in Athen 2c. 2c., Felix Lippoldes, in meinen Geschichten von Pfisters Mühle auch noch meiner Emmy als abschreckendes literarisches Beispiel aufzustellen; unter manchen, die das nicht leiden würden, ist eine vor allen, seine liebe Tochter Albertine, die seinetwegen aus England zurückgekommen war und mit ihm in unserm Dorfe sein letztes armseliges Quartier teilte.

Wir hatten alle, in der Stadt, an der Universität auf den gelehrten Schulen, längst genug von ihm gewußt; aber eigentlich nicht das Geringste von dieser Albertine, seiner klugen, braven, tapfern Tochter, obgleich selbst wir, die wir noch „auf Schulen gingen," unsre Glossen so gut darüber machten wie die ältern Herrschaften, denen vor Zeiten seine Verheiratung so unendlichen Stoff zur Unterhaltung gab, sowohl im wissenschaftlichen Kränzchen wie hinter dem Bierkruge und am Thee- und Kaffeetische. Zu welchen Hoffnungen er in seinen jüngern, bessern Jahren im Kreise seiner Altersgenossen und als Dozent der klassischen Philologie an unsrer Universitas litterarum berechtigt haben mochte: die schlimmsten Befürchtungen, die man in betreff eines zu gescheiten, zu nervösen und zu phantasiereichen Menschen haben kann, waren eingetroffen. Nun vegetirte er in unserm Dorfe in einer Bauernstube, die im Sommer auf den Landaufenthalt der unbemittelten Honoratioren der Stadt sich eingerichtet hatte, und seine Tochter war aus England, wohin sie als Gouvernante gegangen war, zurückgekommen, um ihm — leben zu helfen.

Ich thue mein Bestes, ihn Emmy zu schildern, wie er vor mir steht, nicht

der dramatische Poet Felix Lippoldes, sondern dieser heilige Abend, bei dem auch noch der arme Felix zugegen war. Ach, wie meine Schritte hohl wiederhallen in den ausgeleerten Räumen der verkauften, verlassenen Mühle! Wie leuchtete Samses wetterfestes Gesicht unter den Lichtern, die er auf den grünen Zweigen angezündet hatte, wie gab mein Vater alles her, was er an Wohlwollen und Fröhlichkeit in seinem guten Herzen hatte. Unter der Tanne saß er, mit seinem Samse als Hofmarschall hinter sich, und um ihn her alles, was Weihnachten mitfeierte in Pfisters Mühle. Wie die Welt, wie die Zeit, die sich augenblicklich die neuenannte, andringen mochte, wie es draußen riechen mochte: in Vater Pfisters Gaststube war noch einmal alles beim Alten.

Sehr merkwürdig war das Verhalten Asches.

Noch bis vor die Thür hatte er augenscheinlich die beste Absicht mitgebracht, sich so toll, ausgelassen und närrisch als nur möglich zu behaben und den Ironiker beim Feste bis an die Grenzen des Hanswursts hinan zu agiren. Viel Gewissen hatte er seinerzeit in dieser Hinsicht eigentlich nicht, und ein erklecklich Teil von dem, was er heute in der Beziehung sein nennt, kommt vielleicht auch mit auf Rechnung jenes Weihnachtsabends.

Es kam einmal wieder ganz anders, als wie der Mensch sichs gedacht und vorgenommen hatte; der erste Anblick des Poeten aber that wahrlich nichts, die Lust des Schalks am Spiel mit der Welt zu dämpfen. Im Gegenteil, nachdem er alle übrigen in seiner Weise begrüßt und sich von der Christine einen Rippenstoß und die Weisung geholt hatte: Gehn Sie weiter, Doktor! schien er fernerhin sich ganz dem Dichter widmen zu wollen.

Ne, wie Sie mich freuen, Lippoldes! rief er. Sie hat mir das Christkind ganz speziell für mich unter den Baum gelegt, und den Stuhl da neben Ihrer Sofaecke kriege ich natürlich auch. Vater Pfister, Sie wissen doch immer zu dem Guten das Beste zu finden; schmerzten mich nicht noch meine Rippen so sehr, hätten Sie jetzt schon den Kuß, den Jungfer Christine eben so schnöde verschmäht hat! ... Das hätte ich schon auf dem Wege ins Schwefelwasserstoffhaltige wissen sollen, daß ich Sie in dem Gewölke schwebend erblicken würde, Lippoldes, meine Schritte und die des Knaben an meiner Seite würden sich um ein Beträchtliches beschleunigt haben. Das ist ja zum Radschlagen gemütlich! Seit einer halben Ewigkeit hat man sich nicht gesehen. Nun, Olympier, wie ging es denn während der ganzen Zeit im ewigen Blau?

Seit er uns zu unsrer glücklichen Ankunft im Hafen beglückwünscht hatte, hatte Doktor Lippoldes sich nur in seiner Sofaecke geregt, um aus dem Schatten und Tabaksrauch eine dürre, zitternde Hand nach dem dampfenden Glase auszustrecken; jetzt erwiederte er mit matter Gleichgiltigkeit:

Wenden Sie sich mit der Frage an meine Tochter, lieber Asche.

Mein lieber Vater! sagte Albertine Lippoldes, auf ihrer Seite näher an den armen Mann rückend und den Arm um seinen Nacken legend. Dabei hat

ein bei weitem mehr gleichgiltiger als drohender Blick meinen guten Freund Asche gestreift, und von diesem Augenblicke an ist der ein verlorener, das heißt gewonnener Mensch gewesen und hat sich, wie gesagt, selten an einem fidelen Festabend so anständig betragen wie an diesem. Wer dies aber gegen Mitternacht hin nicht mehr vermochte, das war Doktor Felix Lippoldes.

Um jene späte Zeit stand Felix Lippoldes nicht etwa bloß auf einem Stuhle, sondern mitten auf dem Weihnachtstische in Pfisters Mühle, das graue Haar zerwühlt, das schäbige Röcklein halb von den Schultern gesteift, und deklamirte mit finsterm Pathos:

Einst kommt die Stunde — denkt nicht, sie sei ferne —,
Da fallen vom Himmel die goldenen Sterne,
Da wird gefegt das alte Haus,
Da wird gekehrt der Plunder aus.
Der liebe, der alte, vertraute Plunder,
Vieler tausend Geschlechter Zeichen und Wunder:
Was sie sahen im Wachen, was sie spannen im Traum,
Die Mutter, das Kind, die Zeit und der Raum!
Kein' Spinnweb wird im Winkel vergessen,
Was der Körper hielt, was der Geist besessen,
Was das Herz gefühlt, was der Magen verdaut;
Und Tod heißt der Bräutigam, Nichts heißt die Braut!

Mit offenem Munde, den Bowlenlöffel in der Hand, stand mein Vater vor seiner größten Punschschale. Alle hatten die Stühle zurückgeschoben oder waren von ihnen aufgesprungen und drängten sich um den leider in gewohnter Weise außer sich geratenen Poeten halb lachend, halb verblüfft — mit vollem Verständnis für das Ganze wohl nur Asche, ich und — eine leise, klagende, bittende Stimme in dem lustigen Lärm:

Vater! Lieber, lieber Vater!

Gott bewahre mich in seiner Güte, rief mein Vater, habe ich Sie darum in meiner Bedrängnis höflich um ein vergnügtes Weihnachtspoem ersucht, Doktor Lippoldes, um mir so von Ihnen den Teufel noch schwärzer an die Wand von meiner Mühle malen zu lassen? Da kommen Sie doch lieber 'runter vom Tische und lassen Sie Ihren Kollegen in der Phantasie 'rauf! Adam, so reden Sie doch mit ihm! Sie haben doch sonsten das gehörige Getriebe zur Verfügung und sitzen mir heute den ganzen Abend da, als wären Ihnen Bodenstein und Laufer zugleich geborsten, der Fachbaum gebrochen und das Wasser überhaupt ausgeblieben. O Fräulein Albertine, beruhigen Sie sich: wir sind ja ganz unter uns! Das ist ja das einzige Gute jetzt, daß Pfisters Mühle meistens ganz unter sich ist und ihren Spaß in jeder Art für sich allein hat.

Unter den Gläsern und Schüsseln des Weihnachtstisches vor der erloschenen Tanne von einem Fuße auf den andern springend, kreischte Felix Lippoldes:

Wie schade wird das sein! Dann kehrt man dort
Den guten Kanzleirat weg und seinen Stuhl,
Auf dem er fünfzig Jahr' lang kalkulirte.
Vergeblich wartet mit der Suppe seine Alte,
Nicht lange doch; denn plötzlich füllt ein mächt'ges
Gestäub die Gasse, dringt in Thür und Fenster —
Der Kehrichtstaub des Weltenuntergangs.

Hm, murmelte Adam Asche, an meiner Seite beide Ellenbogen auf das Tischtuch stützend:

Sehr drollig wird das sein für den, der da zuletzt lacht,
Sieht er im Wirbel fliegen, was ihn quälte,
Bis selber ihn der letzte Kehraus faßt.

Zwei Stunden später saß er trotz der kalten Nacht noch längere Zeit in unsrer Kammer unter dem Dache auf dem Bettrande, und einmal hörte ich ihn vor sich hinbrummen:

Das ist wirklich ein merkwürdig nettes Mädchen — ein ganz liebes Kind und, wenn der erste Eindruck nicht vollkommen täuscht, auch garnicht dumm!

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Noch ein Wort zum heutigen Zivilprozeß. Der Artikel „Das mündliche Verfahren im Zivilprozeß" in Nr. 39 dieser Zeitschrift giebt uns Anlaß zu einigen Bemerkungen über das Verfahren nach der Reichszivilprozeßordnung, welche, auf praktischen Beobachtungen beruhend, nicht ganz ungeeignet sein dürften, als Beitrag zur Kritik des gegenwärtigen Prozesses zu dienen. Während der erwähnte Aufsatz die zwar nicht scharf bezeichnete, aber immerhin deutlich erkennbare Frage: Schriftlichkeit oder Mündlichkeit? zum Zielpunkte hat, soll in dem vorliegenden die Frage behandelt werden, ob und inwiefern das heutige Verfahren überhaupt ein mündliches genannt werden kann.

Regelmäßig pflegt man den Grundsatz der Mündlichkeit als dem der Unmittelbarkeit des Verfahrens untergeordnet aufzufassen. Der natürlichen Anschauung nach kann nun aber von einer Unmittelbarkeit des Verfahrens nach zwei Seiten hin die Rede sein: einmal insofern das Gericht unmittelbar mit den Parteien verhandelt, sodann insofern die Erkenntnismittel der Wahrheit dem Gerichte unmittelbar vorgelegt werden.

Daß in dem ersten Sinne der jetzige Anwaltsprozeß, d. h. das Verfahren vor den Kollegialgerichten, die Unmittelbarkeit nicht kennt, ist klar, dagegen verlangt das Gesetz mündliche Verhandlung, d. h. mündliches Vortragen des gesamten Prozeßmaterials, in der Weise, daß der Richter bei Fällung des Urteils nur auf das mündlich Vorgetragene Rücksicht nehmen darf. Der mündlichen Verhandlung „sollen" indessen Schriftsätze vorausgehen, welche nach der Absicht des Gesetzgebers den

doppelten Zweck haben, den Richter vorher zu informiren und die Parteien zur zweckentsprechenden Rechtsverfolgung oder -Verteidigung geschickt zu machen. Dem bei der Beratung der Entwürfe von verschiednen Seiten geäußerten Bedenken, es werde durch diese Bestimmung das schriftliche Verfahren durch eine Hinterthür wieder Eingang finden, glaubte der Gesetzgeber dadurch entgegentreten zu können, daß er in den Motiven als Aufgabe der Schriftsätze nur eine Angabe der wesentlichen Thatsachen in gedrängter Kürze unter Ausschluß von Rechtserörterungen bezeichnete. Demnach sollen die Schriftsätze im Sinne des Gesetzgebers gewissermaßen Dispositionen für den mündlichen Vortrag sein.

Nach Lage der Verhältnisse ist aber leicht zu erkennen, daß es, zumal für einen vielbeschäftigten Rechtsanwalt, bequem ist, sobald er einmal die Bearbeitung einer Sache in die Hand genommen hat, alles das, was er als für seinen Mandanten sprechend ansieht, gleich dergestalt zu fixiren, daß er die geistige Anstrengung der Vorbereitung zur mündlichen Verhandlung nur einmal durchzumachen, im ungünstigsten Falle also kurz vor dem Termine seine Aufzeichnungen noch einmal zu überlesen hat. Mit andern Worten: in demselben Maße, wie die Praxis eines Anwalts wächst, steigert sich bei ihm das Bedürfnis, zur Unterstützung seines Gedächtnisses die Schriftsätze möglichst detaillirt auszuarbeiten. So ist es denn ganz natürlich und selbst bei noch so energischer Prozeßleitung durch den Vorsitzenden wohl kaum zu vermeiden, daß an Stelle des freien Vortrages in der mündlichen Verhandlung trotz des ausdrücklichen Verbots der Zivilprozeßordnung ein Verlesen der Schriftsätze tritt. Auf gut Deutsch heißt das aber: Mündlichkeit herrscht nur scheinbar, in Wirklichkeit haben wir ein schriftliches Verfahren, und dieses wird dadurch noch besonders schwerfällig, daß der dem Gerichte sowohl wie den Anwälten bereits bekannte Prozeßstoff nochmals in geradezu ermüdender Weise vorgetragen werden muß. Würde hierdurch wenigstens der Zweck erfüllt, dem Richter alle erheblichen Punkte nochmals ins Gedächtnis zurückzurufen, so wäre am Ende gegen das Verfahren nicht viel zu sagen; thatsächlich aber geschieht das Verlesen der Schriftsätze derart, daß sowohl bei Richtern wie bei Anwälten nur allzudeutlich der Wunsch zutage tritt, eine lästige Vorschrift des Gesetzes möglichst rasch und in möglichst geschäftsmäßiger Weise zu erledigen.

Der Zweck der „mündlichen" Verhandlung reduzirt sich demnach in der Praxis darauf, daß das Gericht über etwa unklar gebliebene Punkte Aufklärung erlangen kann. Der Vortrag des gesamten Materials, wie er vom Gesetzgeber vorgeschrieben ist, erscheint jedoch mindestens überflüssig.

Wie sich aber zeigt, daß in der einen der obenbezeichneten Richtungen von einer Unmittelbarkeit des Verfahrens gar keine und von einer Mündlichkeit desselben nur in höchst beschränktem Sinne die Rede sein kann, so wird sich auch bei der andern kein günstigeres Resultat ergeben.

Die Erkenntnisquellen, sagt der Grundsatz der Unmittelbarkeit, sollen dem Richter unmittelbar fließen. Wie aber, wenn bei einem in Metz spielenden Prozesse ein in Königsberg wohnender Zeuge vernommen werden soll? Es würde die Prozeßkosten geradezu ins Unerschwingliche steigern, wollte man verlangen, daß derselbe auf Kosten der einen oder der andern Partei eine Reise durch Alldeutschland mache. Hier tritt das Institut der „ersuchten" Richter helfend ein, d. h. das Gericht in Metz ersucht das Amtsgericht in Königsberg, den Zeugen zu vernehmen. Würde die Vernehmung vor dem Prozeßgerichte erfolgen, so könnte dieses aus der Art und Weise, wie der Zeuge seine Aussagen macht, sich ein Urteil über den Wert derselben bilden — und das ist der Sinn des Grundsatzes der Unmittel-

barkeit —, eine Möglichkeit, welche ihm durch die auswärtige Vernehmung völlig abgeschnitten wird. Bedenkt man weiter, daß die Depositionen des Zeugen regelmäßig durch das Medium der Auffassung des „ersuchten" Richters gehen, insofern dieser dieselben dem Gerichtsschreiber so diktirt, wie er sie verstanden hat, so wird man beurteilen können, wieviel nach alledem von dem gelobten Grundsatze der Unmittelbarkeit übrig bleibt. Allerdings werden die Aussagen dem Zeugen vorgelesen und bedürfen seiner Genehmigung; sehr fraglich aber ist es, ob zumal der ungebildete Mann dem von dem Richter gewählten Ausdruck den richtigen Sinn unterlegt und ob eine derartig „genehmigte" Aussage thatsächlich den Inhalt der mündlich gemachten wiedergiebt.

Wie treibens die Juden? (Aus Hessen.) Noch steht es bei vielen in frischem Gedächtnis, wie bei der letzten Wahl zum deutschen Reichstage im Herbst 1881 in der Haupt- und Universitätsstadt Oberhessens Fortschritt, Tabak, Ultramontanismus und Judentum in trautem Verein Hand in Hand gingen; es gelang ihnen damals durch angestrengteste Thätigkeit, ihren Kandidaten durchzubringen, und allgemeiner Jubel herrschte über den gewonnenen Sieg.

Diesmal ist dem bisherigen deutschfreisinnigen Kandidaten von den Nationalliberalen ein besondrer Kandidat gegenübergestellt worden, und es werden nunmehr von der erstern Partei alle Mittel aufgeboten, um wiederum zu siegen. Auch diesmal fehlt weder der Katholizismus noch das Judentum; und die Art und Weise, wie Israel sich regt und Einfluß auf die Wähler gewinnen möchte, ist zu charakteristisch, als daß wir nicht auch in diesen Blättern von folgendem Schreiben Kenntnis geben sollten, das im Augenblick durch die Zeitungen Hessens läuft.

„Gießen, den 7. Oktober 1884. Verehrlicher Vorstand der israelitischen Religionsgemeinde! Wie Ihnen bekannt, so finden am 28. Oktober dieses Jahres die Wahlen zum deutschen Reichstage statt. Als Kandidaten der freisinnigen Partei sind aufgestellt: 1. für den Wahlkreis Gießen-Nidda-Ortenberg-Gedern Herr Rechtsanwalt Dr. Gutfleisch in Gießen; 2. für den Wahlkreis Alsfeld-Lauterbach-Schotten Herr Rechtsanwalt Lüders in Berlin; 3. für den Wahlkreis Friedberg-Butzbach-Büdingen Herr Major Hintze, und es ist von der größten Wichtigkeit, daß diese Herren aus dem Wahlkampf als Sieger hervorgehen. Dieselben gehören derjenigen Partei an, welche anläßlich der im Laufe der letzten Legislaturperiode stattgehabten judenfeindlichen Debatte energisch für die Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse eingetreten ist und die maßlosen Angriffe der Gegner zurückgewiesen hat, während die Partei der aufgestellten Gegenkandidaten in dieser Frage sich lau und teilnahmlos verhalten hat. Nicht allein in dankbarer Anerkennung jener wirklich liberalen Haltung, sondern auch im Interesse einer zukünftigen Wahrung ihrer Rechte ist es darum die Pflicht aller Angehörigen des mosaischen Glaubens, für die Kandidaturen der obengenannten Herren mit allen zu Gebote stehenden Kräften bei den Wählern zu wirken und denselben möglichst viele Stimmen zuzuführen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Sie in dieser für unsre Glaubensgenossen so hochwichtigen Angelegenheit mit uns vollkommen gleicher Ansicht sind, und von der Erwägung ausgehend, daß vor der Frage unsrer eignen politischen Gleichberechtigung alle andern in Betracht kommenden Fragen, wennschon auch diese nicht zu unterschätzen, doch für uns von nicht so hoher Bedeutung sind, richten wir daher an Sie das Ansuchen, daß Sie innerhalb Ihrer Religionsgemeinden alle wahlberechtigten Glaubensgenossen zur thätigsten Anteilnahme an der Wahlagitation für die freisinnigen Kandidaten bei den Wählern

aller Konfessionen (!) und zur Stimmabgabe für dieselben veranlassen wollen. Es ist, wenn die von uns vertretene Sache zum Sieg gelangen soll, der angestrengteste Eifer nötig und jede Stimme von Wichtigkeit. Möge daher jeder seine Schuldigkeit thun und in dem zu erhoffenden guten Erfolge eine Entschädigung finden für das an Zeit und Mühe zu bringende Opfer. Sehr wünschenswert wird es sein, wenn diejenigen Herren, welche aus Veranlassung ihres Geschäfts außerhalb ihrer Wohnorte sich aufzuhalten pflegen, am Wahltage zu Hause bleiben und für den Wahlerfolg wirken. Der auf den 28. dieses Monats anberaumte hiesige Viehmarkt ist auf unsre Veranlassung ausgefallen und auf den 29. Oktober verlegt. Achtungsvoll M. Homberger. Dr. R. Rosenberg."

Von den beiden unterzeichneten Juden ist der eine Fabrikant von Tuchstoffen und Stadtverordneter in Gießen, der andre ein vielbeschäftigter Advokat. Der Abgeordnete, dem die Liebesmühe gilt, ist ein Kollege des Dr. Rosenberg katholischer Konfession. So ist denn für Oberhessen die gesamte Judenschaft mobil gemacht, auch die Viehjuden, die ja am 29. dieses Monats werden nachholen können, was am 28. versäumt wird. Sie sind allesamt aufgerufen „zur thätigsten Anteilnahme an der Wahlagitation bei den Wählern aller Konfessionen."

Das Schreiben wird hoffentlich nicht ohne gute Frucht bleiben. Der schlichte Mann aus dem Volke wird sich naturgemäß die Frage vorlegen: Was ist von einer Partei zu halten, die hier so offen und unzweideutig mit dem Judentum fraternisirt? Kann sie es wahrhaft gut mit dem Volke meinen, wenn Israel in so nachdrücklicher Weise, wie es hier geschieht, die Werbetrommel für sie rührt? Nach unsrer Kenntnis des hiesigen Volkslebens könnte gar kein zweckmäßigeres Mittel ergriffen werden, um recht viele, zumal auch unter den Bewohnern des flachen Landes, von der Sache des Freisinns weg auf bessere, gesundere Bahnen zu lenken. In unserm Falle haben in der That die betreffenden „israelitischen Religionsgenossen" den gemäßigt Liberalen einen wirklichen Dienst erwiesen.

Der ganze Vorgang legt die Frage nahe: Hat das Judentum unsrer Tage in den letzten Jahren wirklich etwas gelernt? Hat, wenigstens teilweise, eine innere Erneuerung, ein Fortschritt zum Guten bei ihm stattgefunden? Nach unsrer Erfahrung können wir darauf nur mit Nein antworten, und jenes Schreiben mit seiner Aufforderung legt Zeugnis für unsre Meinung ab. Wir haben Gelegenheit, das Treiben dieser Menschen auf dem Lande genau zu beobachten. Und was bietet sich da dem prüfenden Blicke dar? Dieselbe unangenehme, unbescheidene und aufdringliche Art im gesamten Auftreten wie früher, dieselbe Neigung zur Ausbeutung und Aussaugung der Nebenmenschen, dasselbe Talent, sich in unverschämter Weise an seinen Mitmenschen heranzumachen, ihn, wie es die Spinne mit der Fliege macht, zu umgarnen und die Zeit abzuwarten, bis dem in das Netz verwickelten vollends der Garaus gemacht werden kann. In demselben Maße wie früher, drängt sich der Schacherjude an den Landmann heran, läßt ihm keine Ruhe, bis er ihm Vieh oder Manufakturwaren, Loose irgendeiner Lotterie und zinstragende Papiere bedenklichster Gattung oder endlich Spirituosen aufgeschwatzt hat. Viele lassen sich, wenn auch gewarnt, dennoch übertölpeln, sie leisten der Ueberredungskunst und der Aufdringlichkeit nicht den nötigen Widerstand. Sind sie aber einmal eingefangen, so geht es dem Ruin entgegen. Nicht alle machen es wie jüngst ein Bauersmann, dem ein Jüdchen ein bereits ausgespieltes Loos aufgeschwatzt hatte und der, nachdem er den Betrug erfahren, in seiner Wohnung den Juden gründlich durchbläute, sodaß der letztere jetzt in weitem Bogen das ihm gefährlich gewordene Bauernhaus umgeht.

Der Viehhandel und der Waren- und Viktualienverkauf ist hier in manchen Gegenden dermaßen in den Händen der Juden, daß niemand neben ihnen aufzukommen vermag. Da ist nichts, was nicht auf dem Rücken oder mit dem Hundegespann oder größeren Wagen in die Ortschaften geschleppt würde: sogenannte Ellenwaaren, Mehl, Viehfutter, Federn, die gesamte Ausstattung für Brautpaare, vor allem auch Branntwein, Fleisch und dergleichen. Die Konkurrenz der Christen würde an manchen Orten eine größere sein, wenn sich ein ehrlicher Mensch überhaupt auf eine solche einlassen könnte; die ganze Art des Juden ist dem Deutschen unmöglich; nur wenige steigen so tief herab, daß sie sich in einen Wettstreit mit den Juden einlassen.

Es wird uns neuerdings wieder glaubwürdig versichert, daß ganze Dörfer in Gefahr stehen, der Botmäßigkeit einzelner wohlhabenden, kein Mittel der Bereicherung scheuenden Juden aus den benachbarten Städten oder Städtchen zu verfallen. Den brandschatzenden Manipulationen nachzuforschen, entzieht sich oft der Möglichkeit, weil es Leute genug giebt, die ängstlich jeden Zusammenhang oder jede „Verwandtschaft“, wie das Volk sagt, mit einem Juden verheimlichen oder in Abrede stellen. Hier ein paar Beispiele aus der jüngsten Zeit.

Ein junger Mensch, der seine Ausgaben vor seinen Eltern verbergen wollte, lieh sich nach und nach von einem Juden, der mit ihm gleichen Alters war und „aus Jugendfreundschaft“ sehr gern bereit zu solchem Liebesdienste war, etwa tausend Gulden, konnte diese Schuld aber, nachdem er sich mit einem nicht ganz unvermögenden Mädchen verheiratet hatte, nicht sofort abtragen und wartete, bis die Eltern seiner Frau nicht mehr am Leben waren. Es vergingen darüber etwa zwölf bis fünfzehn Jahre. Der alte Jugendfreund war in der Zwischenzeit mit Zahlungsforderungen wiederholt gekommen, und der Bauer hatte jedesmal einen neuen Schein — hübsch im stillen — unterzeichnet. Nach Ablauf der genannten Zeitfrist trat mit einemmale der Jude mit einer Forderung von 13000 Mark hervor, und der Schuldner war vor die Notwendigkeit gestellt, seinen gesamten Grundbesitz oder sein Anwesen zu verkaufen. In diesem Falle gelang es jedoch einer Anzahl wohlmeinender, begüterter Freunde des Bauern, den Juden durch Drohungen und den Hinweis auf die Gerichte so in die Enge zu treiben, daß er nach und nach bis auf die Forderung von etwa 8000 Mark herabging. Und doch waren zu jenen etwa tausend Gulden in der späteren Zeit keine weitern Anlehen bei dem Juden gemacht worden.

Einen ähnlichen Fall erlebten wir bei einem früher wohlsituirten Landmanne, welcher durch allerlei Viehhandel und kleine Anlehen dermaßen in die Hände eines Juden gekommen war, daß dieser mit einemmale den Strick zudrehen und alles mit Beschlag belegen konnte. Weder die Hausgenossen, die Frau und die erwachsenen Kinder, noch sehr intelligente nahe Verwandte des Bauern hatten irgend welche Kenntnis von seinem nahen Ruin gehabt. Sein einziger Sohn ist jetzt Hüttenarbeiter.

In einem dritten Falle, der unter unsern eignen Augen sich abspielte, mußte ein junger fleißiger Müller, von einem Fruchtjuden dazu gedrängt, seine Mühle verkaufen, ohne daß der Familie das Geringste verblieb. Das Ende der Tragödie war, daß der Müller ins Irrenhaus gebracht werden mußte, wo er sich noch heute befindet, und die Frau mit drei Kindern und ihrer Mutter sich eine andre Heimat suchte.

Soll man sich da wundern, wenn gewaltthätige oder zur Verzweiflung gebrachte Menschen in die Versuchung geraten und ihr erliegen, einen wucherischen,

schonungslosen Gläubiger zu überfallen und zu würgen? Vor einigen Monaten ist in der Nähe ein älterer Jude mit seiner Frau in der Nacht vom Sonntag zum Montag erwürgt worden; nichts war aus der Wohnung geraubt; es war offenbar nur ein Racheakt eines verzweifelten Menschen. Die Angelegenheit kommt gerade in dieser Woche vor Gericht, und das Resultat der Schwurgerichtsverhandlungen wird bekannt sein, ehe diese Zeilen gedruckt sind. In seltner Uebereinstimmung begegnen sich die Wünsche auch ernst und streng gerichteter Christen, daß der Verhaftete, der bis jetzt nichts eingestanden hat, freigesprochen werden möchte. So erbittert und aufgeregt ist das Volk über seine Treiber, daß selbst sein sittliches Urteil Schaden und Einbuße darunter leidet und es sogar über Mord und Totschlag milde und den Thäter entschuldigend denkt.

Das sind so einige von den Bannerträgern und Werbern für die Sache des nationalen Freisinns. In der That — er kann stolz auf sie sein!



Literatur.

Handbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart in Monographien unter Mitwirkung einer Anzahl von Rechtsgelehrten, herausgegeben von Dr. **Heinrich Marquardsen**, Professor in Erlangen, Mitglied des Reichstags und der baierischen Abgeordnetenkammer. Freiburg und Tübingen, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Dies große, auf vier Bände berechnete Unternehmen liegt schon zu einem beträchtlichen Teile vollendet vor. Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, in einzelnen Abhandlungen eine Darstellung des in den Kulturstaaten geltenden öffentlichen Rechts zu geben. Im Mittelalter hatte auf dem Gebiete des Privatrechts das Corpus juris die ideale Einheit unter den Völkern zu vermitteln, das Staatsrecht dagegen ging weit auseinander. Erst der neueren Zeit war es mit Einführung der konstitutionellen Staatsform beschieden, auch zu einem öffentlichen Recht zu gelangen, dessen Grundsätze in einer gewissen Gemeinschaft stehen, aber trotz alledem den nationalen Charakter bewahren, auf welchem sie erwachsen sind. Innerhalb des deutschen Reiches hatten wir hauptsächlich nur für das Reichsstaatsrecht selbst, sowie für Preußen, Baiern und Würtemberg klassische Werke aufzuweisen. Das übrige Landesstaatsrecht war selbst für den Berufsmann eine unbekannte Gegend. Durch die Gründung des deutschen Reiches sind aber auch die einzelnen Gliedstaaten zu einer großen Bedeutung gelangt, indem sie als Teile eines großen Ganzen in würdiger Weise sich als selbständige Träger der Staatsidee darstellen, was ihnen getrennt vom Ganzen niemals gelungen ist und gelungen wäre. Deshalb ist auch eine genauere Kenntnis des Landesstaatsrechts in Deutschland wünschenswert. Außer den Verfassungsurkunden war in den meisten Bundesstaaten eine systematische Darstellung nicht vorhanden, es galt also aus dem Rohen heraus das Einzelne zu gestalten. Nicht minder wichtig erscheint bei der Kulturgemeinschaft der Nationen die Kunde ihres öffentlichen Rechts; auch in dieser Beziehung war man in Deutschland genötigt, an die ausländischen Quellen selbst zu gehen, da, abgesehen von den berühmten Werken Gneists über die englische Verfassung und Verwaltung, kaum eine nennenswerte Abhandlung existirte. Das

vorliegende Handbuch sucht daher einem Bedürfnis abzuhelfen. Selbstverständlich konnte nicht ein Einzelner das Ganze geben, der korporative Gedanke, den Holtzendorff auf das gelehrte Schriftstellertum zum erstenmale und nicht ohne erhebliche Anfeindung verpflanzt hat, ist immer mehr zur Geltung gelangt. Der Herausgeber hat es verstanden, sich mit hervorragenden Kräften des In- und Auslandes in Verbindung zu setzen und hat je einem einzelnen Kenner des betreffenden Staatsrechtes die Darstellung desselben übertragen.

Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren. Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Otto Bähr. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1884.

In diesem Büchlein ist eine sehr glückliche Idee in der ansprechendsten Weise durchgeführt. Der Verfasser schildert den Umschwung, der sich in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen Deutschlands in den letzten sechzig Jahren vollzogen hat. Wir sagen absichtlich: in den letzten sechzig Jahren, wiewohl dies dem Titel des Buches zu widersprechen scheint. Aber thatsächlich zeichnet der Verfasser nicht bloß ein abgeschlossenes Bild der Zustände, wie sie vor zwei Menschenaltern waren, sondern unwillkürlich verfolgt er, wie es seitdem allmählich anders geworden, und dies führt ihn nicht selten geradezu bis dicht vor die Gegenwart. Der Stoff ist bequem und übersichtlich in achtzehn Kapitel geteilt. Zuerst werden die Preisverhältnisse und die Lebensmittel behandelt; dann folgt das Haus und seine Einrichtungen, der Anzug, das Leben im Hause, der Garten, das gesellige Leben außerhalb des Hauses; die nächsten Kapitel besprechen die Verkehrsmittel, das Reisen, Industrie und Handel, städtische Einrichtungen und Sitten; hieran reihen sich die Sprache, die Schule und der Buchhandel, die Literatur, die Musik und die bildenden Künste; den Beschluß machen das öffentliche Leben und die Stände. Zum Ausgangspunkte der Betrachtung ist „das Leben einer mäßig begüterten Familie der gebildeten Stände" genommen. Die deutsche Stadt, deren Verhältnisse der Schilderung zunächst zur Grundlage dienen, ist — Kassel; doch treten die spezifisch lokalgeschichtlichen Beziehungen im Rahmen des ganzen so wenig in den Vordergrund, daß die Schilderung in der Hauptsache wohl für ganz Deutschland zutreffen wird.

Alles, was der Verfasser giebt, giebt er aus der Erinnerung; nur gelegentlich ist hie und da einmal auf ein gedrucktes Zeugnis zurückgegriffen. Einzelnes hätte sich, wenn er in ausgedehnterem Maße ältere Bücher und Zeitungen zu Hilfe genommen hätte, vielleicht noch gründlicher anfassen, noch richtiger und bestimmter zeichnen lassen; im wesentlichen sind aber die Bilder sicherlich getreu. Der Verfasser dieser Anzeige hat einmal über das andre voll Vergnügen ausgerufen: Ja, so war's, genau so! und dann mit Pfister wehmütig hinzugefügt: Wo bleiben alle die Bilder?

Ein besondrer Vorzug des Büchelchens ist es, daß es ganz objektiv verfährt und sich aller überflüssigen Reflexionen enthält. Begegnet auch hie und da ein Wort des Bedauerns, so ist der Verfasser doch kein laudator temporis acti. Im Gegenteil, er geht eher darauf aus, zu zeigen: einmal, daß Deutschland in den letzten Jahrzehnten aus einem armen zu einem wohlhabenden Lande geworden sei; sodann, daß unser Volk in vielen Beziehungen garnicht wisse, wie gut es ihm heute geht. So kann man das Büchlein Jung und Alt aus vollem Herzen empfehlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Die Braunschweiger Frage.



ie in der Überschrift genannte Angelegenheit ist insoweit, als es sich um die Thronbesteigung des Herzogs von Cumberland handeln könnte, schon lange keine Frage mehr. In dieser Beziehung war die Sache bereits vor etwa fünf Jahren entschieden, wo das baldige Ableben des Herzogs Wilhelm erwartet werden konnte und in Magdeburg für diesen Fall Befehl gegeben war, unverweilt in Braunschweig einzurücken. Die Art und Weise, den welfischen Prätendenten fernzuhalten, hat sich seitdem anders gestaltet, aber ferngehalten wird er mit seinem Anspruch unzweifelhaft werden, und wenn wir sagen, er hat in Braunschweig keinerlei Aussicht auf Ausübung des in seinem „Patente" behaupteten Rechtes, so soll das heißen, auch nicht, wenn er auf Hannover verzichten und das deutsche Reich ohne Hintergedanken anerkennen wollte. Die hannoverschen Welfen hatten 1866 zwischen Frieden und Krieg mit Preußen, zwischen Bundesgenossenschaft und Gegnerschaft zu wählen, sie entschieden sich verblendet für den Krieg, derselbe strich ihr Recht aus und setzte an seine Stelle das Recht des Siegers. Auf ein Recht aber, das man nicht mehr hat, kann man nicht verzichten, und andrerseits kann das deutsche Reich auf wohlgeneigte wie auf feindselige An- und Absichten des Königs von Gmunden ohne Gefahr mit unbegrenzter Gleichgiltigkeit blicken. Dagegen würde derselbe, wenn man ihm gestatten wollte, sich in einen Herzog von Braunschweig zu verwandeln, zwar auch keine sehr erhebliche unmittelbare Gefahr, wohl aber eine große Unbequemlichkeit werden. Wie er selbst auch gesinnt sein möchte, sein Hof würde ein Mittelpunkt der Unzufriedenen, der Opposition, der Verschwörung im nordwestlichen Deutschland sein, und solchen politischen Krebsschaden hält sich eine kluge Regierung bei Zeiten vom Leibe. Es ist daher vielleicht in den That-

sachen, sicher aber nicht in den daran geknüpften Vermutungen richtig, wenn ein Wiener Korrespondent seinem (englischen) Blatte schreibt: „Ich habe Ursache, zu glauben, daß im Sommer 1883 gewisse Verwandte des Herzogs einen letzten Versuch machten, ihn zu bewegen, sich der deutschen Regierung zu unterwerfen, und daß, wenn er dies gethan hätte, mehr als ein regierender Souverän sich für ihn in Berlin verwendet haben würde. Bei dieser Gelegenheit bekam er von nahen Verwandten eine sehr deutliche Sprache zu hören. Aber er wankte nicht einen Augenblick in der Haltung, die er seit dem Tode seines Vaters beobachtet hat. Hätte er sich vernünftig zureden lassen, so würde die deutsche Regierung vermutlich bereit gewesen sein, eine Versöhnung herbeizuführen.“ Das würde 1866 auf den Vater gepaßt haben, etwa bis zur Schlacht bei Königgrätz; wir schreiben aber 1884 und haben es mit dem Sohne und seinen auf Verrat sinnenden und Gelegenheit zu solchem herbeiwünschenden Anhängern zu thun, und jenen auf den braunschweigischen Thron lassen, hieße deren Spiel spielen, hieße einen der Hauptsteine im Gewölbe des deutschen Reiches lockern und einen Keil in die Fuge treiben. Wir wissen noch recht gut, was der Augustenburger „Hof“ in Kiel von 1864 bis 1866 geleistet hat, und das war doch nur ein Phantasie- und Advokatenherzog, während man es im jetzigen Falle mit einem echten Souverän und noch dazu mit einem solchen zu thun haben würde, der sich, gleichviel, was er versprochen haben möchte, eine größere Vergangenheit wenigstens zurückwünschen und Vorbereitungen zu deren Zurückführung nicht mißbilligen, ja — wir sind allesamt Menschen — unter der Hand fördern würde. Hannover aber kann nun und nimmermehr wieder ein selbständiges Land, nun und nimmermehr der Dynastie zurückgegeben werden, der es 1866 im gerechtesten Kriege abgenommen worden ist. Hätte Georg der Fünfte damals nicht so hartnäckigen Stolz entwickelt, nicht so fest auf Österreichs und seiner Verbündeten Sieg und auf Belohnung der letzteren auf Kosten Preußens gehofft, hätte er infolge dessen nicht noch in letzter Stunde den ihm von Berlin her angebotenen Bündnisvertrag zurückgewiesen, so würde Bismarck nicht wohl imstande gewesen sein, das festgeschlossene und gediegene norddeutsche Reich zu begründen, das sich aus den blutigen Wogen des deutschen Krieges erhob und das jetzt den Kern und das Wesen des gesamten deutschen Reiches bildet. Wie stark auch gebunden und verpflichtet durch die Bestimmungen der neuen Bundesverfassung, würden die welfischen Könige und Minister doch als sehr merkbares Gegengewicht gegenüber dem Vorwiegen Preußens gewirkt haben, denn die Hannoveraner sind wesentlich aus demselben Stoffe wie ihre Nachbarn in der Provinz Sachsen, wie die Märker und die Pommern, in denen die Hauptkraft der preußischen Monarchie liegt, und sie besitzen kaum weniger Selbstgefühl. Im Jahre 1866 war das einzige Treffen, in welchem die Preußen sich nicht des sofortigen Sieges freuen konnten, das von Langensalza. Auch in andern Beziehungen wäre das „Welfenreich“ im neuen deutschen Bunde

nicht gering zu achten gewesen, denn es hat z. B. bedeutendes auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur geleistet, und einige der hervorragendsten Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses und des Reichstages, unter die wir auch Herrn Windthorst rechnen müssen, haben ihr Mandat von hannoverschen Wählerschaften. Ein halb unabhängiges Hannover mit einem gleich der sächsischen Armee gestellten Heere und einem eignen Parlamente würde für den Reichskanzler, zumal da es die Trennung des Westens der preußischen Monarchie vom Osten derselben verewigt oder doch noch lange erhalten hätte, in der That für die Politik des Kanzlers unbequemer gewesen sein als Baiern und Würtemberg mit ihren Reservatrechten. Die Halsstarrigkeit des Königs Georg, die nach der Kapitulation von Langensalza dieselbe wie früher in Herrenhausen blieb, war deshalb für jenen eine wahre Wohlthat und für ganz Deutschland eine segensreiche, göttliche Fügung. Sie hätte mit dem Gewichte Hannovers und der Lage desselben zwischen den beiden Hälften Preußens in dem neuen deutschen Bunde einen ärgerlichen Hemmschuh gebildet, möglicherweise manchen schweren Schaden herbeigeführt und auf alle Fälle dem Auslande das neue Deutschland als nicht fest gegründet, als mangelhaft verbunden und somit als schwach und ungenügend widerstandsfähig erscheinen lassen.

Die jetzige welfische Opposition ist im heutigen Deutschland ungefähr das, was unter den ersten welfischen Königen Englands, Georg dem Ersten und Georg dem Zweiten, die Jakobiten waren. Auch mit den französischen Legitimisten, die im Grafen Chambord ihren Roy verehrten, lassen sie sich vergleichen, nur hatten diese ihre Vorgänger ein paar Jahre lang nach 1871 bessere Aussichten auf Verwirklichung ihrer Ideale. Die welfischen Politiker schwärmen wie die Jakobiten von 1745 und die französischen Legitimisten der jüngsten Zeit für eine Restauration, sie träumen, daß der „König“ unfehlbar „wieder zu dem Seinigen kommen“ werde, sie haben in der Stadt Hannover, im Calenbergischen und im Lüneburgischen unzweifelhaft viele Genossen ihres Glaubens und ihrer Illusionen, und der hannoversche Adel folgt fast ohne Ausnahme ihrer weißgelben Fahne. Ihre Stellung zu Preußen und zum deutschen Reiche wird durch die vor kurzem von einem ihrer Führer berichtete Äußerung charakterisirt: „Da Preußen dem Herzog von Cumberland den Thron von Hannover nicht freiwillig einräumen wird, so müssen wir auswärtige Verwicklungen benutzen, um eine gewaltsame Restauration herbeizuführen.“ Man sieht, ganz wie der allerdurchlauchtigste Gründer und Kriegsherr der Welfenlegion, als der Krieg mit Frankreich drohte, nur die Gelegenheit für den bösen Willen ist seitdem erheblich ferner gerückt. Sonst erinnert die Gesinnung, die aus jenen Worten spricht, auch lebhaft an die Parteigänger des englischen Prätendenten, die mit Frohlocken eine französische Invasion begrüßten, welche ihrem Prinzen die verwirkte Krone wiedererobern sollte. Fürst Bismarck aber ist selbstverständlich durchaus nicht gesonnen, mit dieser Art von Gegnern zu verhandeln

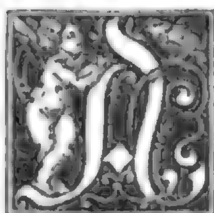
und den Versuch zu machen, sie durch irgendetwas zu versöhnen, was sie als „Einlenken auf den Weg des Rechtes“ ansehen könnten. Das wahre Recht ist in diesem Falle das Kriegs-, das Eroberungsrecht, da es zugleich das über allen andern Rechten stehende historische Recht ist, das durch die Münstersche Schöpfung von 1815 in seinem Gange nur aufgehalten wurde. Das Blatt des Kanzlers hat dies mit deutlichen Worten gesagt. Es hat den welfischen Redner ohne viele Umschweife daran erinnert, daß auf derartiges Gerede langjährige Zuchthausstrafe gesetzt ist, und es scheidet die politische Frage ganz entschieden von der rechtlichen. Es weist auf die Gefahr hin, die man heraufbeschwören würde, wenn man „einem Anhänger der Welfenpartei“ gestatten wollte, als Herzog von Braunschweig souveränes Mitglied des Reiches zu werden. Die souveränen Rechte, die er dann über ein gewisses Gebiet auszuüben befugt sein würde, würde er benutzen, um seinen Hof zu einem Krystallisationspunkte für welfische Intriguen zu gestalten und Mittel zur Erreichung der Ziele der Welfenpartei vorzubereiten, um bei Verwicklungen des deutschen Reiches und dadurch etwa gegebener Gelegenheit ohne Verzug vorgehen zu können. Der Kanzler will der welfischen Partei unter keinen Umständen durch Einsetzung eines Mitgliedes derselben als Souverän in Braunschweig einen Punkt schaffen, wo sie ihren Hebel gegen das Reich mit einigem Erfolge wirken lassen kann. Das heißt völlig unbedingt sprechen. Mit keiner Silbe wird auch nur angedeutet, daß der Gmundener Prätendent, wenn er Hannover fahren ließe und sich mit der Existenz des deutschen Reiches versöhnte, ruhig das Erbteil des kleineren Staates antreten könnte, das ihm nach legitimen Grundsätzen zugefallen ist. Fürst Bismarck nimmt auch keinen solchen Welfen an, der bereut und Buße thun will, denn das wäre gegen das Interesse Preußens und des Reiches. Die Sicherheit des Reiches ist dem Kanzler das oberste Gesetz, vor dem die Art von Legitimität, die das Reich schwächt und gefährdet, nichts gelten darf. Er zieht es als praktischer Geist vor, den Roy der Welfen draußen, über der Reichsgrenze, sitzen zu sehen, als ihn mit den Millionen, die er geerbt hat, innerhalb der Mauern der Reichsfestung zu wissen, und so kann man wohl mit Zuversicht prophezeien, daß der Sohn Georgs des Fünften vor dem schönen Morgen, wo die Sonne im Westen und in Gestalt des hannoverschen Wappens mit dem weißen Pferde aufgeht, nicht Herzog von Braunschweig werden wird. Wenn Geld ihn trösten kann über Nichtbeachtung seiner Expektanz, so wird er sich bis zu jenem Wunder trotzdem trösten und guter Dinge sein können.

Man spricht von Atavismus, von Familiengeist, der sich von Generation zu Generation fortpflanzt und in den Individuen bald mehr, bald weniger verkörpert erscheint. Die Kurfürsten von Hannover, welche Könige von England wurden, verdanken ihren Londoner Thron ihrer Abstammung in weiblicher Linie von den Stuarts, und nicht wenige von den Charakterzügen dieses von übeln

Schicksalen verfolgten Geschlechtes prägten sich in den Regenten aus, welche in den letzten hundertundfünfzig Jahren die englische Krone trugen. Die beiden ersten Georg zeigten diese unerfreulichen Charaktermerkmale, die vorzüglich in maßlosem Hochmut, in Hartköpfigkeit und Unwahrhaftigkeit bestanden, nicht. Dagegen besaß Friedrich, Prinz von Wales, alle die Anlage zur Unwahrhaftigkeit, welche Karl den Ersten bezeichnet hatte. Sein Sohn, Georg der Dritte, war so halsstarrig wie Jakob der Zweite, was sich durch den Verlust der nordamerikanischen Kolonien und dadurch bestrafte, daß Irland noch mehr als bis dahin verbittert wurde, sodaß man die jetzigen Schwierigkeiten in diesem Königreiche zum guten Teile auf diesen Fürsten zurückführen kann. Georg der Vierte hatte manche anziehende Eigenschaft von dem „jungen Kavalier," aber noch mehr von den Schwächen desselben. Der Herzog von Cumberland, welcher 1837 als Ernst August König von Hannover wurde, war ein harter Hochtory, der den Absolutismus und das aristokratische Recht mit einer Rücksichtslosigkeit geltend zu machen suchte, als ob er ein Fürst des siebzehnten Jahrhunderts wäre. Sein Bruder, König Wilhelm der Vierte von England, neigte zwar ebenfalls stark zu toryistischen Grundsätzen und Maßregeln hin, glich aber Karl dem Zweiten darin, daß er wußte, wenn nachzugeben war. Andre Söhne Georgs des Dritten waren, soweit man sehen konnte, frei von den schlimmen Eigenschaften der Stuarts, so z. B. die Herzöge von Sussex und von Cambridge, und dem Herzoge von Kent, dem Vater der jetzigen Königin von England, wird ein reiner und patriotischer Sinn nachgerühmt. Auch die Königin selbst hat die Fehler ihrer Vorfahren nicht geerbt. Es scheint, als ob Ernst August der letzte Erbe derselben gewesen sei und sie vom Strande der Themse an den der Leine mit hinweggetragen habe. Der „schwarze Tropfen" im Blute der Dynastie war in England fortan nicht mehr zu spüren, wohl aber kam er wiederholt sehr deutlich in Hannover zum Vorschein, unter dem ersten Könige in Feindschaft gegen das Verfassungsrecht, unter dem zweiten als Verblendung und Hartnäckigkeit gegenüber dem lebendigen nationalen Recht. Einen dritten aber wird es — eben dieses Tropfens wegen — nie geben, wenigstens in keiner andern Welt als in der papiernen, aus der das Gmundener Patent stammt.



Die Verstaatlichung der Versicherungsanstalten.



ls der Reichskanzler in seiner Eigenschaft als preußischer Handelsminister am 19. März vorigen Jahres durch Reskript auf die Mißstände hinwies, die sich aus dem gegenwärtigen Betriebe des Feuerversicherungsgeschäftes für die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes ergeben, war sofort die Frage aufgeworfen und zur Erörterung gestellt: Wäre es nicht geraten, das Versicherungswesen dem Staate zu übertragen? Die Freihändler beantworteten diese Frage natürlich mit einem emphatischen Nein, andre waren in Zweifel, wieder andre aber glaubten die Frage entschieden bejahen zu müssen. Zu den letzteren gehört der Verfasser einer Schrift: Verstaatlichung des Versicherungswesens? Eine brennende Zeitfrage bejahend beantwortet von O. Ploner, die in diesen Tagen erschienen ist, und die wir im nächstfolgenden in ihren Hauptgedanken wiedergeben.

Der Nachweis, daß die Privatversicherung in Deutschland dem Volkswohle förderlicher sei als die Staatsversicherung, läßt sich nicht erbringen, wohl aber das Gegenteil. Der Urzweck der Versicherung ist die Abwendung möglichen Verlustes von einzelnen durch Verteilung auf viele, also wechselseitige Unterstützung. Dieser Zweck wird aber bei jeder Privatversicherung sogleich durch einen andern Beweggrund, die Gewinnsucht, verdunkelt: alle Versicherungen gegen Prämie drücken den ursprünglichen humanen Zweck zum Handelsgeschäfte herab. „Abgesehen von der ethischen und wohl auch rechtlichen Verwerflichkeit des Bestrebens, eine Art Notstand zu gewinnsüchtigen Zwecken auszubeuten, werden in dem Augenblicke, wo die Versicherung zum Geschäfte geworden ist, naturgemäß auch die Interessen von Versicherungsgeber und Versichertem feindlich; ... während der letztere auf Schadenersatz hofft, ist des ersteren höchstes Interesse, keinen Schaden ersetzen zu müssen, und auf dieses Ziel geht der Versicherungsgeber solange als irgend möglich aus.“ Anders beim Staate. Hier wird kein Geschäft beabsichtigt, hier decken sich die beiderseitigen Interessen, der Schadenersatz des Versicherungsnehmers ist auch das Ziel des Versicherungsgebers; denn Staat und Volk sind ja nichts anders als organisirtes Volk dort und natürliches hier. Ein Minus der Versicherungskasse ist hier ein Plus der Volkswohlfahrt, indem die einzelnen Privatwirtschaften durch entsprechenden Schadenersatz erwerbsfähig erhalten werden. Die privaten Versicherungsanstalten, souverän über alle Versicherungsanträge entscheidend, sind äußerst wählerisch, schließen alle „schlechten Risikos“ aus und dienen, je solider sie sind, nur den Wohlhabenden. Sie sind

nicht imstande, die Verallgemeinerung der Versicherungsnahme und damit die Ausdehnung der Wohlthaten derselben auf den kleinen Mann zu erreichen, ja sie streben garnicht darnach, sie wollen lediglich möglichst hohen Gewinn einheimsen, mögen sie das auch leugnen oder beschönigen, und sie erreichen auch in der Regel, was sie bezwecken.

Einige Feuerversicherungsgesellschaften haben den in dem anfangs erwähnten Reskripte gegen sie erhobenen Vorwurf des zu hohen Geschäftsgewinnes mit sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, aber die regelmäßigen in den Zeitungen zu lesenden Übersichten und Bilanzen der Gesellschaften bestätigen den Vorwurf. Die Elberfelder, die Leipziger, die Kölnische, die Aachen-Münchener Gesellschaft und der Frankfurter Phönix hatten 1882 bei einer Prämieneinnahme von 14 993 096 Mark einen Gewinn von 6 085 805 Mark, und dabei stellte sich die Dividende 1881 für die Elberfelder auf 37½, für die Leipziger auf 50, für die Kölner auf 55, für den Phönix auf 56 und für die Aachen-Münchener Gesellschaft auf 70 Prozent, wobei noch zu bemerken ist, daß eine Aktie der letzteren zu 1000 Thalern jetzt einen Kurs von 8200 Mark hat. Der angegebene Gewinn der genannten fünf Gesellschaften ist allerdings nicht reiner Prämiengewinn, er repräsentirt auch die Zinsen für das Aktienkapital, aber immerhin beträgt der Prämiengewinn allein 3 370 000 Mark, d. h. pro Jahr und Gesellschaft die sehr respektable Summe von 674 000 Mark. Entgegnet man, hier seien willkürlich fünf der größten Gesellschaften herausgegriffen, so läßt sich darauf erwiedern, daß noch gleich bedeutende Sozietäten, z. B. die Magdeburger, die Schlesische, die Gladbacher, vorhanden sind, und daß die vierzehn in einen Verband zusammengetretenen Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften, die sich gegen das Bismarckische Reskript verwahrten, im Jahre 1882 eine Prämieneinnahme von 35 189 946 und einen Gewinn von 8 508 337 Mark erzielten. Berücksichtigen wir auch hier die Zinsen des Aktienkapitals, so ist doch nicht außer Acht zu lassen, daß so hoher Gewinn möglich war, trotzdem daß die Prämien neben den Schäden auch die Unkosten zu decken hatten. Schon die Hälfte jener vierzehn Gesellschaften nämlich zahlte 1882 an Provisionen allein über 4 600 000, an sonstigen Verwaltungskosten über 3 Millionen Mark, wozu noch die sehr bedeutenden Ausgaben für Rückversicherungen traten. Wäre es auch richtig, was die Verbandsgesellschaften behauptet haben, daß der aus den Prämieneinnahmen herrührende Teil der Dividende für sie alle nach dreijährigem Durchschnitte nur 2 000 305 Mark betrage, so muß gleichwohl eine Prämie hoch genannt werden, die so riesige Lasten trägt und dennoch erheblichen Gewinn abwirft. „Die Aktiengesellschaften sind also sehr teure Versicherungsanstalten. Sie sind es nicht nur für den Einzelnen, sie sind es für das ganze Volk. Abgesehen von den hohen Verwaltungskosten, liegt in den kolossalen Ausgaben für Provisionen, die alle Versicherten zu tragen haben, geradezu eine Vergeudung von Nationaleigentum, ... während der Gewinn der Aktionäre sich als

Bereicherung einzelner auf Kosten des Volkes darstellt.“ Hier sollte der Staat Abhilfe schaffen, und das geschieht am besten durch Übernahme des Versicherungsgeschäftes in eignen Betrieb, wo alle Provisionen, die großen Verwaltungskosten, die fetten Tantiemen und der Gewinn der Aktionäre wegfallen.

Haben die Feuerversicherungs-Aktiengesellschaften auch den Vorwurf zurückgewiesen, daß sie bei der Regulirung der Schäden ungerechtfertigte Mittel anwendeten, so beweist Ploner durch Belege, die zum Teil von Versicherungsbeamten herrühren, daß, wenn auch einzelne Gesellschaften koulant verfahren, man im allgemeinen doch rigoros zu Werke geht. „Von vornherein, sagt er, liegt in der inappellabeln Entscheidung der Gesellschaften über Annahme oder Ablehnung von Versicherungsanträgen eine Willkür, welche zur Rechtsverkürzung für den Versicherer wird.“ Die Statuten jener vierzehn Verbandsgesellschaften, mit denen die der übrigen Sozietäten im wesentlichen übereinstimmen, schreiben den Versichernden bei der Antragstellung detaillirte Aufschlüsse über Eigentumsverhältnisse und alle auf Feuergefährlichkeit bezüglichen Umstände vor, deren erschöpfende Mitteilung von dem Durchschnittsmenschen kaum, vom Bauern mit seiner geringen Schulbildung aber schlechterdings nicht gegeben werden kann, während doch von der richtigen Erledigung jener Aufschlüsse die Entschädigungspflicht der Gesellschaft abhängt. Man hat derartige Deklarationen bei den bairischen Landtagsverhandlungen „Fangeisen“ genannt. Ferner darf der Versicherte nach § 6 der Statuten bei Brandfällen mit dem Ausräumen von Gegenständen nur nach Maßgabe der Anordnung des Agenten beginnen, es ist ihm vorgeschrieben, wann er zu retten anfangen darf, er muß binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Brande dem Agenten Anzeige erstatten, binnen drei Tagen bei der Ortspolizeibehörde seine umständliche Vernehmung herbeiführen und endlich bezüglich abhanden gekommener Gegenstände Antrag auf gerichtliche Strafverfolgung stellen — alles bei Verlust seines Anspruches auf Entschädigung. Was heißt „nach dem Brande“? Wann beginnt und wann endet die vierundzwanzigstündige, wann die dreitägige Frist? Die Statuten enthalten hierüber nichts.

Die Privatversicherungsgesellschaften sind statutenmäßig rigoros und zugleich zweideutig. „Sie machen, sagt Ploner, Rechtswirkungen von einem Verhalten und einer Umsicht des Versicherten abhängig, die das strengste römische Recht nicht einmal von einem diligentissimus paterfamilias verlangt,“ und den Statuten gemäß verfährt natürlich der Agent bei der Regulirung des Schadens, dessen Betrag unter Ausschluß des Rechtsweges festgestellt wird. Die Statuten enthalten aber auch sonst noch Vorschriften und Klauseln genug, um einen leidlich geschickten Advokaten bei jedem Brandfalle einen Umstand herausfinden zu lassen, welcher die Gesellschaft von der Entschädigungspflicht befreit. Wenn die Gesellschaften darauf hinweisen, daß bei den Bestimmungen über den Schadenersatz Strenge geboten sei, damit nicht durch zu große Erleichterung der Entschädigung die Versicherten zu Brandstiftung und Betrug verführt würden, so bemerkt unsre

Schrift mit Recht: „Es sollte aber nicht vergessen werden, daß die Verführung die gleiche ist, wenn man Überversicherungen duldet, was bei Privatgesellschaften häufig vorkommt, da man sich, unbekümmert um die verderblichen Folgen, die höhere Prämie gern gefallen läßt. Übrigens hat der Staat doch wohl das gleiche Interesse, seine Versicherten vor der Gefahr zu leichter Erlangung des Schadenersatzes zu bewahren, und doch ist es dem bairischen Staate nicht eingefallen, bei den Bestimmungen über die Entschädigungspflicht seiner Brandversicherungsanstalt etwas den Statuten der Privatversicherungsgesellschaften auch nur entfernt ähnliches zu bieten."

„Mit Rücksicht auf den Wegfall des Aktionärgewinnes verdienen unter den privaten Feuerversicherungsanstalten die Gesellschaften auf Gegenseitigkeit den Vorzug, denn sie stehen dem ursprünglichen Versicherungszwecke wechselseitiger Unterstützung näher und bezwecken mit den Beiträgen der Versicherten gewöhnlich nur Deckung der Schäden und Verwaltungskosten. Allein dem großen Staatszwecke einer Ausdehnung der Versicherung auf die ärmste Klasse des Volkes können auch sie, da sie für den kleinen Mann viel zu teuer sind, nicht genügen.... Gotha speziell hat eine sehr hohe Prämie. Die vornehme Gesellschaft nimmt natürlich schon mit Rücksicht auf ihre bisherigen Mitglieder keine schlechten Risikos; sie braucht bei ihrer Stellung keine billigeren Prämien, um etwa eine größere Anzahl neuer Mitglieder zu gewinnen, im Gegenteile, hier wird die Aufnahme fast schon Gnadensache; denn nach dem bei ihr üblichen System genießen die Versicherten ja hohe Dividende.... Allein entspricht dies dem Grundgedanken der Versicherung, ja dem eignen Statut, wonach die Versicherung zu keinem Gewinn für den Versicherten führen soll?... Hier ist entschieden ein Überschuß an Geld vorhanden, der weit über den Versicherungszweck hinausgeht und schließlich als Luxusausgabe vom Nationalvermögen erscheint. Bei kleineren Gesellschaften aber birgt die Verpflichtung zum Nachschuß allzu große Gefahren für die Versicherten in sich, auch wird bisweilen bei ihnen das Geschäft von der Leitung der Gesellschaft zu gewinnsüchtigen Privatzwecken ausgebeutet, wofür die Katastrophen der Gesellschaften Ludwigshafen, Vater Rhein u. dergl. zum warnenden Exempel dienen mögen."

Abgesehen von allen im vorstehenden aufgezählten Mängeln der deutschen Feuerversicherungsanstalten sind dieselben aber nicht einmal imstande, große Risikos auch nur für den beschränkten Kreis von Versicherungsnehmern, der sich ihrer überhaupt bedienen kann, zu tragen, und so müssen sie sich vom Auslande helfen lassen: schweizerische, englische, französische, österreichische, italienische, skandinavische Gesellschaften „arbeiten" unter uns mit Rückversicherungen und natürlich des Gewinnes halber, der deutsche Versicherungsnehmer bereichert somit auch das Ausland. Sagt man uns aber, dies sei nicht zu entbehren, weil unsre eignen Gesellschaften nicht genug Kapital haben, so wird mit dem Verfasser zu entgegnen sein: „Wie fragwürdig ist dann ihr so häufig betonter volkswirt-

schaftlicher Nutzen, und wie wenig erst vermögen sie dem auf Verallgemeinerung der Versicherungszwecke gerichteten Staatszwecke zu dienen?"

Was aber von den Feuerversicherungsgesellschaften gesagt wurde, gilt im wesentlichen von den übrigen Güterversicherungen. Die Schattenseiten aller dieser Anstalten sind nach der Meinung des Verfassers nur durch die allgemeine Staatsversicherung zu vermeiden, die, wie alles Menschenwerk, ihre Mängel haben mag, aber dem Ideale des Versicherungswesens gewiß am nächsten kommt. „Die Staatsversicherung wird sich, so denkt unsre Schrift sich die Sache, meist aus einem kombinirten System der verschiednen Versicherungsprinzipien bilden. Sie nimmt die Vorteile der Aktien= und der Gegenseitigkeitsgesellschaften in sich auf, vermeidet aber thunlichst deren Nachteile; entsprechend dem ursprünglichen Versicherungsgedanken, beruht sie auf der Gegenseitigkeit und deckt mit den Beiträgen der Versicherten die Schäden und die auf ein Minimum zu reduzirenden Kosten der Verwaltung. An Stelle des Aktiengarantiekapitals tritt die Dotation der Anstalt wie bei andern Staatsinstituten; die Gefahr der Zahlung von Nachschüssen wird durch Fixirung fester, vorauszahlbarer Beiträge ausgeschlossen, letztere aber werden trotz Abstufungen nach Gefahrenklassen so niedrig bemessen, daß sie der großen Masse des Volkes erschwinglich sind, wie denn auch im allgemeinen die Verpflichtung zur Annahme aller Versicherungen bestehen muß."

Dies ist keineswegs eine Utopie; denn nach diesem Rezept ist in der Hauptsache die staatliche Immobiliar=Brandversicherungsanstalt in Baiern geformt worden, die, seit sieben Jahrzehnten bestehend und 1875 neu organisirt, als Muster ihrer Art betrachtet werden darf. Sie beruht auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit und ist Staatsmonopol, doch besteht nur indirekter Versicherungszwang, dem Gebäudebesitzer steht es frei, ob er der Anstalt beitreten will, dagegen ist jede anderweite Versicherung null und nichtig. Andrerseits hat auch die Anstalt alle Versicherungen (mit Ausnahme von Schaubuden und Petroleumspeichern) anzunehmen. Der Eintritt erfolgt auf Grund einfacher Abschätzung der Assekuranzgegenstände durch verpflichtete Beamte, und gegen etwaige Abweisung des Versicherungsantrages steht der Verwaltungsrechtsweg offen. Sehr klar und bündig ist die Entschädigungspflicht der Anstalt geregelt: „Die Versicherung wirkt unbeschränkt und unbedingt in allen Brandfällen" (Brandstiftung natürlich ausgenommen), und gegen die Feststellung des Schadens steht dem Versicherten gleichfalls der Rekurs auf dem Verwaltungsrechtswege frei. Die Entschädigung wird gegebenen Falles bis zur vollen Höhe der Versicherung geleistet, und die etwaige Nichtzahlung der Jahresbeiträge hebt die Versicherung und deren Rechtsfolgen durchaus nicht auf. Die Beiträge werden wie Staatssteuern, eventuell auf dem Zwangswege, eingetrieben. Die Anstalt besitzt einen Vorschuß=, beziehungsweise Reservefonds von mehr als drei Millionen Mark, der genügende Bürgschaft bietet, und der bis zu vier Millionen erhöht werden

kann. Die Jahresbeiträge der Mitglieder sind in vier Klassen geteilt, deren erste zehn und deren vierte fünfundzwanzig Pfennige von hundert Mark der Versicherungssumme zahlt. Diese Beiträge vermindern sich aber noch durch günstige Betriebsergebnisse sehr erheblich. So schloß die Anstalt ihr letztes Betriebsjahr mit einem so glänzenden Resultate ab, daß für das nächste den Mitgliedern drei Millionen an Beiträgen erlassen werden konnten und für das Jahr 1884 bis 1885 nur ein halber Jahresbeitrag erhoben werden soll. „Es dürfte, sagt Ploner mit Recht, schwer sein, eine Privatversicherungsgesellschaft zu finden, welche ebenso uneigennützig und im Interesse ihrer Versicherten arbeitet und wirtschaftet.“

Neben der Immobiliar-Brandversicherungsanstalt besitzt Baiern seit kurzem auch die staatliche Hagelversicherungsanstalt, die von ländlichen Kreisen schon längst gewünscht und wiederholt beim Landtage beantragt worden war. Diese stimmt in ihren Grundprinzipien im wesentlichen mit denen der andern Anstalt überein, ist aber mit Rücksicht auf den Umstand, daß die Hagelgefahr in den einzelnen Gegenden sehr verschieden ist, nicht monopolisirt. Sie zählt nach kaum halbjährigem Bestande schon gegen achttausend Versicherte und hat auch bereits gezeigt, daß sie ihren Verpflichtungen exakt nachkommt. „Die zu Anfang des August in Baiern mehrfach eingetretenen Hagelschäden waren nach dem neuen Verfahren binnen wenigen Tagen erhoben und regulirt und die Auszahlung im Gange. . . . Von den Versicherten waren 13,2 Prozent beschädigt worden, die Entschädigungsforderungen gelangten zur vollen Auszahlung, und im übrigen werden die Beiträge der Mitglieder nebst dem Staatszuschuß im Gesamtbetrage von 100000 Mark dem nächsten Jahre als Reservefonds überwiesen — gewiß sehr günstige Auspizien für eine so junge Staatsanstalt!“

Von noch höherem Werte als die Güterversicherung ist die Personal- und zunächst die Lebensversicherung: sie übt einen mächtigen Einfluß auf den Nationalwohlstand, indem sie nicht nur den Kredit hebt und vor Verarmung schützt, sondern auch erziehend wirkt. Sie sollte daher der großen Masse zugänglich sein, was sie in Deutschland nicht ist, denn nicht einmal der Mittelstand beteiligt sich an ihr in wünschenswertem Maße. Die in Deutschland arbeitenden Lebensversicherungsanstalten können jenem Zwecke garnicht entsprechen, denn sie sind viel zu teuer, ihre Prämie ist für die Mehrzahl des Volkes unerschwinglich. Eine Staatsversicherung dagegen würde schon durch Ersparung der Provisionen, Verwaltungskosten und Rückvergütungen, sowie durch den Wegfall des Aktionärgewinnes und der Dividenden in den Stand setzen, die Prämie auf einen solchen Betrag zu erniedrigen, daß die staatliche Assekuranzanstalt zu einem wahren Volksinstitut werden würde. Auch bieten die privaten Lebensversicherungsanstalten keine solche Bürgschaft für ihre Fortexistenz wie eine staatliche; schon in gewöhnlichen Zeiten sind solche (wir erinnern an die Berliner „Nationale“) zu grunde gegangen. Wie erst bei Epidemien? Was endlich

die Versicherungsbedingungen jener Privatgesellschaften betrifft, so ist allgemein bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Aufnahme verknüpft ist, und wie bei den Deklarationen Fragen gestellt werden, deren Beantwortung oft weit über Erfahrung und Judicium des Versichernden hinausgeht und, da die Gesellschaften von ihrer Richtigkeit ihre Entschädigungspflicht abhängig machen, leicht zur Falle werden kann.

England hat in der Mitte der sechziger Jahre eine staatliche Lebens- und Invaliditätsversicherungsanstalt für kleine Leute gegründet, bei der die Versicherung durch die Post vermittelt und der kleinste Betrag in wöchentlichen Zahlungen angenommen wird. Auch für Deutschland ist eine solche Einrichtung Bedürfnis. Ob eine Reichsversicherungsanstalt allgemein als Staatsmonopol zu kreiren oder Mitbeteiligung der Privatgesellschaften, etwa für einzelne Versicherungszweige, zuzulassen sei, ist Frage der Organisation, die der Verfasser nicht beantwortet. Zum Schluß aber sagt er: „Es geht ein korporativer Zug durch unsre Zeit. Das Reichsunfallversicherungsgesetz hat ihm Rechnung getragen. Ob er sich auch bei einer allgemeinen Reichsversicherung benutzen ließe? ... Die Verstaatlichung des Versicherungswesens schneidet tief ein in private, in materielle Interessen, auch sie ist ein Kampf gegen das Kapital, und umso mächtiger und hartnäckiger sind ihre Gegner.... Aber es gilt auch das Wohl des deutschen Volkes, und mögen die Feinde der Staatsversicherung im Parlamente, mögen die Privatversicherungsgesellschaften mündlich oder schriftlich, mag die Börsen- und Handelspresse noch so sehr eifern gegen den „Wahnsinn“ der Verstaatlichung des Versicherungswesens, das Volk, das große Volk steht ihnen gegenüber, die Aufklärung, daß es sich auch hier um eine Ausbeutung des Volkes durch den Kapitalismus handelt, bricht sich in den Massen Bahn. Aber eben wegen der Größe der Frage, die zur Entscheidung steht, wegen der gewaltigen Kämpfe, die sie veranlassen wird, halten wir es nicht für richtig, die Verstaatlichung der Versicherung im weiteren den einzelnen Bundesstaaten zu überlassen.... Der Kampf muß im Reichstage ausgefochten werden. Die Verstaatlichung gehört mit zur Lösung der sozialen Frage. Möchten die Reichsboten, die demnächst wieder nach der Hauptstadt eilen, nicht vergessen, daß sie einst der großen Masse ihrer Wähler kein schöneres Geschenk mit nach Hause bringen können als die Staatsversicherung.“

Einst — denn schnell wird sich das wohl nicht machen. Es sind vielfache Vorarbeiten, Prüfungen, Vergleichungen und Kombinationen erforderlich, und dazu bedarf es reichen Materials. Zunächst wäre zu dem Zwecke — vorausgesetzt, daß der Reichskanzler überhaupt an eine Aufgabe denkt, wie unsre Schrift sie vor Augen hat — wohl der Justizminister zu veranlassen, durch einen Kommissar*) aus den Akten des Amtsgerichts und Landgerichts Berlin I, in deren

*) Der ein Mitglied des Reichsversicherungsamtes sein könnte, und der auch die Schriftstücke zu studiren hätte, in denen die Versicherungsgesellschaften verklagt werden, um zu

Sprengel die meisten Versicherungsgesellschaften ihren Sitz haben, feststellen zu lassen:

a) Die ungemein große Anzahl von Rechtsstreitigkeiten, welche aus dem Versicherungswesen entspringen und schon an sich sehr deutlich auf einen krankhaften Zustand hinweisen;

b) Die aus den Einreden der von den Versicherungsgesellschaften Verklagten, namentlich der Rustikalen, ersichtliche Thatsache, daß mehrere von jenen Gesellschaften den für sie alle noch heute — soweit sie auf Gegenseitigkeit beruhen — maßgebenden Grundsatz des § 2024, Titel 8, Teil II des Allgemeinen Landrechts sehr oft verletzen, welcher lautet: Bei Schließung des Versicherungsvertrages sind beide Teile zu besondrer Treue, Redlichkeit und Aufrichtigkeit verpflichtet;

c) Die schlechte Verwaltung und den daraus sich ergebenden Vermögensverfall vieler Gesellschaften;

d) Die sich an den Vermögensverfall anklebende Liquidation, welche sich unter dem Vorwande, die Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu erfüllen, gewöhnlich darauf beschränkt, die unglücklichen Versicherten durch Prozesse finanziell auszuquetschen und die durch solches Verfahren von ihren eignen Mitgliedern erbeuteten Beträge lediglich zu langjähriger Sustentirung irgendeines obskuren Liquidators zu verwenden. So befindet sich z. B. die „Deutsche Viehversicherungsgesellschaft Pan" schon seit dem Jahre 1871 in Liquidation, strengt alle Jahre eine große Anzahl von Prozessen gegen ihre vormaligen Mitglieder an, will, wie man behauptet, noch gegen zweitausend anstrengen, erstreitet neuerdings leider bei der Mehrzahl der Kammern des Landgerichts (in der That, nur die siebente, Direktor Bornemann, macht davon eine Ausnahme) ihre Forderungen*) und läßt dann die so erlangten Beträge alle in den Schoß der Liquidation versinken, sodaß es sich u. a. (in dem Falle gegen Langnese) ereignete, daß der Beklagte kontumazirt und darauf exekutirt wurde, und als er sich sodann restituiren ließ, materiell den Prozeß gewann und nun seinerseits die Gesellschaft auf Rückerstattung pfänden ließ, die Gesellschaft nichts besaß und somit nicht imstande war, dem Betreffenden sein ihm mit Unrecht abgenommenes Geld wiederzugeben.

---

eruiren, in welcher Weise die letztern sich von Erfüllung ihrer Verbindlichkeit wegzudrücken bemüht sind.

*) Die siebente Zivilkammer weist die Klagen des „Pan" auf Nachschußforderung ab, weil sie den Versicherungsvertrag überhaupt als unverbindlich für den Beklagten betrachtet, indem sie annimmt, die Gesellschaft sei schon bei Abschluß dieses Vertrages insolvent gewesen und habe dies dem Versicherungsnehmer offen und ehrlich mitteilen sollen, wie das Gesetz es gebietet. Da sie dies unterlassen, so habe sie den Versicherungsnehmer getäuscht oder, juristisch ausgedrückt, in ihm „einen Irrtum erregt," der als ein wesentlicher das Rechtsgeschäft an sich ungiltig macht. Die übrigen Zivilkammern dagegen nehmen an, die Insolvenz einer Gesellschaft auf Gegenseitigkeit, wie der „Pan" eine ist, stehe erst fest, wenn alle Mitglieder derselben selbst zahlungsunfähig seien, es könne also in Betreff des „Pan" zur Zeit nur von einer Zahlungsstockung die Rede sein.

Der oben angeführte Grundsatz des Allgemeinen Landrechts wird nach uns vorliegenden Notizen insbesondre von der „Allgemeinen Deutschen Hagelversicherungsgesellschaft“ oft aus den Augen gelassen, indem sie ihre Agenten unter der ländlichen Bevölkerung in einer Weise für sich werben läßt, welche Liebhaber von Kraftausdrücken fast zu der Bezeichnung Bauernfang berechtigen könnte. So wird von den Agenten den bäuerlichen Landwirten außerordentlich oft verschwiegen, daß die Gesellschaft eine solche auf Gegenseitigkeit ist. Man giebt den Versicherungsnehmern nur die „fixe Vorprämie“ als Versicherungsbetrag an, und wenn dann von ihnen der „Nachschuß“ eingefordert wird, weigern sie sich erstaunt und erschrocken, zu zahlen, und lassen es, gestützt auf ihre Abmachung mit dem Agenten, auf einen Prozeß ankommen, der ihnen stets schwere Kosten auferlegt, und den sie oft verlieren, weil die Gerichte nur den Wortlaut der Police gelten lassen.*)

*) Die Gewinnsucht der auf Provision angewiesenen Agenten und der Umstand, daß man nur die findigsten und fixesten beibehält, mag allerdings die Hauptschuld an der Kalamität tragen; die Rechtshändel aber ergeben, daß die Gesellschaft sich nicht beeilt, Remedur eintreten zu lassen, wenn unkorrektes Verhalten der Agenten offenbar wird, sondern, daß sie auf ihrem Scheine besteht, obgleich das Gesetz für Versicherungswesen besondre Treue und Rechtschaffenheit vorschreibt. Nicht selten kommt es vor, daß ländliche Versicherungsnehmer einwenden, der Agent habe ihnen nicht gesagt, daß seine Gesellschaft eine auf Gegenseitigkeit sei, vielmehr nur, daß die jährliche Prämie soundsoviel Mark betrage und weitere Zahlungen, „insbesondre solche von Nachschüssen,“ nicht zu leisten seien, und nun erst habe er, der Beklagte, erklärt, daß er unter dieser Bedingung bei der betreffenden Gesellschaft Versicherung nehme, und nun erst habe er das Antragsformular, ohne dasselbe durchzulesen, unterzeichnet. Oft lassen die Gerichte diese Einreden nicht gelten, sondern meinen, der Beklagte fechte in der That den Vertrag an, er wolle von dem Agenten getäuscht und in einen Irrtum über die rechtliche Natur der klagenden Gesellschaft versetzt worden sein, aber dieser Behauptung stehe der Inhalt des von ihm unterschriebenen Versicherungsantrages entgegen. Es habe keine Pflicht des Agenten bestanden, den Beklagten aufzuklären, vielmehr sei es Sache des letzteren selbst gewesen, sich über die Bedeutung seines Schrittes Gewißheit zu verschaffen. Diese Richtersprüche provoziren die Frage, ob denn dabei auch der § 540, Tit. II, Teil 1 des Allgem. Landrechts erwogen worden, welcher lautet: „Kann ein Teil überführt werden, daß er dem andern Umstände verschwiegen habe, die nach vernünftigem Ermessen der Sachverständigen auf den Entschluß desselben, in den Vertrag bedungenermaßen sich einzulassen, hätten Einfluß haben können, so ist der andre befugt, von dem Vertrage wieder abzugehen und das Gegebene zurückzufordern.“

Um zu ermessen, wie schwer es den Bauern ist, sich allein über die rechtliche Natur der klagenden Gesellschaft klar zu werden, muß man diesen vom Beklagten unterschriebenen Versicherungsantrag sehen. Auf demselben sind die Worte „Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit“ nirgends zu finden, und doch müßten sie mit den größten Buchstaben am Kopfe des vorgedruckten Antrages zu lesen sein; man begnügt sich, mitten unter den in Perlschrift mitgeteilten Versicherungsbedingungen zu sagen: „Durch Abgabe des vollzogenen Versicherungsantrages an die Agentur übernimmt der Antragsteller die Verpflichtung, den planmäßigen Beitrag, sowie etwa notwendig werdende Nachschüsse zu entrichten und sich überhaupt dem Statut und den Versicherungsbedingungen zu unterwerfen.“ Man muß schon ein studirter Mann sein, um diesen Paragraphen zu bemerken; der Bauer findet ihn nicht, jedenfalls nicht vor dem Unterschreiben des Versicherungsantrages bei dem Andrängen

Solche Prozesse haben dann noch die weitere schlimme Folge, daß die Landleute von ferneren Versicherungen abgeschreckt werden, eine Unterlassung, die häufig wiederum erheblichen Schaden veranlaßt. Die genannte Gesellschaft hat namentlich im Elsaß manchen geschädigt, indem sie dort, auf der Thatsache fußend, daß die ehemals in diesen Gegenden arbeitende französische Abeille eine Versicherungsgesellschaft auf Aktien war, ihre Agenten den Irrtum verbreiten oder ausnutzen ließ, daß sie ebenfalls eine Aktiengesellschaft (bei der es keine Nachschüsse giebt) sei, wodurch nicht wenige Elsasser Bauern in verdrießliche Prozesse verwickelt worden sind.

Im übrigen verweisen wir Juristen, welche sich über den Gegenstand Klarheit zu verschaffen wünschen, auf die Schrift: „Materialien für die juristische Beurteilung der in Konkurs befindlichen Nationale, Lebensversicherung a. G. in Berlin“ von Dr. F. Wallmann, aus der wir nur ein Excerpt betreffend die Geschicke der verkrachten Anstalt, das für weitere Kreise verständlich ist, mitteilen wollen. Andre interessante Kapitel, welche jene Gesellschaft charakterisiren, in Auszügen zu geben, ist hier unmöglich, weil dabei zu sehr in Einzelheiten einzugehen wäre. Wir machen nur auf den an charakteristischen Stellen ganz besonders reichen Abschnitt: „Die Nachschußzahlung“ aufmerksam.

Die „Nationale“ wurde am 30. Juli 1873 als Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit konzessionirt. Der Garantiefonds wurde, wie vorgeschrieben, auf 600 000 Mark beziffert, wovon 25 Prozent baar eingezahlt und die übrigen 75 Prozent in Solawechsel gedeckt sein sollten. Nach § 30 der Statuten sollte, wenn nicht binnen Jahresfrist der Staatsregierung der notarielle Nachweis geliefert worden, daß der Garantiefonds eingezahlt, bez. bedeckt sei, die Konzession erloschen sein. Dieser Fall trat nicht ein; denn die Rostocker Bank übernahm beinahe sämtliche Obligationen, leistete dafür die 25prozentige Einzahlung und gab für die verbleibenden 75 Prozent ihre Solawechsel. Nun ging die Sache bis zum Jahre 1878 ganz gut: die Geschäfte nahmen anscheinend ihren ruhigen Verlauf, der Direktor stellte Bilanzen auf, der Aufsichtsrat, die Revisoren und mitunter auch die behördlichen Organe prüften sie, und infolgedessen erteilten die jeweiligen Generalversammlungen umso williger das Absolutorium, als sich immer Überschüsse aufweisen ließen. Bei alledem schien aber niemand zu wissen, daß während der ganzen Periode auch nicht eine einzige Mark auf Prämienreserve, welche ja die Existenzbedingung jedes Lebensversicherungsinstituts bildet, zurückgelegt worden war; laufende Einnahmen und laufende Ausgaben hielten sich das Gleichgewicht, und Null von Null ging auf. Ja noch mehr. Als 1878 die Bank in Rostock fallirte,

des redseligen und provisionssüchtigen Agenten. Doch des Bauern Rache bleibt nicht aus. Er und seine Nachbarn im Dorfe sagen: „Einmal und nicht wieder!“ und es scheint, als ob infolge dessen einer gewissen Gesellschaft „die Puste ausgehen“ wollte und man prophezeien dürfte: „Balde, ja balde — liquidirest auch du.“

wurde ein für die „Nationale" wieder anscheinend günstiges Arrangement mit ihr dahin getroffen, daß sie gegen Herausgabe ihrer Solawechsel die Obligationen zurückgab und auf die 25 Prozent Einzahlung, sowie auf eine größere Forderung, mit welcher die Gesellschaft bei ihr im Buche stand, vollständig verzichtete. Die Regierung gab hierzu ihre Zustimmung, weil man ihr sagte, die Gesellschaft gewinne damit nicht weniger als eine Viertelmillion. Diese verschwand aber gleichfalls, und nichts blieb übrig, um den Reserven auf die Beine zu helfen.

Findige Köpfe wissen sich zu helfen, und die Direktoren Marienfeld und Ballien waren findige Köpfe. Letzterer schlug der Gesellschaft den Ankauf gewisser Grundstücke in der äußersten Peripherie Berlins, sogenannter Spekulationsbauten, vor. Der Kaufpreis war zwar sehr hoch, aber das schien gerade recht; denn derselbe sollte teils durch Übernahme der Hypotheken, im übrigen aber ohne Sicherstellung durch eine Jahresrente auf Lebenszeit gedeckt werden. Das Geschäft kam zu stande, und der eingebildete, nicht wirkliche Mehrwert der Grundstücke brachte es zu wege, daß man mit Aufstellung einer (natürlich fiktiven) Prämienreserve beginnen konnte. Subdirektor Ballien bekam für diese rettende That 6000 Mark Provision. Die Gesellschaft aber geriet von jetzt ab in immer größeren Mißkredit. Indes, die leitenden Faktoren setzten ihr Treiben fort, bezogen und gaben Tantiemen, zahlten Zinsen für die Obligationen und brachten einen ansehnlichen Teil derselben zur Verloosung, bis ihnen endlich ein energisches Halt zugerufen und der Augiasstall von den unsaubern Elementen gereinigt wurde, nicht früh genug, um die Versicherten vor beträchtlichen Verlusten zu bewahren, nicht zu spät, wie es schien, um auch noch einiges für sie retten zu können. Der neue Aufsichtsrat und die nunmehrige Direktion schienen dazu geneigt, wenigstens bekannten sie die Verhältnisse, indem sie die Bilanz für 1881 lieferten und an die Versicherten eine Ansprache richteten, in der es unter anderm hieß:

„Das Defizit von 378 615.85 Mark ist meistenteils dadurch entstanden, daß die im Jahre 1878 erworbenen Häuser nur mit ihrem wahren Wert in Ansatz gebracht worden sind. Dieselben wurden für die auf ihnen haftenden Hypotheken von 217 500 Mark erworben, mit der Verpflichtung, der Vorbesitzerin eine lebenslängliche Jahresrente von 4500 Mark und ebenso nach ihrem Tode noch einem Verwandten lebenslänglich 1200 Mark zu zahlen. Außerdem hat die Gesellschaft die Verpflichtung, für das Begräbnis und die Instandhaltung des Grabes der Vorbesitzerin der Häuser 1450 Mark zu entrichten. Selbstverständlich ist bei einer Schuldenlast von 217 500 Mark und den erwähnten Verpflichtungen keine Anzahlung geleistet. Wie aber die frühere Direktion da einen Gewinn von 220 642.02 Mark in die Bilanz bringen konnte, wird jedem Unparteiischen unbegreiflich bleiben; denn die Häuser haben der Gesellschaft bis jetzt 32 686 Mark (Balliens Provision, drei Jahre Rente der Vorbesitzerin, Reparaturen u. dergl.) gekostet. . . . Nachdem die Grundstücke

ihrem wahren Werte entsprechend in die Bilanz eingestellt sind, fehlt aber die volle Prämienreserve von 318000 Mark, dazu kommen dann noch die vorhandenen sechsprozentigen Obligationsschulden aus dem Garantiefonds und die andern aus der Bilanz ersichtlichen Verbindlichkeiten. Bei einer eventuellen Subhastation könnte die Sache noch schlimmer werden, da dann außer dem baaren Verluste an den Pfandbriefen die von der Gesellschaft übernommenen Verpflichtungen den ausfallenden Gläubigern und der Vorbesitzerin gegenüber noch bestehen bleiben."

Es kam nun zu einer Generalversammlung, bei der sich die oft wahrgenommene beklagenswerte Erscheinung wiederholte, daß nur sehr wenige Mitglieder (hier von über 2000 nur 14) erschienen, sodaß Beschlüsse gefaßt werden konnten, die dem Interesse der Versicherten garnicht entsprachen. Namentlich wurde der § 35 der Statuten abgeändert, der in der That unklar war, aber durch die Modifikation noch unbestimmter und gefährlicher wurde. Derselbe behandelte die Deckung etwaiger Ausfälle und bestimmte in seiner ursprünglichen Gestalt, daß mindestens die Hälfte aus dem Garantiefonds entnommen und höchstens die Hälfte durch Nachschußprämien der sämtlichen Versicherten gedeckt werden solle. Jetzt sollte der Paragraph einen Zusatz bekommen, nach welchem es der Generalversammlung freistand, zu beschließen: „Das ganze Defizit kann auch allein durch einzufordernde Nachschußprämien gedeckt werden." Also auf Kosten der Versicherten sollten die Obligationenbesitzer verschont werden, oder weil der Garantiefonds nicht in genügender Höhe vorhanden war, sollten die Mitglieder allein für das Defizit aufkommen. Statt dessen wäre es, wirklichen guten Willen bei der neuen Verwaltung vorausgesetzt, zweckentsprechender gewesen, den Paragraphen so zu formuliren, „daß die Gesellschaft alle gesetzlichen Mittel anzuwenden habe, um die Einlösung der Solawechsel bei den Besitzern der Obligationen zu erwirken, daß in jedem Falle der Garantiefonds in seiner vorhandenen und zu gewärtigenden Höhe der Deckung des Defizits dienlich gemacht, und daß der dann noch verbleibende Ausfall durch die Nachschußprämien gedeckt werde." Die sonstigen Absichten der Verwaltung nahmen sich gut aus. Sie wollte jede gewaltsame Realisirung (Subhastation) des Immobilienbesitzes der Gesellschaft hintanhalten, und sie beabsichtigte ernste Verhandlungen mit einer bestehenden Versicherungsanstalt anzubahnen, um ihr Portefeuille an dieselbe zu übertragen — Bestrebungen, die dahin führen konnten, daß das jetzt nachgewiesene beträchtliche Defizit um mehr als die Hälfte vermindert wurde, ja daß es vielleicht mit einer einjährigen Nachschußprämie abgethan war.

Über das Weitere müssen wir uns kurz fassen. Im Jahre 1882 schloß die neue Verwaltung in Anbetracht ihrer sehr bedenklichen Lage keinerlei weitere Geschäfte ab, auch reduzirte sie ihre laufenden Spesen so, daß eine Vermehrung des Defizits kaum noch zu befürchten war. Überhaupt lag bei ihr nicht die

Absicht vor, die Gesellschaft zu rekonstruiren und die Geschäfte fortzuführen sondern sie wollte liquidiren, um die Versicherten möglichst geringen Schaden erleiden zu lassen. Derselbe stellte sich aber schließlich als groß genug heraus, wie folgendes Schreiben beweist, mit welchem am 1. Oktober vorigen Jahres der Konkursverwalter Fischer den nach jenem Paragraphen 35 der Statuten fälligen Nachschuß einforderte:

Durch Beschluß des königlichen Amtsgerichts I. Berlin vom 7. April 1883 ist über das Vermögen der „Nationale," Lebensversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit zu Berlin, der Konkurs eröffnet, und ich bin zum Verwalter der Masse ernannt und bestätigt worden.

Nach den Büchern der Gesellschaft war Ende 1881 ein Defizit vorhanden. Die Höhe desselben war verschieden festgestellt und betrug nach dem von der Generalversammlung vom 28. Dezember 1882 genehmigten Abschlusse 378615.85 Mark. Diese Summe ist von der letzten Direktion in voller Höhe auf die Mitglieder verteilt und eingefordert worden.

Dieser Abschluß enthielt jedoch Irrtümer, welche teilweise schon von der letzten Direktion erkannt worden waren. Ich war infolge dessen gezwungen, einen andern, richtigen Abschluß anzufertigen.

Nach diesem neuen Abschluß, der von dem mir zuerteilten Gläubigerausschusse genehmigt worden ist, beträgt das Defizit 219754.02 Mark, und dieses ist nach Paragraph 35 des Gesellschaftsstatuts von den Ende 1881 vorhandenen Gesellschaftsmitgliedern nach Verhältnis der von ihnen gezahlten Jahresprämie zur Hälfte, also mit 109877.01 zu decken. [Zur Hälfte; denn der obenerwähnte Zusatz der Generalversammlung zu Paragraph 35, nach welchem die Obligationenbesitzer nicht heranzuziehen sein sollten, war von der Regierung — man darf sagen, selbstverständlich — nicht genehmigt worden.]

Ende des Jahres 1881 waren noch 1984 Verpflichtete vorhanden mit einer Versicherungssumme von 2639185 Mark und einer Jahresprämie von 91625.46 Mark. Sonach würde auf eine Mark Prämie 1.20 Nachschuß fallen. Mit Rücksicht darauf, daß einzelne Ausfälle unvermeidlich sind und die Einziehung mit mannichfachen Kosten verknüpft ist, habe ich in Uebereinstimmung mit dem Gläubigerausschuß die Höhe des Nachschusses derart normirt, daß auf 1 Mark 1.25 Nachschuß kommen. Sie sind durch Police Nr. . . . versichert und zahlen eine jährliche Prämie von . . . Mark, demnach haben Sie eine Nachschußprämie von . . . Mark zu entrichten.

Gegen Ende November d. J. waren, wie wir aus sicherster Quelle wissen, etwa fünfhundert Klagen der Gesellschaft gegen Mitglieder bereits eingereicht, und weitere tausend Klagen der Art werden für die Einreichung bei Gericht vorbereitet.

Wallmann schließt seine Schrift mit dem Rate: „Der Abschluß von 1880 ergab infolge falscher Angaben der »Nationale« über ihr Vermögen nur einen so geringen Verlust, daß die Versicherten dieses Jahres umsoweniger Grund zum Austritte hatten, als dieser Verlust aus dem Garantiefonds gedeckt werden sollte. Hätten die Versicherten von 1878, 1879 und 1880 die wahre Sachlage gekannt — und diese ihnen mitzuteilen, war die Verwaltung verpflichtet —, so

würden dieselben samt und sonders ausgeschieden sein... Aber die Verwaltung sah es als ihre erste Sorge an, daß die Versicherten durch Nachschüsse mit herangezogen werden, und zur Erfüllung dieser Aufgabe wurden fast sämtliche Jahresabschlüsse mit unrichtigen Angaben und Zahlen versehen... Hiernach kann es gar keinen Unterschied machen, wann der einzelne Versicherte Mitglied geworden ist; denn die absichtlichen Täuschungen laufen von Jahr zu Jahr weiter. Die Bilanz für 1881 endlich, wie sie das (Fischersche) Nachschußschreiben enthält, ist erst 1883 aufgestellt, während sie nach den Statuten am 31. Dezember 1881 aufgestellt und der nächsten ordentlichen Generalversammlung vorgelegt und Nachschüsse gleichfalls im nächsten Jahre ausgeschrieben werden müssen. Es kann deshalb auch die Versicherten des Jahres 1881 nicht tangiren, wenn sie etwa nicht aus-, sondern ins Jahr 1882 u. s. w. übergetreten sind. Es war ihnen spätestens in der ordentlichen Generalversammlung des nächsten Jahres mitzuteilen, daß Nachschuß zu erheben war, und ist ihnen diese Mitteilung nicht gemacht worden, so sind sie in einem wesentlichen Irrtume gelassen worden, und dieser charakterisirt sich als ein solcher, daß der Vertrag ungiltig wurde. Es empfiehlt sich daher Widerklage auf Aufhebung der Versicherungen und zwar schon von dem nächsten Jahre nach dem Beitritt an anzustellen."

Indem wir unser Thema mit den vielen Schattenseiten des bisherigen Versicherungswesens, die bei Betrachtung desselben zum Vorschein kamen und zur Abhilfe aufforderten, bis auf weiteres fallen lassen, machen wir noch auf eine Zeitungsnotiz aufmerksam, nach der in den Vereinigten Staaten Staatsversicherungsämter bestehen, welche die Aufgabe haben, über alle Versicherungsgesellschaften eingehende Kontrole zu üben und speziell genau die Werte vorzuschreiben, in denen die Kapitalien der Lebensversicherungsgesellschaften angelegt werden dürfen. Jedes Jahr wird von den Superintendenten dieser Ämter das Ergebnis ihrer Prüfungen in Gestalt eines detaillirten Berichtes an die Gesetzgebung eingereicht und eine Bilanz der einzelnen Assekuranzgesellschaften mit Angabe der verschiednen Besitz- und Wertstücke einer jeden veröffentlicht, sodaß jedermann über die Vermögenslage der heimischen Anstalten dieser Art wohlunterrichtet ist. Für Deutschland würde eine derartige Kontrole am geeignetsten dem neugegründeten „Reichsversicherungsamte" übertragen werden; denn nach dem trostlosen Verfalle mehrerer Versicherungsgesellschaften erscheint die gegenwärtige Staatsaufsicht, die in betreff der in Berlin befindlichen vom dortigen Polizeipräsidium geübt wird, als nicht genügend technisch durchgebildet, um Malversationen zu durchschauen, da man doch an dem Fleiß und der Gewissenhaftigkeit der kontrolirenden Staatsbeamten keinenfalls zweifeln darf. Es sollte also das berufenste Amt des Reiches mit der Beaufsichtigung der in Rede stehenden Gesellschaften beauftragt und es sollten die Gerichte angewiesen werden, diejenigen Prozeßakten an jenes Amt einzusenden, aus welchen sich ein unredliches Verhalten dieser Gesellschaften ergiebt. Dies wäre — die Frage der Verstaat-

lichung vorläufig ganz offen gelassen — zunächst das notwendigste. Dem Reichskanzler würde präsumtiv schon das genehm sein, daß das Reichsversicherungsamt auf diesem Wege einen weiteren Rahmen für seine Thätigkeit und einen ausgedehnteren und wirksameren Einfluß erhielte als durch die bloße Arbeit auf dem Gebiete der Unfallversicherung.

Nachtrag. In Liquidation befindet sich — bereits seit dem 5. Juli 1875! — die „Deutsche Landwirtschaftliche Versicherungsgesellschaft" in Berlin. Dieselbe zahlt wegen Armut keine Gerichtskosten, klagt aber immerfort Nachschüsse und Liquidationskosten ein, und die eventuell erstrittenen und beigetriebenen Beträge absorbirt die Liquidation an sich, sodaß der Zweck derselben, die Ansprüche der zu Schaden gekommenen Versicherten zu befriedigen, absolut nicht erfüllt wird, was schon daraus ersichtlich ist, daß die Liquidation binnen zehn Jahren noch nicht abgewickelt ist.

Nach alledem ist die Rechtshilfe, welche den Versicherungsnehmern zuteil wird, eine sehr problematische: die Gerichte können oft nicht helfen, weil ihnen das formale Recht im Wege steht, und oft helfen sie deshalb nicht, weil sie „dem praktischen Leben zu ferne stehen" (Worte eines Richters!). Darum ist es beklagenswert, daß alle diese Rechtsstreitigkeiten statutenmäßig oder wegen der Vorschrift der Paragraphen 19 und 23 der Zivilprozeßordnung in Berlin entschieden werden, während sie im Sprengel der ländlichen Versicherungsnehmer entschieden werden sollten, wo das betreffende Amtsgericht Land und Leute sowie diejenigen Verhältnisse kennt, deren Kenntnis eine richtigere Würdigung des Streitfalles ermöglicht.



Die Venezianer zu Hause.

Von Otto Kämmel.



Als im Mai 1797 ein Gewaltstreich Napoleons des Ersten das Leben der Markusrepublik zerstörte, vollzog sich gewiß ein Akt historischer Notwendigkeit. Und doch wendet sich die Sympathie dem zum Untergange bestimmten ehrwürdigen Staatswesen zu. Denn nicht nur fand damals ein Gemeinwesen sein Ende, das auf eine mehr als tausendjährige Geschichte und glänzende Ruhmesthaten zurückblickte, sondern auch eine höchst eigentümliche Kulturentwicklung, die an der Schwelle des Abend- und Morgenlandes stand und deshalb auch eine Bedeutung besitzt, welche weit über die einer lokalen Erscheinung hinausgeht. Nur noch

die Hülse blieb von diesem reichen Leben übrig, der Geist war längst entwichen. Ein Schatten des alten ist der gegenwärtige Handel Venedigs, die Geschlechter der stolzen Nobili sind verarmt oder verschwunden, ihre herrlichen Paläste zumeist in den Händen von Geldmännern oder in Hotels verwandelt oder verfallen, die prachtvolle Ausstattung an den Trödler verschleudert. Aber was das leibliche Auge nicht mehr sehen kann, das kann vor dem geistigen wieder erstehen. Eine Fülle von Denkmälern und schriftlichen Aufzeichnungen haben uns die alten Venezianer hinterlassen; noch stehen die Kirchen und Paläste, die sie erbaut, noch strahlt San Marco in schwerfällig-phantastischer Pracht, noch schmücken Tintorettos Siegesbilder die Säle des Dogenpalastes, und die Namen der alten Geschlechter, der Contarini, Cornari, Grimani, Loredani, Pesari und wie sie alle heißen, hallen noch wieder von den Wänden der Behausungen, in denen ihre Träger gewohnt. Einen unvergleichlichen Einblick in ihr Leben gewährt eine fast unabsehbare Literatur, voran die „Tagebücher" (Diari) Marino Sanudos, der mit Bienenfleiß alles zusammenstellte, was 1496 bis 1533 in der Lagunenstadt geschah und von ihr ausging,*) und die Aufzeichnungen des Marcantonio Barbaro aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die uns das bewegte Leben des vornehmen Venezianers daheim und in der Fremde, im Staatsdienst und in der Gesellschaft wiederspiegeln.**)

Aus diesen Resten — und wie vieles ist noch ungedruckt! — das Bild des venezianischen Daseins wiederherzustellen, die gediegene Pracht der Paläste, das wogende, farbenbunte Leben der Feste auf den glitzernden Wassern der Lagunen und der Kanäle und in den prangenden Gärten der Inseln, die wie ein blühender Kranz die Hauptstadt umschlangen, wenigstens dem Geiste zu vergegenwärtigen, das ist die lohnende Aufgabe, welche sich ein venezianischer Historiker gestellt hat, angeregt durch eine Preisaufgabe des venezianischen Instituts für Kunst, Literatur und Wissenschaft. In einem stattlichen Bande von 704 Seiten schildert P. G. Molmenti das Privatleben der Venezianer von den Anfängen bis zum Falle der Republik.***)

Er giebt mehr und weniger als der Titel verspricht; mehr, denn er schildert keineswegs nur das häusliche Leben, an das man bei dem Titel zunächst denkt, weniger, denn er giebt nicht eine vollständige Kulturgeschichte der Markusstadt, die man nach der Anlage des Werkes erwarten könnte. Dadurch kommt in die Darstellung etwas Ungleichmäßiges, Willkürliches. Während z. B. die

*) Seit 1879 herausgegeben von der venezianischen historischen Deputation. Die bis jetzt erschienenen drei Bände enthalten erst die Jahre 1496 bis 1501.

**) Bearbeitet von Charles Yriarte, La vie d'un patricien de Venise au seizième siècle. Paris, Plon & Cie., 1874. Zweite Ausgabe, mit Illustrationen. Paris, J. Rothschild, 1884.

***) La Storia di Venezia nella vita privata dalle origini alla caduta della repubblica. Opera premiata dal reale istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Torino, Roux e Favale, 1880. Von demselben Verfasser erschien 1884 eine Ergänzung, La Dogaressa.

venezianische Industrie ziemlich ausführlich behandelt wird, erfährt der Handel eine nur skizzenhafte Schilderung, ebenso das geistige Leben. Daß der Verfasser die Kunst im ganzen und großen ausschließt, wird man dagegen nicht tadeln, sowenig etwa wie bei Burckhardts Meisterwerk, der „Kultur der Renaissance in Italien"; ungern vermißt man aber eine wenn auch nur kurze Übersicht der venezianischen Verfassung und ihrer Entwicklung, die sich auf wenigen Seiten hätte geben lassen. Auch die Anordnung des Stoffes ist zuweilen nicht streng logisch, daher fehlt es nicht an Wiederholungen. Am besten gelungen ist dem Verfasser die „Glanzzeit" des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, während die Darstellung des Mittelalters weniger befriedigt. Die einheimische, namentlich die venezianische Literatur ist fleißig benutzt, aus den Archiven vieles herbeigezogen. Ebenso werden Geschick und Lebendigkeit der Schilderung nirgends vermißt, und sehr wohlthuend berührt der warme Patriotismus des Venezianers, der doch die Schäden seiner unvergleichlichen Vaterstadt nicht verschleiert.

Im folgenden soll nun versucht werden, in Anlehnung an Molmenti, aber in selbständiger Anordnung und hie und da mit einzelnen Ergänzungen ein Bild des venezianischen Lebens zu entwerfen, wie es vornehmlich in der Zeit des Glanzes erscheint. Wir schicken ein paar Daten über die Geschichte der Lagunenrepublik voraus.

Die Besiedlung der flachen, sumpfigen Inseln der Lagunen erfolgte bekanntlich im fünften und sechsten Jahrhundert, als die Einfälle der Germanen und der Hunnen Flüchtlingsschwärme vom venezianischen Festlande in die Lagunen warfen, denn nur die harte Not konnte zivilisirte Menschen veranlassen, sich zwischen einer wilden See und einer fast hafenlosen Küste eine neue Heimat zu suchen. So wuchs hier ein genügsames Geschlecht heran, zäh in der Arbeit, furchtlos in den Gefahren des Meeres, ein Volk von Schiffern und Fischern, eine Kolonie fast des gesamten Oberitaliens, zunächst unter der Leitung des byzantinischen Militärgouverneurs (dux) von Padua, dem die Militärtribunen der einzelnen Inseln untergeben waren, nach der Eroberung Paduas durch die Langobarden (um 600) direkt unter dem Exarchen von Ravenna, und unter der kirchlichen Fürsorge des Patriarchen von Aquileja, bis im Jahre 606 die Inseln sich einen eignen Patriarchen wählten, der seinen Sitz in Grado nahm. Eine selbständigere Entwicklung begann mit der Wahl des ersten venezianischen Dux (Doge), Paulucius Anafestus, im Jahre 697 mit der Residenz in Eraclea, seit 742 auf Malamocco, seit etwa 810 auf Rialto, als Karls des Großen Sohn Pipin Malamocco zerstört hatte, um die Inseln von Byzanz loszureißen. Hatte somit der neue Staat seinen bleibenden lokalen und politischen Mittelpunkt gefunden, so schuf er sich darauf sein kirchliches Zentrum durch die Übertragung der Reliquien des heiligen Markus von Alexandria nach Venedig im Jahre 828, dessen geflügelten Löwen seitdem die Stadt im Wappen führt. Heftige Parteikämpfe um die Geltung einzelner Geschlechter und um die Entwicklung des

Dogats, dessen Inhaber es möglichst unumschränkt und erblich zu gestalten suchten, erschütterten den jungen Staat und hinderten seine Machtentfaltung nach außen. Erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts that er den ersten Schritt dazu, und zwar nicht nach dem Festlande hin, sondern, dem maritimen Charakter Venedigs entsprechend, nach der Ostküste der Adria. Am Himmelfahrtstage wahrscheinlich im Jahre 1000 fuhr der Doge Petrus Urseolus aus, um die romanisch gebliebenen Küstenstädte Istriens und Dalmatiens bis Ragusa hin der venezianischen Schutzherrschaft zu unterwerfen. Von diesem Seezuge datirten die Venezianer ihre Herrschaft über die Adria; zum Andenken daran ließen sie später ihren Dogen das Fest der Vermählung Venedigs mit dem Meere an jedem Himmelfahrtstage begehen. Das Geschlecht der Urseoli bezahlte freilich trotzdem seinen Versuch, mit byzantinischer Hilfe das Dogat erblich zu machen, mit seinem Sturze (1032). Damit löste sich nach außen thatsächlich das Band der Abhängigkeit von Byzanz, so sehr auch der Staat ein freundschaftliches Verhältnis zu demselben zu behaupten suchte, zugleich geschah im Innern der erste Schritt zur Ausbildung einer streng aristokratischen Verfassung. Seitdem war der Doge an die Zustimmung der „Staatsräte“ (consiglieri di stato) und der „gebetenen Bürger“ (cittadini pregadi) gebunden, die Wahl eines Mitregenten, die gewöhnliche Einleitung zur Erblichkeit der Würde, ihm versagt, damit der Hauptquell der unaufhörlichen Zwistigkeiten verstopft. In dieser Richtung entwickelte sich die Verfassung weiter, als das Zeitalter der Kreuzzüge für Venedig die Pforten zu vollster Entfaltung seiner Seemacht und Handelsgröße öffnete. Im Jahre 1172 trat zu den beiden Regierungskollegien der „Große Rat“ (maggior consiglio) als Vertretung der Bürgerschaft; kurz darnach wurde dem Dogen nach der Wahl der Eid auf die Verfassung abgefordert, der Anteil der gesamten Bürgerschaft an dieser Wahl schließlich auf die nominelle Anerkennung des Gewählten beschränkt (zuerst bei Sebastiano Ziani 1172). Endlich vollendete im Jahre 1296 die sogenannte „Schließung des großen Rates“ (serrata del maggior consiglio) die Aristokratie. Seitdem hatten Zutritt zu ihm nur die Angehörigen der Geschlechter, die damals oder in den letzten vier Jahren ihm angehört hatten; aus einer gewählten Vertretung der Gesamtbürgerschaft verwandelte er sich in eine geschlossene erbliche Korporation, in der die Souveränetät des Staates ruhte. Inzwischen hatten die Venezianer mit den französischen Kreuzfahrern vereinigt das byzantinische Reich gestürzt und geteilt (1204); die Löwenflagge wehte über Candia und Euböa; auf den Cycladen ließen venezianische Nobili ihre Wappen über den Thoren fester Herrenschlösser meißeln, und über dem Portale der Markuskirche prangte das bronzene Viergespann, das Heinrich Dandolo als stolzes Siegeszeichen aus Konstantinopel entführte. Im Innern aber wurzelte die Aristokratie so fest, daß seitdem höchstens von einzelnen, stets mißlungenen Verschwörungen, nicht aber von wirklichen Parteikämpfen die Rede sein kann; nach jedem Versuche

derart wurden nur neue Schutzwehren aufgerichtet, der aristokratische Charakter der Verfassung nur noch verschärft. Der Verschwörung Tiepolos im Jahre 1310 folgte die Einsetzung des „Rates der Zehn" (consiglio dei dieci), jener berufenen Behörde, die mit unbeschränkter Vollmacht überall einzugreifen hatte, wo Geheimnis und Schnelligkeit zugleich erforderlich schienen, übrigens durch die Verantwortlichkeit ihrer jährlich wechselnden Mitglieder vor Mißbrauch ihrer Macht ungleich mehr geschützt war, als man anzunehmen geneigt ist. Den Versuch, mit Hilfe der Arsenalarbeiter die Aristokratie zu stürzen und eine Tyrannis aufzurichten, bezahlte der Urheber, der greise Doge Marino Falieri, mit seinem Kopfe, und noch heute sieht man in der Reihe der Dogenbildnisse im Saale des Großen Rates da, wo Falieris Porträt stehen sollte, eine leere schwarze Stelle mit der goldenen Inschrift: Locus Marini Faliethri, decapitati pro crimine (1355). Seitdem gingen die wichtigsten Befugnisse vom Großen Rate auf den „Senat" der Pregadi über, eine Versammlung von 60, dann 120, endlich etwa 300 Nobili, die alljährlich gewählt wurden. Die Entwicklung der venezianischen Verfassung war abgeschlossen.

Umso fester und stetiger lenkte die Aristokratie den Staat, von enormem Reichtume und stolzem Selbstbewußtsein getragen, geleitet von einer ununterbrochenen, festgegründeten Tradition vieler Generationen, von der nüchternsten, lediglich das Interesse des Staates als Richtschnur alles Handelns festhaltenden Erwägung, unbekümmert um politische oder kirchliche Ideale, unbeirrt selbst durch sittliche Skrupel, gegenüber den Unterthanen ebenso streng gerecht wie mild und vorsichtig, alles aus Berechnung. So stieg die Markusrepublik in wenigen Jahrzehnten zu einer Macht ersten Ranges empor. In fünfzehnjährigem Kampfe brach Venedig die Macht seiner Rivalin Genua (1367—1382). Es begann die Eroberung des oberitalienischen Festlandes, halb gezwungen, um die Tyrannis in seinen Städten zu zerstören, die ihm selbst gefährlich werden konnte, deshalb von ihren Bewohnern mehr als Befreierin wie als Herrscherin begrüßt: bereits um 1450 gehorchte ihm dort das ganze Gebiet bis an die Adda, seit 1423 auch Friaul. Doch sein Schwergewicht warf der Staat auf die Levante, als dort das byzantinische Reich unter den Schlägen der Türken zusammensank. 1386 nahm Antonio Venier Korfu, Durazzo und Argos, 1408 Michiele Steno Lepanto und Patras, 1421 eroberte Tommaso Mocenigo ganz Dalmatien, 1462—1471 Cristoforo Moro Morea; 1489 nötigte die Republik ihre „Tochter" Katharina Cornaro, die schöne Witwe des letzten Lusignan, die sie bei ihrer Vermählung im Jahre 1472 in weiser Voraussicht adoptirt und mit 100 000 Dukaten ausgestattet hatte, durch ihren eignen Bruder zum Verzicht auf das herrliche Cypern, 1483 fiel Zante, 1500 Cefalonia in ihre Hand. Seitdem wallten an festlichen Tagen von den hohen Flaggenmasten auf der Piazza die Banner der drei Königreiche Candia, Cypern und Morea, über die der Markuslöwe seine Flügel spannte.

Es war der Höhepunkt venezianischer Macht, ein rasch überschrittener Steilgipfel. Denn schon 1503 gingen ihre moreotischen Besitzungen an die Türken verloren, 1509 erschütterte die furchtbare Niederlage bei Vaila (Agnadello, Ghiara d'Adda) ihr Ansehen als Landmacht, sie ließ Franzosen und Spanier in Italien sich festsetzen und wahrte nur mit Mühe ihren levantinischen Besitzstand gegen die Osmanen, bis die türkische Eroberung Cyperns 1571 die Reihe der großen Verluste eröffnete, ohne daß der Ruhmestag von Lepanto daran etwas zu ändern vermochte.

Das alles war erreicht worden von einem Boden aus, den erst eine ungeheure, langsame, unermüdliche Arbeit bewohnbar machte, ja dem Meere entriß. Etwa sechzig bis siebzig kleine, flache Inseln tragen die heutige Stadt. Der Staat überließ den Privatleuten die einzelnen Gründe, soweit er sie nicht selbst benutzte, zum Anbau, deshalb waren die Uferdämme (fondamenta), die engen Gassen (calli), selbst die Brücken in der Regel Privatbesitz und nach ihren Eigentümern benannt. Jede Gruppe von Ansiedlern pflegte dann eine Kirche zu errichten, deren Patronat sich die neue Gemeinde vorbehielt. So räumte der Doge Orso Partecipazio (864—881) die Giudecca (d. i. Judeninsel) den Barbolani, Iscoli, Selvi ein, welche San Eufemia erbauten; so wurde der Dorsoduro, der Landrücken gegenüber der Giudecca an der Südseite des großen Kanals, im neunten Jahrhundert von Fischern besiedelt, gegen Ende des zwölften Jahrhunderts auf einer sumpfigen Insel das Arsenal erbaut.

Etwa um 1200 erreichte die Stadt ihre gegenwärtige Ausdehnung. Sie zerfiel seitdem in sechs Bezirke (sestieri), drei auf jeder Seite des Kanals, deren jeder nach Kirchspielen sich gliederte. Auch die Inseln außerhalb des Umkreises nahmen allmählich Bewohner auf: Santa Elena machten die Mönche des Klosters San Oliveto urbar, die Certosa die Karthäuser, nach denen sie heißt. Das Ansehen der Stadt muß allerdings in diesen Jahrhunderten und zum Teil bis gegen Ende des Mittelalters noch ein höchst fremdartiges, vielfach sogar sehr unschönes gewesen sein. Die Privathäuser waren bis zu den großen Bränden der Jahre 1102, 1114, 1149, 1167 fast durchweg von Holz und mit Schindeln oder Stroh gedeckt; erst seitdem ging man zum Ziegelbau über. Auch die Paläste mögen anfangs noch aus jenen Materialien erbaut worden sein, denn der Dogenpalast brannte im Jahre 976 völlig ab und erhielt seine jetzige Gestalt erst allmählich seit dem vierzehnten Jahrhundert. Nur die Kirchen ragten bald durch solidere Ausführung hervor, zu welcher die nahen Ruinen antiker Städte, wie die von Aquileja, die bequemste Gelegenheit boten. Die Gassen blieben bis ins dreizehnte Jahrhundert ungepflastert, erst damals begann man die breiteren mit Backsteinen auszusetzen. Die merceria grande, die berühmte Juwelierstraße, die vom Markusplatze aus durch den Uhrturm (torre dell' orologio) nordwärts zum Rialto führt, war damals mit Bäumen bepflanzt, und da, wo heute der Uhrturm steht, erhob sich ein großer Hollunderbusch. Noch waren die

zahlreichen Brücken durchgängig aus Holz erbaut und flach ohne Stufen über die Kanäle gelegt. 1180 entstand die Rialtobrücke, zunächst als Schiffbrücke, 1255 wurde sie als hölzerne Aufzugbrücke hergestellt; den kühnen Marmorbogen, den wir heute kennen, schlug erst 1588 der Architekt Daponte. Im übrigen wurden die ersten steinernen Brücken nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert erbaut, bis 1487 der Staat auch die letzten hölzernen beseitigen ließ. Zwischen diesen Kanälen, Brücken und Gassen dehnten sich Gärten, Weinpflanzungen und Viehweiden (campi) aus, wie denn dem Vieh überhaupt gestattet war, sich auf Straßen und Plätzen frei zu bewegen. Die Insel, welche seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts San Giorgio Maggiore trägt, bedeckte damals ein Cypressenwald. Selbst den Markusplatz würde ein Venezianer des sechzehnten Jahrhunderts, wenn er sich ins Mittelalter hätte zurückversetzen können, höchstens an der Markuskirche wiedererkannt haben. Denn ursprünglich war hier der Küchengarten (brolio) des nahen Klosters San Zaccaria; mitten hindurch ging ein Wasserarm, und seit dem neunten Jahrhundert umgaben Mauern den Platz, zunächst zum Schutze gegen die Raubzüge der Ungarn. 1172 ließ Sebastian Ziani die Mauern schleifen und den Wasserlauf ausfüllen, und umgab den Platz mit Säulengängen. Aber noch um 1500 nahmen Weinstöcke und Bäume einzelne Teile ein. Dazwischen standen Wohnungen und Bauhütten der Steinmetzen, sogar eine öffentliche Latrine. Erst im Jahre 1504 wurde das alles beseitigt. Überhaupt gewann nicht vor dem sechzehnten Jahrhundert die Piazza ihre allbekannte Gestalt. Wo jetzt die breite riva degli schiavoni vor einer Reihe von Palästen sich hinzieht, wurde im dreizehnten Jahrhundert Pech gesotten und anderes hergestellt, was dem Schiffsbau diente, bis eine Verordnung dies im Jahre 1270 verbot. Die Kanäle aber wurden vielfach durch Schiffmühlen beengt, und weil auch die niedrigen Brücken den Barkenverkehr hemmten, so half man sich lieber mit Überfahrtsplätzen (traghetti), oder man wählte, wo es anging, den Landweg. Daher erklärt es sich auch, daß in Venedig sehr viel geritten wurde. Noch um 1365 war dies ganz gewöhnlich, ja der Doge Michiele Steno (1400—1414) hielt sich einen prachtvollen Marstall, und nur für besonders belebte Straßen, wie für die Merceria, war das Reiten untersagt (1297). Nach Sonnenuntergang lagerte natürlich schwarze Nacht über den engen, gewundenen Kanälen und den noch engeren Gassen, soweit nicht der Mond freundlich aushalf; doch ordnete schon der Doge Domenico Michiel (1117—1129) die Beleuchtung mindestens der schlimmsten dieser Verkehrswege an, und seit dem dreizehnten Jahrhundert sorgten die signori di notte für Ordnung und Sicherheit.

In dieser Umgebung wuchs allmählich eine Bevölkerung heran, ebenso bunt gemischt wie streng gegliedert in Adel, Bürgerschaft und Handwerker. Die Zahl der Nobili berechnete man bei einer Gesamtbevölkerung von 134000 Ende des sechzehnten Jahrhunderts auf 6200, wobei auch Frauen und Kinder eingerechnet

sind. Gab es zwischen ihnen keinen Unterschied des Rechtes, so doch einen solchen des Alters und des Ranges. Voran standen die zwölf Apostel- und die vier Evangelistenfamilien. Zu jenen gehörten z. B. die Badoer, Sanudi, Contarini, Dandoli, Morosini, Falieri, zu diesen die Cornari und Bragadini; dann kamen acht andre Geschlechter, die schon vor der Schließung des Großen Rates in besonderm Ansehen standen; die Masse der Nobili bildeten die damals oder später bei besondern Gelegenheiten zugelassenen Familien, im ganzen etwa 120, unter ihnen die Mocenigi, Grimani, Foscari, Loredani, Pesari. Denn nicht als Kaste schloß sich der Adel ab; besonderem Verdienste öffnete er seine Reihen ohne Rücksicht auf die Abkunft, wie z. B. der erste Vendramin (1445) ein Geldwechsler war, der erste Calergi aus Candia stammte. Den nicht eben zahlreichen Bürgerstand (im sechzehnten Jahrhundert nur etwa 4000 Köpfe) machten zunächst jene Adelsgeschlechter aus, die man im Jahre 1296 aus dem Großen Rate verdrängt hatte, seine Masse aber die später aufgenommenen. Bedingung für die Erlangung des Bürgerrechtes (cittadinanza) war entweder die Abkunft von bürgerlichen Eltern, oder ein langjähriger Aufenthalt (von fünfzehn oder fünfundzwanzig Jahren) in Venedig, oder endlich besondre Verdienste um den Staat; doch schloß der Betrieb eines Handwerks in der Regel aus. Die Handwerker bildeten dann den dritten Stand, die große Masse der Einwohnerschaft. So wenig diese Klassen jemals zu Kasten erstarrten, so wenig sperrte Venedig sich engherzig nach außen ab. Wer sich seinen Gesetzen fügte, zu seinem Wohlergehen beitrug, war willkommen: Italiener aller Landschaften, Griechen, Deutsche, zuweilen auch Juden erhielten das Bürgerrecht. Selbst Auswärtige, die nicht in Venedig ihren Wohnsitz nahmen, suchten darum nach, um des Schutzes der venezianischen Flagge teilhaftig zu werden, unter ihnen nicht wenige fürstliche Herren, so die Este (1304), die Herren von Carrara (1318), die Gonzaga von Mantua (1332), ein Herzog von Athen (1344), ja der große Zar Stephan Duschan von Serbien (1350). Ebensowenig fehlte es an auswärtigen Familienverbindungen, an Heiraten venezianischer Nobili mit normännischen, griechischen, slavischen, ungarischen Damen und umgekehrt. So war der Doge Domenico Selvo mit der Tochter des Kaisers Constantin Ducas (1071), Jacopo Tiepolo mit Valdrada, der Schwester Rogers von Sizilien, vermählt (1242); Lorenzo Tiepolo führte eine serbische Königstochter heim, Tommasina Morosini wurde um 1276 die Gemahlin Stephans von Ungarn.

Eben diese Mischung verschiedenartiger Bestandteile, die beständige Zufuhr frischen Blutes hat gewiß wesentlich dazu beigetragen, den Venezianern ihren Charakter zu verleihen, jene Verbindung von Thatkraft, Besonnenheit, Betriebsamkeit und Kühnheit, welche das Fischervolk der Lagunen zur ersten Seemacht des Abendlandes, Venedig zur größten Handels- und Industriestadt am Becken des Mittelmeeres nächst Konstantinopel gemacht hat. Während dem Adel und der Bürgerschaft der Großhandel zufiel, lebte die Masse der Bevölkerung in eifriger

Gewerbthätigkeit. Da jener sich mehr außerhalb als innerhalb Venedigs bewegte und von Molmenti deshalb nur eben gestreift wird, so mag er auch hier beiseite bleiben. Zu betonen ist aber doch, daß seine Größe keineswegs nur auf der Vermittlung des Verkehrs zwischen fremden Ländern, sondern mindestens ebensosehr auf der Ausfuhr venezianischer Industrieprodukte beruhte. Weil das Gewerbe nun für den Handel eine sichere Grundlage schuf, so greift es umso tiefer in das Leben der Mehrheit des Volkes ein. Wie überall, war sein Betrieb an die Zugehörigkeit zu einer Zunft (arte) gebunden, deren eine zuweilen aus den Arbeitern mehrerer verwandten Erwerbszweige bestand und dann in verschiedne Unterabteilungen (rami, colonelli) zerfiel. Ausführliche Statuten (mariegola) ordneten das Leben der Zunftgenossen. Die übliche Gliederung in Meister (capomistri), Gesellen (lavoranti) und Lehrlinge (garzoni) fand sich auch hier. Nur dem Meister war eine öffentliche Verkaufsstelle gestattet (bottega), der Eintritt in die Zunft an Ehrbarkeit, Kenntnis des Handwerks und Verpflichtungen auf die Satzungen geknüpft. In regelmäßigen, ziemlich häufigen Versammlungen berieten die Mitglieder ihre gemeinsamen Angelegenheiten, wählten namentlich die Vorsteher (gastaldi, bancali). Aber die Zunft sorgte für ihre Genossen auch im Falle der Arbeitsunfähigkeit, ja über den Tod hinaus jede hatte ihre Alters- und Krankenkasse, selbst ihr kleines Krankenhaus; sie; veranstaltete das Begräbnis, unterstützte die Witwen und Waisen. Jede bildete für sich oder mit andern zusammen zugleich eine fromme Bruderschaft (scuola) mit ihrem besondern Schutzheiligen, dessen Fest sie durch feierliche Aufzüge unter ihrem Banner beging. Durch Legate ihrer Angehörigen oft reich geworden, vermochten manche prachtvolle Zunfthäuser (scuole) zu erbauen, so die marmorprangende Scuola di San Marco neben San Giovanni e Paolo, das Werk Martino Lombardos (1485), die mächtige Scuola von San Rocco (1549), die 47000 Dukaten kostete, u. a. m. Der Staat übte nur die Oberaufsicht durch die Zehn, im übrigen ließ er die Innungen frei gewähren, und so wenig er ihnen irgendwelchen Einfluß auf die Verwaltung des Gemeinwesens einräumte, so gab er ihnen doch einen ehrenvollen Anteil an öffentlichen Festlichkeiten, vor allem bei der feierlichen Krönung der Dogaressa, der Gemahlin des Dogen, der zu Ehren die Zünfte die Säle des Dogenpalastes kostbar auszuschmücken pflegten. Eben diese würdige Stellung in Verbindung mit der Freiheit der Bewegung innerhalb der gezogenen Schranken und dem gediegenen Wohlstande, welchen die geordnete Arbeit erzeugte und erhielt, drängten in den Handwerkern die Erinnerung an die frühere Teilnahme am Staatsleben und den Wunsch nach einer solchen zurück und sicherte dem Staate ihre Treue und Hingebung.

Unter dem Schutze dieser Korporationen entwickelte sich nun allmählich eine hochbedeutende Industrie, die ihre Blüte im sechzehnten Jahrhundert erlebte und umso lebenskräftiger war, je fester die Tradition, je vorteilhafter die gesunde Verbindung zwischen Kunst und Handwerk für beide sich immer erwiesen

hat. Sehr alt ist die Tuchmacherei. Sie produzirte um 1500 jährlich etwa 28000 Stück und genoß eines hohen Rufes durch die Feinheit und Dauerhaftigkeit ihrer Fabrikate. Die Seidenweberei, die ihr bedeutendstes in der Herstellung gold- und silberdurchwirkter Stoffe lieferte, kam zu besondrer Entwicklung durch die Einwanderung lucchesischer Arbeiter (1309). Um 1360 bildete sich eine Zunft, im fünfzehnten Jahrhundert gab es gegen dreitausend Seidenweber. Wie hoch die Regierung diesen Erwerbszweig schätzte, beweisen die Schutzmaßregeln, die sie zu seinen Gunsten ergriff, indem sie 1410 die Einfuhr von gold- und silberdurchwirkten Stoffen verbot und nur orientalische Seidenwaaren, die dem venezianischen Fabrikate keine Konkurrenz machten, zuließ. So erklärt sich, daß der Gewinn aus diesem Betriebe im sechzehnten Jahrhundert alljährlich etwa 500000 Dukaten*) betrug. Gobelins (Arrazzi) scheinen in Venedig zwar hergestellt worden zu sein, doch gab es wenigstens keine Zunft von Arrazzieri. Sehr vieles umfaßte dagegen die Zunft der Maler: die Maler im engeren Sinne, die Vergolder, Miniatoren, Musterzeichner für Stoffe und Spitzen, Arbeiter in gepreßtem Leder, die in der Blütezeit einen Reingewinn von jährlich 100000 Dukaten erzielten und 71 offene Läden hatten, die Fabrikanten von Spielkarten, von Masken und Schilden. Die glänzendsten Namen der venezianischen Kunst gehörten zu dieser Innung, und wunderbar genug berührt es, neben ehrsamen Vergoldern und Musterzeichnern einen „Tizian von Cadore, Maler"**) genannt zu finden, denselben Tizian, dem Kaiser Karl V. einstmals, wie erzählt wird, den Pinsel aufhob! Diesen Gewerben einigermaßen verwandt war die Spitzenfabrikation, obwohl sie nicht zunftmäßig, sondern als Hausindustrie, vornehmlich von Frauenhänden, deshalb auch vielfach in den Nonnenklöstern, betrieben wurde. Besonders beliebt waren die Spitzen in Seide und Silber, höchst mannichfach die Arten und Muster, ungeheuer der Luxus, den die vornehmen Venezianerinnen trotz wiederholter einschränkender Verbote mit ihnen trieben; ausgedehnt ist die technische Literatur über diesen Gegenstand. Doch begann der Verfall mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, bis der ganze Betrieb der auswärtigen Konkurrenz und dem Wechsel der Mode erlag. Erst seit 1870 ist er zu neuem Leben erwacht.

Von allen Zweigen der venezianischen Industrie hat überhaupt nur einer aller Ungunst der Zeiten getrotzt: die Glasfabrikation, ein Erbstück der Verbindung mit Byzanz. Seit dem elften Jahrhundert schon erwähnt, seit 1292

*) Der Name ducato bezeichnet zu verschiednen Zeiten ganz verschiedne Münzen. Der Golddukaten (ducato d'oro) wurde seit 1284 geprägt, seit 1543 aber zecchino (von zecca, Münze) genannt und galt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert etwa 24 Lire italienisch, also zwischen 19 und 20 Mark. So ging der Name Dukaten auf eine Silbermünze (ducato d'argento) über, die zuerst 1472 geschlagen, 1561 auf 6 Lire 4 Soldi (d. i. 6,20 Lire, beinahe 5 Mark) fixirt und seitdem die beliebteste Handelsmünze wurde.

**) Tician da Cador, depentor in dem Statut der Malerzunft.

vom Rialto auf die Insel Murano verlegt, wo damals bereits eine Zunft bestand, machte diese Industrie diese Insel zu einer der merkwürdigsten Stätten des Gewerbefleißes, zu einem Bevölkerungszentrum von 30000 Menschen, während sie gegenwärtig nicht mehr als den zehnten Teil dieser Ziffer zählt. Die Zunft der „Glasmacher" (vetrai) wurde von einem jährlich gewählten Vorstande unter einem Gastalden geleitet und zerfiel in sechs Abteilungen vermöge der durchgebildeten Arbeitsteilung. Ein nicht unbeträchtlicher Anteil an der Entwicklung gebührt den Deutschen, welche im fünfzehnten Jahrhundert das Glasziehen einführten. Perlen, imitirte Edelsteine, Gefäße aller Art, vor allem die feinen Tafelgläser und die kostbaren Spiegel wurden hier hergestellt, die letztern in höchster Vollkommenheit allerdings erst seit dem siebzehnten Jahrhundert, während die Fabrikation des zu den Mosaiken gebrauchten Glases darunter mancher Arten, die noch heute einzelne Familien monopolisiren (so das avanturino), jedenfalls in die ältesten Zeiten zurückreicht. Eine ununterbrochen Tag und Nacht in sechsstündigen Schichten (mute) fortgehende Arbeit erfüllte Murano mit emsigem Leben; nur am Sonnabend, an den Sonn- und Festtagen bis zum Dunkelwerden wurde sie überall eingestellt. „Daher war während des Sonnabends alles Lust und Freude auf der Insel, und der Arbeiter, reingewaschen und rasirt, that seine schönsten Kleider an. Da es im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert nur zwei öffentliche Weinhäuser auf ganz Murano gab, so sammelten sich die Arbeiter in den sogenannten Kasinos oder in Privatzimmern, wo sie ihr Kartenspiel machten. Es fehlte dann nicht an Unterhaltungen, Theatervorstellungen, Festen, zu denen auch die Nobili kamen, wie das Ballspiel und das berühmte »Stierfest,« bei dem die Meister und die Besitzer der Werkstätten in Narrenkleidung erschienen." So wechselte die angestrengteste Arbeit — durchschnittlich achtzehn von vierundzwanzig Stunden — mit heiterer Erholung. Der invalid gewordene Zunftgenosse aber hatte eine Altersversorgung von jährlich siebzig Dukaten (etwa dreihundertfünfzig Mark) zu erwarten.

Wir übergehen andre Gewerbtreibende, wie die Goldarbeiter und Juweliere, deren Auslagen am Rialto eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten Venedigs bildeten, die Fabrikation von Luxuswaffen, die Arbeiten in Intarsia, welche besonders in den Klöstern gepflegt wurden, u. a. m. Das Gesagte wird genügen, um die Lagunenstadt als eine der ersten Industriestädte der damaligen Welt zu charakterisiren.

Umso unermeßlicher mußte nun der Reichtum sein, der auf dieser an sich so unwirtbaren Küste zusammenströmte. Als im Jahre 1423 der Doge Tommaso Mocenigo starb, schätzte er den Wert sämtlicher Häuser Venedigs auf sieben Millionen Dukaten, das Einkommen von tausend Edelleuten auf durchschnittlich 700 bis 4000 Dukaten. Einige freilich häuften viel größeren Reichtum an. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts besaß Antonio Grimani

100000 Dukaten baar und konnte für die Erhebung seines Sohnes Domenico zum Kardinal 30000 Dukaten aufwenden. Um dieselbe Zeit wurde das Vermögen des Dogen Andrea Vendramin auf 170000 Dukaten geschätzt. Glänzende Paläste wie die der Loredano, Grimani, Cornaro u. a. kosteten über 200000 Dukaten; aber auch kleinere waren, wie der Mailänder Casola (1494) angiebt, zwischen 30000 und 100000 Dukaten wert. Dabei war der Reichtum keineswegs nur in wenigen Händen konzentrirt, vielmehr stand das Niveau des durchschnittlichen Wohlstandes ziemlich hoch. Zählte man doch im Jahre 1582 nur 187 Bettler und 112 Bettelweiber, und noch gegen Ende der Republik betrug die Zahl derer, die ohne Amt oder Gewerbe lebten, bei einer Bevölkerung von etwa 140000 nicht mehr als 5630 Köpfe.

Besonders gern entfalteten seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Venezianer ihren Reichtum in der Ausstattung des Hauses. Das venezianische Haus der ältesten Zeit erscheint als einfacher Pfahlbau. Auf hohen Pfählen erhob sich inmitten eines umzäunten Hofraumes und von unten vermittelst einer Treppe zugänglich ein hölzernes Gebäude, das oft nur einen einzigen, gegen Süden hin nur mit einer Rohrmatte geschlossenen Raum enthielt, den Liagó. Seit dem achten Jahrhundert rückte man das Haus an den Kanal vor, sodaß an diesem nur ein schmaler Landstreifen als Landungsplatz übrig blieb, schloß den Liagó mit einem Geländer, später mit Glasfenstern (seitdem hieß er Portego), denen eine offene Halle (pergola) oder ein Balkon vorlag, legte zu beiden Seiten Zimmer und baute das Erdgeschoß, das nun feste Mauern umgaben, zu Magazinen und Läden aus. So stellt sich das venezianische Bürgerhaus des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts dar, als ein Bau von zwei bis drei Geschossen, im zweiten Geschoß die offene Galerie (Balkon, ringhiera), oft bis an die Dachtraufen mit Weinreben umsponnen, dahinter der Hof (cortile) mit einer Cisterne (pozzo), zu deren Kopf oft ein antikes Säulenkapitäl diente, und ein Gärtchen (orticello), denn der Venezianer liebte es, ebenso ins Grüne wie auf die dunkle Flut seiner Kanäle und die breiten Flächen der Lagune zu sehen. Auf dem platten Dache baute er einen Altan (altana) zum Ausblick in die Weite und zu dem prosaischen Zwecke, die Wäsche zu trocknen. Auch die Ausstattung des Hauses war im sechzehnten Jahrhundert bereits reichlich und behaglich: die Kamine heizten im vierzehnten Jahrhundert allgemein nicht nur die Küche, sondern auch die Zimmer, Abzugskanäle führten den Schmutz weg. Den Fußboden der Wohnräume bedeckte der schöne venezianische mosaikartige Estrich (terrazzo), an den Wänden sah man Schränke, Truhen, Gefäße, und war der Besitzer ein Schiffer oder Gondolier, vielleicht die Banner, die er oder einer seiner Vorfahren bei der Regatta gewonnen.

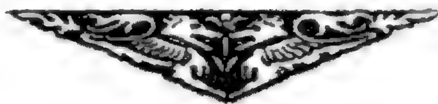
Der Palast, den ein venezianischer Nobile sich baute, ist nur eine Erweiterung dieses Bürgerhauses: in der Mitte der Front über dem massiven Erdgeschoß der alte Liagó (portego), den nach außen hin die Pergola mit dem

Balkon vor den luftigen Bögen abschließt, im Erdgeschoß die große Hausflur (entrada), von Waffen und Trophäen geschmückt, weiter hinten der offene Hof mit dem oft künstlerisch gestalteten Pozzo, von dem die Treppe aufwärts führt, oft eine malerische Freitreppe, zur Seite der Hausflur die Magazine, im ersten Stock neben dem Portego die Wohnräume der Herrschaft, im zweiten, der etwas niedriger zu sein pflegt, die Schlafräume der Söhne und Töchter mit der Küche. Die Dienerschaft wurde entweder in den Bodenräumen oder in einem Zwischenstock (mezzana) über dem Erdgeschoß untergebracht. Noch waren während des fünfzehnten Jahrhunderts die Innenräume klein und eng, doch die Ausstattung reich, geschmackvoll, zuweilen selbst überladen: die Glasfenster aus runden, bleigefaßten Scheiben oder gemaltem Glas, der Fußboden mit Marmor getäfelt, die Wände mit goldgepreßten Ledertapeten, zuweilen mit Seidentapeten bekleidet, die Thürflügel, Pfosten und Architrave aus eingelegtem oder geschnittenem Holz (intarsia oder intaglia), die Decken kassettirt, wenn sie nicht die reich verzierten Deckbalken sehen ließen. Dazu kam das geschmackvollste Zimmergerät. „In dem Arbeitszimmer (studio) eines Nobile standen auf dem Nachttisch, an den Wänden oder auf Konsolen in leichter Unordnung Amphoren, Thongefäße, Gold- und Silbervasen, Schwerter, Medaillen, Laute, Guitarre und Bücher in goldgepreßtem Ledereinband mit Arabesken. Von der Decke oder an den Wänden hingen Lampen in orientalischem Geschmack, in vergoldetem Kupfer, Niello, Gravüre oder Schmelzarbeit und geschmückt mit buntem Glas, oder Laternen mit gewundenen Säulchen verziert und mit Spiegelgläsern der mannichfachsten Form geschlossen, welche auf die Wände die Wirkung eines Gemäldes in Helldunkel hervorbrachten, oder Lampen in durchbrochenem und gewundenem Schmiedeeisen. Die Tischgerätschaften waren aus Gold und Silber, die Gläser, Becher und Schalen von Murano glänzten in durchsichtigem Glas oder in besonderer Eleganz, und endlich waren die Kupfergefäße, in die man die Getränke zur Abkühlung setzte, in bizarrem Geschmack nach Damascener Art gearbeitet.“ Es fehlte weder das Lesepult noch Gestelle mit Antiken, falls der Besitzer ein Freund des zu neuem Leben erweckten Altertums war. Mit üppiger Pracht pflegte man das Schlafzimmer auszustatten, da es zugleich als Empfangszimmer diente. Voll naiver Bewunderung schildert ein solches in der Casa Dolfin, wo eine Wöchnerin ihre Freundinnen empfing, der Mailänder Casola (1494). „Die Königin von Frankreich würde, so sagt er, in einem ähnlichen Falle nicht solchen Pomp entwickeln. Man glaubte, daß die Ausschmückung des Zimmers, ich meine die unbewegliche Ausstattung, 2000 Dukaten und mehr gekostet habe. Und doch war der Raum nicht über zwölf Ellen lang. Er hatte einen Kamin von carrarischem Marmor, der wie Gold glänzte und so fein mit Figuren und Blattwerk verziert war, daß weder Praxiteles noch Phidias ihn hätten so gut machen können. Die Decke des Zimmers war so schön in Gold und Ultramarinblau gehalten und die Wände so schön gear-

beitet, wie ich es garnicht beschreiben kann. Ein einziges Bettgestell, nach venezianischer Art fest im Zimmer angebracht, wurde auf 500 Dukaten geschätzt, mit so schönen und natürlich verziert gearbeiteten Figuren und Blattwerk, daß ich nicht weiß, ob in Salomos Tempel solcher Luxus geherrscht hat, wie sich hier zeigte. Von dem Schmuck des Bettes und der Wöchnerin will ich lieber schweigen als reden, weil ich fürchte, man wird mir nicht glauben.“ Was Casola zu berichten versäumt, läßt sich aus andern Quellen ergänzen. Zu einem wohleingerichteten Schlafzimmer gehörten neben dem Himmelbette, dessen seidene Vorhänge schwellende Kissen in seidenen Überzügen und goldgestickte Decken verbargen, die Schränke und Kassetten in eingelegter Arbeit, das Betpult vor dem zierlich geschnitzten Flügelaltar. Reichere Häuser richteten außerdem noch eine prunkvolle Hauskapelle (oratorio) ein, sodaß der Kirchenbesuch darunter zu leiden drohte.

Das sechzehnte Jahrhundert bildete diese Grundzüge in der Geräumigkeit und Pracht weiter aus, wie sie die Renaissance verlangte. Da die Nobili es immer mehr vorzogen, ihren erworbenen Besitz zu genießen, anstatt ihn durch Handelsunternehmungen zu vermehren, so verschwinden aus dem Erdgeschoß die Waarenmagazine; an Stelle der erbeuteten Feindeswaffen und der eignen Rüstung schmücken kostbare Prunkwaffen die Entrada. Statuen und antike Säulen zieren die Absätze der breiten Treppen, die Zimmer der obern Stockwerke weiten sich zu Sälen, geschnitzte Balken tragen die Decke, die feinste Intarsiaarbeit, zu der die größten Meister, ein Palladio, Sansovino, Vittoria die Zeichnungen geliefert haben, verwandelt jede Thür in ein Kunstwerk, Arrazzi decken die Wände, wenn nicht Ölgemälde sie schmücken, seidne Vorhänge verhüllen die Fenster. Auch das Hausgerät, vor allem die herrlichen Bronzen, in denen Venedig noch heute glänzt, ist durchaus künstlerisch geadelt. In den Höfen duften Jasmin und Orangen, an manche Paläste schließen sich selbst große Gärten. So erschienen damals die Paläste der Trevisani, Vendramin-Calergi, Cornari, Foscari u. a. Gegen hundert der prächtigsten zählte man um 1600. Es war umsonst, daß die Regierung von Zeit zu Zeit durch Gesetze dem verschwenderischen Luxus zu steuern suchte, sie wich doch immer wieder vor dem Geiste der Zeit zurück.

(Schluß folgt.)



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

9. Meister Stüwe erzählt seine Geschichte.

ir waren beide ein bischen jung, meine Grete und ich, als wir heirateten, und außer unsrer Neigung hatten wir herzlich wenig in die Ehe zu bringen. Aber wir meinten, redlicher Wille und vier Hände möchten wohl zwei Mäuler ernähren, und das traf zu, auch als aus zwei Mäulern drei und schließlich sieben wurden und nebenbei Doktor und Apotheker die Hände offen hielten. Meine Grete war anspruchslos und hielt die paar Thaler wacker zusammen, die meine kleine Schneiderei einbrachte. Als ich das erste Geld für den ersten Rock einnahm, war ich vergnügt wie ein Gott: es war ein Segensthaler darunter. Den rühren wir nicht an, sagte Grete, und legte ihn als Heckethaler unten in die Kommode. Der Thaler heckte auch, und als es ihrer zehn waren, trug Grete sie zur Sparkasse, bis unser kleines Kapital und die kleinen Zinsen zu einer Nähmaschine reichten.

Wir wohnten in einem Häuschen, das abseits von der Verkehrsgegend lag, weil die Mieten dort für mein geringes Geschäft zu teuer waren. Dennoch mehrte sich die Kundschaft und auch der Verdienst, denn meine Grete fand neben der Besorgung der Wirtschaft und der Kinder immer noch Zeit, mir auf der Maschine zu helfen. Wir kamen sichtlich vorwärts, und als Bornstedt eine Bahn bekam, durch die viele Verdienst hatten, konnte ich einen Lehrling und während der Bauzeit sogar einen Gesellen einstellen.

Mit Hilfe einer kleinen Erbschaft wuchs unser Kapital im Jahre 1872 auf achthundert Thaler an, und da auch die Kinder gediehen, däuchten wir uns wirklich glückliche Menschen.

Es sollte nicht lange so bleiben. Der Mann, durch den ich zum Bettler geworden bin, hatte sich schon an mich gemacht. Es war ein Herr, dessen Handel und Wandel durchaus rechtschaffen war vor den Leuten und unsträflich vor dem Gesetz. Ich kannte ihn kaum, sonst hätte ich ihm wohl einmal die Thüre gewiesen, als er des öfteren zu uns kam. Meine Frau kaufte ihm gern etwas von seinem Trödel ab, denn er lobte ihre Kinder und brachte dem ältesten einmal einen großen, schönen Apfel mit.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie sich mein Schicksal wohl ohne jenen Apfel gestaltet haben möchte. Mein erstes Gefühl war *gegen* den Mann, durch die Freundlichkeit für mein Kind schmeichelte er sich in unser Vertrauen ein. Meine Frau war so unklug, sich von ihm über ihren Sparkassenschatz aushorchen zu lassen und ihm von unserm Plane zu sagen, das kleine Häuschen zu kaufen, in dem wir wohnten. Von diesem Augenblicke an war unser Ruin entschieden. Ein Wucherer breitete das Netz über uns aus.

Vorläufig konnte es keinen bessern und uneigennützigeren Freund geben. Mit wohlbedachten Ratschlägen nährte und kitzelte er meine Geschäftseitelkeit und mein

Vorwärtsstreben. Ein so tüchtiger Meister wie ich müsse heraus aus der engen Querstraße, wo er versauere und es nie zu etwas Gescheitem bringen werde. Ich müsse einen Laden aufmachen und das Geschäft fabrikmäßig betreiben; dann würde ich doppelt verdienen, als Stoffhändler und als Schneider, und könnte die Gesellen für mich sich quälen lassen. Das klang vortrefflich, und nicht minder vortrefflich war es, daß mein Freund zufällig ein famoses Haus am Markte wußte, das sich auf zehntausend Thaler rentirte und augenblicklich für achttausend zu haben war. Ich beginge eine Thorheit an mir und eine Sünde an meinen Kindern, wenn ich nicht zugriffe. Aber ich müsse eilen, denn ein Konkurrent handle scharf um das Grundstück.

Es nutzte nichts, daß ich mich sträubte und auf meine geringen Mittel hinwies. Mein Freund erbot sich, mir Kredit zu geben; er kannte mich als einen ehrlichen Mann, und einem solchen half er gern. Es war nicht möglich, ihn und sein Geplapper wieder los zu werden: er kam des Morgens, er kam am Abend und redete unverdrossen, bis ich endlich soweit nachgab, das Haus mit ihm zu besichtigen. Ich wurde den Mietern, ehe ich ein Wort gesagt, sogleich als der neue Wirt vorgestellt; wenn ich ein Bedenken äußerte, widerlegten mich gleichzeitig drei, daß mir der Kopf vom Hören wehthat. Am nächsten Morgen war mein Freund wieder bei mir und setzte seine Bemühungen fort. Kurz nach ihm kam jemand, der mir für das Land zum Hause zwanzig Thaler mehr Pacht bot als es bisher brachte, und gleich darauf ein Brief des alten Besitzers, der mir schrieb, die gestrigen Abreden seien ihm leid, da man ihm von andrer Seite eben eine bessere Offerte gemacht habe. Was soll ich die Komödie noch weiter erzählen: am Nachmittage waren Grete und ich mürbe, und ich unterschrieb den Kontrakt, durch den man mich zum Eigentümer des Hauses machte. Die Bedingungen schienen durchaus günstig für mich; ich zahlte fünfhundert Thaler baar an, übernahm zwei feste Hypotheken mit sechstausend Thalern, und der Rest mit fünfzehnhundert Thalern ward auf acht Jahre unkündbar eingetragen, allerdings zu sieben Prozent.

Daß dieser Kontrakt mich zum Habenichts machte, meinem Freunde aber die Frucht unsrer zehnjährigen Arbeit und den Erbanteil dazu in die Hände spielte, indem der Vorbesitzer nur siebentausend Thaler erhielt und froh war, das Haus dafür los zu werden, wußte ich damals leider nicht.

Mit den Gerichtskosten und der Ladeneinrichtung ging der Rest meines Baarvermögens drauf. Ich war nun nicht mehr Schneidermeister, sondern Kleiderfabrikant. Mit goldenen Lettern stand es über der Thür — inwendig führte freilich Schmalhans das Regiment. Ich mußte ein Stofflager halten; mein gütiger Freund trat für mich ein und wies mir eine Firma nach, die mir kreditirte, und er sagte gut für mich, ohne einen Pfennig für sein Risiko zu beanspruchen. Aber die Uneigennützigkeit hatte tiefere Gründe; die empfohlene Firma zahlte meinem Freunde zehn Prozent Provision für meine Aufträge, sodaß ich für hundert Thaler nur neunzig Waarenwert erhielt, der Wechselzinsen nicht zu gedenken.

So fraßen trotz reichlicher Arbeit das Kaufen auf Borg, die größern Wirtschaftskosten, die Zinsen des überschuldeten Grundstücks, und nicht zu vergessen das Grundstück selbst, den besten Teil meines Verdienstes weg. Als man mir das Haus anpries, hatte es alle möglichen Vorzüge; als ich hineingezogen war, kamen die Mängel an allen Ecken und Enden zum Vorschein. Die Mieten gingen für Reparaturen drauf, und im Frühjahr mußte ich neu dielen und unterkellern, um dem Schwamme zu wehren. Mitten im Bau kündigte mir der Inhaber der zweiten Hypothek seine dreitausend Thaler. Ich war in arger Verlegenheit. Aber

wieder half mein Freund aus, er beschaffte einen andern Kreditgeber. Dieser Wackere hatte leider russische Papiere, die er teuer gekauft hatte und nur mit Schaden umsetzen konnte. Es war billig, daß ich den Verlust trug, aber einen Schrecken bekam ich doch, als mir hundertfünfzig Thaler abgezogen wurden, die mir mein Freund gegen einen Wechsel von fünfhundert Mark vorstreckte. Mein Verdienst von mehr als einem Vierteljahr war dahin. Nachher erfuhr ich, daß das Ganze ein Scheingeschäft gewesen war, erfunden von meinem Freunde, um meinen Geldbeutel zur Ader zu lassen und mich fester in seine Hände zu bringen.

Allmählich merkte ich, mit wem ich es zu thun hatte, aber noch konnte ich meinen Mann nicht ganz. Noch immer steckte er die Maske der Freundschaft vor das Gesicht und jammerte, wenn ich mit Kreditgesuchen kam, daß er zwanzig Prozent aufschlagen müsse, weil ihm das Geld in den teuern Zeiten selbst fünfzehn koste. Schnell und schneller ging es mit mir zurück. Bei der Bedrängnis, in der ich steckte, mußte ich meinen Kunden teure Preise machen, um überhaupt zu verdienen; so blieben die bessern weg, und nur faule Kunden bekam ich zu. Dann brach der „Krach" aus, der vielen die Mittel nahm. Vordem bekam der Geschäftsmann auch für geringere Ware gutes Geld, jetzt war die beste Ware kaum anzubringen. Mich traf der Schlag besonders hart; ich hatte mehrere hundert Thaler Forderungen zu Buche zu stehen, und niemand zahlte; alle wollten weiterborgen, ich aber mußte meinen Gläubigern geradestehen.

Mein Freund schnitt damals die Pfeifen aus grünem Holze; aus dem einen Wechsel von fünfhundert Mark machten seine Prolongations- und andern Künste in zwei Jahren drei dergleichen. Er hatte mich lange sanft mit Ruten gestrichen, jetzt fing er an, mich mit Skorpionen zu züchtigen.

Am 1. Juli 1877 stieg die Not am höchsten, es war mir nicht möglich, die bis dahin prompt bezahlten Hypothekzinsen herbeizuschaffen. Besonders fürchtete ich wegen der letzten fünfzehnhundert Thaler, welche an meinen Freund übergegangen waren, und sandte ihm durch meinen vierzehnjährigen Sohn einen Brief mit der Bitte um Stundung. Meinem bangen Zweifel entgegen brachte dieser die mündliche Zusage, ich möchte mich beruhigen, er wolle mich wegen der Kleinigkeit nicht drängen. Aber am 10. erhielt ich unerwartet einen eingeschriebenen Brief, der mir die Hypothek kündigte, da die Zinszahlung nicht pünktlich erfolgt und die Kündigungsbeschränkung somit erloschen sei! Mir schnürte ein Krampf das Herz zusammen, meine Grete rang die Hände, denn dies gab unsrer Existenz den Todesstoß. Ich konnte in meiner Lage und bei dem gesunkenen Werte der Häuser die letzte Hypothek nicht wieder beschaffen. Als ich zu dem Wucherer kam und ihn an seine Zusage erinnerte, schwur er bei dem Gotte seiner Väter, mein Sohn habe gelogen und ihm keinen Brief gebracht. Ich schlug den Knaben in meiner Verzweiflung unbarmherzig durch; er blieb dabei, daß er die Wahrheit gesagt habe. Mit Kummer und schwerer Mühe trieb ich die Zinsen noch am selben Tage auf; Grete trug sie dem Peiniger hin, er nahm das Geld, aber die Kündigung nahm er nicht zurück. Umsonst hat Grete gebeten und gefleht; sie hätte ebensoleicht einen Stein rühren können. Er wußte wohl, daß von mir nichts weiter zu erpressen war. Mit harter Stirn sagte er ihr, ich sei doch sowieso bankerott, und er mache der Geschichte jetzt ein Ende; er habe nicht länger Lust, Geld an mir zu verlieren!

In der That, es war kein bloßer Hohn, der wackere Mann hat Geld, viel Geld an mir verloren. Er kann es schwarz auf weiß, in Gerichtserkenntnissen mit dem Adler an der Spitze und dem „Von Rechts Wegen" am Schlusse beweisen.

Er ließ mein Waarenlager, meine Mobilien im Wechselprozeß auspfänden, und blieb mit mehreren tausend Mark hängen. Er kaufte das Haus in der Subhastation für die ersten Hypotheken und fiel mit fünfzehnhundert Thalern und Zinsen aus, worüber er sich sicherheitshalber ein Urteil mit Vollstreckbarkeitsklausel hat behändigen lassen. Denn wenn ich auch nichts mehr hatte, so konnte es sich doch ereignen, daß ich durch Fleiß oder irgendwelche Umstände wieder zu Gelde käme. Dann aber würde er mit Urteil und Gerichtsvollzieher kommen und retten, was von seinem verlorenen Gelde noch zu retten ist! Und das ist das schlimmste, das ist der Punkt, der mich für immer zum Bettler macht und an dem ich auch moralisch zu Grunde gegangen bin. Hätte ich einen tilgenden Strich hinter die verlorenen fünfzehn Lebensjahre machen und sagen können: Du hast eben nichts, wie du beim Anfange nichts hattest! so wäre ein Wiederaufraffen möglich gewesen, und für Frau und Kind hätte ich gern noch einmal von vorn angefangen zu arbeiten. Aber an dem bittern Gedanken: Was deine Hände erwerben, wird nicht den Deinen nützen, sondern den Schwamm tränken, der dich ausgesogen, ist meine Kraft erlahmt. Meine Grete ist drüber gestorben, und ich bin verdorben.

Das ist meine einfache Geschichte. Du siehst, es kommt nichts besondres drin vor; kein Diebstahl, kein straffälliger Betrug ist an mir verübt worden, im Gegenteil, es ist alles ganz natürlich und gesetzmäßig zugegangen. Niemand hat mich gezwungen, an Lügen zu glauben und unsinnige Wechsel zu unterschreiben; ich habe beides freiwillig gethan und also gar kein Recht zur Klage. Der Himmel hat der Fliege tausend Augen gegeben; läuft sie dennoch ins Netz, so ist es ihre eigne Schuld, und es ist närrisch, daß sie sich wild geberden und jammern will, weil Frau Spinne ihr für ihre Unvorsichtigkeit zur Ader läßt. Eine solche unvorsichtige Fliege war ich, und waren viele meines Standes. Wir meinten, mit der hausbackenen Ehrlichkeit durch die Welt zu kommen, und sind für diese thörichte Meinung hart bestraft worden von denen, die den traurigen Mut hatten, die Ehrlichkeit zur Dummheit zu stempeln. Offen vor dem Gesetz und allem Volke ist das jahrelang geschehen; die Gemütlichen haben dazu mit der Achsel gezuckt, die Klugen gelacht, und die neunmal Weisen des Kulturfortschrittes so lange das Evangelium vom Segen des freien Erwerbes und der freien Ausbeute gepredigt, bis der Fluch nicht mehr zu verdecken war.

Nachdem das Kind ertrunken, haben die Gesetzgeber wirklich den Brunnen zugedeckt und uns ein Wuchergesetz und ein Innungsgesetz beschert. Beide sind gewiß gut gemeint, und letzteres mag vielleicht ein Stab sein, an dem sich das Handwerk wieder aufrichten kann. Mir nützt es nichts mehr, mir ist nicht zu helfen; die alten Sünden schneiden mir den Erwerb ab. Es ist wahr, ich trinke jetzt, und es mögen auch diejenigen Recht haben, die mich arbeitsscheu nennen. Bergab geht eben die Fahrt schnell, und ich fürchte, die Graupen werden schon gemahlen, die ich einmal von Amtswegen essen werde.*)

*) Wiederholt ist in letzterer Zeit an den Verleger dieser Blätter die Aufforderung gerichtet worden, diese „Skizzen" zu einem Bändchen zusammenzudrucken; die „Pflaumendarre," „Zeidler, alias Schwamm, alias Neumann," der „Universalwissenschaftliche Verein" u. a. sind den Lesern unvergeßlich geblieben. Die Verlagshandlung wird sichs überlegen, sobald das Dutzend voll ist. Vorläufig hat sie noch mancherlei Hübsches in petto. D. Red.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Blatt.

Vater Pfisters Elend unterm Mikroskop.



Am andern Morgen begannen wir (nicht Emmy und ich: wir halfen den Bauern im Dorfe beim Heumachen und kamen erst am Abend zu den Geschichten von Pfisters Mühle zurück) die wissenschaftlichen Forschungen und beschäftigten uns mit den ersten Vorbereitungen zu der Diagnose, behufs welcher Doktor Asche von meinem Vater an das Krankenbett seiner einst so gesunden, fröhlichen Wirtschaft berufen worden war.

Es ist freilich arg! sagte der sonderbare Mühlenarzt und Wasserbeschauer, als er die Nase aus dem Fenster unterm Dachrande in den grauen feuchtkalten Morgen hinausschob und sie niesend wieder zurückzog. Hm, und auch nur, weil die Menschheit ihre Welt nicht süß genug haben kann!

Wir stiegen hinab in die Weihnachtsstube und fanden sie zwar gefegt und zurecht gerückt, aber doch auch voll seltsamer Dünste, die nicht bloß von dem vergangenen lustigen Abend her an ihr hafteten. Die Tanne war bereits in den Winkel geschoben, und am Tische saß mein Vater in seiner Hausjacke, wenig festtäglich gestimmt.

Die Leute und die Weibsleute gehen ins Dorf in die Kirche, und ich würde auch hineingehen und euch zwei Heiden mitnehmen, wenn es mir noch so wäre wie vor Jahren und als deine selige Mutter noch bei uns war, Ebert; aber das Gemüte ist mir nicht mehr darnach, und ändern kann ich's leider nicht. Setzt euch und trinkt Kaffee. Wir haben seit Jahrhunderten in unsrer Mühle unsern Stolz an unserm Oster-, Pfingst- und Weihnachtskuchen gehabt, aber auch

er ist mir nicht mehr derselbige, sondern riecht und schmeckt mir nach Vergiftung und Verwesung; und alle blutigen Thränen, die mir die Christine hinweint, wenn ich ihr den Teller zurückschieben muß, helfen nichts dagegen. Freßt euch hinein, liebe Jungen, und Gott segne euch euern bessern Appetit und eure grünere Hoffnung. Nachher wollen wir dann in Teufels Namen in der Mühlstube die Nase so voll als möglich nehmen und sehen, ob es wirklich von Nutzen ist, was Sie gelernt und getrieben haben die langen Jahre durch, Adam. Uh, das wäre dann meine Weihnachtsbescheerung!

Über unsre Würdigung ihres Feiertagsgebäcks hatte unsre Christine keine Thränen zu vergießen. Wir fraßen uns tief genug hinein in die Berge, die sie vor uns aufgehäuft hatte und — hoffentlich wird sie mir noch zu manchem Feste in Berlin denselben Kuchen backen, wegen dessen Pfisters Mühle vordem so berühmt war.

In der Turbinenstube hatten wir dann mit Vater Pfister das Reich und den Geruch ungestört zu unsrer gelehrten Disposition. Ob die Knappen wirklich sich in der Kirche befanden, wie der alte Mühlherr voraussetzte, kann ich nicht sagen; aber gegenwärtig waren sie nicht, und das Rad stand, und wir standen auf und schüttelten die Häupter.

Es war sehr arg!

Mit der Nase brauche ich keinen draufzustoßen, ächzte mein Vater; aber die Augen und das Gefühl sollen ja auch das ihrige haben! Ja, sehen Sie sich nur um, Doktor, und dann seien Sie hier 'mal der Müller, der seit Jahrhunderten das klar wie 'nen Krystall und reinlich wie 'ne Brautwäsche gekannt hat! Da, guck, Junge, und streif' mir meinetwegen den Ärmel auf und greif' in das Einflußgerinne und fühle, was für Schleim und Schmiere deiner Vorfahren hell und ehrlich Mühlwasser mir heute in meinem Gewerkund Leben absetzt. Ja, holen Sie sich dreist eine Hand voll vom Rade; es ist mehr davon vorhanden und wird gern vermißt. Und, junges Volk, ihr lacht darüber, oder wenn ihr das jetzt nicht wagt, so haltet ihr mich für einen alten Narren; aber mir ist das doch wie ein Lebendiges, zu dem ich den Doktor habe rufen müssen, um ihm den Puls zu fühlen. Und der Puls von Pfisters Mühle geht langsam, Ebert Pfister! und wer weiß, wie bald er ganz stille steht?

Bei Gott, mir war nicht lächerlich zu Mute, diesem alten, vor Ingrimm und Betrübnis zitternden braven Manne und noch dazu meinem Vater gegenüber und auf meiner Väter in Ehren, Leiden und Freuden von Geschlecht zu Geschlecht vererbtem Grund und Boden! Da rauschte, milchigtrübe, schleimige Fäden absetzend, übelduftend der kleine Fluß unbeschäftigt weiter in den ersten Christtag. Christtäglich, weihnachtsfestlich war mir nicht zu Sinne, und in Spannung und fast in Angst sah ich auf meinen chemisch und mikroskopisch gelehrten Freund und Exmentor, der eben die schleimschlüpfrige Masse, die er aus dem Getriebe entnommen hatte, von der Hand abspülte.

Asche, du weißt es hoffentlich, an was und an wen wir uns zu halten haben? rief ich. Ich bitte dich, Adam, treibe keinen Spaß zur unrechten Zeit, flüsterte ich ihm zu.

Liegt durchaus nicht in meiner Absicht. Weniger weil, sondern obgleich ich der Sohn eines Schönfärbers bin, meinte der Doktor mit der vollen Ruhe und Gelassenheit des Mannes der Wissenschaft, des an ein Krankenbett gerufenen sichern Operators. Das Ding kommt mir viel zu gelegen, um es scherzhaft aufzufassen. Vater Pfister, vielleicht hätten Sie mich nicht gerufen und zum Christbaum eingeladen, wenn Sie eine Ahnung davon hätten, wie sehr ich Partei bin diesen trüben Wellen und kuriosen Düften gegenüber. Aber ich habe Pfisters Mühle viel zu lieb, um nicht völlig objektiv meine Meinung über ihr Wohl und Wehe begründen zu können. Augenblicklich erkenne ich in der That eine beträchtliche Ablagerung niederer, pflanzlicher Gebilde, worüber das Weitere im Verlaufe der Festtage das Vergrößerungsglas ergeben wird. Pilzmassen mit Algen überzogen und durchwachsen, lehrt die wissenschaftliche Erfahrung. Aber was für Pilze und welche Algen bei gegebener Verunreinigung der Adern unsrer gemeinsamen Mutter? Das herauszukriegen im eignen industriellen Interesse würde dann wohl meine Weihnachtsbescheerung sein, mein Sohn Eberhard!

Wir stellten das Mikroskop in die wenigen hellen Stunden des ersten Christtages, und der Doktor begab sich an die genauere Untersuchung des Unflats mit der Hingebung, welche Vater Pfister aus früherem schöneren Verkehr mit der Universitas litterarum nur als „Biereifer" bezeichnen konnte. Und begreiflicherweise thaten Vater Pfister und sein Stammhalter nicht das Geringste, diesen Eifer zu dämpfen. Sie hielten sogar die Stubenthür verriegelt und saßen stumm, mit den Händen auf den Knieen, und hielten dann und wann sogar den Atem an, wenn der Mann der Wissenschaft zu einem neuen Resultate gelangt war und uns daran teilnehmen ließ.

Wie ich es mir gedacht habe, was das interessante Geschlecht der Algen anbetrifft, meistens kieselschalige Diatomeen. Gattungen Melosira, Encyonema, Navicula und Pleurosigma. Hier auch eine Zygnemacee. Nichtwahr, Meister, die Namen allein genügen schon, um ein Mühlrad anzuhalten?

Das weiß der liebe Gott! ächzte mein Vater.

Jawohl, groß ist sein Tiergarten, meinte ruhig Adam Asche. Was die Pilze betrifft, so kann ich leider nicht umhin, Ihnen mitzuteilen, daß sie den Geruch, über den Sie sich beklagen, Vater Pfister, durch ihre Angehörigkeit zu den Saprophyten, auf deutsch: Fäulnisbewohnern, vollkommen rechtfertigen. Was wollen Sie denn eigentlich, alter Schoppenwirt? Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen! Haben die Familien Schulze, Meier und so weiter den Verkehr in Pfisters Mühle eingestellt, so haben Sie dafür die Familien der Schizomyceten und Saprolignaceen in fröhlichster Menge, sämtlich mit der löblichen

Fähigkeit, statt Kaffee in Pfisters Mühle zu kochen, aus den in Pfisters Mühlwasser vorhandenen schwefelsauern Salzen in kürzester Frist den angenehmsten Schwefelwasserstoff zu brauen. Lauter alte gute Bekannte — Leptothrix, Ascoccocus Billrothii, Cladothrix Cohn und hier —

Er richtete sich auf von seinem Instrument und seinen Vergrößerungsobjekten. Er fuhr mit beiden Händen durch die Haare. Er blickte von dem Vater auf den Sohn, legte lächelnd dem Vater Pfister die Hand auf die Schulter und sprach, was ihn selber anbetraf, vollkommen befriedigt und seiner Sache gewiß:

Begiatoa alba!

Was? fragte mein Vater, Wo?

Krickerode! sagte Doktor Adam Asche, und der alte Herr faßte seine Stuhllehne, daß der Sitz unter ihm fast aus den Fugen ging:

Und daran kann ich mich halten mit meiner Väter Erbe und unsers Herrgotts verunreinigter freier Natur? Und darauf darf ich mich stellen mit meinem Elend? Ich zahle Ihnen alle Ihre Schulden für das Wort, Adam! . . . wie nannten Sie es doch?

Begiatoa alba. Von einem von uns ganz speziell für Sie erst neulich zu Ihrer Beruhigung in den Ausflüssen der Zuckerfabriken entdeckt, alter Freund. Was wollen Sie? Pilze wollen auch leben, und das Lebende hat Recht oder nimmt es sich. Dieses Geschöpfe ist nun 'mal mit seiner Existenz auf organische Substanzen in möglichst faulenden Flüssigkeiten angewiesen, und was hat es sich um Pfisters Mühle und Kruggerechtsame zu kümmern? Ihm ist recht wohl in Ihrem Mühlgerinne und Rädern, Meister; auch das gebe ich Ihnen schriftlich, wenn Sie es wünschen; und Kollege Kühn, der zuerst auf das nichtsnutzige Gebilde aufmerksam wurde und machte, setzt Ihnen gern seinen Namen mit unter das Attest.

Und die Krickeroder Fabrik halten Sie also wirklich und wahrhaftig einzig für das infame Lamm, so mir mein Wasser trübt? I da soll doch —

Ja, was da soll, das ist freilich die Frage, welche wir Gelehrten unsers Faches nicht berufen sein können zu lösen. Übrigens habe ich bis jetzt nur das Behängsel Ihres Rades untersucht und einige Tropfen den Garten entlang aus dem Röhricht dazu entnommen. Selbstverständlich werden wir den Unrat den Bach aufwärts bis zu seiner Quelle verfolgen. Aber, Vater Pfister, was ich Ihrem Jungen da gesagt habe, wiederhole ich Ihnen jetzt: es interessirt mich ungemein, dieser Sache einmal so gründlich als möglich auf den Leib zu rücken; aber — ich bin grenzenlos Partei in dieser Angelegenheit, und den Dienst, den ich Ihnen im besondern und der Welt im allgemeinen vielleicht thue, kann mir nur das höchst Beiläufige sein. Ihren Ärger, Ihre Schmerzen und sonstigen lieben Gefühle in allen Ehren, Vater Pfister!

Jeder Mensch ist Partei in der Welt, seufzte mein alter lieber Vater, nur ist es schlimm, wenn der Mensch das auf seine alten Tage ein bischen zu

sehr einsieht und sich zu alt fühlt, um noch einmal von neuem mit mehr Aufmerksamkeit in die Schule zu gehen. Was Sie aus meinem ruinirten Mühlwasser noch zu lernen haben, weiß ich nicht, Adam Asche — für den vorliegenden Fall möchte ich, ich hätte meinen Jungen da weniger auf das Griechische und Lateinische dressiren lassen und mehr auf Ihr Vergrößerungsglas. Da könnten Sie mir denn auch nur ein angenehmer Gast sein, ohne daß ich Sie weiter um Ihre Wissenschaft zu bemühen brauchte.

In dieser oder einer ähnlichen Weise gerieten sie bei jedem längern Zusammensein aneinander, aber es war nicht nötig, daß der nächstbeste gute Freund oder in diesem Falle der Sohn des Hauses beruhigend zwischen sie trat. Sie kamen gottlob stets bald wieder zu einem Verständnis, und zwar dem innigsten.

Es ist heute der erste Weihnachtstag, Vater Pfister, und aus Abend und aus Morgen wird sicherlich der zweite, also meine ich, wir lassen's für heute bei den gewonnenen schändlichen Resultaten bewenden und gehen morgen der Scheußlichkeit bis zu ihrer Quelle nach, sagte Dr. Asche, erhob sich seufzend von seinem Mikroskop, trat zu der halb geplünderten Tanne im Winkel und griff nach einem vergessenen Zuckerherzen an den höchsten Zweigen. Sonderbarerweise aber schob er es nach einiger melancholischen Betrachtung nicht in den Mund, sondern in die Tasche. Es ist Weihnachten, alter lieber Vater Pfister, und ich wollte, Sie wüßten es ganz genau, wie leid mir Ihr betrübtes Gesicht thut. Wer kann denn etwas dagegen, daß es so viel Bitterkeit und — schmutzige Wäsche auf dieser Lumpenerde giebt? Und ich habe Ihnen noch so manche famose Geschichte aus der Stadt und der Welt mitgebracht. Sie rauchen mir auch schon viel zu lange kalt. Stopfe dem Papa eine frische Pfeife, Ebert. Wir haben wahrhaftig genug für heute. —

Auch mir schien's genug zu sein an dem Abend nach dem Heumachen am heißen Sommermorgen auf den Wiesen gegenüber von Pfisters Mühle. Thauschwer hatten sich alle Blumen, die wir auf ihren Stengeln gelassen hatten, mit denselben geneigt. Es war entzückend kühl unter meinen alten väterlichen Bäumen; aber der Thau fiel auch auf meine eigenste Herzensblume, und wer sagte mir, ob er nicht ungesund sei? Sie hatte mit allen ihren Schwestern — die Nachtviolen ausgenommen — die Äuglein geschlossen und in unsrer Laube am murmelnden Bache das Haupt an meine Schulter gesenkt, und es hob und senkte sich auch an meiner Brust wie leise, ungestörte Wellen und dazu murmelte es:

Erzähle nur ruhig immer weiter, ich höre genau zu, ich höre alles; aber bitte, wenn es möglich ist, werde nur ein klein bischen nicht noch zu gelehrter, Herz! Es ist recht schlecht von mir, aber in der Geographie- und der Naturgeschichtsstunde habe ich immer am wenigsten aufgepaßt, und vielleicht waren die Tiere in Latein, von denen du gesprochen hast, zu meiner Zeit wohl gar noch nicht erfunden. Frau Albertine weiß viel mehr in der Hinsicht, und ich nehme

dir es gewiß nicht übel. Ich habe ja aber auch zu Hause bei Papa eigentlich nur mit ihm auf seinem Kirchhofe botanisiren können, und da — da — du weißt ja selber, wie auch du mir dazwischen gekommen bist!

Vierzehntes Blatt.

Krickerode.

Ich trug mein sommertagsmüdes, schlaftrunkenes Weiblein mehr als daß ich's führte in unser Sommernest, das noch vor Sommersende wie ein ander Schwalben= oder sonstiges Wandervögelnest mit einer dummen langen Stange unterm Dachrande weg für alle Zeit herabgestoßen werden sollte. Und nun ist es mir heute auf dem langweiligen Papier, als trage ich sie in den Herzpunkt, die volle Mitte meiner acta registrata, der Regesten von Pfisters Mühle.

Es wurde aus Abend und Morgen der zweite Weihnachtstag, und Felix Lippoldes, der sich und uns versprochen hatte, dem Greuel mit auf den Grund zu kommen, das heißt uns auf unsrer unheimlichen Entdeckungsfahrt stromauf von Vater Pfisters Mühlwasser zu begleiten, ging wirklich mit.

Er kam unter dem dritten Glockengeläute durch einen dichten Nebel nach der Mühle und wartete an meines Vaters Schenktische auf einem Fasse sitzend blödselig in Geduld oder Stumpfsinn darauf, daß der Nebel sich lege, und wir, Dr. Adam Asche und ich, bereit seien.

Das letztere war bald der Fall, auf das erstere hätten wir den ganzen Tag vergeblich warten können. Der graue Dunst stieg weder, noch fiel er. Er blieb liegen, wie er lag, und es war ihm kein Ende abzusehen; ich aber habe selten ein verdrossneres, grimmigeres Gesicht erblickt als das meines Freundes Adam bei seiner ersten Begrüßung, sowohl mit dem armen Poeten drinnen wie mit der grauen, feuchtfrostigen Welt draußen.

Das sage ich Ihnen, Doktor, brummte er, auf den Tisch steigen wir heute Morgen nicht. Und du, Junge, bilde dir ja nicht ein, daß ich nach Pfisters Mühle herausgekommen sei, um mir Weltuntergangsgefühle aus deines Vaters verstänkerter Kneipidylle herauszubestilliren. Idylle hin, Idylle her; trotz Weihnachten, Ostern und Pfingsten in einer Wehmutsthräne habe ich jetzt die Absicht, ruhig unter den Philistern auf gegebenem, bitter realem Erdboden so gemütlich als möglich mit zu schmatzen, zu schlucken, zu prosperiren und möglicherweise auch zu propagiren. Zum Henker, am liebsten wär' mir's jetzt, ihr zwei Phantasienarren säßet mit Vater Pfister im Gotteshause, lobtet den Herrn und alle seine Werke und hättet mir allein diese gegenwärtige Auseinandersetzung mit den Lebens= und Kulturbedingungen des Moments überlassen. Da ihr aber einmal da seid, also vorwärts — hinein in den Schmaratz! Nehmen Sie die Rumflasche und das Glas da fort, Samse, und geben Sie mir Ihren Arm, Don Feliciano. Das Mikroskop brauchen wir heute nicht, Ebert; aber da,

Samse, den Flaschenkorb können Sie schleppen — Sie, Lippoldes, brauchen aber nicht aufzuhorchen, die Pullen sind leer, und der Stoff, mit dem ich sie jetzt zu füllen gedenke, stammt nicht aus dem Brunnen Melusinens, auch nicht aus dem fons Blandusius und am wenigsten aus Ihrer Hippokrene.

Wir verließen den Mühlgarten nunmehr durch ein mir seit meinen frühesten Lebensjahren wohlbekanntes Loch in der Hecke und wanderten am Uferröhricht über feuchtes Wiesen- und holperichtes Ackerland den Fluß aufwärts. Drei oder vier Anbauerhäuser des Dorfes lagen noch etwas weiter hinauf und reichten mit ihren Gärten bis an den Bach.

Das eigentliche Dorf liegt, wie jeder weiß, der Pfisters Mühle kennt oder kannte, einige Büchsenschüsse weit unterhalb derselben. Hoffentlich wird es noch ungezählte Jahre länger als meines Vaters liebes Haus an seiner Stelle zu finden sein.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Der Zukunftsstaat und die Lösung der sozialen Frage. Von Dr. Th. Blume. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1884.

Der Titel verspricht viel, der Inhalt wenig. Es wird heute wohl schwerlich in Deutschland jemand zu finden sein, der, wenn er sich überhaupt für die sozialen Tagesfragen interessirt, nicht wenigstens das Gerippe kennte, welches der Verfasser von der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie giebt, und nicht schon zehnmal in der Tagespresse, in Vereinen und Versammlungen die Gründe gelesen und gehört hätte, die gegen die Herstellung eines kommunistischen Staatswesens geltend zu machen sind. Die Vorschläge zur Beseitigung des sozialen Notstandes sind ebenfalls nicht neu und beschränken sich auf die bekannten Palliativmittel der Bildung von Erwerbsgenossenschaften, sowie der Beförderung der Partnerschaft und der Sparsamkeit. Zu der Hauptaufgabe des Staates, der Kommunen und Privaten werden Punkte gezählt, die teils von Staatssozialisten, teils von Manchestermännern empfohlen werden. Die großen Probleme, welche das Reich bereits in der Kranken- und Unfallversicherung angebahnt hat, werden nicht einmal erwähnt. Zur Erfüllung der von ihm dem Staate gestellten Aufgaben plädirt der Verfasser für das Tabaksmonopol, größere Heranziehung des beweglichen Vermögens zur Besteuerung und Schutzzölle. So sehr wir in dieser Beziehung mit dem Verfasser übereinstimmen, müssen wir doch betonen, daß für die Erreichung der von ihm verfolgten Ziele die jetzigen Einnahmen sicher ausreichen.

Philosophische Leitbegriffe von Karl August Fetzer. Tübingen, H. Laupp, 1884.

So lautet der Titel einer Schrift von neunzehn Bogen, welche wichtige Fragen bespricht, um die sich gegenwärtig der Streit auf philosophischem Gebiete dreht.

Der Verfasser stimmt zunächst in den Ruf ein: Zu Kant zurück! lebt aber dabei der Hoffnung, daß es „den Epigonen erlaubt und möglich sei, zu noch tieferen Einblicken in die Wahrheit sich durchzuarbeiten.“ Zu solchen möchte er denn selber verhelfen. Liest man nun von den dreißig Kapiteln seiner Schrift die ersten zehn, so meint man es wirklich mit einem Kantianer zu thun zu haben, der vorsichtig an den Meister angeschlossen, aber selbst forschend und berichtigend vorwärts zu schreiten sucht. Mit dem elften Kapitel aber, überschrieben „Raum und Zeit,“ ändert sich auf einmal das Bild; Fetzer unternimmt es, mit Entschiedenheit die Kantische Raum- und Zeitlehre zu bestreiten. Er behauptet: Raum und Zeit gehören, wie die Kraft, den Dingen selbst an, sind nicht bloße Formen der sinnlichen Anschauung; beides sind zwar transcendentale Begriffe, die an und für sich keine Realität haben, aber nicht apriorische, sondern empirische, abgeleitete Begriffe; nicht Anschauungen, sondern Formen des Denkens. Nach ihm „erzeugt“ den Raumbegriff die in der „Ausdehnung aller materiellen Dinge sich manifestirende Kraft“ (als ob nicht die Ausdehnung mit ihren drei Richtungen selbst eben schon der Raum wäre), den Zeitbegriff bildet das Kausalitätsgesetz in der Erscheinung. Hiermit wird die Hauptgrundlage der Kritik oder Kants glänzendste That verworfen und über den Königsberger weg auf Leibnizische Auffassungen zurückgegangen.

Daß der Verfasser demungeachtet weiter überall seine Hochachtung vor Kant bekundet und an den verschiedensten Punkten immer wieder den Ergebnissen seiner Kritik sich zuneigt, würde Referent kaum von vornherein für wahrscheinlich haben halten können, aber es ist in der That so. Sonach zeigt diese auf ihrem Standpunkt umsichtige und fleißige, auch meist gut verständliche Schrift in eigentümlicher Weise, welchen Einfluß der Königsberger in unsern Tagen gewonnen hat, wie ein Forscher selbst bei Auflehnung gegen die Grundlage seiner Kritik doch nicht umhin kann, in seinem Dienst den Karren zu ziehen (nach dem bekannten Wort Schillers).

Die Gesamtanschauung freilich, zu welcher der unvergeßliche Meister seinen Jüngern verholfen hat, bleibt für Fetzer verschlossen, denn sie ist nicht ohne volle Zustimmung zur Raum- und Zeitlehre zu gewinnen und festzuhalten. Das zeigt sich, wenn er in der Materie eine direkte „Ausstrahlung des Weltgeistes“ sieht, der die Welt aus sich heraus „projizire,“ während wir dabei stehen bleiben müssen, die Materie für Erscheinung von Dingen an sich in den sinnlichen Formen von Raum und Zeit zu erklären; wenn er zwar der Lehre Kants von der menschlichen Freiheit zustimmt, aber die Berufung auf einen intelligibeln Charakter des Menschen für überflüssig hält; wenn er Verstand und Vernunft, die freilich Kant selbst noch nicht überall so geschieden hat, wie seine Kritik es durchgängig verlangt, zwar trennt, aber sie alsbald wieder unkritisch an einander rückt; wenn er endlich den Weltgeist, für den er später den Namen Gottes voll in Anspruch nimmt, sich als „Weltseele“ in die Welt ergießen läßt, gleichwie er auch in den menschlichen Individuen den Geist, der das erste ist, zur belebenden Seele werden läßt. Aber ein Triumph Kants ist es, daß unser Autor weiterhin trotzdem mit solcher Anerkennung seiner Antinomienlehre und seiner Kritik der Beweise für das Dasein Gottes sich anschließen kann, wenn er auch meint, die Lösung des Antinomienrätsels sei von Kant noch nicht völlig gefunden worden, und beim Gottesgedanken müsse man von der menschlichen Analogie absehen, bei welcher Kant noch mit dem herkömmlichen Theismus stehen bleibe. Der Verfasser selbst schließt mit dem Hinweis auf eine Lehre von Gott, die den Monotheismus mit Pantheismus vereinigt, d. h. mit einem solchen Pantheismus, welcher das Selbstbewußtsein der Gottheit streng

festhält und nur die Persönlichkeit leugnet, um die Unendlichkeit festhalten zu können. Was damit gemeint ist, würden wir mit Beifall begrüßen können, es müßte nur mit andern Worten ausgedrückt werden.

Durch den größten Teil der Schrift zieht sich eine fortlaufende Auseinandersetzung mit Schopenhauer hindurch, dem der Verfasser in einzelnen Aussprüchen beistimmt, während er seine Anschauungen im ganzen entschieden verwirft. Ebenso wird im einundzwanzigsten Kapitel das „Unbewußte“ Hartmanns und die daraus folgende Welterklärung als ihren Zweck nicht erfüllend zurückgewiesen, und im dreiundzwanzigsten dem Seelenbegriff Lotzes eingehende Aufmerksamkeit geschenkt, wenn auch der Verfasser auf verschwommene Auffassung desselben und auf erzwungene Lösung des Problems erkennen muß.

Wir dürfen dem Verfasser das Zeugnis nicht vorenthalten, daß er mit Bedacht verfährt, sowohl bei allen seinen Einwendungen gegen Andersdenkende, wie bei seinen eignen Aufstellungen, die er selbst noch nicht als vollkommen fertig hinstellen will. Wir wünschen, daß ihm unter dem Zeichen: Zurück zu Kant! vor allen Dingen noch Verständnis der Kantischen Raum- und Zeitlehre aufgehen möchte, wozu namentlich strengeres Scheiden zwischen relativen Räumen und Zeiten einerseits und dem absoluten Raum und der absoluten Zeit andrerseits verhelfen könnte; dann würde manches im einzelnen mit Vorsicht von ihm gegen Kant gesagte erst recht in Kraft bleiben, es würde aber durch sein Eintreten in die Gesamtanschauung Kants sein philosophisches Forschen und Streben den bis jetzt noch mangelnden Abschluß finden.

Ueber tragische Schuld und Sühne. Ein Beitrag zur Geschichte der Aesthetik des Dramas von Dr. Julius Goebel. Berlin, Carl Dunckers Verlag, 1884.

Dieses Büchlein verfolgt dreierlei Zwecke. Einmal will es in die Lücke, welche Lotze in seiner Geschichte der Aesthetik in Deutschland dort gelassen hat, wo er das obige Problem behandeln sollte, eintreten; sodann will es dem Schaden, welchen die buddhistische Weltanschauung Schopenhauers gerade bei unsern Dichtern angerichtet hat, dadurch entgegenwirken, daß es entwickelt und nachweist, wie sich Ideal und Begriff der Tragödie bei unsern großen Denkern und Dichtern von Lessing und Herder bis auf Schiller einerseits, Schelling bis auf Vischer und Köstlin andrerseits gestaltet haben; es will dem indischen Ideal das germanische entgegenstellen; und endlich will es dem Dramatiker selbst, von dem nur Unkenntnis der wahren Dichterpsychologie behaupten kann, daß er „unbewußt,“ nur so im Traume schaffe, ohne sich über die Gesetze seiner eignen Kunst Rechenschaft zu geben, eine Uebersicht der wichtigsten Ansichten über tragische Schuld und Sühne geben. Ob es wohl alle diese Zwecke in gleicher Weise erreicht? Zunächst muß zugestanden werden, daß es eine wirkliche Quellenarbeit ist, der man es fortwährend anmerkt, daß der Autor seinen Stoff eindringlich durchdacht, wahrhaft individuell aufgefaßt und teilweise glänzend dargestellt hat; es ist eine vornehme und ernste Monographie. Diese rückhaltlose Anerkennung seiner Vorzüge wird uns aber auch gestatten, einige Bemerkungen sachlicher und formaler Art hinzuzufügen. Es ist zunächst sehr fraglich, ob dem Poeten die metaphysische Begründung irgendeines ästhetischen Begriffes im mindesten wichtig sein könne. Es geht der Metaphysik der Poesie gegenüber ganz so wie dem Leben: wo jene anfängt, hört diese auf. Etwas anders ist es, ein Gefühl ästhetischer Art durch Analyse klären, etwas anders, es metaphysisch erklären. Nur das erstere nützt dem Künstler, das letztere ist ihm ebenso gleichgiltig, wie das jeweilige System, wonach es geschieht. Demnach er-

scheint uns die erste Hälfte des Büchleins, die Geschichte des Begriffes in der spekulativen Aesthetik, als für den Künstler überflüssig; da sie aber überdies noch ganz besonders abstrakt und konzentrirt die höchst schwierigen Meinungen Hegels, Solgers, Schellings, Vischers darstellt, so scheint sie uns auch für denjenigen, der nur historisch davon Nutzen ziehen will, bei aller Anerkennung des geistvollen Autors, nicht leicht faßlich und praktisch genug zu sein. Und denkt man vollends an das berühmte Büchlein Hermann Hettners über das moderne Drama (1852), welches gleichfalls mit der Absicht, den Dramatiker über seine eigne Kunst und Pflicht aufzuklären, geschrieben wurde, so hält Goebels Büchlein den Vergleich nicht aus, denn dieselben Ideen vom Wesen des Tragischen sind dort — gleichfalls im Grunde mit Anschluß an Vischer — reicher und durch viele konkrete Beispiele erläutert dargestellt. Einzig neu und wirklich anerkennenswert ist Goebels Kritik der Schopenhauerschen Lehre und ganz besonders des in der That langweiligen Buches von Siebenlist, Schopenhauers Philosophie der Tragödie. Aber zuvor müssen wir Goebel auf den Widerspruch aufmerksam machen, in den er zu sich selbst gerät. Er will dem buddhistischen Philosophen das „germanische" Ideal der Tragödie, der indischen dumpfen Mystik das „germanische" Vertrauen auf eine sittliche Weltordnung entgegenstellen. Und doch bemerkt er S. 45 (mit vollem Recht!): „Wir können sie [die vernünftige Weltanschauung] nicht spezifisch germanisch nennen, denn in unsrer ältern Poesie wird zu deutlich auf den fatalistischen Hintergrund im Denken unsrer Vorfahren zurückgewiesen... Der Einfluß des Christentums ist unverkennbar." Der ganze Begriff also von tragischer Schuld und Sühne, wie er ihn aus den „germanischen" Denkern und Dichtern herstellt, hat schließlich doch nichts spezifisch Germanisches an sich, sondern ist allgemein europäisch christlich, wie er selber zugesteht. Es kann ja auch garnicht anders sein! Denn was wäre eine Philosophie, die ihrer Natur nach auf absolute Wahrheit geht, ob sie nun einem deutschen oder französischen oder slavischen Denkerkopfe entspringt, wenn sie sich in die Grenzen der Nationalität zwängen ließe? Die deutschen Denker wären die ersten, welche sich gegen die Anwendung solcher Kategorien wenden würden. Es ist ja recht schön, seine Nation zu lieben; aber das Nationalitätenprinzip gehört nicht in die reine Wissenschaft. Antik und modern, das sind Gegensätze; aber dennoch hat man mit Recht auf die Verwandtschaft des deutschen und griechischen Geistes öfter hingewiesen. Und wenn wir Goebel in seinem Hasse des that- und kraftlosen Buddhismus beistimmen, so geschieht es nicht, weil wir „Germanen" sind, sondern weil wir des erstern ethische Unwahrheit erkennen. Und nun wollen wir schließlich die treffendste Bemerkung Goebels gegen die Schopenhauersche Philosophie der Tragödie hierhersetzen. Er sagt (S. 103): „Zwar verlangen Schopenhauer und seine Epigonen ähnliches von der Kunst wie wir [nämlich, daß das Schicksal aus dem Charakter des Helden herauswachse], aber welch ein Unterschied! Während uns dort der Anblick wahrer Kunstwerke die innerste Lebenskraft für Augenblicke erhöht, soll sie uns hier die Eitelkeit derselben zum Bewußtsein bringen, während wir dort das Gefühl höchster Wahrheit haben, sollen wir hier im Momente der Befreiung jenes Gefühl als Lüge und Sünde erkennen, die uns die Sehnsucht nach dem Nirwana erwecken. Dem gesunden Sinne des Volkes wird solche Afterkunst auch stets widerstehen, und gern überläßt er sie den Hypochondern und rührungsseligen wie blasirten Gemütern. Wozu auch braucht es der Poesie, wenn sie die alte Phrase vom Jammerthal dieser Welt nur in den Brennpunkt sammelt, um damit einer Philosophie als Beweis zu dienen, welche diese Urschrulle zum langweilig wiederholten Dogma erhoben hat. Denn auch bei aller selbständigen

Gleichberechtigung, die man der Kunst neben der Philosophie einräumt, klingt es doch wie vornehme Herablassung, daß sie uns das Wesen der Welt zum Bewußtsein bringe, was die Philosophie doch im höchsten Grade beansprucht."

Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen von Wilhelm Jensen. I. Dietwald Wernerkin (14. Jahrhundert); II. Oswald Wernerkin (15. Jahrhundert); III. Dietwald Werneken (16. Jahrhundert). Freiburg i. B., Kiepert und von Bolschwing, 1885.

Man hat schon vor mehreren Jahren die Bemerkung gemacht, daß Wilhelm Jensen allein einen Rezensenten beschäftigen könnte, denn kaum ist man mit der Lektüre eines Werkes fertig, liegt schon ein neues von ihm auf dem Tisch. Seine Produktivität ist in der That bewundernswert; auch jetzt ist ein neuer breit angelegter Roman von ihm im Erscheinen — in Fortsetzungen natürlich — begriffen. Allerdings ist seine Produktivität das allein bewundernswerte an ihm. Im Prinzip läßt sich aber auch gegen sie nichts einwenden; es scheint in der Natur gewisser Talente so zu liegen, daß sie rasch auf „unendlichem" Papier ihre Erzählungen hinwerfen müssen, und daß ein selbst freiwilliges nonum prematur in annum ihre Werke nicht viel ändern würde; der ältere Dumas, ja auch Walter Scott und Dickens sind Beweise dafür, und diesem letzteren sind gerade die im Drange der journalistischen Brotarbeit hingeworfenen Skizzen zum größten Ruhme gediehen. Der Wert der Werke hängt also nicht von der mehr oder minder schnellen Produktion, sondern von der Beschaffenheit der Individualität ab, die sich ihr hingiebt. Jensen wird immer sein Publikum finden — allerdings das der Leihbibliotheken; wir meinen dies im engern Sinne, da man uns leicht einwenden mag, daß heutzutage alle Deutschen zu diesem Publikum gehören. Oder um deutlicher zu sein: er schreibt flott, weiß zu spannen, wird jetzt auch geschmackvoller als früher, d. h. er meidet philosophische Exkurse, und wenn er, wie im Eingang des ersten Bandes dieser Novellen, doch, um einige Bogen zu füllen, historische Erörterungen etwas schulmäßiger Art anbringt, so sind sie für diejenigen, welche die genauere Geschichte der Hanse z. B. nicht kennen, doch immerhin interessant, und man lernt etwas dabei. Auch die Didaktik ist kein übler Verbündeter für Autoren, die nun einmal nicht der fernen Kunst allein zuliebe schreiben müssen. Die erste Novelle kann in dieser Beziehung zu einem interessanten Vergleiche mit einem ebenfalls heuer erschienenen Buche eines wirklichen Künstlers dienen. Die „Brigitte von Wisby" von Hans Hoffmann (Leipzig, Schlicke) behandelt nämlich auch den Fall dieses märchenhaften nordischen Emporiums durch den Verrat eines Mädchens an König Waldemar Atterdag von Dänemark, und in beiden Geschichten ist dieses Mädchen auch ein Goldschmiedstöchterlein, welches von dem maskirten König in Liebe gefesselt zu dem Verrate verleitet wird. Aber sowenig wir auch Hoffmanns Brigitte — die neuestens Richard Voß, wie Zeitungen melden, dramatisirt hat — für ein volles Meisterwerk zu halten geneigt sind, so stellt ihn schon die Art, wie er sich das Problem praktisch zurechtgelegt hat, weit über Jensens Darstellungsweise. Der genauere Vergleich wäre sehr lehrreich, doch genügt es hier, darauf hinzudeuten. Uebrigens soll wiederholt werden, daß Jensens neue Novellen zu lehrreicher Unterhaltung recht wohl taugen.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Schutzzöllner in England.

ie es Thorheit ist, alle Völker mit Einführung des konstitutionellen Systems, durch Verwirklichung liberaler Grundsätze, durch republikanische Einrichtungen oder sonst auf eine ein- für allemal feststehende Weise glücklich machen zu wollen, so ist es auch sinnlos zu glauben, daß es auf dem Gebiete der Tariffragen eine absolute, für alle Nationen und Zeiten zutreffende Wahrheit gebe, und darnach zu verfahren. Jedes Volk muß hier wissen oder durch Erfahrung an sich lernen, was ihm frommt oder nicht. Ein Beispiel ist England. Es ist durch Schutzzölle im Laufe der Jahre so stark geworden, daß es den Freihandel einführen konnte. Aber seit geraumer Zeit schon begegnen wir hier mehr oder minder lauten und entschiedenen Bestrebungen nach erneutem Schutze der nationalen Arbeit gegen fremde Konkurrenz. Bei Besprechung der Zusammenkunft der Zuckerraffineure in London wurde darauf hingewiesen, daß England bis 1861 nur fünf, in den letzten Jahren dagegen fünfzig Prozent seines Bedarfs an raffinirtem Zucker eingeführt habe, und dazu bemerkt: „Mit den 10 Millionen Pfund Sterling, die dadurch jährlich aus dem Lande gehen, ernähren wir kontinentale Arbeiter und unterstützen wir das Schutzzollsystem im Auslande auf Kosten unsrer Arbeiter und Fabrikanten." Zu derselben Zeit berechnete der Arbeiterführer Potter in der Times, daß der Kontinent sich durch seine Zuckerprämien Arbeit für 220 000 Mann gesichert habe, und fügte hinzu: „Wir eröffneten als Freihändler unsre Märkte der ganzen Welt unter gleichen Bedingungen, nicht ahnend, daß diese zu höchst ungleichen werden würden durch Schutzprämien der fremden Staaten, die in ihren Wirkungen noch verderblicher sind als selbst Differenzialzölle; denn umsoviel diese Prämien die Nachfrage nach fremder Arbeit erhöhten,

um ebensoviel verringerten sie dieselbe betreffs unsrer eignen Arbeit." Bald nachher schrieb Sherlock in Liverpool eine Schrift über Our present suicidal fiscal policy, in der er statistisch nachwies, daß England in den letzten dreizehn Jahren für etwa tausend Millionen Pfund Sterling fremde Manufakturwaaren eingeführt habe, und daß der englische Schatz bei zehn Prozent Zoll auf dieselben 104 986 000 Pfund Sterling hätte gewinnen können, und der Liverpool Courier bemerkte dazu: „Es giebt keinen Grund, weshalb wir von Fremden Möbel beziehen sollten, die daheim gemacht werden können, oder Kerzen, eiserne Träger und Eisendraht.... [Selbst Postkarten bezieht England jetzt aus Deutschland.] Ganz in dem Verhältnis, in welchem diese Waaren Fremder gekauft werden, wird die englische Arbeit verdrängt, und dies ist eine Phase des fiskalischen Problems, die wir dem Studium von Handwerkern und Arbeitern empfehlen."

Bedeutsamer als diese Kundgebungen, neben denen ähnliches herging, war die Debatte, die am 1. November im Unterhause über den Antrag Macivers stattfand, „die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät auf das Darniederliegen von Handel und Ackerbau zu lenken und zu bedauern, daß die Thronrede auf einen so hochwichtigen Gegenstand nicht Bezug genommen habe." Der Antragsteller sagte u. a., die Untersuchung dieser Frage sei wichtiger als das Wahlgesetz, mit dem man verhungernde Leute nicht sättigen könne, und die Lage sei zu ernst, um als Parteifrage behandelt werden zu können. Die Wollenwaarenfabrikation, der Schiffsbau, die Schiffahrt Englands stünden jetzt gegen diese Gewerbszweige in andern Ländern zurück. Viele Freihändler würden ihm zugeben, daß das, was man Freihandel nenne, jedermann enttäuscht hätte. Ein andrer Redner bemerkte, „die Prophezeiungen der Freihändler fänden bei keiner Klasse mehr Glauben; denn sie hätten sich zu oft als falsch erwiesen. Früher hätten Handel und Gewerbe niemals so oft und so lange darnieder gelegen als jetzt." Wieder andre Abgeordnete klagten über niedrige Löhne, überfüllte Märkte und geringen Nutzen der Fabrikanten beim Verkauf ihrer Erzeugnisse, sowie über die gedrückte Lage der Landwirte, die für ihren Weizen und ihr Vieh weit niedrigere Preise bekämen als früher, und fanden die Ursachen von alledem in der Konkurrenz des Auslandes und dem Mangel an Schutz vor derselben. Sie sagten ungefähr dasselbe, was in den Jahren vor 1878 hinsichtlich der Schutzlosigkeit von Industrie und Landwirtschaft in Deutschland gesagt worden war. Es wurde behauptet, daß der Verlust, den das Land hierdurch erleide, 150 bis 200 Millionen Pfund Sterling betrage. „Unsre Gewerbe haben, so erklärte ein Redner, aufgehört, mit dem Anwachsen der Bevölkerung zu wachsen, und zwar gilt dies vom Gebiete der Landwirtschaft wie von dem der Fabrikation. . . . Alles gesunde Wachstum hat vollständig aufgehört. So z. B. in Wollenwaaren, wo unsre Ausfuhr in den Jahren 1879 bis 1883 sich, verglichen mit der in den Jahren 1869 bis 1873, um 30 Prozent an Wert vermindert hat. In bezug

auf Messerschmiede- und andre Kurzwaaren beträgt die Verminderung 15, in Töpferwaaren 3½ und in Leinenstoffen 6½ Prozent. Kam je so häufig eine Herabsetzung der Löhne in Zeiten wie heute vor, wo die Nahrung so wohlfeil und das Rohmaterial in solcher Überfülle zu haben ist? Wo man Weizen den Quarter für 32 Schilling, Zucker das Pfund für 2 Pence kauft, liegt die Industrie darnieder! Alles das zeigt, daß wir in eine Periode, in eine Ordnung der Dinge eingetreten sind, die von allen früheren verschieden ist.... Aber wie lange sollen wir der unbeschränkten ausländischen Konkurrenz ausgesetzt bleiben? Die niedrigen Preise der eingeführten Gegenstände kommen unsern Arbeitern in geringem Maße zu gute, aber wir bezahlen dafür einen hohen Preis im Niedergange der Pachtgelder, der Erträge der Fabriken und der Arbeitslöhne. In jedem Mittelpunkte der Industrie werden die übeln Folgen dieser unbeschränkten Konkurrenz des Auslandes empfunden, während eine kleine Klasse von Personen aus Kapitalanlagen in fremden Ländern ungeheure Einkünfte bezieht." Es gebe, so fuhr der Redner fort, keinen Teil des Vereinigten Königreiches, für welches „dieses grob unbillige System" (der unbeschränkte Freihandel) unseligere Folgen gehabt habe als Irland, welches so sehr von inländischer Gütererzeugung abhänge. Und von London habe er vernommen, daß in dessen östlichen Bezirken dreißig Prozent der arbeitenden Bevölkerung ohne Beschäftigung seien. Man werde sagen (und es wurde in der That gesagt), daß England hier nicht mehr litte als die Nationen, die durch Zölle geschützt seien und daß wir Gott danken sollten, nicht schlimmer daran zu sein als sie. Aber wäre denn das alles, was sich nach vierzig Jahren einseitigen Freihandels sagen lasse? Er verlange nichts als Billigkeit, keine Begünstigung. Weniger als das werde nach seiner festen Überzeugung das Land nicht ertragen. Die Politik, zu gestatten, daß ein Erwerbszweig nach dem andern zu grunde gerichtet werde, und daß die Beschäftigung und der Verdienst der arbeitenden Klassen des Landes Einbuße erleide, sei eine Politik, welche des Geistes und der Thatkraft Englands nicht würdig sei. Es leide keinen Zweifel, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge im äußersten Grade beunruhigend sei. Es sei keine Frage, daß das Volk in Liverpool, Stockton, Birmingham und andern großen Mittelpunkten der Arbeit einmütig des Glaubens sei, die Regierung müsse Maßregeln ergreifen, um die dermalige traurige Lage der Fabriken und Manufakturen zu bessern. Das wären jetzt noch fiskalische Fragen, es könnten aber leicht soziale Fragen höchst gefährlichen Charakters daraus werden, die zu Forderungen führten, welche ganz unverträglich mit einer festbegründeten Sicherheit alles Eigentums wären. „Die Frage ist, sagte der Redner gegen den Schluß hin, so verwickelter Natur, daß sie nur von einer königlichen Kommission in geeigneter Weise behandelt werden kann."

Es konnte nicht fehlen, daß die Freihändler im Hause diese und ähnliche Ansichten zu widerlegen und namentlich mit Gründen, die sich hören lassen, die

Rückkehr zum Schutzzollsystem als unmöglich darzustellen versuchten,*) aber das Darniederliegen der britischen Industrie und Landwirtschaft konnten sie nicht leugnen und einen Weg zur Besserung wußten sie von ihrem Standpunkte aus nicht zu entdecken. Vielleicht belehrt sie später jemand oder etwas darüber. Wir finden keinen Beruf dazu, obwohl die Engländer selbst mit Belehrung andrer Leute ungemein freigebig zu sein pflegen und auch uns Deutschen in diesen Dingen recht reichlich und eine Zeit lang nicht ohne beträchtliche Erfolge (Erfolge für ihre Tasche zuletzt) damit unter die Arme gegriffen haben. Die Geschichte der Bekehrung Deutschlands zum Manchestertum bezeugt jene eifrige Bereitwilligkeit unsrer getreuen Vettern und guten Freunde genügend, und es ist nicht zuviel behauptet, wenn wir sagen, der bekannte Übergang von dem wirtschaftlichen System der natürlichen Kräfte, mit welchem die vorige Generation preußischer Staatsmänner das Land seit dem Jahre 1815 regierte und in die Höhe brachte, zu der Freihandelslehre, zu welcher sich seit 1850 der bei weitem größere Teil des Beamtenstandes und der Presse, sowie die Majoritäten in unsern verschiedenen Vertretungskörpern bekannten, ist in sehr bedeutendem Umfange, ja beinahe allein englischen Schriftstellern und mit englischem Gelde bezahlten Journalisten des Festlandes zuzuschreiben. Der Cobdenklub und seine Affiliirten haben hier mit exemplarischer Rührigkeit geleistet, was irgend möglich war.

Der Zustand, der jetzt in England beklagt und der Aufmerksamkeit der Regierung empfohlen wird, erscheint uns garnicht so unerklärlich. Er ist wohl in der Hauptsache die Folge der eigentümlichen Entwicklung einerseits des insularen England, andrerseits der festländischen Nachbarn desselben. Auf dem Festlande folgte dem dreißigjährigen Kriege der spanische Erbfolgekrieg,

---

*) Solche Gründe führt die Times mit den Worten an: „Vielleicht wird die Agitation [für Schutzzölle] in den Augen nicht weniger ihren Hauptzweck erfüllt haben, wenn sie in ackerbauenden Gemütern die unklare Hoffnung erweckt, daß unter einer konservativen Regierung etwas geschehen könne. Wenn Gutsbesitzer und Pächter zur Bewahrung ihrer guten Laune Reizmittel bedürfen, so rede man eines Tages von Einführung eines Kornzolls zur Ausschließung des amerikanischen Weizens. Aber leider ist es keine ganz harmlose Beschäftigung, wenn man die Leute glauben zu machen versucht, unsre großen Industrien würden durch Zölle oder Maßregeln der Reciprocität gekräftigt werden. Es schadet positiv, wenn man die Aufmerksamkeit von den wirklichen Ursachen des Darniederliegens ablenkt und den Beschäftigungslosen, wie neulich Lord Salisbury in Dumfries, sagt, daß die Arbeit spärlich, der Lohn kleiner und die Not größer werde, weil man keine Maßregeln trifft, fremde Länder zur Abänderung ihrer Tarife und zur Zulassung unsrer Waare zu bewegen. Wir haben bis jetzt keine Hoffnung, dieselben zu einer solchen Änderung zu bestimmen, die uns paßt.... Anstrengungen zur Herstellung einer solchen Reciprocität mißlangen selbst in den Tagen, wo englische Staatsmänner fremden Nationen für eine Herabsetzung der Zölle noch etwas ordentliches zu bieten hatten. Die wahre Weisheit ist unter so bewandten Umständen, aus der industriellen Lage mit allen ihren Nachteilen so viel zu machen, als möglich ist. Mögen ferner Pächter und Landbesitzer das Wesen der freien Konkurrenz studiren und zusehen, an welchen Punkten sie am besten ihr begegnen können."

diesem der siebenjährige und diesem wieder der lange Völkerkampf unter der französischen Republik und Napoleon, und alle diese Kriege kamen, indem sie die kontinentalen Nationen schwächten und an energischer und stetiger Benutzung und Vervollkommnung ihrer Kräfte und Hilfsquellen hinderten, mittelbar England zu gute, für das ja auch unser letzter Kampf mit Frankreich so vorteilhaft war, daß man neulich das Jahr 1873 im Unterhause a most wonderful year nennen konnte. Die Völker des Festlandes zerfleischten einander in Kriegen und Revolutionen, sie preßten sich gegenseitig aus, sie stockten in ihrer gewerblichen Entwicklung, sie verarmten für Jahrzehnte und bisweilen für längere Zeit. Anders Großbritannien, das seit 1066, abgesehen von wenig bedeutenden Landungen französischer Truppen in Irland, auf seinem Boden keinen ausländischen Feind gesehen hat. Es freute sich dessen (tertius gaudens) und der Thatsache, daß es andern Leuten nicht so gut ging, machte Geld und verhalf sich, während jene aufeinanderschlugen, zu den profitabelsten Kolonien. Die Moral dieses Rückblickes ist: Was des einen Tod, ist des andern Brod. England gedeiht, wenn die Länder des Kontinents sich durch Kriege lähmen und zu grunde richten, es gedeiht weniger oder garnicht, wenn sie Frieden untereinander halten. Wenn wir, wie es nach dem deutsch-österreichischen Bündnisse von 1879, dem Tage von Skiernewice und der jüngsten Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland den Anschein hat, eine Ära langen Friedens in Europa vor uns haben, so werden die hauptsächlichsten der Bedingungen fehlen, unter welchen Englands Reichtum sich, wie Herr Gladstone sich ausdrückte, by leaps and bounds vermehrt hat. Welche Politik sich hiernach diesem Staatsmann empfehlen konnte und in der That empfohlen hat, erraten die Leser, wie sie andrerseits nicht in Zweifel sein können, was unsrerseits hier zu thun und zu lassen sein und was in der That nach Möglichkeit geschehen und unterbleiben wird.



Aus der Diplomatenschule.

1.

on der Überschrift dieser Aufsätze wolle man sich nicht zu viel versprechen: es soll nicht aus der Schule geschwatzt, sondern einfach über sie gesprochen, von ihrer Einrichtung und Gliederung berichtet werden, von den in ihr geltenden Rechten und Gesetzen, von ihren Aufgaben und Leistungen und einigen andern Dingen, deren Kenntnis nützlich ist, auch wenn sie keine „Enthüllungen“ einschließt.

Fragen wir zunächst: Was ist die Diplomatie? so wird die frühere Meinung von ihr wohl ziemlich richtig, wenn auch etwas derb durch die Definition ausgedrückt, die Henry Wotton, der Gesandte Jakobs des Ersten, zu Augsburg jemandem ins Stammbuch schrieb: Legatus est vir bonus peregre missus ad mentiendum reipublicae causa, ein Gesandter ist ein wackerer Mann, der nach auswärts geschickt worden ist, um zu gunsten seines Staates zu lügen. Wahlsprüche von Diplomaten jener Zeit (erstes Viertel des siebzehnten Jahrhunderts) waren: „Lügen mit Lügen vergelten" und Qui nescit dissimulare, nescit regnare. Es waren die Tage, wo Macchiavellis Buch vom Fürsten noch das Brevier der diplomatischen Welt war und die meisten Kabinette in auswärtigen Fragen, nur den eignen Vorteil ins Auge fassend, sich leichten Mutes über fremde Rechte und Interessen hinwegsetzten und jedes Mittel, das Erfolg verhieß, auch das schlimmste, ohne Bedenken für erlaubt hielten. Später kam eine andre Politik auf, wenigstens bekannte man sich nicht mehr offen zu den alten Maximen und bemühte sich, den Schein, nur sein Recht zu wollen, nach Möglichkeit zu wahren, aber auch jetzt wurden allerlei Trugmittel, Überlistungen, Verstellungen und erkünstelte Beweisgründe von der Diplomatenschule gelehrt und in der Praxis fleißig angewendet. „Welche Mühe gab sich nicht, bemerkt Heffter, die französische Diplomatie, um mit Rechtsgrundsätzen darzuthun, daß das Testament Karls des Zweiten von Spanien dem früher abgeschlossenen Teilungsvertrage vorgehen müsse, und welch ein Hohn des Rechts waren die französischen Reunionskammern!" Wohlthuend sticht hiervon der englische Diplomat Sir William Temple ab, der sich zu dem Grundsatze bekannte, daß man in politischen Verhandlungen immer die Wahrheit zu sagen habe. Ob er selbst ihn immer streng befolgte, wissen wir nicht, jedenfalls hat er seiner Regierung gute Dienste geleistet und unter anderm 1688 die Tripelallianz mit Holland und Schweden zu stande gebracht und den Nimwegener Frieden angebahnt. Später bequemte sich die Diplomatie in der Theorie noch mehr dem bürgerlichen Sittenkodex an, und Heffter durfte für ihr Verfahren die Maxime aufstellen: „Die Unwahrheit kann eine Zeit lang Erfolge haben, aber nur die Wahrheit und das Recht, mit Beharrlichkeit verfolgt oder verteidigt, siegt zuletzt."

Die Diplomatie der Gegenwart *soll* also auch die feinere Lüge, die Wahrheit mit Färbung, Zusatz oder Lücke, die Verdrehung des Rechtes, die Doppelzüngigkeit und die Mentalreservation meiden und sich stets bewußt sein, daß der Zweck das Mittel nicht heiligt, und wir dürfen sie — immer vorausgesetzt, daß die Praxis der Theorie wenigstens in der Regel entspricht — nicht mehr wie der Ritter Wotton definiren. Wie werden wir sie aber dann passend charakterisiren? Nach Alt (Europäisches Gesandtschaftsrecht, S. 6) ist sie „der Inbegriff aller derjenigen Kenntnisse und Fähigkeiten, welche zur richtigen und geschickten Leitung und Besorgung der äußern Staatsangelegenheiten erforderlich

sind." Flassan sagt in der Einleitung zu seiner Geschichte der französischen Diplomatie und Politik: „Diplomatie ist der Ausdruck, mit welchem man seit einer Anzahl von Jahren die Wissenschaft von den auswärtigen Beziehungen bezeichnet, welche die Diplome oder die von den Souveränen ausgegangenen schriftlichen Urkunden zur Grundlage hat." Wir möchten die Definition vorziehen, welche Busch zu Anfang des Kapitels „Diplomatische Indiskretionen" in seinem neuesten Buche „Unser Reichskanzler" (Bd. I, S. 222) giebt, und welche lautet: „Die Diplomatie ist die Kunst, den berechtigten Eigennutz eines Staates auf dem Wege von Verhandlungen mit andern Staaten zur Geltung zu bringen." Nach ihm besteht ihre Aufgabe darin, „das politische Gemeinwesen, welchem der betreffende Minister des Auswärtigen, der betreffende Botschafter, Gesandte, Geschäftsträger u. s. w. angehört, durch Beobachtung, schriftliche oder mündliche Vorstellung und Überredung gegen auswärtige Gegner zu verteidigen, das Zustandekommen ihm feindlicher Allianzen zu verhindern, ihm Verbündete zu gewinnen und zu erhalten und mit ihnen nach Möglichkeit so zu operiren, daß in erster Linie die Interessen des Fürsten und des Volkes, die der Diplomat vertritt, gefördert, deren Einfluß, deren Macht und Wohlstand gehoben und erweitert werden."

Betrachten wir unser Institut vom historischen Standpunkte, so begegnen wir ihm schon in der ersten Zeit, wo die Völker in Wechselverkehr zu einander traten, nur gab es im Altertum und bis zu Ende des Mittelalters keine stehenden Missionen, sondern man schickte und empfing nur von Fall zu Fall Beauftragte zum Zwecke diplomatischer Verhandlungen. So bereits in China, von wo schon im Jahre 64 v. Chr. eine Gesandtschaft ins Abendland abging; so in Indien, in dessen Gesetzbüchern sich mehrfach Bestimmungen finden, welche die Wahl von Gesandten und die Eigenschaften und Pflichten derselben betreffen. So bei den alten Israeliten, wo Moses an den König von Edom eine Gesandtschaft abordnet, um sich bei ihm die Erlaubnis zum Durchzuge seines Volkes durch dessen Land zu erbitten, und wo er zu gleichem Zwecke eine Botschaft an Sihon, den König der Amoriter, absendet, und wo später David an Hanon, den neuen König der Ammoniter, einige „seiner Knechte" abschickt, um ihn über den Tod seines Vaters zu trösten, was mißlingt, indem der (wohl nicht ohne Grund) mißtrauische Hanon die Leute als Kundschafter betrachtet und ihnen die Schmach anthut, sie mit halb abgeschorenen Bärten und bis zum Gürtel abgeschnittenen Kleidern nach Hause zu senden — ein unerhörtes Verfahren, das von David durch einen siegreichen Krieg gerächt wird. Auch unter Salomo kommen Gesandte vor. Hiram von Tyrus läßt ihm durch solche zu seinem Regierungsantritt Glück wünschen, er seinerseits läßt ihm den Wunsch nach Beistand beim Baue des von ihm beabsichtigten Tempels aussprechen und schließt mit ihm einen Bund, wobei (2. Chron. 2, 11) der Tyrer seine Bedingungen schriftlich formulirt — die erste diplomatische Depesche, der wir in der Geschichte begegnen.

So ferner in Ägypten, wo die Gesandten, meist dem Priesterstande entnommen, als heilige Personen galten und sich großer Vorrechte erfreuten. Ähnlich in Griechenland, wo die „Herolde" (κήρυκες) ebenfalls gewöhnlich Priester waren und als unter Zeus' unmittelbarem Schutze stehend angesehen wurden. Homer erwähnt solcher in der Ilias wiederholt, und das Auftreten des Odysseus bei Antenor (III, 205 ff.) hat stark diplomatische Züge. Später, in historischer Zeit, finden wir, um nur einiges anzuführen, wie Themistokles als politischer Agent nach Sparta geschickt wird, und wie die Lakedämonier auf seinen Rat seine Mission durch Absendung dreier Bevollmächtigten nach Athen erwiedern, und wie Alexander der Große während der Rückkehr von seinem Feldzuge nach Ostasien zu Babylon Gesandte fast aus allen Teilen der damals bekannten Welt empfing.

Durch bestimmte Normen geregelt aber wurde das Gesandtschaftswesen erst durch das Rechtsvolk der Römer, sie gründeten das Kollegium der Fecialen, welche die Aufgabe hatten, das jus feciale zu handhaben, welches allerlei völkerrechtliche Regeln und Vorschriften, Bestimmungen über Krieg und Frieden, über den Abschluß von Bündnissen und Verträgen, über die Behandlung fremder Gesandten und verschiedne andre Staatsgeschäfte der Art umfaßte. Sie gingen als Botschafter in Friedensangelegenheiten zu andern Völkern und hatten, wenn Krieg beschlossen worden, vorher Genugthuung zu fordern (das Ultimatum zu stellen) und dann den Kriegszustand zu verkünden, was man die clarigatio nannte. Ihre Anzahl belief sich nach Varros Bericht auf zwanzig, und an ihrer Spitze stand der Pater patratus, ein Priester, der Kinder haben und dessen Vater noch am Leben sein mußte — wahrscheinlich weil man annahm, er werde so besondres Interesse am Wohle des Staates haben und bei der Wirksamkeit für dasselbe, gewissermaßen voraus- und zugleich rückwärtsschauend, doppelt eifrig und vorsichtig thätig sein.

Stehende Gesandtschaften kannte zuerst die katholische Kirche. „Schon seit dem vierten und fünften Jahrhunderte lassen sich, sagt Richters Lehrbuch des Kirchenrechts, verschiedne Arten von Stellvertretern des römischen Bischofs unterscheiden, welche bald für denselben den allgemeinen Synoden beiwohnten, bald ihn an dem kaiserlichen Hofe repräsentirten (Apocrisarii), bald vermöge einer Vollmacht in einzelne Angelegenheiten eingriffen, bald endlich in ständigem Auftrage höhere Regierungsrechte über den Erzbischöfen ihres Landes ausübten. Diese Stellung hatten zuerst die Metropoliten zu Artos (für Gallien) und Thessalonich (für Macedonien), und eine ähnliche Einrichtung wurde dann auch für andre Länder begründet." Im Frankenreiche wurde sie im neunten Jahrhunderte eingeführt, als Drogo von Metz zum apostolischen Vikar ernannt worden war. Stehende Gesandtschaften dieser Art gab es später auch in Deutschland und England, namentlich aber in Konstantinopel. Auf weltlichem Gebiete kamen solche Missionen erst viel später vor, doch wissen wir nicht, wo

zuerst. Nach einigen hätte Ferdinand von Kastilien die erste stehende weltliche Gesandtschaft eingerichtet, nach andern Ludwig der Elfte von Frankreich, von welchem Flassan schreibt: „Ludwig der Elfte gab der Diplomatie eine sehr große Entwicklung. Vor ihm hatten die Gesandten nur zeitweilige und beschränkte Aufträge; dieser Fürst hielt es für geraten, sie zu vermehren und ihren Aufenthalt im Auslande zu verlängern, vorzüglich an den Höfen von Burgund und England." Erst seit dem westfälischen und dem Utrechter Frieden aber sehen wir solche Missionen häufiger werden, und noch gebräuchlicher wurden sie unter dem Ministerium des Kardinals Richelieu; von da an befand sich, sagt Martens, „Europa unter dem Einflusse eines Schwarmes von diplomatischen Agenten, welche durch die rührige Politik dieses Ministers fortwährend in Atem erhalten wurden, und dieser Stand der Dinge entwickelte sich mehr und mehr, sodaß die Nationen sich heutzutage unter der fortdauernden und stets regen Überwachung der Diplomatie befinden." Etwa vom ersten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts an entstanden infolge dessen besondre Sitten und Bräuche hinsichtlich der Absendung und Annahme, des Ranges und der Privilegien der Gesandten, so gab es zuletzt selbst kleine Höfe, die ihre ständige Mission an andern oder wenigstens Anteil an einer solchen haben mußten, und so bildeten sich zur Aufrechterhaltung freundschaftlicher Beziehungen zu den einzelnen Gliedern der Staatenfamilie in allen Residenzen „diplomatische Korps," wozu wir bemerken wollen, daß dieser Ausdruck zuerst in Wien und zwar unter der Kaiserin Maria Theresia gebraucht worden zu sein scheint, deren Kanzler Fürst in seinem Hofbericht vom Jahre 1754 mit einem Anfluge von Spott schreibt: corps diplomatique, nom qu'une dame donna un jour à ce corps nombreux de ministres étrangers à Vienne.

Das Recht eines Staates, mit einem oder mehreren andern in diplomatische Beziehungen zu treten und mit ihm oder ihnen giltig zu unterhandeln, steht nur selbständigen und unabhängigen Staaten zu und wird nur durch den verfassungsmäßigen Inhaber der Exekutive ausgeübt, und zwar entweder unmittelbar, bei persönlicher Begegnung mit einem Gleichgestellten, oder mittelbar, durch den Minister des Auswärtigen oder durch Bevollmächtigte. Die politisch abhängigen Staaten, richtiger ihre Fürsten oder Oberbehörden, besitzen dieses Hoheitsrecht nicht, sie können weder diplomatische Agenten absenden noch empfangen, es wäre denn, daß ihnen dieses Recht durch eine besondre Klausel des Vertrages, der ihre Souveränetät und Selbständigkeit beschränkt, zugestanden oder gewahrt oder wenigstens nicht durch eine solche abgesprochen worden ist. Die einzelnen Kantone der Schweiz schicken und empfangen keine Vertreter ihrer Rechte und Interessen an fremde Mächte, die Oberbehörden der einzelnen Glieder der nord- und südamerikanischen Unionen ebensowenig, wohl aber geschieht dies von seiten mehrerer deutschen Staaten, obwohl dieses Recht und diese Praxis nach Lage der Umstände nicht viel mehr als ornamentale Bedeutung haben, d. h. fast nur zur Erhöhung des Glanzes der betreffenden Höfe dienen und, da die

Sache viel kostet, mit der Zeit wohl durch freiwilligen Verzicht vor dem Verlangen einer sparsamen Volksvertretung in Wegfall kommen werden. Ferner sind vom aktiven Gesandtschaftsrechte, d. h. dem Rechte, Gesandte abzuordnen, nicht ausgeschlossen: die Fürsten, die zu einem andern im Lehns- oder Schutzverhältnisse stehen, und die sogenannten halbsouveränen Staaten. Hierher gehörten bis vor kurzem Serbien, die Moldau, die Walachei und Tunis, während sich jetzt nur Bulgarien noch dieses Rechtes erfreut. Ein Souverän, der sich infolge eines unglücklichen Krieges oder einer gelungenen Revolution nicht mehr im faktischen Besitze der Staatsgewalt befindet, ist auch nicht befugt, das Gesandtschaftsrecht auszuüben, und dasselbe gilt von einem solchen, der freiwillig die Krone niedergelegt hat. Doch sind hier Beispiele vom Gegenteile vorgekommen; man denke an Kaiser Karl den Fünften und Christine von Schweden. Karl der Zehnte von Frankreich, Ludwig Philipp und Napoleon der Dritte besaßen jenes Recht, als sie ins Exil gegangen waren, nicht mehr, und die in den letzten beiden Jahrzehnten depossedirten deutschen und italienischen Potentaten hatten es gleichermaßen verloren. Der Herzog Friedrich von Augustenburg aber hat es zwar quasi (in Wien, Frankfurt, Dresden und — Paris) auszuüben versucht, es aber niemals wirklich besitzen können.

Die Diplomaten, deren sich die Fürsten und andre Staatsgewalten (Präsidenten und dergleichen) zur Vermittlung des Verkehrs mit andern Mächten bedienen, sind Gesandte mit amtlichem Charakter, bloße Agenten und Kommissäre ohne solchen und Konsuln, die vorzüglich für Handelssachen zu sorgen haben.

Die Gesandten sind Beamte, die mit einem bestimmten herkömmlichen Titel und einem Beglaubigungsschreiben an fremde Höfe abgeschickt werden und hier gewisse Vorrechte genießen, welche ihnen das Völkerrecht einräumt. Sie haben entweder ein beschränktes Mandat, welches sie nicht ohne besondre Genehmigung des Auftraggebers überschreiten dürfen, oder unbegrenzte, nur in den Grundzügen durch Instruktion ihres obersten Chefs von vornherein oder von Fall zu Fall geregelte Vollmacht (libera potestas agendi, plenipotentia). Lange Zeit gab es, abgesehen von den Abgeordneten des Papstes, zur Betreibung der diplomatischen Geschäfte im Auslande nur eine Klasse von Gesandten, „nämlich die Botschafter (ambassadeurs, procureurs), während die Agenten, welche die Privatangelegenheiten der Fürsten in fremden Ländern besorgten, niemals auf die Rechte von Diplomaten Anspruch hatten. In minder wichtigen, namentlich Zeremoniellsachen, ordnete man auch Hofkavaliere ab, die als gentilhommes envoyés bezeichnet wurden, aber anfänglich nicht als wirkliche Gesandte galten. Seit Einführung der ständigen Missionen und insbesondre als die Idee von dem persönlichen Repräsentationscharakter der Gesandten manche Streitigkeiten, sowie auch höhern Aufwand verursachte, wurde neben den Botschaftern die Klasse der Residenten eingeführt, sowie die Fürsten auch anfingen, die mit der Besorgung ihrer privaten Angelegenheiten betrauten Agenten zu Staatsgeschäften zu ver-

wenden, in welchem Falle sie als Geschäftsträger (agents chargés d'affaires) figurirten. ... Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bildeten an den meisten Höfen die gentilhommes envoyés eine besondre Klasse zwischen den Botschaftern und den Residenten, deren Mitglieder bald envoyés extraordinaires, bald ministres plénipotentiaires genannt wurden, sodaß es nun drei Arten von Gesandten: Botschafter, envoyés oder ministres plénipotentiaires und Residenten oder Geschäftsträger gab." (Alt, Handbuch des europäischen Gesandtschaftsrechtes, S. 14).

Auf dem Wiener Kongresse wurden durch ein Reglement vom 19. März 1815, das zwischen den acht Mächten vereinbart worden war, welche den Pariser Frieden von 1814 abgeschlossen hatten, für die Gesandten drei Rangklassen geschaffen, zu deren oberster die päpstlichen Legaten und Nuntien und die oratores (Vertreter der katholischen Mächte bei der Kurie, sowie bei Konzilen), Botschafter und Großbotschafter der weltlichen Mächte gehören sollten. Diesen Gesandten erster Ordnung „wird von ihrem Souverän der vollkommene Repräsentativcharakter beigelegt, d. h. sie sind nicht nur hinsichtlich der ihnen übertragenen Geschäfte, sondern auch hinsichtlich ihrer Person Stellvertreter desselben und können daher im allgemeinen die Ehrenauszeichnungen in Anspruch nehmen, welche jenem bei persönlicher Anwesenheit zukommen würden, allein die rein persönlichen Privilegien werden sie nicht beanspruchen können; denn der Vertreter einer Person ist niemals die physische Person selbst." (Alt, a. a. O., S. 15.)

Ein vielverbreiteter Irrtum ist es, wenn Alt meint: „Was den geschäftlichen Verkehr betrifft, so besteht der Unterschied zwischen der Stellung eines Gesandten und eines Botschafters hauptsächlich darin, daß, während jener sich nur an die Regierung des Staates, bei welchem er beglaubigt ist, mit Ratschlägen und Vorschlägen wenden kann, der Botschafter Zulaß zu dem Souverän selbst begehren darf und somit unmittelbar auf denselben einzuwirken imstande ist." Wir können uns bei Berichtigung desselben auf eine Autorität ersten Ranges beziehen. Am 16. November 1871 sagte Fürst Bismarck im deutschen Reichstage: „In den Blättern habe ich viel von den besondern Privilegien des Botschafters in bezug auf seinen Verkehr mit dem Souverän gelesen. ... Der Botschafter als solcher hat mit dem Monarchen nicht leichteren Verkehr als jeder Gesandte, und er kann in keiner Weise das Recht in Anspruch nehmen, mit dem Monarchen ohne Vermittlung seines Ministers zu verkehren." Vorher hatte der Reichskanzler bemerkt: „Ob jemand Botschafter oder Gesandter ist, hat mit der Sache an sich so sehr viel nicht zu thun. Ich würde darauf an sich kein so hohes Gewicht legen; es kommt vielmehr darauf an, ob jemand die Mittel zur Disposition hat, um würdig auftreten zu können. Ein Gesandter mit 40000 Thalern Gehalt in einem imposanten Hotel mit stattlichem Privatvermögen ist mir in dieser Beziehung lieber als ein Botschafter mit 30000 Thalern, der

nicht imstande ist, seinem Range und der Größe des deutschen Reiches gemäß zu leben. . . . Ein Botschafter braucht wegen seines Titels kein höheres Gehalt. Er hat, wenn er überhaupt knapp dotirt ist, gegen einen Gesandten an einem großen Hofe nur ein Mehrbedürfnis von einem bis dreitausend Thalern, weil es in den meisten Ländern üblich ist, daß er große Feste in einem gewissen monarchischen Stile giebt, bei denen er von dem Souverän selbst besucht wird, und wo die ihm dadurch erwiesene Ehre ihm größere Achtung in den Augen der Unterthanen verschafft. Darum aber handelt es sich hier nicht. Der Grund, aus welchem wir den Titel »Botschafter« gegeben haben, bezieht sich vielmehr auf den Rang der diplomatischen Vertreter unter sich. Es ist da ein Unterschied. Es kommt z. B. vor, daß, wenn der auswärtige Minister mit einem Gesandten in einer verabredeten Konferenz ist, und es wird ein Botschafter gemeldet, der Minister sich dann für verpflichtet hält, die Unterredung abzubrechen und den Botschafter zu empfangen. Oder wenn ein Gesandter, der vielleicht schon eine Stunde im Vorzimmer gewartet hat, gerade empfangen werden soll und in dem Moment ein Botschafter angemeldet wird, so wird der Botschafter empfangen, und der Gesandte kann noch eine Stunde warten oder wird an demselben Tage garnicht empfangen. Man kann sagen: der Gesandte braucht sich das nicht gefallen zu lassen, und ich bin selbst in der Lage gewesen, mir das mit Erfolg abzuwehren. Aber diese Dinge streifen leicht an die Grenzen einer persönlichen Spannung, die mit der Sache oft in gar keinem Verhältnisse steht. Man vermeidet das einfach, indem man den Titel giebt, der mit den Ehrenbezeigungen, mit denen er verbunden ist, und mit den gesamten Ansprüchen, die damit gegeben werden, als ein Äquivalent für Geld, als eine Ersparung angesehen werden kann."

Die vornehmste Klasse der päpstlichen Diplomaten zerfällt in Legaten (legati a oder de latere, d. h. von der Seite, aus der unmittelbaren Umgebung des heiligen Vaters), die der Papst im Konsistorium aus der Zahl der Kardinäle wählt, und Nuntien, die früher für niedriger stehend galten als jene. Indes kommen Legaten mit diplomatischem Charakter schon seit geraumer Zeit nicht mehr vor, wogegen es Nuntien in München, Wien, Paris, Brüssel, Madrid und Lissabon giebt. Dieselben sind immer Erzbischöfe, meist in partibus infidelium, und verlassen ihren Posten in der Regel nur, um in das Kollegium der Kardinäle einzutreten. Der gegenwärtige Inhaber des apostolischen Stuhles war früher Nuntius in Brüssel. Die Nuntiaturen griffen ehedem vielfach in die Gerechtsame der Bischöfe ein und geberdeten sich überhaupt als regierende, den Landeskirchen vorgesetzte, nur dem Papste Gehorsam schuldende und verantwortliche Oberbehörde. Sowohl nach den Dekretalien als nach der Praxis der Kurie berechtigte sie ihr Amt, die angeblich unbeschränkte Gewalt des Papstes über die gesamte Kirche im Bereich des ihnen angewiesenen Landes auszuüben, und sie beanspruchten daher eine mit jedem Bischof oder Erzbischof in seinem Sprengel

konkurrirende Gerichtsbarkeit, sodaß die episkopale Amtsgewalt in allen Angelegenheiten, welche sie an sich zu reißen beliebten, vollständig in ihre Hände geriet. Von diesen Anmaßungen der päpstlichen Gesandten, über die von Anfang an vielfach Beschwerde geführt wurde, befreiten sich nach der Reformation die protestantischen Staaten vollständig, und die katholischen begannen sie durch Konkordate mit dem heiligen Stuhle zu beschränken, bis schließlich ein kaiserliches Reskript vom 12. Oktober 1785 den im deutschen Reiche residirenden Nuntien jedwede Jurisdiktion entzog, ein Akt, welcher die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg zu der Emser Punktation vom 25. August 1786 bewog, in welcher u. a. bestimmt wurde: „Ebenso hören die Nuntiaturen in Zukunft völlig auf; die Nuntien können nichts andres als päpstliche Gesandte sein und dürfen keine Akte der freiwilligen Gerichtsbarkeit mehr vornehmen.“ Zwar protestirte der Papst Pius der Sechste später gegen diese Verabredung, aber die maßlosen Ansprüche dieser päpstlichen Vikare waren und blieben zurückgewiesen. Jetzt hängt es allenthalben von der Genehmigung der Regierung ab, der ein Legat oder Nuntius zugedacht ist, ihn anzunehmen, und dieselbe ist kraft ihres Oberaufsichtsrechtes befugt, vorher Vorlegung der facultates, d. h. der Vollmachten und Instruktionen des betreffenden Prälaten, und das Versprechen desselben zu verlangen, nur diejenigen zu gebrauchen, welchen sie ihr Placet erteilt hat.

Die zweite Klasse der Diplomaten umfaßt die envoyés ordinaires und extraordinaires, die ministres plénipotentiaires, den österreichischen Internuntius in Konstantinopel und die Internuntien des Papstes, die dritte die Ministerresidenten, die Residenten (ein Titel, der jetzt selten ist), die Geschäftsträger, die agents diplomatiques und die Konsuln, soweit ihnen gewisse gesandtschaftliche Geschäfte zugewiesen und sie zu diesem Zwecke beglaubigt sind. In der neuesten Zeit ist es ungebräuchlich geworden, envoyés ordinaires anzustellen, und andrerseits werden die Titel eines envoyé extraordinaire und eines ministre plénipotentiaire in der Regel mit einander verbunden, wenn es einen Gesandten der zweiten Rangordnung zu charakterisiren gilt. Ihrem Auftrage nach unterscheidet man Geschäftsgesandte (ministres négotiateurs) und Zeremonialgesandte (ministres d'étiquette oder figurants), welche letzteren gewöhnlich nur Höflichkeitspflichten zu erfüllen, z. B. eine Thronbesteigung anzuzeigen, einen hohen Orden zu überreichen, einen Glückwunsch abzustatten, um eine Prinzessin zu werben, bei einer Taufe oder Trauung zu assistiren oder ähnliches zu verrichten haben. Man wählt zu solchen Missionen besonders vornehme Persönlichkeiten und stattet sie des weitern Glanzes halber mit Botschafterrang aus.

Vieles von dem Bisherigen erinnert lebhaft an byzantinische Einrichtungen und an die chinesischen Mandarinen vom blauen, gelben und roten Knopfe, von einer, zwei und drei Pfauenfedern, aber kennen muß man es; denn es ist für nicht wenige brave Menschenkinder von gleich hoher Wichtigkeit wie die Kenntnis

sämtlicher Orden mit ihren Unterabteilungen, und namentlich hat unter den Zöglingen der Diplomatenschule die Etiquette mit ihren Fragen nach Rang und Vortritt allezeit eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Wirkliche Bedeutung aber hat die Beseitigung des populären Mißverständnisses der Bezeichnung Minister im diplomatischen Sprachgebrauche. Der Titel „bevollmächtigter Minister" stellt nämlich seine Träger keineswegs auf eine und dieselbe Stufe mit den Staatsministern, wenn es auch wiederholt vorkam, daß preußische Gesandte sich als Kollegen ihres Chefs im auswärtigen Amte geberdeten und mit ihm Disputationen aufführten, wie sie etwa zwischen zwei Räten eines Regierungs- oder Richterkollegiums erlebt werden. Jener Titel bedeutet immer nur den königlichen Diener, oder, wenn man will, den Staatsdiener, der zu diplomatischen Geschäften im Auslande ist und zu dem Zwecke Vollmacht hat, aber fortdauernd unter dem Leiter seines Departements daheim steht und darnach sein Thun und Lassen einzurichten hat.

Agenten werden zur Erledigung einzelner Angelegenheiten, mit welchen die stehenden Gesandtschaften nichts zu thun haben sollen, namentlich zur Besorgung von Privatgeschäften der Fürsten, z. B. zur Beschaffung von Darlehen für deren Schatullen, ernannt; auch bedient man sich solcher zur Vertretung der Posten wirklicher Gesandten bei Staaten, welche erst im Entstehen begriffen oder noch nicht allgemein anerkannt sind, Kolonien, die sich von der Oberherrlichkeit des Mutterlandes losgerissen haben, Republiken, welche durch den Sturz einer Monarchie sich gebildet haben, während der bisherige Träger der Krone Aussicht zu haben scheint, die Herrschaft unter Umständen wiederzuerlangen. Sie erhalten keine eigentlichen Beglaubigungsschreiben, stehen aber, wenn die fremde Regierung sie zuläßt, unter völkerrechtlichem Schutze. Neben ihnen werden oft auch geheime Agenten benutzt, welche in der diplomatischen Kunstsprache émissaires cachés genannt werden und Kundschafterdienste versehen, die Presse des betreffenden Landes zu beobachten und zu beeinflussen, über dortige Persönlichkeiten von Einfluß, über die dortigen Parteien und über Militärisches zu berichten haben. Selbstverständlich sind sie in dieser ihrer Eigenschaft bei der fremden Regierung nicht legitimirt, ihr vielmehr unbekannt, und so können sie, wenn ihre Wirksamkeit entdeckt wird, ohne weiteres über die Grenze gewiesen, auch nach Befinden bestraft werden. Beispiele solchen geheimer Agenten haben wir aus dem vorigen Jahrhunderte in dem mysteriösen Chevalier d'Eon de Beaumont, der unter Ludwig dem Fünfzehnten von der französischen Regierung an den russischen Hof geschickt wurde und dort, von der Kaiserin Elisabeth sehr begünstigt, angeblich das Testament Peters des Großen unter die Hände bekam und in Abschrift nach Paris brachte, und in dem Chevalier de la Chétardie, der 1744 von den Russen aus Moskau verwiesen wurde. Früher (ob auch in den letzten Jahrzehnten, ist zweifelhaft, aber sehr möglich) geschah es auch, daß ein Staat außer seinem stehenden Gesandten an dem oder jenem Hofe zeitweilig

noch einen geheimen unterhielt, der jenen zu überwachen und auch wohl neben ihm zu operiren hatte. So erzählt Mably aus der Zeit des Kardinals Richelieu: „Der Graf de Bautru gab erst nach dem Tode des Kardinals die Meinung, die er immer gehegt hatte, auf, im engsten Vertrauen dieses Ministers gewesen zu sein. Der Buchhändler, an den er sich wendete, um die Verhandlungen während seiner Gesandtschaft in Spanien drucken zu lassen, namens Bertier, riet ihm von der Veröffentlichung derselben ab. Bautru wollte mit aller Gewalt den Grund davon wissen. Es ist deswegen, Herr Graf, erwiederte Bertier, weil ich, der ich, wie Sie wissen, zu Ihrer Zeit in Madrid war, den Befehl hatte, mit dem Herzog von Olivarez ganz das Gegenteil von dem zu verhandeln, was Sie mit ihm verhandelten. Und wenn Sie daran zweifeln, so werde ich Ihnen meine geheime Instruktion zeigen, die von der Hand des Herrn de Noyers unterzeichnet ist und aus der Sie ersehen werden, daß, wenn Sie der Mann des Königs waren, ich derjenige des Herrn Kardinals war, und daß ich auf diesem Wege in einem Tage mehr erledigte, als Sie in drei Monaten erledigen konnten."

Unter Konsuln versteht man Agenten, welche ein Souverän oder eine souveräne Staatsgewalt an fremden Orten, vorzüglich an Handelsplätzen, zur Förderung und zum Schutze seiner Handelsinteressen unterhält. Meist dienen dieselben daneben auch andern Zwecken bisweilen nur solchen. Ein Beispiel der letztern Art ist Jerusalem, das keinerlei Handel von Bedeutung treibt und wo dennoch alle Großmächte sowie Spanien durch Konsuln vertreten sind. Nach der Verfassung des deutschen Reiches ist die Sorge für die Handelsbeziehungen desselben zu andern Nationen ausschließlich Reichssache, und somit steht die Anstellung der Konsuln lediglich der obersten Behörde des Reiches zu, also nicht, wie im deutschen Bunde, den Sonderstaaten. Unsre Konsuln zerfallen in Handels- oder Wahlkonsuln (consules electi), Kaufleute, die von dem Souverän, der sie beauftragt, häufig den Unterthanen des Staates entnommen werden, in welchem sie ihren Wohnsitz haben, (was Vattel mißbilligt, indem er sagt, der Konsul „dürfe nicht Angehöriger des Staates sein, in welchem er residire, denn er würde dann verpflichtet sein, dessen Befehle in allen Stücken zu befolgen, und nicht die Freiheit haben, seinem Auftrage nachzukommen") und Fach- oder Berufskonsuln (consules missi), Bürger und Beamte des Staates, der sie aussendet, für ihren Posten besonders ausgebildet und durch einen ausreichenden Gehalt der Notwendigkeit überhoben, andern Erwerb zu suchen. Zur Qualifikation eines consul missus wird im deutschen Reiche erfordert, daß er das Indigenat in demselben besitze, daß er entweder die für die juristische Laufbahn in den einzelnen Bundesstaaten vorgeschriebene erste Prüfung bestanden habe und außerdem wenigstens zwei Jahre im Konsulatsdienste des Reiches gewesen sei oder sich dem besondern Examen unterworfen habe, welches für die Bewerber um den Posten eines Berufskonsuls eingeführt ist. Dem Range nach unter-

scheidet man: Generalkonsuln, denen die oberste Leitung und Überwachung der konsularischen Geschäfte an mehreren Handelsplätzen eines Landes obliegt, Konsuln, deren Wirkungskreis bloß einen wichtigeren Ort und dessen Umgebung umfaßt, Vizekonsuln, die an minder wichtigen Punkten fungiren, endlich Konsularagenten, Privatbevollmächtigte der Konsuln, zu deren Wahl und Einsetzung die Regierung, welche letztere vertreten, ihre Einwilligung erteilt hat, denen aber keine selbständige Ausübung der konsularischen Rechte zusteht. Die Konsuln werden nicht durch Beglaubigungsschreiben (Kreditive), sondern durch Bestallungsbriefe (lettres de provision) ernannt, zu denen das Exequatur der fremden Regierung hinzutreten muß, welches in der Anerkennung ihrer Eigenschaft als Konsul besteht. Sie genießen, wenn ihnen nicht zu gleicher Zeit diplomatische Funktionen übertragen sind, in der Regel nicht die Privilegien der Exterritorialität und Unverletzlichkeit und unterliegen somit der Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit des Staates, in dem sie fungiren, stehen indes unter völkerrechtlichem Schutze, sodaß jener Staat Genugthuung zu geben hat, wenn sie durch seine Unterthanen beleidigt oder verletzt werden. Zur Leitung der Büreaugeschäfte sind den wichtigeren Konsulaten Kanzler beigegeben, welche den Konsul in Abwesenheits- oder Behinderungsfällen vertreten. Dieselben sollen rechtskundige, zur Bekleidung eines Richteramtes befähigte Beamte sein, namentlich wenn sie einem Konsulate beigeordnet sind, welches mit Gerichtsbarkeit versehen ist.

Jeder deutsche Konsul soll eine Matrikel der in seinem Amtsbezirk wohnenden Angehörigen des Reiches führen. Er fungirt als Schiedsrichter und Standesbeamter, darf Urkunden legalisiren und überhaupt Notariatsgeschäfte vornehmen, Pässe ausstellen und visiren. Er ist ferner verpflichtet, hilfsbedürftigen Reichsangehörigen, die sich an ihn wenden, Mittel zur Linderung ihrer Not und zur Rückkehr in die Heimat zu gewähren. Die Konsuln sind Behörden für das Musterungswesen der Seeleute der Handelsmarine, fungiren in Verklarungs- und Bergungsfällen, überwachen die Beobachtung der Vorschriften in betreff der Nationalflagge und thun Schrite bei der Verfolgung von Deserteuren. Sie haben die Obliegenheit, die Führer deutscher Kriegsschiffe mit Rat und Beistand zu unterstützen. Sie können endlich durch den Reichskanzler ein- für allemal zur Abnahme von Zeugeneiden ermächtigt werden.

Eine bevorzugte Stellung nehmen die Konsuln in gewissen Ländern des Ostens, in der Türkei, in Persien, Siam, China und Japan, sowie in Marokko ein. Sie werden wie die diplomatischen Agenten mittelst Beglaubigungsschreiben angestellt und genießen einen großen Teil der Vorrechte, deren sich die Gesandten erfreuen, haben innerhalb ihrer Konsulate das Privilegium der privaten Religionsübung, das Asylrecht (für Christen), zahlen keine Abgaben, brauchen keine Einquartierung bei sich aufzunehmen und sind der Gerichtsbarkeit des Landes, in welchem sie residiren, nicht unterworfen, üben vielmehr selbst sowohl

die freiwillige als die streitige Gerichtsbarkeit über die Unterthanen ihres Souveräns aus, indem sie in Zivil- und Kriminalsachen in erster Instanz Recht sprechen. Als zweite Instanz fungirt das Stettiner Appellationsgericht. In Schwurgerichtssachen führen sie nur die Voruntersuchung, nach deren Beendigung der Betreffende verlangen kann, dem zuständigen Richter in der Heimat überwiesen zu werden. Die Vorrechte der Konsuln in der Levante beruhen zum Teil auf sehr alten Verträgen (Kapitulationen). Die Bemühungen der Türken um Abschaffung der letztern führten 1869 zum Zusammentritt einer internationalen Kommission in Kairo, die aus Vertretern Preußens, Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Englands und Italiens bestand, und die unter dem Vorsitze Nubar Paschas die Errichtung eines internationalen Gerichtshofes für Ägypten beriet und 1875 zustande brachte, vor dem die Angehörigen der verschiednen Kulturstaaten seitdem Recht nehmen.

Wir bemerken schließlich noch, daß das deutsche Konsularwesen noch nicht so ausgebildet ist wie das englische, französische und amerikanische, daß aber seit der Gründung des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches viel für dasselbe gethan worden ist, und daß in den letzten Jahren die Zahl der Konsulate, sowie die der Berufskonsuln eine erhebliche Vermehrung erfahren hat.



Die Venezianer zu Hause.

Von Otto Kämmel.

(Schluß.)



Mustern wir nun die Gestalten, welche diese Räume bevölkern, die Beziehungen, in denen sie zueinander stehen, das Leben, das sie führen. Gewiß trat bei den Nobili die Häuslichkeit hinter den öffentlichen Interessen weit zurück. Der venezianische Patrizier lebte dem Staate. Als Mitglied des Senats und Teilnehmer an den Beratungen des Großen Rates, als Beamter in der Hauptstadt und in den auswärtigen Besitzungen, als Offizier oder Gesandter an fremden Höfen gewann er eine praktische Weltkenntnis, eine Schärfe des politischen Blickes, eine Sicherheit in der Beurteilung der Menschen und Dinge, wie sie damals nirgends sonst zu finden waren, aber die Innigkeit des Familienlebens konnte nur selten daneben bestehen. Nicht minder litt sie unter der fast orientalischen Gebundenheit des Weibes. Das junge Mädchen lebte eingeschlossen in den Schranken der Familie, sodaß kaum die nächsten Verwandten sie sahen; das Haus

verließ sie nur, um eine nahe Kirche zu besuchen, und dann in einfacher, schwarzer Tracht, ohne jeden Schmuck. Ihr eine höhere Bildung geben zu lassen, galt für überflüssig. War die Tochter aufgeblüht, so suchte ihr die Familie einen Gemahl, sie selbst hatte keinen Anteil an der Wahl dessen, mit dem sie durchs Leben gehen sollte. Die Ehe war eine Sache reiner Konvention, ein Interessenvertrag zweier edeln Geschlechter, bei dem es sich nicht um Liebe handelte, sondern um die Höhe der Mitgift und um den politischen Vorteil. Hatte sich die Ausstattung anfangs in bescheidnen Grenzen gehalten, so stieg sie um 1500 gelegentlich bis zum Werte von 15000 Zecchinen Gold, trotz gelegentlicher Versuche der Regierung, sie einzuschränken. Freilich mußte sie zurückgezahlt werden, falls die Frau ohne Erben starb oder die Ehe getrennt ward. Wenn alles — oft durch einen Vermittler — festgestellt war, so wurde die beabsichtigte Eheschließung vor den Avoggadori di Comun, die das Goldne Buch führten, angemeldet und durch zwei Zeugen von jeder Seite bekräftigt. Falls die Braut dem bürgerlichen Stande angehörte, war auch die Legitimität der Abkunft zu prüfen. Doch nur die Ehe mit einer Magd, einer Bäuerin oder einer Sklavin zog den Verlust des Adels nach sich. War die Verlobung erklärt, so empfing die Braut zwei Tage vor der Trauung die zeremoniellen Besuche ihrer Angehörigen. „Wenn ein Verwandter sie besuchen will, dann kommt sie aus ihrem Zimmer, und geführt von einem Alten, der sie stützt, tritt sie vor ihre Verwandten, vor denen macht sie einen und einen halben Schritt vorwärts, dann einen bescheidnen Knix (modesto saltarello); indem sie sich darauf mit einer schönen Verbeugung verneigt, nimmt sie Abschied von ihnen und zieht sich in ihr Zimmer zurück." In den nächsten Tagen fährt die Braut in geschmückter Gondel, frei vor dem Verdeck aus Seide oder Atlas sitzend, von zahlreichen Barken begleitet zu ihren Verwandten in den Klöstern, um sich von ihnen zu verabschieden. Am Trauungstage begiebt sie sich ebenso zur Kirche: ihre Gondolieri in scharlachroten Seidenstrümpfen, die Diener des Hauses geschmückt mit Medaillen, seidenen Bändern, Gold- und Silberspitzen, während von den Fensterbrüstungen des Palastes bunte Teppiche herniederhangen. Böllerschüsse krachen bei der Abfahrt vom Vaterhause, Trompeten und Pfeifen empfangen die Braut an der Kirche. So schreitet sie, geleitet von ihren Trauzeugen, zum Altar; dort sieht sie ihren künftigen Gatten vielleicht zum erstenmale. Dann folgt ein glänzendes Bankett, gewürzt oft durch improvisirte komische Darstellungen (momarie), die die Vergangenheit beider Familien possenhaft behandeln. Dabei nimmt dann die junge Frau die oft kostbaren Geschenke ihrer Trauzeugen entgegen, am Tage nach der Hochzeit von den Brautjungfern Kuchen und Eier, Korb, Nadelbüchse und Fingerhut.

So war die Hochzeit eines vornehmen Paares mehr eine öffentliche wie eine häusliche Feier, umso glänzender, je höher das Ansehen der Familien stand, denen es angehörte. Vielleicht entwickelte niemals ein solches Fest blendendere

Pracht als die Vermählung Jacopo Foscaris, dessen Vater Francesco damals Doge war, mit Lucrezia Contarini (1423). „Die Braut mit den Angehörigen beider Familien und mit sechzig Damen ward auf prachtvoll geschmückten Barken nach dem Dogenpalaste geführt, wo ein Ballfest vorbereitet war. Nachdem die Trauung vollzogen war, fand das feierliche Geleite statt. Achtzehn vornehme Jünglinge, in Carmoisinsammet gekleidet, jeder von sechs Dienern und von Soldaten begleitet, bestiegen herrliche Rosse und ritten zuerst um den Markusplatz und den Hof des Palastes, dann überschritten sie den Großen Kanal auf einer Schiffbrücke und begaben sich nach Santa Barnaba, wo die Braut wohnte. Diese, bedeckt mit Gold und Edelsteinen, von zwei Prokuratoren zu San Marco und sechzig Damen begleitet, fuhr nach Santa Barnaba, hörte die Messe und kehrte dann nach Hause zurück. Die jungen Leute ritten durch die Stadt unter den Freudenrufen des Volkes, unter wehenden Fähnchen und Bannern, und begaben sich gegen Abend zum Dogenpalast. Hundertundfünfzig Edeldamen in kostbarstem Schmuck fuhren dann auf dem Bucintoro nach Santa Barnaba, um die Braut nach dem Palaste zu geleiten, wo ihr der Doge und die Dogaressa mit zahlreichem Gefolge von Edelleuten in höchster Gala entgegenkamen. Im Hofe drängten sich in funkelndem Gewimmel Pagen und Edelfräulein." Dem folgten noch weitere Umzüge, Bankette und Bälle, ein großes Turnier, das der Generalkapitän Franz Sforza veranstaltete, bis mit einem glänzenden Waffenspiel, welches der Doge gab, die Festlichkeiten schlossen.

Einfacher und deshalb gesunder gestalteten sich Liebe und Ehe in den breiten Massen des Handwerkerstandes. Der Liebhaber suchte sich dem geliebten Mädchen zunächst zu nähern, indem er am Abend unter ihren Fenstern erschien und wohl ein einfaches Liedchen sang. Glaubte er Gegenliebe zu finden, so erbat er sich von dem Vater die Erlaubnis, der Tochter den Hof machen zu dürfen. Falls er darin Glück hatte, fand bei einem Mittagsessen beider Familien die förmliche Werbung und Verlobung statt, wobei der Bräutigam den Ring schenkte. Gelegenheit zu andern Geschenken gaben dann gewisse Feste. Die Trauung erfolgte gewöhnlich Sonntags unter Beistand mehrerer Brautführer, worauf dann zu Hause eine Erfrischung gereicht wurde. Abends folgte ein Festmahl, zum Schluß ein Tänzchen. Eine Reihe der anmutigsten Volkslieder sind aus dem Liebesleben der kleinen Leute hervorgewachsen, welche die Eintracht und Natürlichkeit der Sitte bewahrten.

Mit prunkvollen Zeremonien umgab die Sitte auch das Wochenbett der jungen Edelfrau und die Taufe ihrer Kinder. Es war Sitte, ihr feierliche Besuche abzustatten und dabei solchen Luxus zu entwickeln, daß der Senat einmal (1537) nur den verwandten Damen solche gestattete, den andern bei einer Buße von dreißig Dukaten verbot. Dann erschienen sie in großer Toilette, in kostbarstem Schmuck von Edelsteinen und Perlen an Kopf, Hals und Armen, geschminkt, wie sie es überhaupt liebten. So sah Casola fünfundzwanzig Edel-

frauen in der Casa Dolfin; er berichtet zugleich, daß sie für 100000 Dukaten Schmuck an sich getragen hätten. Die Taufe des neugebornen Kindes erfolgte in der Blütezeit Venedigs bald nach der Geburt, und zwar durch Untertauchen, wobei die Zahl der Paten zuweilen bis hundertundfünfzig stieg. Nach dieser Handlung oder gleich am Tage der Geburt ward der Name des jungen Patriziers vor Zeugen, welche die Meldung des Vaters bekräftigten, ins „Goldne Buch“ eingetragen und er damit unter die Zahl der Nobili aufgenommen.

Hatte die vornehme Venezianerin ihre Mädchenjahre hinter den Mauern ihres Vaterhauses in fast klösterlicher Einfachheit und Einsamkeit verlebt, so trat sie wenigstens jetzt als Frau und Mutter in eine beschränkte Öffentlichkeit bei Hochzeiten und großen Festen und begann sich dafür zu schmücken. Wenn ihr Haar nicht von Natur jene goldblonde Farbe besaß, die für die schönste galt, so brachten sie künstliche Mittel hervor. Perlen und Edelsteine in verschwenderischer Fülle bildeten ihren Lieblingsschmuck; sich Wangen und Lippen, Hals und Brust zu schminken, sich am ganzen Körper zu parfümiren, war allgewöhnlich. So erscheinen diese Venezianerinnen auf den Bildern ihrer Maler blond, blauäugig, voll und rosig die Wangen, schwellend und rot die Lippen, milchweiß der Teint, die Gesichtszüge regelmäßig, überhaucht von einem gewissen gleichmäßig ruhigen Ausdruck, der zu beweisen scheint, daß starke seelische Affekte sie selten erregten.

In der That ist die soziale Rolle der Venezianerin niemals eine bedeutende gewesen. Die Lagunenstadt hat keine Olympia Morata, keine Vittoria Colonna hervorgebracht, und im Staatswesen vollends machen sich niemals Damen bemerkbar, wie die Frauen der Gonzaga oder der Este. Auch Katharina Cornaro verdankt ihren Namen mehr dem, was sie ertragen mußte, als was sie that, und literarischen Ruhm haben nur sehr wenige, wie Cassandra und Gaspara Stampa, geerntet. Und das in einer Zeit, wo anderwärts die Italienerin die Bildungsinteressen, nicht selten auch selbst die Bildung der Männer völlig teilte! Für die Venezianer selbst ist das kein Glück gewesen. Dem Nobili war die Frau die Mutter seiner Kinder und die glänzende Staffage seiner Feste, eifersüchtig von ihm behütet, und gerade vielleicht deshalb nicht abgeneigt, zuweilen von ihrer Gondel oder ihrem Balkon herab ein Lächeln des Einverständnisses mit eleganten Kavalieren zu tauschen; aber sie war nicht im vollen Sinne die Gefährtin seines Lebens, sie nahm nicht Teil an den wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen Interessen, die ihn bewegten.

Da ist geschehen, was im Perikleischen Athen unter ähnlichen Verhältnissen geschah: im höher angeregten geselligen Verkehr verdrängte die geistvolle, feingebildete Buhlerin die Frau, die den Männern bot, was diese nicht vermochten. Die Damen der Halbwelt nahmen zuweilen gesellig eine höchst einflußreiche Stellung ein und empfingen die Huldigungen der geistvollsten Männer, wie jene Veronica Franco, die König Heinrich III. von Frankreich während seines Auf-

enthalts in Venedig fesselte und von Tintoretto gemalt ward. Denn nirgends war der Einfluß der Hetären größer als im Bereiche der Kunst und insbesondre der Malerei: der Zug des bacchantischen Genußlebens, der aus ihren Bildern spricht, verdankt diesem Verkehr seinen Ursprung. Doch auch die Venus vulgivaga feierte in Venedig ihre schmutzigen Triumphe, dank dem Zusammenströmen zahlloser Fremder, dank der alten Verbindung mit dem entarteten Orient. Wird doch versichert, daß die Zahl der öffentlichen Dirnen um 1500 gegen elftausend betragen habe! Allerdings bezifferte man sie in dem weniger bevölkerten Rom um dieselbe Zeit auch auf 6800. Selbst Nobili verschmähten es nicht, öffentliche Häuser zu unterhalten, „außerdem viele Priester und Mönche." Und welches Sittenbild ergiebt sich, wenn 1526 ein Andrea Michiel seine Hochzeit mit einer Dirne in einem Kloster feierte! Trotzdem sah die Regierung diese Skandale nach, denn ärger als das waren die unnatürlichen Laster, welche wie eine Pest aus dem Orient eindrangen. Ein besondres Colleggio mußte zu ihrer Bekämpfung gebildet, im Jahre 1458 allwöchentlich zusammengerufen, die furchtbarsten Strafen mußten verhängt werden.

Gewiß hat zu dieser Entartung die faktisch geduldete, wenngleich gesetzlich verbotene Sklaverei ein erhebliches beigetragen. Noch sind im Notariatsarchiv in ziemlicher Menge Kaufkontrakte dieser Art erhalten, die vom zwölften bis gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts reichen, allerdings in allmählich abnehmender Zahl. Ganze Schiffsladungen von Sklaven, Tataren, Russen, Türken, Tscherkessen, Mingrelier, Bosnier, Griechen wurden gelegentlich am Rialto und bei San Giorgio zum Verkauf gestellt. Besonders gesucht waren junge Circassierinnen; sie wurden je nach ihrer Schönheit und Jugend im vierzehnten Jahrhundert mit 40, 50, 60 Dukaten bezahlt. Im Hauswesen galten die Sklaven zwar rechtlich als Sache und zählten deshalb zum lebendigen Inventar; thatsächlich genossen sie indes eine durchaus menschliche Behandlung; sie empfingen die Taufe, Lieblingssklavinnen erhielten wohl, namentlich wenn sie Söhne hatten, ansehnliche Legate, auch Freilassungen waren nicht selten.

Daß der Verkehr eines Nobile mit Sklavinnen oder käuflichen Weibern auf den ganzen Ton des Familienlebens vergiftend einwirken mußte, bedarf keines Beweises. Auch das Verhältnis zur angetrauten Frau wurde naturgemäß immer oberflächlicher aufgefaßt, und auch sie selbst konnte nicht unberührt bleiben von dem leichtfertigen, frivolen Treiben, in dem sich sonst ihr Gemahl außerhalb des Hauses vielleicht gefiel. Männer und Frauen gaben einander in nahezu schamlosen Trachten wenig nach, sodaß selbst Italiener dieser Zeit ihre Verwunderung nicht unterdrücken können, obwohl bekanntlich jede Epoche dafür ihren eignen Maßstab hat. Trotz aller eifersüchtigen Bewachung fehlten denn auch illegitime Liebesverhältnisse durchaus nicht; nur verband sich wie im ritterlichen Mittelalter Freiheit des intimen Verkehrs mit der strengsten Diskretion nach außen.

Gelegenheiten zu geselligem Verkehr gab es bei dieser lebenslustigen Bevölkerung in Menge, innerhalb und außerhalb des Hauses, bei einfachen Vereinigungen wie bei rauschenden Festen, die vielleicht die ganze Stadt mit in ihre Wirbel zogen. Sehr alt ist das Schachspiel, zu dem man oft künstlerisch gearbeitete Figuren nahm; die Spielkarten scheinen eine venezianische Erfindung des vierzehnten Jahrhunderts zu sein. Besonders beliebt war das Tarok in den höheren Kreisen, aber die Spiellust ergriff frühzeitig das ganze Volk, sodaß selbst in den Vorhallen der Kirchen leidenschaftliche Spieler sich versammelten. Ebenso volkstümlich wurde dann das Lotto, im übrigen Italien schon seit dem vierzehnten Jahrhundert üblich, in Venedig zuerst im Jahre 1521 von einem Privatunternehmer am Rialto eingerichtet, bis 1594 der Senat ein Lottospiel von staatswegen einführte. Fanden sich Herren und Damen zusammen, so las man kleine, oft recht schlüpfrige Novellen oder schwülstige Liebespoesien, wie sie die einheimischen Kunstdichter lieferten; oder man veranstaltete Gesellschaftsspiele. Da konversirten etwa die Teilnehmer in Schäfertracht über die Zucht der Blumen und verhüllten mit solcher Allegorie die Gefühle der Zuneigung und Fragen nach Gegenliebe („Das Gärtnerspiel"); oder die Damen wurden betrachtet als Heilquellen der verschiedensten Eigenschaften, an welche die liebeskranken Kavaliere, Heilung suchend, sich wandten, indem sie dabei ihre Leiden schilderten („Das Badespiel"). Frühzeitig verschönten auch Gesang und Saitenspiel solche Zusammenkünfte. Höher gestimmt waren vielleicht die Kreise, welche man als die geistige Aristokratie bezeichnen möchte. Eine solche bildeten vor allem die venezianischen Künstler, insbesondre die Maler. Das Haus Tizians, Tintorettos, Bellinis, auch das des verrufenen Lästerers Pietro Aretino waren ihre Sammelplätze. Tizian wohnte an der Nordseite Venedigs, bei San Canciano. „Von der Loggia seines Hauses, zu der man von einem großen Garten aus auf einer Treppe hinaufstieg, schweifte der Blick auf die poetische Lagune und die fernen Alpen. Oft öffneten sich die Zimmer des Malerfürsten festlichen Zusammenkünften, an denen Künstler und Gelehrte und vornehme Damen teilnahmen. Der berühmte Latinist Giulio Camillo, Sansovino, Jacopo Nardi u. a. versammelten sich hier im Jahre 1540 zu einem Mahle, das verschönert ward durch tausend Gondeln, die auf der Lagune umherschwammen. Mit den schönsten Damen waren sie besetzt, Gesang und Musik klangen von ihnen herüber." Auch in Tintorettos Hause, der lustige Einfälle und heiteres Leben liebte, gab es Konzerte, an denen seine Tochter Marietta, selbst eine Malerin von Verdienst, und Giuseppe Zerlino von Chioggia teilnahmen. Nicht minder gern sammelten sich die Kunstgenossen in Bellinis kunstgeschmücktem Hause am Rialto mit seinem bunten Treiben. Die regierenden Geschlechter erkannten die Künstler gewissermaßen als ebenbürtig an; sie ließen sich freimütige Äußerungen von ihnen ruhig gefallen, sie nahmen nicht bloß ihre Kunst freigebig in Anspruch, sondern versorgten sie auch wohl mit einträglichen Ämtern,

wie z. B. erst Bellini, dann Tizian als Sensal am „Deutschen Hause" (fondaceo dei Tedeschi) fungirte. Wie hätten auch ohne dies glänzende Leben, ohne die Verbindung mit den stolzen Nobili diese Maler das venezianische Dasein so treu wiederzuspiegeln vermocht: die blonden Frauen, die lockigen Pagen, die üppigen Gelage, die feierlichen Aufzüge zwischen strahlenden Palästen und der sonnenbeglänzten Lagune unter dem goldigen Lichte des südlichen Himmels!

Es bezeichnet eine Eigentümlichkeit Venedigs, daß hinter den Künstlern die Männer der Wissenschaft, die Vertreter des Humanismus, die in Florenz und Rom den Ton angaben, weit zurückstanden. Die wissenschaftliche Literatur Venedigs war immer mehr auf praktische Ziele gerichtet gewesen, sie war theologisch, juristisch, medizinisch, historisch; auch an der Universität Padua bezogen die Mediziner und Juristen weitaus die höchsten Gehalte. In Venedig zuerst erschienen die gelehrten Griechen, aber der Staat kümmerte sich wenig um die Interessen, welche sie vertraten, und wenn einzelne Nobili sich ihnen zuwandten, Bibliotheken und Antiken sammelten, dem Staate galten sie nur als Staatsmänner etwas, nicht als Humanisten. So viele begeisterte Jünger der neuerstandenen Altertumswissenschaft auch Venedig besuchten, sie blieben niemals lange dort. Nichtsdestoweniger bildeten sich auch in der Lagunenstadt wie überall in ganz Italien sogenannte „Akademien," freie Vereinigungen der humanistisch interessirten, schöngeistigen Kreise; so gründete Federigo Badoer die Akademie della fama, die eine eigne Druckerei unter Paul Manutius' Leitung unterhielt, eine stattliche Bibliothek besaß und beinahe eine Art Universität darstellte. Als er aber in Schulden geriet und deshalb einen Herzog von Braunschweig um ein Darlehn anging, löste der Senat den Verein auf und warf seinen Stifter ins Gefängnis. Größere Bedeutung und längere Lebensdauer war der im Jahre 1530 gegründeten Akademie dei pellegrini beschieden. Später nahm die Zahl dieser Gesellschaften sehr zu, doch verloren sie sich mehr und mehr in leere Spielerei.

Nicht immer war dies gesellige Leben und Treiben auf das Haus und die Stadt beschränkt; wenn die Sonnenglut des Sommers auf den engen Gassen und Kanälen lag, dann flüchtete der Venezianer gern hinaus in die Gärten der Inseln oder in die Villen des Festlandes, deren kein vornehmes Geschlecht entbehren mochte. Herrliche Gärten bedeckten damals große Teile der Giudecca, von San Giorgio Maggiore und Murano. Künstliche Felsgrotten, fließendes Wasser und Springbrunnen wechselten hier mit schattigen Gebüschen und Gruppen seltener Pflanzen; fremde Vögel, in Volieren gehalten, erinnerten an ferne Zonen. Zuweilen nahm ein bildergeschmückter Saal den Ankommenden auf, oder eine offene Loggia gestattete den Blick auf das Meer. Einen „Aufenthalt der Nymphen und Halbgötter" nennt Andrea Navagero die Gärten von Murano, die er mit zärtlicher Vorliebe pflegte; Cornelio Castaldi hat sie in lateinischen Versen besungen. Hier versammelten sich oft, dem bewegten

Leben der Stadt sich zu entziehen, die literarischen Freunde: die Manutius, Giambattista Ramusio, Navagero, Sansovino, Trifone Gabriello, der das ihm angetragene Patriarchat und das Bistum Treviso ausschlug, weil er seine Gärten und Villen nicht missen konnte, und leider auch Aretino. Unter dem Schatten der Lauben, inmitten des heitern Lichtes, das auf den Wassern der Lagune zitterte, mit dem Blick auf Venedig, das im Hintergrunde leuchtete, lasen diese Gelehrten die griechischen und lateinischen Autoren und sprachen über Kunst und Wissenschaft. Gärten und Parks bildeten natürlich auch die stete Umgebung der Villen auf dem Festlande. Angelo Pandolfini hat das Muster eines ländlichen Haushalts aufgestellt, Francesco Doni ausführlich über Bau und Anlage von Villen gehandelt. Berühmt waren die Villa Barbaro in Masér, die Palladio baute und Paul Veronese ausmalte, die Villa Morosini in Noale, die des Federigo Priuli, nicht minder Park und Villa zu Asolo, wo Katherina Cornaro ihren cyprischen Königstraum weiterträumen konnte. Eine großartige Gastfreundschaft versammelte in solchen Landsitzen oft zahlreiche Freunde des Besitzers zu geistig angeregter, heiterer Geselligkeit.

Auf dem Lande konnte der Nobile auch die Freuden der Jagd genießen. Es wimmelte von Wasservögeln in den sumpfigen Waldinseln der Lagunen, zwischen die der Jäger auf kleinen Barken (fisolare) drang; wer ernsteres begehrte, zog mit großem Gefolge in die Thäler und Ebenen um Treviso, auf die weiten Flächen von Padua, in die Wälder um Vicenza und in die Berge Istriens. Hirsche und Wildschweine wurden hier in Menge erlegt, ihre Geweihe und Hauer prangten dann als Trophäen über der Thür.

Indes von den Gärten und Villen zog es den Venezianer doch immer wieder zurück nach den Freuden seiner Lagunenstadt. Denn am meisten kam doch das Wesen dieser vornehmen Gesellschaft, die alle dem gleichmäßigen Zwange der Sitte unterwarf und ein Hervortreten des Einzelnen fast ebensowenig gestattete wie der Staat, dort zur Erscheinung, wo sie sich in größern Vereinigungen versammelte, bei den öffentlichen Festen. So groß war ihre Bedeutung für das gesellige Leben, daß seit 1400 eine besondre, sehr ausgedehnte Genossenschaft junger Edelleute und Bürger zu ihrer Veranstaltung sich bildete, die compagni della calza, wörtlich die Strumpfgenossen, so genannt, weil sie als Abzeichen einen buntgestreiften Seidenstrumpf am rechten Beine trugen, dazu auf den Kniehosen den Wahlspruch in farbiger Stickerei. Sie zerfielen in sechzehn Abteilungen mit besondern Führern (capo), und in besondre Farben gekleidet. In ihrer knappen, farbenbunten, goldgestickten Tracht aus den kostbarsten Stoffen boten die Genossen an sich schon einen phantastisch-prächtigen Anblick und wurden die unentbehrlichen Leiter und Veranstalter aller irgendwie öffentlichen Feste. Nur als Teil derselben erscheinen bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hinein theatralische Vorstellungen, denn das erste feste Theater erbaute erst im Jahre 1565 Palladio im Hofe des Klosters Santa Maria

della Carità, übrigens auch noch aus Holz. Bis dahin also gab es szenische Aufführungen nur gelegentlich, aber in sehr verschiednen Formen. Wie überall standen auch in Venedig nebeneinander das Mysterium, das als Bestandteil religiöser Feste bis gegen 1500 hin mit großer Pracht ausgestattet war, und der zunächst improvisirte Schwank, hier Momaria genannt und unentbehrlich bei jeder größeren Hochzeit. Daneben traten nun seit 1500 antike Stücke oder Nachahmungen solcher, namentlich plautinische und terenzische Lustspiele. So führte z. B. die compagnia della calza im Jahre 1514 im Hofe der Casa Pesaro den Miles gloriosus auf, allerdings mit Zwischenspielen (intermezzi) ganz andern Inhalts, die indes die große Masse der Zuschauer wahrscheinlich mehr anzogen als die Dichtung des alten Plautus, und im sechzehnten Jahrhundert erscheint eine ganze Anzahl venezianischer Lustspieldichter. Eine volkstümliche Farbe gab ihren Stücken die Verwendung verschiedner Dialekte; so ließ Ruzzante seine Bauern paduanisch sprechen. Andrea Calmo ließ nebeneinander Personen auftreten, die venezianisch, bergamenisch, neugriechisch und dalmatinisch redeten. Wirklich volkstümlich wurde jedoch in Venedig wie anderwärts nur die echt italienische commedia dell' arte, von feststehenden Masken lokalen Charakters nach einem festen Szenarium größtenteils improvisirt, mit satirischer oder doch komischer Tendenz. Der Staat suchte mehrfach wegen mannichfacher Ungebührnisse diese Aufführungen zu unterdrücken, so zuerst 1518, doch die Lust des Volkes daran machte das alles nutzlos. Die vornehmen Kreise begünstigten mehr das modische Schäferspiel.

Größerer Gunst noch bei den Regierenden erfreuten sich die allegorischen Aufführungen, die bei keinem großen Feste fehlen durften, in mancher Beziehung die Fortsetzung der Mysterien. Denn sie hatten wie diese eine moralisch-religiöse Tendenz, obwohl sie natürlich keineswegs nur christliche, sondern mit Vorliebe auch antike, namentlich mythologische Figuren vorführten. So wurde der glänzende Seesieg bei Lepanto (7. Oktober 1571) durch eine Darstellung begangen, welche den Titel führte: „Christi Triumph im Siege über die Türken"; so schrieb Moderata Fonte im Jahre 1581 zum Jahresschluß ein Stück, welches darstellte, wie das alte Jahr Abschied nimmt, begleitet von den Festen, die dem Dogen ihre Huldigungen in Gesängen darbringen. Dann preist ein Epikureer die Festfreude als das höchste Gut, ein Stoiker dagegen schilt alle irdische Lust als ein „Nest giftiger Schlangen," bis die Erythräische Sibylle beide widerlegt und endlich versöhnt, indem sie nachweist, daß weder die Verachtung noch die Überschätzung irdischer Freuden das richtige sei, sondern ihr vernünftiger Genuß mit Festhalten an dem Idealen. Endlich schließt die Poesie mit Preis und Lob des Dogen, des Senats und der Stadt, Gesänge des Chores rahmen das Ganze ein. In ihnen wie in den Schäferspielen waren bereits die Elemente der Oper enthalten; kurz darnach bildete sie sich zu einer selbständigen Kunstgattung aus.

Eine zweite Form des Festes war der feierliche Aufzug, ihr Urbild die Prozession. Unter diesen Begriff fallen ebensogut Bälle, wie Waffenspiele und Auffahrten. Die Tänze, wie sie in Venedig üblich waren, haben freilich mit modernen wenig Ähnlichkeit, sondern bestanden in gemessenen, rhythmischen Bewegungen langer Reihen von Damen oder Herren; daher erklärt sich, daß zuweilen selbst hohe Geistliche, wenn auch in weltlicher Tracht, daran teilzunehmen nicht verschmähten. Uralt war alles, was mit Kampf- und Waffenspielen zusammenhing. Die ganze Bevölkerung beteiligte sich leidenschaftlich dabei. So fanden alljährlich, in dieser Form seit 1292, zwischen September und Weihnachten Faustkämpfe statt zwischen den Castelloni und Nicolotti, d. h. den Bewohnern der östlichen und westlichen Hälfte Venedigs, und zwar auf Brücken ohne Geländer, sodaß viele Kämpfer ein unfreiwilliges kaltes Bad im Kanale zu nehmen hatten. Noch Heinrich III. sah sie im Jahre 1574, ohne ihnen indes vielen Geschmack abzugewinnen, denn die Sache artete leicht in blutige Schlägerei aus. Eine andre Kraftübung bestand darin, daß auf einem Gerüst oder auf zwei flachen Fahrzeugen die beiden Parteien Menschenpyramiden stellten so hoch wie möglich. Kriegerische Zwecke verfolgten die im Mittelalter sehr ausgebildeten Schießübungen, den deutschen Schützenfesten vergleichbar. Dazu versammelten sich an den Festtagen alle jungen Leute über achtzehn Jahre bei San Marco und fuhren auf langen Barken zu dreißig Ruderern hinaus zum Lido, um hier, nach ihren Abteilungen geordnet, mit Armbrüsten zu schießen. Im Jahre 1299 wurden Schießplätze auch in der Stadt für die einzelnen Viertel eingerichtet und Preise ausgesetzt. Den Ernst des Krieges hatten auch — wenigstens zum Teil — die Regatten im Auge, denn ihr Zweck war die Übung der Rudermannschaften für die Galeeren. Die erste derselben fand nachweislich im Jahre 1300 statt; 1315 verfügte ein Dekret, daß an allen Marienfesten derartige Wettfahrten veranstaltet würden, und daß dazu die Aufseher des Arsenals zwei große Fahrzeuge mit je fünfzig Ruderern zu stellen hätten. Es rannten also nicht nur Barken, sondern auch Galeeren, und kein Schauspiel war vielleicht mehr geeignet, die ganze Eigentümlichkeit des venezianischen Volkes zu zeigen als dies. Ebendeshalb hat es auch bis in die letzten Zeiten der Republik sich behauptet.

Andre Kampfspiele traten dagegen allmählich zurück; ja man kann daran die Beobachtung machen, daß Venedig alles, was an eine Landstadt erinnerte, allmählich abstreifte und seinen insularen, maritimen Charakter immer reiner ausbildete. So waren im Mittelalter die Stierhetzen sehr beliebt, wenn sie gleich einen weniger blutigen Charakter trugen als in Spanien. Glänzend und in den mannichfachsten Formen entfalteten sich sodann die Turniere auf dem Markusplatze, in der stilvollsten Umgebung, die vielleicht jemals ein Schauspiel dieser Art eingerahmt hat. „Dann saß der Doge in der Loggia über dem Portale der Markuskirche, oder er sah von den Fenstern seines Palastes aus

zu, umgeben von den Damen und Herren des Adels. Der Platz war ringsum mit Gemälden, Zelttüchern, Bannern und Schildern geschmückt. Die Kämpfer erschienen in Purpur und Gold auf glänzend geschirrten Rossen. Die Sieger erhielten goldne, mit Edelsteinen besetzte Kronen und silberne Gürtel von ausgezeichneter Arbeit." Oft kamen auch auswärtige Kämpen, um sich mit venezianischen zu messen. So rannten im Jahre 1272 sechs Edelleute aus Friaul mit ebensovielen Venezianern drei Tage lang; so sah Petrarca 1364 ein Turnier zur Feier der Unterwerfung Candias, das er bewundernd schildert. Ein glänzendes Turnier verherrlichte 1414 die Thronbesteigung Tommaso Mocenigos; nicht weniger als 460 Ritter mit zahlreichen Pagen und Knappen erschienen dazu im Gefolge der Markgrafen von Mantua und Ferrara, und sechstausend Zuschauer wohnten dem prachtvollen Kampfspiele bei. Kleinere Schaustellungen derart fanden noch viel häufiger statt. Als einmal Katharina Cornaro im harten Winter des Jahres 1491 in Venedig sich aufhielt, brachen einige waghalsige Stradioten (leichte griechische oder slavische Reiter) ihr zu Ehren sogar Lanzen auf dem Eise des Großen Kanals! Im sechzehnten Jahrhundert verschwand diese Gattung der Waffenübung ganz. Doch die Wehrhaftigkeit der Venezianer hat zu einem nicht kleinen Teile auf diesen und andern Übungen beruht, und sie wiederum hat kaum minder die Größe des Staates begründet als die Weisheit und Thatkraft seiner Leiter.

Den friedlichen Aufzügen gab natürlich der insulare Charakter sein Gepräge, denn sie bewegten sich überwiegend zu Wasser. Gelegenheit dazu boten vor allem die großen Kirchenfeste; an sie knüpfte sich auch als eine religiös-politische Handlung die berühmte, hundertmal geschilderte Fahrt des Dogen zur Vermählung mit dem Meere am Himmelfahrtstage, die seit 1177 üblich wurde. Ein Mailänder berichtet darüber im Jahre 1476 folgendermaßen: „Am Himmelfahrtsmorgen bestieg ich eine Barke, um das Fest zu sehen, das man jedes Jahr begeht. So sah ich den Bucintoro [das vergoldete Prachtschiff], mit Purpurdecken geschmückt und von zehn Rudern [auf jeder Seite] gerudert, deren jedes zwei Mann hatte. Auf dem Bucintoro befand sich der Doge [Andrea Vendramin], ein Greis von siebzig Jahren, groß und von staatlichem Aussehen, gekleidet in purpurnen Goldstoff, das Gewand von solcher Länge, daß zwei Knappen es ihm tragen halfen, die rote Mütze mit einem Goldreif umgeben. So saß er zwischen dem Bischof von Rieti und dem Erzbischof von Spalato. Darauf fuhr er zu den beiden Kastellen [Castel nuovo und Castel vecchio am Hafen des Lido] und vollzog um 15 Uhr [zehn Uhr vormittags] die Vermählung mit dem Meere mittelst eines Ringes im Werte von sechs Dukaten. Dann kehrte er zurück und hörte die Messe in San Nicolo di Lido. Während des Gesanges hielt der Doge stehend eine Kerze mit dem Evangelienbuche in der Hand, und nach Beendigung wurde das Buch dem Dogen zum Kusse gereicht, dann der Reihe nach den Gesandten der fremden Mächte, die ihn in eignen

Barken begleiteten. Darauf kam das Meßopfer, und der Priester, der die Messe sang, ging zum Dogen, und dieser opferte eine Münze, welche er in ein Taschentuch eingebunden hielt. Als die Monstranz erhoben wurde, standen wenige auf, die guten ehrfurchtsvoll, die andern nicht, Gott verzeih's ihnen. Dann wurde der Segen gespendet und damit die Messe beendet." Nach der Rückfahrt machte ein Mahl den Beschluß der ganzen Feier.

Feierliche Aufzüge verherrlichten auch den Einzug der Dogaressa in den Dogenpalast. Der Bucintoro holte sie ab und führte sie den Großen Kanal hinab nach San Marco. In prachtvoll verzierten und geschmückten Gondeln folgten die Mitglieder der Zünfte. War sie gelandet, so begab sie sich nach der Markuskirche, begleitet von einem Gefolge zahlreicher Edelfrauen, Ratsmitgliedern, Prokuratoren, Sekretären und von einer großen Anzahl von Pagen und Knappen, welche Banner und Standarten aus Goldstoff trugen und auf Pfeifen und silbernen Trompeten bliesen. Dem schlossen sich in ihren farbenbunten Trachten die Zünfte mit ihren Bannern und Abzeichen an, jede geführt von ihren Gastalden und Stabträgern. Unter dem Portale der Markuskirche wurde die Fürstin von den Domherren mit Rauchfässern, versilberten Kerzen, Kreuzen und allem Apparat empfangen. Nach Beendigung der religiösen Zeremonie betrat sie den Dogenpalast. Dort hatten die Zünfte die Zimmer prachtvoll ausgeschmückt mit allem, was ihr Gewerbe treffliches lieferte; sie boten der Fürstin eine splendide Kollation an und brachten ihre Glückwünsche dar. Beim Abschied dankte ihnen der Doge und reichte ihnen die Hand zum Kuß.

Ähnlicher oder noch größerer Glanz ward aufgeboten, wenn fremde Fürsten die Lagunenstadt besuchten. Wir wollen zunächst die Schilderung herausgreifen, die ein Augenzeuge von dem Einzuge des Herzogs Alfons II. von Ferrara im Jahre 1562 entwirft. Er fuhr, geleitet von der Signoria, den Kanal herauf, nach seinem dort gelegenen Palaste, der später zum „Türkischen Kaufhause" wurde und jetzt, stattlich restaurirt, das museo civico birgt. „Es war ein vornehmes und anmutiges Schauspiel, die Fenster der vielen Paläste längs des Großen Kanals zu sehen, die alle mit den feinsten Teppichen bedeckt und mit den schönsten Frauen und Männern von Distinktion besetzt waren, welche mit vieler Freude der Ankunft des Herrn zusahen. Außerdem waren zahllose Gondeln in Bewegung, gefüllt mit vornehmen Herren und Damen, Männern und Kindern, ebenso Brigantinen und Barken, die auf dem Kanal auf- und niederfuhren, indem sie ihre Freude in mannichfacher Weise bezeugten. Ihre Menge war so groß, daß, indem oft das eine an das andre stieß und drängte, mehrere Fahrzeuge sanken. Auch die freien Plätze und Landungsstellen der Fähren, deren es an diesem Kanale viele giebt, waren so gedrängt voll Menschen, daß kein Apfel zur Erde konnte [wörtlich: kein Weizenkorn]. Darauf landete der Herzog vor seinem Palaste, wo sich eine Brücke von fünfzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite befand. Die Thüren und Fenster des Palastes schmückten

alle prachtvolle Festons mit den Wappen Venedigs und des Hauses Este. Dieselbe Ausstattung war auch sechs andern Palästen für die übrigen fürstlichen Personen im Gefolge des Herzogs zuteil geworden, sodaß einer mit den andern an Pracht und Schmuck wetteiferte. Für jeden derselben lag eine Gondel bereit, ausgestattet mit den schönsten Arrazzi, im Unterschied von der des Herzogs, welche mit Goldbrokat gedeckt war. Ebenso waren fünfzig andre Gondeln mit Teppichen zum Dienste des Hofes bereit gestellt."

Doch alles, was Venedig jemals an Gepränge aufgeboten hatte, übertraf der Empfang, den es im Juli 1574 dem König Heinrich III. von Frankreich bereitete, als er von Polen über Wien und Venedig nach Paris zurückging.*) Der König kam über Land, und wurde deshalb zuerst bei Pontebba von den Vertretern der Republik begrüßt. Von Treviso aus gelangte er dann an die Lagunenküste, wo sechzig Senatoren in rotem Staatskleide, die auf ebensovielen verschwenderisch geschmückten Gondeln gekommen waren, ihn empfingen und Giovanni Cornaro die Anrede hielt. Von ihnen geleitet, fuhr der König auf einer mit Goldbrokat ausgeschlagenen Gondel nach Murano hinüber. Auf dem Wege dahin, bei San Cristoforo, begegneten ihm vierzig Gondeln, von Ruderern in Seidenlivree und den Farben ihrer Herrschaft geführt; es waren vierzig junge Leute aus den edelsten Familien, die zum Ehrendienste sich meldeten. Die Nacht brachte Heinrich in Murano zu, denn er sollte Venedig bei Tageslicht sehen. Am 18. Juli kam der Doge auf dem gewaltigen Admiralsschiff des Generalkapitäns der Adria, Soranzo, einer mächtigen, mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Galeere von vierhundert Ruderern, der vierzehn andre folgten, nach Murano, um den fürstlichen Gast einzuholen. Nach kurzer Begrüßung nahm der König auf dem Hinterdeck des Admiralsschiffes Platz, ihm zur Rechten der päpstliche Legat, zur Linken der Doge. So fuhr er nach dem Lido. Hier kam Antonio da Canale zur ersten Begrüßung an Bord, und Marcantonio Barbaro an der Spitze der Prokuratoren lud ihn ein, zu landen. Unter einem prachtvollen Triumphbogen hindurch, den Palladio entworfen, Paul Veronese und Tintoretto mit Gemälden geschmückt hatten, begab sich der Zug nach einem in der Mitte des Platzes aufgerichteten Altar. Sechzig Hellebardiere in seidner Uniform, mit antiken Streitäxten bewaffnet, bildeten die Ehrenwache. Hier ward das Tedeum angestimmt und der Patriarch erteilte den Segen unter dem Donner der Geschütze und dem Schmettern der Trompeten. Nun erst ging der König an Bord des Bucintoro, und das ganze Geschwader setzte sich nach Venedig in Bewegung, eine Flotte von zweihundert kriegsmäßig gerüsteten Brigantinen, von zahlreichen Galeeren und einer unendlichen Menge von Gondeln, die Galeeren rot gestrichen und von vergoldeten Schnitzereien be-

*) Das Folgende wesentlich nach Yriarte. 1. Aufl., S. 282 ff.

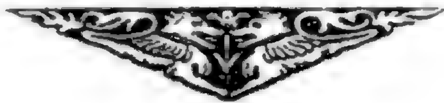
deckt,*) alle Fahrzeuge im Schmuck der Flaggen, Teppiche und Wappen, das Ganze beherrscht vom Bucintoro, der, in Gold und Purpur strahlend, unter seinen flatternden Bannern majestätisch auf dem glitzernden Spiegel der Lagune einherschwamm. Das ganze Schauspiel war von so überwältigender Pracht und Schönheit und so groß der Jubel auf den Schiffen, die ihn umgaben, daß selbst dieser König bewegt wurde und er ausrief: „Wäre doch die Königin, meine Mutter, hier, um dieses Schauspiel zu genießen!“ Es war Mitternacht geworden, ehe er sein Quartier erreichte, jenen an der Biegung des Großen Kanals unvergleichlich gelegenen Palast Foscari, von dem der Blick auf der einen Seite bis zum Rialto, auf der andern bis zu der imposanten Kuppel der Santa Maria della Salute schweift. Ganz Venedig strahlte im Glanze einer zauberhaften Illumination, und zwei Stunden nach Mitternacht ertönten noch die Klänge einer Serenade.

Mit diesem Bilde mag die vorstehende Skizze geschlossen sein. Mit voller Kraft haben diese Venezianer gearbeitet, im Ratssaale und auf den Galeeren, im Studirzimmer und in der Werkstatt, doch auch als ein Volk von Königen haben sie gelebt und das Leben genossen. Jetzt ist die farbenreiche Pracht versunken, denn kurz war ihre Dauer, und es ist, als ob auch über die schweigende Lagune aus den verödeten Palästen der heiter-wehmütige Refrain leise tönte, mit dem Lorenzo Medici die Verse eines Karnevalsliedes schließt:

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza!

---

*) So erscheinen sie stets auf den Bildern Tintorettos im Dogenpalast. Auch das im Arsenal aufbewahrte Stück vom Vorderteile einer Galeere, welche bei Lepanto focht, bestätigt die Farbenwahl des Malers.



Die Wahlen.



as Ergebnis der Wahlen liegt jetzt abgeschlossen vor. Dasselbe ist wichtiger für die bestehenden Parteien als für die Regierung. Letztere wird in ihrer Überzeugung bestärkt, daß die Verfolgung der sozialpolitischen Ziele in der Mehrzahl der im Reiche vorhandenen Wähler Unterstützung und Förderung findet. Eine weitere Folge der Wahlen für die Regierung ist Gott sei Dank im deutschen Reiche undenkbar; erfreuten wir uns der parlamentarischen Mehrheitsherrschaft, wie sie als vornehmstes Ziel dem fortschrittlichen Liberalismus vorschwebt, so könnte sich jetzt Herr Windthorst mit Kleist-Retzow oder mit Eugen Richter über die Bildung eines klerikal-konservativen oder klerikal-fortschrittlichen Ministeriums verständigen. Wir würden es erleben, daß bald einmal die Konservativen dem Zentrum Heeresfolge versagten, dann würde die Parlamentsmehrheit aus Zentrum, Fortschritt, Welfen, Dänen, Polen und sonstigen haßschürenden Elementen bestehen. Welches Heil für Deutschland aus dergleichen Koalitionen entsprießen würde, mag hier nur angedeutet werden. Es bedarf weder eines großen Nachdenkens noch einer reichen Phantasie, um sich als weitere Folgen die Restituirung des Herzogs von Cumberland und der päpstlichen Herrschaft, die Störung des innern und äußern Friedens vor das Gemüt zu führen. Wir können uns bei unserm Kaiser und dessen großem Staatsmanne bedanken, daß der krasse liberale Doktrinarismus seine Triumphe mit der Zerstörung der Wohlfahrt des Volkes nicht erkaufen kann.

Die Wirkung des Wahlergebnisses für die Parteien ist ungleich wichtiger; am wichtigsten freilich für den fortschrittlichen Liberalismus. Unerschüttert aus dem Wahlkampfe ist das Zentrum hervorgegangen; jeder Hebel, seine Macht zu brechen, hat sich bisher erfolglos bewiesen und wird es wahrscheinlich noch für sehr lange Zeit sein. Solange das Schwergewicht des Katholizismus jenseits der Alpen liegt und für einen deutschen Wähler lediglich das bestimmend ist, was hierarchische Vaterlandslosigkeit mit Hilfe und unter Mißbrauch der kirchlichen Heilsmittel befiehlt — solange wird die Macht des Zentrums ungebrochen bleiben. Nicht der Kulturkampf an sich hat diese Macht verschuldet, sondern nur der nicht zu Ende geführte Kampf. Die Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche mußte aufgegeben werden, als die liberale Partei begann, die wirtschaftlichen Pläne der Regierung zu durchkreuzen und das Parteiinteresse höher schätzte als die Bedürfnisse von Volk und Staat.

Die Vorteile, welche die übrigen Parteien aus dem Wahlkampfe davongetragen haben, sind an sich nicht erheblich; keine derselben hat darnach eine bedingungslose Mehrheit im Reichstage zu erwarten. Diese Vorteile erhalten aber ihre große Bedeutung durch die Niederlage der fortschrittlich-sezessionistischen Fusion. Selten hat eine Wählerschaft ein vernichtenderes Urteil über eine Partei ausgesprochen. Die mit großem Pomp und mit vieler Phrase in Szene gesetzte Gründung einer großen liberalen Partei hat einen Krach erlebt, wie wir ähnliches nur noch in dem Zusammenbrechen der Aktiengründungen in den Jahren 1873—74 erlebt haben. Die fortschrittliche Hochburg der Partei in Berlin liegt in Trümmern; die rücksichtslose Tyrannei, mit welcher hier der Fortschritt seit seiner ersten Epoche jedes gemäßigtere Element zu Boden geschlagen hat, ist in den diesjährigen Wahlen zu dem längst verdienten Lohne gelangt. Und diesen Trümmern entspricht das ungeheure Leichenfeld im ganzen Reiche; ein fortschrittlicher Patroklus neben den andern sezessionistischen Helden — nur Thersites-Richter blieb zurück. In Ländern, in denen die Regierung nach der jeweiligen Parlamentsmehrheit gebildet wird, ist die Niederlage einer Partei — es wird immer die herrschende sein — nicht schwerwiegend. Es liegt in einer solchen Niederlage oft nichts andres als der Wunsch, einmal neue Gesichter auf den Ministerbänken zu sehen, einmal selbst wieder die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen und für sich und die Freunde zu sorgen. In England, Frankreich, Italien und Nordamerika pflegt nach mehr oder minder kurzen Zwischenräumen der Wechsel in der Herrschaft als Erscheinung einer und derselben chronischen Krankheit vor sich zu gehen. Anders liegt die Sache bei uns. Die Fortschrittspartei hat ja noch nicht Gelegenheit gehabt, ihre Grundsätze auf den Regierungsbänken zu bethätigen; sie hat die Eifersucht der andern Parteien auf ihre Herrschaft nicht heraufbeschwören können. Ihre Niederlage ist die Vernichtung der von ihr vertretenen Ideen. Sie hat sich mit voller Schärfe in den Gegensatz gestellt zu der vom Reichskanzler vertretenen innern Politik; gegenüber den wirtschaftlichen Plänen der Regierung hat die Fortschrittspartei auf ihrem manchesterlichen Standpunkte verharrt; der Fürsorge des Kaisers zur Beseitigung der Notlage in den arbeitenden Klassen hat die Fortschrittspartei lediglich die Interessen des Kapitalismus und der Börse in ihrer ganzen egoistischen Nacktheit entgegengesetzt. Diese Ideen haben in der Mehrheit der Nation durch die Wahlen ihre Abfertigung erfahren, nicht bloß dadurch, daß die Kandidaten des Fortschritts durchgefallen sind. Vielmehr ist der Zuwachs, den die Konservativen und namentlich die nationalliberale Partei erfahren hat, vorzugsweise dem Umstande zuzuschreiben, daß dieselben sich offen zu der Sozialpolitik der Regierung bekannt haben. Die nationalliberale Partei ist zurückgegangen, als sie — noch nicht ganz von der fortschrittlichen Haut befreit — jene Politik zu bekämpfen anfing, sie hat wieder Boden gewonnen in dem Augenblicke, in welchem sie sich jener Politik offen anschloß.

Wer im Leben eine die Existenz in Frage stellende Niederlage erleidet, pflegt als anständiger Mensch bei sich Einkehr zu halten und zu prüfen, ob dieser Mißerfolg nicht ein selbstverschuldeter sei, und die Erkenntnis hat dann eine größere Bescheidenheit im Gefolge. Man sollte dasselbe auch von der heutigen Fortschrittspartei erwarten. Die Reihe ihrer Mißerfolge hat durch die Wahlen einen solchen Abschluß gefunden, daß die Partei offen ihren Bankerott eingestehen sollte. Aber gerade das Umgekehrte ist der Fall; der Hochmut wächst mit der Niederlage; statt in sich die Schuld für dieselbe zu finden, werden viele andre, außerhalb liegende Gründe gesucht, und zu den letztern gehört als vornehmster das Anwachsen der Sozialdemokratie. Die Vermehrung derselben wird von den fortschrittlichen Organen als die Folge der von der Regierung eingehaltenen Politik geschildert.

Die Thatsache ist unleugbar: die Sozialdemokratie wird nicht nur ihre Mandate im Reichstage verdoppelt sehen, sondern darf auf ein Heer von Wählern zurückblicken, welchem alle Staatsmänner jedenfalls werden Beachtung zu schenken haben. Nun ist es gewiß unzweifelhaft, daß ein großer Teil der sozialdemokratischen Wählerschaft mit ihren Führer und Agitatoren in dem Umsturz der bestehenden Gesellschaft nicht übereinstimmen würde. Es ist ja natürlich, daß der Arbeiter lieber einem Kandidaten die Stimme giebt, der ihm gesellschaftlich näher steht, als einem Professor der anatomischen Pathologie. Auch ist aus allen Ständen die Zahl der Unzufriedenen groß genug, und diese pflegen stets mit der radikalsten Opposition, unbekümmert um deren Ziele, zu stimmen. Endlich kann man ja nicht bestreiten, daß gerade das Anwachsen der Sozialdemokratie die Reichsregierung zur Verfolgung der sozialpolitischen Pläne veranlaßt hat. Das sind alles Gründe, die zunächst ein Anwachsen der Sozialdemokratie erklärlich machen.

Die Wirkungen der gouvernementalen Sozialpolitik sind noch nicht für die Masse fühlbar. Erst wenn sich nach Jahren zeigen wird, daß der kranke oder von einem Unfall betroffene Arbeiter nicht mehr auf die Wohlthätigkeit andrer angewiesen ist, sondern seine Rente von Rechtswegen erhält, erst wenn der invalide Arbeiter seine Pension genießt — dann wird das Volk Gelegenheit haben, die praktische Fürsorge der Regierung mit den Fanfaronnaden der Agitatoren zu vergleichen. Es ist aber auch besser, wenn solche Erscheinungen zutage treten, als wenn sie nur im Dunkeln und Geheimen fortglimmen. Die liberale Partei mit ihrem Mehrheitsprinzip ist am wenigsten berechtigt, sich über die Vermehrung sozialdemokratischer Abgeordneter zu beschweren. Es ist gerade das Zeichen einer weisen und vorsorglichen Politik, welche dieser Vermehrung Rechnung trägt und nicht die Gegner durch Niederkartätschen zu vernichten droht, sondern ihnen den Grund ihrer Unzufriedenheit zu entziehen sucht. Der erstere Weg ist vielleicht schneller, der letztere jedenfalls nachhaltiger und entspricht dem landesväterlichen Herzen, das auch noch für den Verirrten eine liebevolle

Regung hat. Die Sozialdemokratie hat, wie ihr Name schon besagt, zwei Ziele: soziale, und revolutionäre. Unter ihren sozialen Zielen befinden sich manche berechtigte und schon die Mehrheit ihrer Stimmen verlangt, daß diesen berechtigten Wünschen Abhilfe gewährt werde. Mit den revolutionären Zielen giebt es freilich kein Paktiren. Aber an deren Beseitigung hat nicht minder die ganze bestehende Gesellschaft wie die Regierung ein Interesse.

Die sozialdemokratische Partei hat vor vielen andern den großen Vorzug der Offenheit; sie verbirgt nicht, was sie will. Sie will die ganze bestehende Gesellschaft umstürzen und sicherlich auch mit Gewalt, wenn und sobald sie dazu die Mittel hat. Mit einem solchen Gegner kann man rechnen. Ihm gegenüber erheischt schon die Selbsterhaltungspflicht, daß sich die andern zusammenschließen; allmählich wird auch dem bequemsten Philister und dem noch jetzt in fortschrittlicher Phrase befangenen klar werden, daß er um seines eignen Wohles willen mit der Regierung gegen diese revolutionären Elemente zusammenhalten muß. Für diese Einsicht bildet das Wachsen der Sozialdemokratie ein Mene-Tekel.

Den Vorzug dieser Offenheit hat die Fortschrittspartei jedenfalls nicht. Hinter ihren parlamentarischen Herrschaftsgelüsten verbirgt sich ebenfalls Republik und Revolution. Einige ihrer Kandidaten haben sogar aus ihren republikanischen Neigungen gar kein Hehl gemacht. Der weniger Eingeweihte merkt aber diese Gefahr nicht; er läßt sich von den heuchlerischen Phrasen täuschen, er glaubt den byzantinischen Deklamationen loyaler Gesinnung und fördert so unbewußt Ziele, die er erkannt verabscheuen würde.

Fortschritt und Sozialdemokratie führen beide zu dem gleichen Ziele des Umsturzes, ersterer maskirt, letztere mit roher Offenheit. Der Sieg des ersteren würde den deutschen Wähler in seinem Schlafe weiter bestärkt haben, das Wachsen der letzteren erweckt ihn zwar unsanft aus seinen Träumen und Lebensgewohnheiten, giebt ihm aber noch rechtzeitig die Möglichkeit, sich und die Gesellschaft zu retten. Deshalb ist jedenfalls das Anwachsen der Sozialdemokratie viel weniger gefährlich als das des Fortschritts.

Selten noch hat das Ergebnis von Wahlen auch ohne Zustandekommen einer festen Mehrheit so klare Blicke in die Zukunft eröffnet. Wer sich jetzt noch blenden läßt, der darf sich nicht beklagen, wenn er in den offenen Abgrund stürzt.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

st denn das Ihr Fräulein Tochter, Doktor Lippoldes? fragte plötzlich Asche, eine Flasche blaugrauen, schleimigen Flußwassers, die ihm Samse eben zwischen dem dürren, mit „chlorophyllfreien Organismen" behängten Uferschilf gefüllt hatte, in unsern Flaschenkorb versenkend.

Eine weibliche Gestalt war's, die im graublauen Nebel in dem vor der letzten Häuslingswohnung sich herziehenden übelzerzausten väterlichen Kohlgarten unter einem Baume stand.

Singt Weide, grüne Weide! schrillte der Poet. Seid Ihr es, Fräulein, mit Fenchel, Raute und Agley — mit Hahnfuß, Nesseln, Maßlieb, Kuckuksblumen — mitten im dänischen Winter? Bist du es, mein Kind Albertine?

Die schlanke Gestalt im kümmerlichen Kleidchen, dicht gehüllt in ein graues Tuch, näherte sich durch den melancholischen Dunst, neigte sich vornehm unsern Grüßen, und Albertine Lippoldes sagte lächelnd:

Aber, Papa, dein Husten! Nach allen vier Weltgegenden habe ich dir wieder meine Sorge um deinen Katarrh nachtragen müssen! Es ist sehr unrecht von dir.

Ja ja, greinte der Dichter, ich wollte euch auch ein paar Veilchen geben, aber sie welkten alle, da mein Vater starb. Sie sagen, er nahm ein gutes Ende. Na, natürlich! Was sollte er sonst noch nehmen können? Und — da — sieh dir nur die Herren genau darauf an, Kind: sie scheinen auch das nutzbare Ergebnis meines Menschendaseins in dieser vergänglichen Welt in mehr als gelinden Zweifel zu ziehen.

Hören Sie jetzt auf mit diesem Unsinn wenigstens, Doktor Lippoldes! schnarrte Doktor Asche. Fräulein hat vollkommen Recht, und in der warmen Stube sind Sie am besten aufgehoben. Ihre Veranlagung zur Unsterblichkeit

und zum Schnupfen ist mir seit lange zur Genüge bekannt. Bleiben Sie mir auch mit Ihrem Esel von Hamlet dem Dämel gefälligst vom Leibe, und in Ihrem eignen Interesse auch von Vater Pfisters Mühlwasser. Was, Maßlieb und Veilchen bei der Jahreszeit? Dänische Tropfen werde ich Ihnen morgen anzuraten haben, und deutsche Kamille wird alles von Florens Kindern sein, was Fräulein O — Fräulein Albertine Ihnen zu bieten hat, wenn Sie wieder einmal nicht auf den guten Rat Ihrer besten Freunde hören und nicht auf der Stelle nach Hause gehen.

Die junge Dame griff mit einem fast bösen Blick auf meinen armen Freund Asche, aber doch zugleich angstvoll nach der Hand ihres Vaters:

O bitte, komm mit mir! Der Herr sagt es ja auch, daß es dir besser sein wird.

Nachher — mit den jungen Leuten, Kind! Sie sind selbstverständlich zum Frühstück bei uns eingeladen.

O! rief Fräulein Albertine leise, nun nicht zornig und ängstlich, sondern im wirklichen Schrecken. Aber Vater — die Herren — du weißt —

Wenn die Zeit langt, Lippoldes, brummte Adam Asche gröblicher noch denn zuvor. Jedenfalls drängt sie, wenn Vater Pfister bei seiner Rückkehr aus der Kirche seine Gastfreundschaft gegen mich nicht zu allen seinen übrigen Plagen rechnen soll. Doktor Lippoldes — lieber ein andermal! Mein Fräulein — ich habe die Ehre!

Er hob den gedrückten, langgedienten Filz ein wenig von dem seltsamen zerzausten Haarwulst und ließ ihn wieder darauf zurückfallen. Sodann beförderte er den ahnungslos gaffenden Samse mit seinem Flaschenkorbe vermittelst eines Winkes, der fast einem Rippenstoß glich, auf unserm Pfade stromaufwärts weiter und sich ihm nach, die handschuhlosen Fäuste tief in den Taschen seines Überrocks. Doktor Lippoldes aber nahm meinen Arm und sagte:

Dieser Mensch ist ohne Zweifel ein Grobian! Nun, aber der erste nicht, der mir im Leben begegnete. Ich mag ihn schon seit langen Jahren ganz gern, junger Pfister; unter den Flegeln mit Gemüt ist er mir einer der liebsten, und so mag auch er unter meiner bessern Bekanntschaft weiter mitlaufen. Kommen Sie, junger Mann, daß wir ihn nicht aus dem Gesicht verlieren. Er hat selbstverständlich keine Ahnung, wie sehr ich eben res mea agitur sagen kann an Ihres Vaters vergiftetem Lebensquell. Mädchen, die Herren haben deine Einladung angenommen. Leihe mir deinen Arm, Knabe Lenker.

Er hatte es wirklich nötig, daß er nicht nur geführt, sondern auch gelenkt wurde. Über die Schulter zurückblickend sah ich noch, wie Fräulein Albertine die Hand an die Augen hob, ihr Tuch dichter um sich zusammenzog und dann zögernd der armseligen Behausung zuschritt.

Als wir die Vorangegangenen wieder erreicht hatten, meinte Adam:

Sie hätten etwas Besseres thun können, als Ihrer armen Tochter diesen Schrecken einzujagen, Lippoldes.

He he he, kicherte der unzurechnungsfähige Gastfreund der Olympier. Es soll mich in der That wundern, wie sie es anfangen wird, sich nicht zu blamiren. Merken Sie sichs, Eberhard Pfister, und halten Sie sich an ein solides Kopf- und Handwerk. Kinder von meinesgleichen, und wenn es die besten lieben Mädchen wären, sind leider nicht cour- und tafelfähig da oben — über den Wolken und Krähenschwärmen. Beim Zeus und allen seinen Redensarten nach der Teilung seiner Erde, mein Kind und gutes Mädchen hat wenigstens auch seine Freude an reinem Wasser auf dieser Erde, und ich halte es nicht weniger als mich und Ihren Papa, Vater Pfister, berechtigt, durch die chemischen Kenntnisse des Menschen da vor uns zu erfahren, wer uns dieses hier verpestet. Da kommt wieder ein halb Dutzend toter Fische herunter, Asche.

Der Wasserbeschauer zuckte nur verdrossener denn zuvor die Achseln, antwortete dem Poeten aber nicht. Doktor A. A. Asche hielt sich jetzt einfach an seine Aufgabe und teilte nur mir dann und wann ein Minimum seiner Beobachtungen mit.

Mir aber kam es nicht zu, meinem Weibe in der Sommerfrische das Verständnis zu öffnen für saures Calcium- und saures Magnesiumcarbonat, für Calciumsulfat und Chlorcalcium, für Chlorkali, Kieselsäure und Chlormagnesium.

Ich bitte dich, bester Mann, höre auf, sagte sie, meine Emmy, nach dem ersten Versuch meinerseits. Großer Gott, und das mußtet ihr alles riechen? Ja, da riecht es zu Weihnachten ja selbst bei uns in Berlin besser! Verliere nur weiter kein Wort mehr; ich kann mir wirklich Frau Albertine und deinen armen seligen Papa ganz genau vorstellen, auch ohne Doktor Asches gräßliche gelehrte Apothekerredensarten.

Ich that, offen gestanden, mir nicht weniger als ihr einen Gefallen damit, aufzuhören, und uns den Sommertag nicht auch noch gar durch unverständliche termini technici einer uns doch nur vom Hörensagen bekannten unheimlichen Wissenschaft zu verderben.

Kurz, wir sahen meines Vaters Mühlwasser je höher hinauf, desto unsauberer werden, wir sahen noch mehr als einen auf der Seite liegenden Fisch an uns vorbeitreiben, und wir füllten, die Nasen zuhaltend, Samses Flaschenkorb und versahen jede einzelne Flasche mit einer genauen Bezeichnung der Stelle, wo wir die geschändete Najade um eine Probe angegangen waren.

Zweiundeinhalb Kilometer von Doktor Lippoldes Behausung gelangten wir dann, nach der Welt Lauf und Entwicklung, wie zu etwas ganz Selbstverständlichem, zu dem Ursprung des Verderbens von Pfisters Mühle, zu der Quelle von Vater Pfisters Leiden, und Doktor Adam Asche sprach zum erstenmale an jenem Morgen freundlich ein Wort. Auf die Mündung eines winzigen Nebenbaches und über eine von einer entsetzlichen, widerwärtig gefärbten, klebrig stagnirenden Flüssigkeit überschwemmte Wiesenfläche mit der Hand deutend, sagte er mit unbeschreiblichem, gewissermaßen herzlichem Genügen:

lei!

Jenseits der Wiese erhob sich hoch aufgetürmt, zinnengekrönt, gigantisch beschornsteint — Krickerode! Da erhob sie sich, Krickerode, die große industrielle Errungenschaft der Neuzeit, im wehenden Nebel, grau in grau, schwarze Rauchwolken, weiße Dämpfe auskeuchend, in voller „Kampagne“ auch an einem zweiten Weihnachtstage, Krickerode!

Der reine Zucker! rief Asche. Da schwatzen die Narren immerfort über die Bitterkeit der Welt. Da können sie sie niemals süß genug kriegen, und da — stehen wir, das Leid der Erde wiederkäuend, vor dem neuen Thor. Sie sind nicht Aktionär, Lippoldes — Vater Pfister auch nicht, und von dir jungem Bengel ist es ebenfalls noch nicht anzunehmen —

Du bist es aber auch nicht, Adam, meinte ich, das ungeheuchelte Pathos des großen Chemikers unterbrechend; aber der — A. A. Asche — sprach ruhig: Ich wollte, ich wäre es schon.

Der arme Tragöde hing sich stumpfsinnig lächelnd mir fester an den Arm, und so umschritten wir den wohl zwanzig Morgen bedeckenden künstlichen Sumpf und gelangten unter der Mauer der großen Fabrik zu dem dunkeln Strahl heißer, schmutziggelber Flüssigkeit, der erst den Bach zum Dampfen brachte und dann sich mit demselben über die weite Fläche verbreitete, die meine nächsten Vorfahren nur als Wiese gekannt hatten.

So ist es nicht unerklärlich, daß beim Wiedereintritt des Wässerleins in deines Vaters Mühlwasser, mein Sohn Ebert, das nützliche Element trotz allem, was es auf seinem Überflutungsgebiete ablagerte, stark gefärbt, in hohem Grade übelriechend bleibt. Das, was ihr in Pfisters Mühle dann, laienhaft erbost, eine Sünde und Schande, eine Satansbrühe, eine ganz infame Suppe aus des Teufels oder seiner Großmutter Küche bezeichnet, nenne ich ruhig und wissenschaftlich das Produkt der reduzirenden Wirkung der organischen Stoffe auf das gegebene Quantum schwefelsauren Salzes, sagte Adam Asche. Und nun, denke ich, können wir wieder nach Hause gehen, fügte er hinzu, indem er die letzte Flasche aus Samses Flaschenkorb gefüllt mit warmem, leise dampfendem Naß aus der Abflußrinne von Krickerode mit fast zärtlicher Kennerhaftigkeit gegen den grauen Feiertagshimmel und vor das linke, nicht zugekniffene Auge prüfend erhob.

Es ist freilich recht frostig, und auch nicht der Humor in dem Dinge, den ich mir davon versprochen hatte, murmelte Doktor Felix, in seinem abgetragenen Winteroberrock die Schultern zusammenziehend. Ich habe Sie vor nicht allzulanger Zeit auch noch als einen andern gekannt, Adam, und ich werde mich auch Ihnen nicht mehr bei einer derartigen Expedition in den allzu gesunden Menschenverstand als Begleiter und Chorus anhängen. Ich hatte mich auch in dieser Angelegenheit auf Sie gefreut, Asche; aber mein Gedächtnis ist leider schwach geworden, und ich habe mich alle Tage von neuem darauf

zu besinnen, wie alt ihr junges Volk und wie vernünftig und langweilig ihr seid.

Nun krallte er sich mit der Linken in meinen Kragen und streckte den dürren rechten Arm und die Faust aus dem schäbigen Ärmel weit vor gegen das phantastischer als eine Ritterburg der Vergangenheit mit seinen Dächern und Zinnen, seinen Türmen und Schornsteinen im Nebel des Weihnachtstages aufragende große Industriewerk und rief hell und heiser:

Sieh es dir an, Knabe, und finde auch du dich mit ihm ab, wie der da — wissenschaftlich oder als Aktionär. Kind, habe dreist wie die andern Furcht, dich ihm gegenüber lächerlich zu machen, und renne dir ja den Schädel nicht daran ein mit irgend etwas drin, was über der Zeit und dem Raume liegt. Folge du unserm Rate, so wirst du etwas vor dich bringen; nur sieh dich nicht um nach dem, was du vielleicht dabei hinter dir liegen lässest. Ich aber werde jetzt euerm Rate folgen, nach Hause gehen und unterkriechen und mich mit nützlicher Festtagsnachmittagslektüre beschäftigen. Meine eigne Bibliothek ist mir, wie du weißt, Adam Asche, mit mehrerem andern im Laufe des Lebens ababhanden gekommen, ich bin bei meinem jetzigen Landaufenthalt einzig auf die meines Bauern angewiesen, auf den Kalender vom laufenden Jahre und auf ein altes Buch im Fach über der Thür, das mir mein Mädchen herunterholen mag. Uralte jüdische Weisheit und Prophezeiung, auf die ihrerzeit auch niemand geachtet hat! Rate dir ebenfalls zu der Lektüre, wenn dir einmal alle andre abgestanden, stinkend und voll fauler Fische vorkommen wird, wie deines Vaters Mühlwasser, Ebert Pfister! Zephania im ersten Kapitel Vers elf: Heulet, die ihr in der Mühlen wohnet, denn das ganze Krämervolk ist dahin, und alle, die Geld sammeln, sind ausgerottet!

Hoffentlich für's erste noch nicht, brummte mein Freund Adam, wie es schien, gänzlich unberührt von dem unmächtigen Pathos unsers beklagenswerten Begleiters. Was aber das Heulen in den Mühlen anbetrifft, na, so stehen wir ja gerade deswegen hier mit blauen Nasen im Erd- und Ätherqualm. Ich kann deinem Vater leider nicht zu seinem alten, fröhlichen Dasein verhelfen, Ebert; Sie aber, Lippoldes, dürfen sich schon ganz ruhig mit Ihren Idealen zum Vater Pfister auf die harte Bank in der harten Schule des Lebens setzen. Was beiläufig mich angeht, Ebert Pfister, so meine ich, der beste Mann wird immer derjenige sein, welcher sich auch mit dem schofelsten Material, dem gegenüber, was über der Zeit und dem Raume liegt, zurechtzufinden weiß. Zu Ihrem „Alarich in Athen“ und „Schneider in Straßburg“ konnten Sie meinen Senf nicht gebrauchen, Doktor; der Vorschlag, in Kompagnie mit mir aus Pfisters Mühle ein Gedicht zu machen, würde Ihnen heute nur lächerlich vorkommen; Sie sind mein Mann, Samse, nehmen Sie mir den Korb da in Acht, und marsch, nach Hause. Die unsterblichen Götter aber mögen mir meinen Willen lassen, ich — lasse ihnen ja auch den ihrigen.

Er stiefelte dem getreuen Knecht Samse voran, flußabwärts, und ich suchte mit dem verschollenen Poeten nachzufolgen. Das Wort, daß es besser gewesen wäre, wenn der letztere zu Hause und im Warmen sich gehalten hätte, bewahrheitete sich in bedenklicher Weise immer mehr.

Ach, er paßte ganz, nur zu sehr in den Tag, die Witterung, die Beleuchtung, und deshalb umso dringlicher an den warmen Ofen und unter die lieben, hellen, sorglichen Augen seiner Tochter! Immer tiefer schien ihm der Frost in die vorzeitig mürben Knochen zu dringen, und mit zitterndem Finger wies er auf den jüngern, gesundern Mann im Nebel vor uns und mit einer vor Erregung bebenden Stimme rief er:

Und ich habe ihn einmal zu denen gezählt, für die ich in meinen guten Stunden zu leben glaubte! Ich habe ihn, als er in deinem Alter war, mit glänzenden Augen vor meiner Thür gehabt und mit Thränen in den Augen regungslos auf seinem Stuhl an meinem Tische! Nun bin ich ihm der kindische Narr, der blöde Wirrkopf, der schwache Phantast, und er schnauzt mich an und glaubt verständig zu mir zu reden und mich zur Vernunft zu bringen, und er überhebt sich mehr, als ich mich je in meinen besten Tagen überhoben habe. Wie es ihn heute kitzelt, wenn er sich für sein junges, dummes Pathos rächt und den alten Lippoldes unter seine Curatel nimmt und ihn seinerseits zum Schluchzen bringt! Rufe ich ihn jetzt um, und er hält es der Mühe wert, sich umzusehen, so wird er von pathologischen Vorgängen reden und ganz genau wissen, was mir auf Nerven oder Thränendrüsen wirkt, und er hat Recht; Recht hat er, der junge Mann! Zehn Jahre jünger — zwanzig Jahre jünger, und mit den jüngsten Erfahrungen des Lebens von vorn beginnen! O Eberhard Pfister, wenn nur nicht diese schöne Festtagslandschaft, die Welt um uns her, allerlei Staffage zur künstlerischen Vollendung nötig hätte! Und wenn es nur nicht so entsetzlich gleichgiltig wäre, von welchem Hintergrunde wir uns abheben und wie wohl oder übel wir uns persönlich auf dem Bilde fühlen! . . . .

Dies war nun ganz wie Emmys tiefsinniges Wort: Wo bleiben alle die Bilder? — Der arme, gequälte, verloren gegangene Mann, der Poet, und mein liebes, unpoetisches, gutes, kleines Mädchen standen vor derselben Frage, und — ich mit A. A. Asche und den übrigen ebenfalls, was wir uns auch sonst einbilden mochten. —

Sie hatte sich seit Stunden nicht gerührt in unserm Sommerneste unter dem Dachrande von Pfisters Mühle, — Emmy. Sie hatte auch im glücklichsten, unschuldigsten, gesunden Vormitternachtsschlaf gelegen, aber wer sagt es, wieviel von den Bildern, die mir nächtlicherweile am Tisch im Stübchen neben der Kammer über das Papier gegangen waren, ihr im Traum zu eben solchen Wirklichkeiten wurden, wie die reellsten Erlebnisse des wachen, lebendigen Tages?

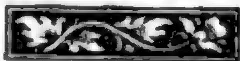
Ein Faktum ist, daß sie (immer meine Frau), als die Hähne im Dorfe bald krähen wollten und der erste kühlere Hauch aus Morgen den Vorhang

neben mir bewegte, sich auf ihrem Bett regte und sich auf die Hand stützte und murmelte:

Ich wollte wirklich, du brächtest ihn jetzt bald endlich wieder an den warmen Ofen, Herz! . . Die arme Albertine! . . . Aber so seid ihr Männer, einerlei, ob ihr unsre Väter oder ob ihr unsre Männer seid. Papa machte es gerade so improvisirt, wenn er mir am liebsten meinen höchsten Abscheu, seinen sogenannten jungen Freund Buckendahl, zum Frühstück mitbrachte. Wir hätten uns gegenseitig auffressen können, und er, Assessor Buckendahl, mich aus wirklich ernstgemeinter Zuneigung. Wie zog sich denn aber Albertine aus der entsetzlichen Verlegenheit, und was hatte sie euch vorzusetzen in ihren damaligen Umständen?

Ich ging auf den Zehen hin und sah das Kind wieder im tiefsten, lächelndsten Schlummer liegen, und ich ging trotz dem ersten Streif grauen Morgenlichtes im Osten noch einmal zu meinem Schreibgeräte zurück. Ja, so sind wir Männer dann und wann, selbst bei den behaglichsten Verlockungen, wenn uns etwas auf die Nägel und die Seele brennt: ich mußte in dieser Nacht noch mit der Geschichte von unserm Weihnachtsgange nach Krickerode zu Ende kommen, gleichviel, ob ich Emmy mündlich oder mir schriftlich davon erzählte! —

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Eine welfische Reminiscenz. Wie bekannt, hängte sich an den entthronten König von Hannover, solange er noch über reichliche Mittel verfügte, ein Schwarm von Ehrenmännern ohne Unterschied des politischen und des religiösen Glaubensbekenntnisses, bereit, ihm sein Königreich durch Zeitungsartikel und Flugschriften zurückzuerobern. Da zu befürchten ist, daß von jenen Erzeugnissen wenig für die Nachwelt gerettet worden sei, erhält ein, bei einem Sammler von Kuriositäten zum Vorschein gekommenes umso größeren Wert, als es zugleich poetisches und Kunstwerk ist und recht eigentlich als „Illustration" zu den neuesten publizirten Briefen aus Hietzing dienen kann. Es ist ein 1867 ohne Angabe des Druckortes erschienenes „Neues ABC-Buch." Von welchem Korn die häufig in Anspruch genommene Satire darin ist, zeigt sich in der Zusammenstellung von Bismarck und Bandit, Roon und Räuber, Voigts-Rheetz und Vampyr in den Fibelversen; und die hier angeführten Vergleiche sind noch nicht das schlimmste, wozu sich die dichterische Phantasie des Verfassers, wahrscheinlich eines von den „Republikanern," welche plötzlich Verteidiger des göttlichen Rechtes geworden waren, verstiegen hat. Andre Blätter atmen denselben Geist wie die Briefe, stellenweise begegnet man den gleichen Wendungen dort und hier. Der blinde König ist als Drachentöter abgebildet,

dann sehen wir sein künftiges Denkmal und daneben eins zur Erinnerung an Langensalza. Unter N ist zu lesen:

Ein Feind war uns Napoleon,
Der Neffe weiß nichts mehr davon,

unter Z:

Zündnadeln schießen meilenweit,
Der Zuave kommt zu seiner Zeit!

Nach Vorgängen neuesten Datums zu schließen, haben sich die schönen Lehren dieses ABC-Buches manchen Personen dauernd eingeprägt.

Eine neue Geschichte des Altertums*) kommt gegenwärtig einem lebhaft empfundenen Bedürfnis entgegen. Kaum in einem andern Teile der Geschichte hat die Wissenschaft in neuerer Zeit größere Bereicherungen erfahren und ist noch jetzt in einer stärkeren Umgestaltung begriffen als in dem, dessen Bearbeitung Eduard Meyer, Dozent der Geschichte an der Leipziger Universität, unternommen hat. Die Ausgrabungen in Aegypten, Babylonien, Kleinasien und Griechenland, die Entzifferung zahlreicher Papyrushandschriften und assyrischer Keilinschriften haben das Material so gewaltig vermehrt und die Ansichten teilweise so vollständig umgestaltet, daß in jedem, der sich mit alter Geschichte beschäftigt, der Wunsch nach einem bequem und übersichtlich geordneten Hand- und Hilfsbuche, welches die Ergebnisse von alledem in sich vereinigt, sich regen mußte. Allerdings ist auf einem Boden, wo man überall noch im rüstigsten Schaffen begriffen ist, noch keine abschließende Darstellung möglich, und jedes Unternehmen dieser Art wird auf die spätere Notwendigkeit mannichfacher Aenderungen gefaßt sein müssen.

Meyer, der im Vorwort selbst hervorhebt, daß es ihm durch den Gang seiner Studien vergönnt gewesen, auch auf orientalischem Gebiete fast durchweg aus den Originalquellen zu schöpfen, führt uns die Geschicke der Mittelmeervölker — im weiteren Sinne des Wortes — vor Augen. Inder und Chinesen sind ausgeschlossen, da beide innerhalb der vorliegenden Zeit ohne dauernde politische Verbindung mit dem Westen geblieben sind und der Einfluß hellenistischer Kultur auf Indien gleichfalls keinen Bestand hatte.

Den einzelnen großen Abschnitten ist eine Uebersicht des Quellenmaterials vorausgeschickt, knappe, aufs wesentliche beschränkte Anmerkungen mit kurzen kritischen Bemerkungen und Hinweisen auf die wirklich wertvolle Literatur, auch Andeutungen, welche Lücken in der wissenschaftlichen Behandlung noch vorhanden sind und an welchen Punkten die Arbeit zu weiteren Forschungen einzusetzen hat, erläutern und vervollständigen die in den Paragraphen gegebene Darstellung. Der Text bleibt hierbei überall für sich vollständig verständlich.

Nach einer sich wesentlich auf Droysen stützenden Einleitung führt der Verfasser in dem vorliegenden ersten Bande die Geschichte des Orients bis herab zur Begründung des Perserreichs. Die Erzählung ist klar und im allgemeinen einfach. Wahrhaft glänzend ist die Schilderung der altägyptischen Geschichte und Kultur, nicht minder interessant die Geschichte Israels, gegeben in engem Anschluß an Wellhausens epochemachende Forschungen, wenn auch gerade hier in einzelnen Punkten, wenn wir uns nicht täuschen, allzu kritisch verfahren ist. Auch lebensvolle Charakteristiken, wie die des Kyros und Darius, fehlen nicht. In wenigen schlagenden Sätzen

*) Geschichte des Altertums. Von Eduard Meyer. Erster Band. Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs. Stuttgart, J. G. Cotta, 1884.

versteht es der Verfasser die weltgeschichtliche Stellung der einzelnen Völker zu würdigen, ganz besonders möchten wir da den die Semiten betreffenden Abschnitt hervorheben. Selbstverständlich beschränkt sich die Erzählung nicht auf die Darstellung der politischen Geschichte; die gesamte Kulturentwicklung, Religion, Literatur, Handel und nicht zum wenigsten die Kunst finden eingehende Behandlung.

Fassen wir nur die kunstgeschichtlichen Abschnitte ins Auge, so begrüßen wir gleich mit wahrer Freude die Darstellung der ägyptischen Skulptur, von der Meyer mit vollem Recht rühmt, daß sie uns eigentlich sofort mit Meisterwerken ersten Ranges entgegentrete, wie der Holzstatue des „Dorfschulzen" und der Statue des „Schreibers" im Louvre. „Wer erwägt, sagt der Verfasser, daß die Statuen dem „Ka" des Verstorbenen (einem Geist, der den Menschen beim Tode wieder verläßt und den man sich als ein förmliches Abbild des Lebenden denkt) als Wohnsitz dienen sollte und daher eine ernste, würdevolle Haltung unbedingt geboten war, wird gegen diese Werke den oft geäußerten Vorwurf der Steifheit nicht erheben, sondern anerkennen, daß der Künstler die ihm gestellte Aufgabe auf das vollkommenste gelöst hat."

Höchst aufmerksam ist Meyer ferner den Spuren des Zusammenhanges der orientalischen Kunstentwicklung mit der des Abendlandes, namentlich Griechenlands, gefolgt. So erstreckt die babylonische Kunst ihren Einfluß auf die abendländischen Völker durch Schaffung mißgestaltiger Ungeheuer, wie Drachen, Einhörner, Greifen u. dergl. In der Schilderung der durch Verbindung ägyptischer und babylonischer Elemente entstandenen syrischen Mischkunst tritt besonders die Ornamentik, namentlich die linearen Ornamente (Mäanderlinie u. s. w.), hervor. An diesen „geometrischen Stil" hat die spätere griechische Vasentechnik angeknüpft. Die Entwicklung der assyrischen Baukunst weist uns auf das Vordringen dieses Stiles nach Kleinasien hin, wo er zur Kenntnis der Griechen gelangte, aus ihm hat sich der ionische Stil entwickelt. Schliemanns Funde haben natürlich ausgiebige Verwertung gefunden. Die Verwendung von Goldmasken, wie sie in Mykenä gefunden worden, will der Verfasser ägyptischem Einfluß zuschreiben, die erhaltenen Masken aber möchte er lieber als einheimische denn als phönikische Arbeit ansehen. Die obenerwähnte phöniko-syrische Ornamentik ist in Orchomenos zu tage gekommen. Der gesamte von Schliemann in Hissarlik ausgegrabene Goldschmuck, viele Goldsachen in Mykenä und Orchomenos sind Erzeugnisse phönikischer Kunst, von dem betriebsamen Handelsvolk an den Küsten des ägäischen Meeres verbreitet. An den Werken der phönikisch-vorderasiatischen Kunst entwickelte sich die griechische Kunst, Jahrhunderte später erst trat dazu der Einfluß der babylonisch-assyrischen.

Dem Buche, welches übrigens auch typographisch schön und praktisch ausgestattet ist, geht eine kurze Erklärung voran, worin der Verfasser seinen Standpunkt gegenüber der Transkription darlegt — ein schwieriger Punkt. Wir haben eine Deutsche Morgenländische Gesellschaft, dazu neuerdings auch Orientalistenkongresse; für diese wäre es wahrhaftig eine lohnende Aufgabe, eine einheitliche Umschreibung anzubahnen. Jetzt findet sich z. B. in dem einen Werke Dhutmes, in dem andern Tutmes, hier werden Herhor und Hor Psiuncha, dort Hrihor und Har-Pisebcha'nu gebraucht, ganz abgesehen davon, daß auch oft noch die griechische Form, für das letztere Wort z. B. Psusennes, steht. Den Laien, den Nichtkenner des Aegyptischen, Assyrischen — und das wird wohl immer die Mehrzahl der Leser bleiben — kann das nur irre leiten. Welche heillose Verwirrung wird erst entstehen, wenn einmal die Ergebnisse der neueren orientalischen Forschungen bis in die Schul- und Handbücher durchgesickert sein werden!

Im zweiten Bande verspricht der Verfasser die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreiches, im dritten die hellenistische Zeit zu geben, woran sich vielleicht noch die Darstellung der römischen Geschichte schließen soll. Hoffentlich erfreut uns der Verfasser, der sich mit der Geschichte des Orients so glücklich und verheißungsvoll eingeführt hat, recht bald mit der Fortsetzung des begonnenen Unternehmens.

Eine Monographie über Leopold Schefer wird kaum zu den dankbaren Aufgaben eines Literarhistorikers gerechnet werden dürfen. Einmal kann sie nicht auf das Interesse eines größeren Leserkreises hoffen. Denn wer interessirt sich heutzutage noch für Schefer? Es ist unglaublich, wie schnell er veraltet ist. Wenig mehr als zwanzig Jahre sind es, daß er gestorben ist (16. Februar 1862), noch in den fünfziger Jahren stand er in voller Blüte, als Sänger des Hafis in Hellas und des Korans der Liebe, als Autor des Laienbreviers und einer Anzahl von mehr als siebzig Novellen und kleiner Romane — heutzutage liest ihn niemand mehr. Sein Quietismus, der sich für das Uebel durch die sofortige Erwägung des gegenüberstehenden Gutes rasch zu trösten suchte, konnte einer leidenschaftlich bewegten Zeit nicht mehr gefallen; sein Ueberfließen in Sprüchen wertvoller und billiger Weisheit, seine durch und durch reflektirte Lyrik entsprach einem Geschlechte nicht mehr, das auf Thaten und Thatsachen seinen Sinn richtete; seine phantastischen Erzählungen, die es nie zu einer konsequenten Darstellung eines einheitlichen Motivs bringen, der romantische, jeanpaulisirende, in subjektivster Laune sich gefallende Gang seiner Prosa konnten gegen die immer größere Macht des Realismus in der Epik nicht mehr Stand halten; seine Formlosigkeit im tiefsten Sinne vor allem kürzte die Zeit seines Ruhmes bei einem Geschlecht ab, welches die strenge künstlerische Form in allen Gebieten der Poesie aufs höchste zu schätzen gelernt hat. So kommt es, daß selbst die zahlreichen Artikel, welche bei seinem hundertsten Geburtstage am 30. Juli dieses Jahres in den Zeitungen zu lesen waren, auf keinen Wiederhall im Herzen des deutschen Lesers trafen. Was soll also der Biograph dieses Dichters für eine Aufnahme erwarten? Zwar wäre das alles noch kein abschreckender Grund für das Unternehmen einer solchen Biographie, denn man weiß ja zur Genüge, wieviel lieber heutzutage Werke über die Dichter, als ihre eignen und vollends lyrischen Werke gelesen werden. Ist auch das Buch des Dichters nicht mehr interessant, so kann es doch sein Leben sein, und oft ist so ein Künstlerleben in der That anziehend, abenteuerlich, spannend genug. Als historische Erscheinung mitten im Zusammenhange mit den Zeitgenossen, aus dem Wechselverkehr mit der Welt und den von ihr gewonnenen poetischen Eindrücken, aus der Nation und dem Vaterlande schaffend, bietet ein Dichterleben ein wundersames Schauspiel oft für den Freund der Geschichte und einen dankbaren Stoff für den kunstvollen Geschichtschreiber. Aber leider fehlt alles dieses auch bei Leopold Schefer. In dem kleinen Städtchen Muskau, das in der Literaturgeschichte nunmehr auch berühmt dasteht durch den schriftstellernden Besitzer desselben, den Fürsten Pückler-Muskau, durch die großen Parkanlagen desselben und die anderthalb Jahre der freiheitlichsten Gefangenschaft, welche Heinrich Laube in freundschaftlichem Verkehre mit jenem literarischen Kavalier daselbst verbracht hatte, in diesem seinen Geburtsstädtchen Muskau verblieb Schefer die ganze Zeit seines Lebens, mit Ausnahme der Jahre von 1816 bis 1820, die er auf Reisen durch Italien, Griechenland und die Türkei verbracht hatte. Er wuchs als Autodidakt heran, ohne

Universitäten zu besuchen — damit fällt ein wichtiges und farbenreiches Kapitel soviler Dichterbiographien bei ihm weg. Er hatte den geringsten Verkehr mit zeitgenössischen Schriftstellern, am meisten noch mit dem Fürsten, in dessen Diensten er stand, der aber immerfort auf Reisen war, und spät erst mit dem früh verstorbenen Max Waldau, der ihm kritisch bei den Ausgaben seiner Gedichte zur Seite stand — damit fällt ein zweites, sonst so dankbares Kapitel, das der Freunde und Genossen, weg. In der Jugend lebte Schefer sehr eingezogen, seinen Studien ergeben, als er von der Reise heimgekehrt sich verheiratete, nicht minder ruhig, sorgenlos und glücklich, er hatte eigentlich nie um seine Existenz zu kämpfen, es ging ihm alles stets glatt ab, selbst in der Literatur fand er höchst selten Gegner, aber umsomehr überschwängliche Anerkennung — damit fällt ein drittes Kapitel weg, das der Geschichte vom Kampf und Sieg in jedem Dichterleben. Schefer hatte endlich sehr wenig Sinn für die Außenwelt; von seinen äußeren Erlebnissen erzählt er, der sein ganzes Leben hindurch ein genaues (größtenteils noch wohlerhaltenes) Tagebuch führt, so wenig wie möglich; die geringsten Nachrichten sind von seinen Reisen erhalten, deren Eindrücke und Resultate man nur aus seinen Dichtungen entnehmen kann; er hatte sich seit seiner frühesten Zeit — zu seinem Nachteil — in sich selbst eingesponnen, bei keinem andern Zusammenhang mit seiner Gegenwart, als durch die gedruckte Literatur, sich ohne persönliche Beeinflussung, weder eines Lehrers noch eines Freundes, ganz und gar aus sich selbst entwickelt — giebt es etwas Monotoneres, als die Entwicklungsgeschichte eines Grüblers, eines halben Brahminen, der stets die Augen nach innen gelenkt hat?

Wir haben also gewiß Recht, wenn wir die Aufgabe einer Lebensbeschreibung Leopold Schefers für eine undankbare in jeder Beziehung erklären und machen es von dieser Seite dem Autor einer uns vorliegenden Monographie*) gewiß nicht zum Vorwurf, daß sie eine etwas trockene Lektüre geworden ist. Nur meinen wir, hätte eine etwas kunstvollere Form der Darstellung, ein Versuch, die Gestalt des Helden im Zusammenhange mit seiner Zeit nicht bloß andeutungsweise, wie es ja genügend für den Kenner geschehen ist, sondern auch ausführlicher zu zeichnen, dafür aber andre Teile zu kürzen, der Monographie nur zum Vorteile gereichen müssen. Davon abgesehen soll ihr die Anerkennung einer fleißigen, einsichtsvollen und redlichen Arbeit nicht vorenthalten werden. Sie ist basirt auf jene obenerwähnten Tagebücher, auch scheint der sonstige Nachlaß Schefers dem Biographen zur Verfügung gestanden zu haben, und als ein sehr glücklicher Griff ist die Zusammenstellung der zeitgenössischen Urteile über die einzelnen Werke Schefers zu bezeichnen. Dieser neueste literarhistorische Kunstgriff verspricht noch dankbarer für die Einsicht in das literarische Leben der Nation zu werden, wenn er in umfassenderer und geschickterer Weise ausgeführt wird, als es hier der Fall ist. Im ganzen steht Brenning Schefer gegenüber auf dem Standpunkte, den wir anfangs entwickelt haben; gleichwohl berührt es unangenehm, daß der Biograph sowenig Sympathie für seinen Gegenstand zeigt! Zwar urteilt er lange nicht so streng wie Goedeke über ihn, nimmt ihn vielmehr gegen diesen in Schutz; aber er ist auch weit entfernt von der Liebe Gottschalls für ihn — was wir ihm nicht im mindesten übelnehmen; aber gut macht sich dieser Mangel an wirklicher Sympathie für den Helden in einer Biographie doch auch nicht. Schließlich mag der Verwunderung Ausdruck gegeben werden, daß Brenning die Charakteristik Schefers, welche Julian Schmidt

*) Leopold Schefer. Eine Monographie. Gekrönte Preisschrift von Emil Brenning. Bremen, Rühle und Schlenker, 1884.

in seiner Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tod (II, 509—525) mit vielen geistvollen Bemerkungen geliefert hat, so ganz mit Stillschweigen übergeht; Schmidt ist nachsichtiger als Brenning.

Den Preis erhielt die Schrift von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, welche 1881 einen solchen ausgeschrieben hatte.

Für den Weihnachtsbüchertisch sind schon die ersten Vorboten da, andre wenigstens in Sicht. Felix Dahn hat einen neuen Roman gebracht; auch der von Georg Ebers wird, wie die Tagespresse freudig verkündet, „rechtzeitig" fertig werden, nur von Paul Thumann verlautet noch nicht, welche Dichtung oder Gedichtsammlung ihm von seinem findigen Verleger für dies Jahr zur Anfertigung der üblichen „Vollbilder" und Textillustrationen aufgegeben worden ist. Bis wir es erfahren, möchten wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf ein Buch lenken, von dem wir herzlichst wünschen, daß es in der großen Bücherflut, die in den nächsten Wochen herandrängen wird, nicht untergehen möge: auf die illustrirte Prachtausgabe von Rudolf Baumbachs „Abenteuern und Schwänken."*)

Das Gedichtbändchen, das hier in einen reichgeschmückten Quartband verwandelt erscheint, gehört unstreitig zu den liebenswürdigsten Gaben von Baumbachs Muse. Es ist der ganze Baumbach. Denn wo wäre er mehr in seinem Elemente, als wenn er launige Mären aus alter Zeit mit seinem köstlichen Fabulir- und Reimtalent neumachen kann! Daß die Verlagshandlung, die schon ihren kleinen Baumbachbändchen eine Ausstattung gegeben, welche an Feinheit und Vornehmheit des Geschmacks selbst vor unsrer besseren Buchausstattung merklich hervorsticht, etwas besondres leisten würde, wenn sie sich auf das Gebiet des Prachtwerks wagte, war vorauszusehen, und so weicht denn auch das vorliegende Buch in höchst erfreulicher Weise von den zwei oder drei Moderezepten ab, nach denen im allgemeinen die Prachtwerke der letzten Jahre hergestellt worden sind. Zu dem handlichen Quartformat, um dies vorweg zu erwähnen, sind zwar auch andre schon zurückgekehrt, nachdem man sich lange genug mit den anspruchsvollen, schwerfälligen Folianten herumgeschlagen hatte; auch die außerordentliche Schönheit des Druckes soll nicht besonders gerühmt werden in einer Zeit, wo auf dem Gebiete der Typographie die höchsten Anforderungen gestellt und von vielen Seiten auch erfüllt werden — wiewohl wir hier schon die Glanzseite des Buches berühren, denn so meisterhaft gedruckte Holzschnitte wie hier bekommt man nicht eben häufig zu sehen. Aber daß es eben Holzschnitte sind, daß der Verleger den Mut gehabt hat, einem Publikum gegenüber, welches durch die zum Teil höchst zweifelhaften Errungenschaften der neuesten Vervielfältigungsweisen geblendet und verwirrt ist, unbeirrt am Holzschnitt festzuhalten, das rechnen wir ihm hoch an.

Der Zeichner der Illustrationen, P. Mohn (warum „Professor" Mohn? das sollten sich unsre Herren Künstler doch für ihre Visitenkarten und Thürschilder aufsparen!), hat in den letzten Jahren verschiedene Bilderbücher für die Jugend geliefert, in denen er sich unverkennbar als Schüler Ludwig Richters dokumentirte und die gewiß noch größeren Beifall gefunden hätten, als er ihnen ohnehin schon zu teil wurde, wenn sie nicht unter der Reproduktion — Buntdruck nach Aquarellen — manches von ihrem ursprünglichen Reiz eingebüßt hätten. In dem vor-

*) Abenteuer und Schwänke, alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Professor Mohn. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1884.

liegenden Buche ist er dieser Gefahr nicht ausgesetzt gewesen. Seine Zeichnungen sind in dem xylographischen Institut von Kaeseberg und Oertel augenscheinlich mit größter Akkuratesse geschnitten und die Holzschnitte von der Druckerei von Marquart, wie gesagt, mit Meisterschaft gedruckt worden, was umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, als Mohn, bei aller Abhängigkeit von seinem Vorbilde, sich keineswegs auf die bescheidenen Darstellungsmittel des Richterschen Holzschnitts beschränkt, sondern der heutigen malerischen Behandlung des Holzschnitts ein beträchtliches Stück Weges entgegenkommt, namentlich mit Vorliebe Nachtstücke zeichnet, in denen Mondlicht, Fackelbeleuchtung, erleuchtete Innenräume mit schwarzen Schatten kontrastiren, oder Landschaften, in denen Figuren im Vordergrunde sich von dunkeln Waldpartien abheben, und so ist denn das Werk des Künstlers hier in jeder Beziehung zur Geltung gekommen, ebenso gut und vielleicht besser, als es durch „Zinkographie"*), „Autotypie Meisenbach" und ähnliche Herrlichkeiten geschehen wäre.

Möchte das mit so großer Liebe und Sorgfalt hergestellte Werk, dem die Verlagshandlung auch einen ausnehmend schönen Einband gegeben — nach einem venezianischen (?) Original von 1544 —, in kunstsinnigen Kreisen die gebührende Beachtung finden.



Literatur.

Der geistliche Tod. Erzählung aus dem katholischen Priesterstande von Emil Marriot. Wien, Verlag von Hugo Engel.

Noch nie mag ein nachsichtsvolles Entgegenkommen von seiten der Kritik so gute Folgen gehabt haben wie bei Fräulein Emil Marriot. Als 1880 ihr erstes Buch erschien, der Roman „Egon Talmors" (Wien, Hartleben), da wurde es trotz solcher Schwächen — es war doch eigentlich ein wüstes Werk —, welche dessen Lektüre wenig erfreulich machten, doch mit vielem Lobe begrüßt; es war mehr der Gruß an die verheißungsvolle Zukunft, welche die gleichwohl hindurchleuchtende Begabung des ungeläuterten Autors versprach, als die Wahrheit selbst über das Werk. Einen großen, ja kaum begreiflichen Fortschritt erwies schon das 1883 folgende zweite Buch der Dame: „Die Familie Hartenberg. Roman aus dem Wiener Leben" (Berlin, Verlag von F. und P. Lehmann). Damals erwarb sie sich einen sehr lebhaften Fürsprecher an Paul Heyse, und auch Paul Lindau schrieb ein Langes und Breites über sie; beide erkannten das energische, auf rücksichtslose, realistische Wahrhaftigkeit steuernde Talent der jungen Schriftstellerin warm an. Und was kann auch mehr für einen einnehmen, als sein Streben nach Wahrheit? Dieses Streben zeichnet auch obige neueste Erzählung aus, über die auch bereits Adam Müller-Guttenbrunn einen trefflichen Aufsatz (in der „Deutschen Wochenschrift") veröffentlicht hat, dem sich wenig neues hinzufügen läßt, nur daß man doch das Lob etwas einschränken möchte, welches er dem „Geistlichen Tod" speziell zuteil werden läßt. Das reifste Werk Emil Marriots? Mag sein, aber keineswegs ein fehlerfreies, in gewisser Beziehung sogar hinter der früheren „Familie Hartenberg"

*) Wollen wir nicht in Zukunft auch Steinographie und Holzographie sagen?

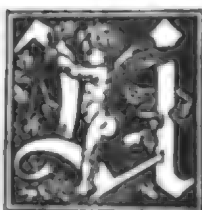
zurückstehend. Fräulein Marriot hat eine ganz ungewöhnliche Energie der Phantasie, die Gegenstände, Menschen und Zustände, welche sie mit ihrer realistischen Beobachtungsgabe einmal erfaßt hat, hält sie mit intensiver Gewalt fest, mit einer sinnlichen Kraft, welche auf den Leser übergeht, wenn sie erzählt. Sie ist ferner nichts weniger als lyrisch angelegt; sie ist Großstädterin (Wienerin) durch und durch; ihre Phantasie ist vorzüglich auf Handlungen gelenkt, die Landschaft, der leidenschaftslose und doch so poesievolle Genuß der Natur spielen bei ihr fast gar keine Rolle; rein aufs Sittliche gerichtet, fängt bei ihr die Natur erst mit den Hunden an, die sie allerdings rührend liebt und kostbar zeichnet. Sie hat endlich einen so klaren und scharfen Verstand, daß sie über den Dingen schweben und die düstere Unerbittlichkeit des Gesetzes der Kausalität in der Motivirung der Handlungen (speziell im „Geistlichen Tod") zur eisernen Kette zusammenschließen kann. Sie ist als Erzählerin zuweilen von einer schreckhaften Objektivität, und nur aus dem ganzen Zusammenhange der Handlung merkt man, daß auch auf sie der pessimistische Fatalismus, zu dem sie sich eigentlich bekennt, einen niederdrückenden Eindruck macht; er ist wohl die Grundstimmung ihrer Seele. Wieviel Anerkennung, stellenweise vielleicht auch Bewunderung man ihrer Menschenkenntnis zollen mag, sie hat in der That eine große Begabung in der Schilderung von Charakteren der mannichfaltigsten Art: man wird ein peinigendes Gefühl bei ihr nicht los, sie hat vielleicht zuviel Turgenjew in sich aufgenommen, und peinlich mehr als tragisch ist auch eigentlich der Verlauf ihrer neuesten Erzählung. Wohl ist es tragisch, wenn ein Sohn aus Mutterliebe in den katholischen Priesterstand eintritt und alle harten Pflichten desselben auf sich nimmt, und aushält bis zum Tode, so ganz und garnicht für ihn berufen er sich auch fühlen mag. Aber gerade die ausgezeichneten Vorzüge, welche Fräulein Marriot in den Nebengestalten entfaltet: die rein dichterische Freiheit, mit der sie über den Parteien schwebt, denn sie selbst verläßt keineswegs den Boden der Gläubigkeit, das energische Streben, ja nicht so zu erscheinen, als wollte sie ganz allgemein etwa das Cölibat bekämpfen, ein Streben, welches durch die meisterhafte Kontrastirung des Helden mit andern katholischen Geistlichen, die sich in ihrem Stande ganz behaglich fühlen, zum Ausdruck gebracht wird — eben dieses Spezialisiren des einen bestimmten Falles auf die unselig verzwickte Konstellation im Leben des Helden hat der wahren Tragödie starken Abbruch gethan. Mehr als irgendwelche didaktische Abhandlung ist diese Erzählung eine wuchtige Satire auf den katholischen und speziell tirolischen Klerus, der man nur wärmstens beipflichten kann, eine Satire auch auf das Elend des bornirten Glaubensfanatismus der Bevölkerung, die ihresgleichen sucht; aber peinlich ist die Darstellung dadurch geworden, daß zu jener Spezialisirung und jener Häufung der zwingenden Motive, zu welcher der Realismus die Dame geführt haben mag, auch noch der Held gar so passiv, seine Versuche der Gegenwirkung gar so zahm erscheinen. Es ist ein Unglück, daß er Priester ist, aber keine Tragödie.

In formaler Beziehung wäre zu wünschen, daß sich Fräulein Marriot zu einer lakonischen, alle dialektischen Hilfsmittel verschmähenden Form wende, zu jenem Stile Prosper Merimées, der sich bloß um die Fakten kümmert und durch die Handlungen allein zum Leser spricht. Denn dieser energische Stil paßt allein zu ihrem energischen Geiste. In diesem Stile hätte der „Geistige Tod" nur gewinnen müssen, so läßt er zuweilen Breiten fühlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Ein Lehrbuch der Demagogie.



ns ist das Verständnis für den Wechsel der Zeiten abhanden gekommen, wie auch das Verständnis für das Wesentliche der Stellung, die eine Volksvertretung einnehmen soll. .. Es ist wunderbar, mit welcher Leichtigkeit unsre politischen Schriftsteller, unsre Redner und Gesetzgeber sich jedes tiefern geschichtlichen Wissens, jeder gründlichen Kenntnis fremder Gesetzgebungen und Staatseinrichtungen entschlagen. Rhetorik und Logik müssen ihnen alles übrige ersetzen. Wenn sie nur Leidenschaften wachzurufen und sich über ihre vermeintlichen Prinzipien geschickt zu verbreiten verstehen, dann verlangt man nichts weiter von ihnen. Wir ziehen wenig Vorteil aus unsern eignen Erfahrungen, und was die Erfahrung von andrer Seite her anlangt, so sparen wir uns die Mühe, sie zu erörtern, weil wir es unter unsrer Würde halten, uns zu unterrichten. Denn: Seit der [ersten französischen] Revolution ist nebst dem Grundsatz, daß selbst die heikelsten Fragen für das Urteilsvermögen unwissender Leute keine Schwierigkeiten enthalten, auch der Grundsatz bei uns eingebürgert, daß das Wissen die mindest wertvolle Eigenschaft derer sei, die mit der Leitung der Menschen zu thun haben. —

Sollte man nicht meinen, das habe ein Deutscher, noch voll von den Eindrücken der letzten Reichstagssessionen und der jüngsten Wahlbewegung, niedergeschrieben? Weisen die Sätze nicht förmlich mit Fingern auf die Dilettanten in der Politik, die Winkeladvokaten, welche auf der Tribüne und in der Presse das große Wort führen, und auf ihren gedankenlosen Anhang hin? Auf die Unheilbaren, denen der Komment von 1848 „das Gesetz und die Propheten" vorstellt? Aber die Sätze rühren nicht von einem Deutschen her, geschweige denn, daß sie auf Deutsche berechnet wären. Viel eher ist zu vermuten, der

Verfasser werde über unsern lebhaften Beifall keine sonderliche Genugthuung empfinden. Denn er, Raoul Frary, ist durch und durch Franzose, auch in seinem Verhältnis zu Deutschland. Wenn er seinen Landsleuten die herbsten Wahrheiten sagt, ihnen gelegentlich ihre Nachbarn, nämlich die Engländer, als Muster aufstellend, den Idealen und den Götzen der sogenannten öffentlichen Meinung mit schonungsloser Kritik zu Leibe geht, so beseelt ihn unverkennbar auch der Wunsch, sein Vaterland wieder so gekräftigt zu sehen, daß es das Werk des „Herrn von Bismarck" zunichte machen könnte. Das kann uns natürlich nicht abhalten, sein Buch*) für ein ganz ausgezeichnetes zu erklären und demselben die weiteste Verbreitung auch in Deutschland zu wünschen. Nicht wenige werden es entrüstet wegwerfen, ihre Getreuen vor der verderblichen Lektüre warnen oder ihnen womöglich die Existenz des Buches verheimlichen wollen, wie sie das mit Taines Origines de la France contemporaine, mit Buchers „Parlamentarismus" und andern ihren Geschäftsbetrieb bedrohenden Werken versucht haben. Indessen hat ja das Ansehen der freisinnigen Großinquisitoren, dank ihrer Verblendung und Selbstüberhebung, einen so kräftigen Stoß erhalten, daß man heute schon mit größerer Zuversicht darauf rechnen darf, der liberale Bürger werde es wagen, eine auf den Index gesetzte Schrift in die Hand zu nehmen. An der heilsamen Wirkung ist dann kaum zu zweifeln. Die politischen Schwächen und Laster, welche Frary an den Franzosen rügt, haben wir ja zum größten Teil von ihnen angenommen, wir waren stolz darauf, uns den Giftstoff einzuimpfen, wie wir andre Pariser Moden nachäffen. Und mehr Eindruck, als alle Predigten gegen die Einführung fremder Unsitten, muß das offene Schuldbekenntnis derer machen, welche sich bisher als die Erlöser der geknechteten Menschheit gerirten. Eins ist dabei freilich tief beschämend! Der Franzose, mag er noch so befangen, von Parteileidenschaft verblendet, von Phrasen berauscht sein, bleibt immer national gesinnt. Was wir mit dem Namen Chauvinismus brandmarken oder lächerlich machen, hat eine sehr ehrenwerte und ernste Kehrseite. Stellen wir uns vor, der letzte Krieg hätte den Ausgang genommen, welchen die Franzosen erwarteten, der Rhein wäre ein französischer Fluß geworden: ist es denkbar, daß ein französisches Oppositionsblatt die Stirn haben würde, die Unterstützung der Deutschgesinnten gegen die Anhänger der Regierung zu befürworten? Würde ein Franzose sich jemals soweit erniedrigen, ein nationales Unternehmen zu bespötteln zu gunsten ausländischer Konkurrenz? Wie lange würde wohl ein Blatt noch erscheinen können, welches in seiner Einfalt jammerte: „Die Pariser Wahlen werden im Auslande einen schlechten Eindruck machen"? Frary erkennt wiederholt ausdrücklich an, daß auch die gefährlichsten Schreier in dem guten Glauben handeln, dem Vaterlande zu nützen; dürfen wir

*) Handbuch des Demagogen von Raoul Frary. Aus dem Französischen übersetzt von Bruno Oßmann. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1884.

uns mit derselben Vorstellung schmeicheln in einer Zeit, welche „Deutschland, Deutschland über alles“ zu einem Parteiliede gestempelt hat, bei dessen Klängen die einen Grimassen schneiden, wie Satan beim Anblick des Kreuzes, und dem andere einen verbesserten Text unterlegen: „Rom — oder Judäa über alles“!

Der Titel „Lehrbuch der Demagogie“ würde besser passen als der vom Übersetzer gewählte. Der Verfasser fingirt die Aufgabe, einem jungen Manne Anweisung zu geben, wie er so schnell und mühelos als möglich „zu der Art von Berühmtheit gelangen könne, die zur Macht führt,“ und er giebt dem jungen Manne den Rat: „Werden Sie Demagog.“ Den Franzosen ist, so belehrt er ihn, stets das Lächeln des Fürsten und der Beifall des Volkes über alles gegangen; heute, wo das Volk zugleich der Herrscher ist, brauchen sie nicht einmal zwischen beiden zu wählen, sie werden Schmeichler, Höflinge, indem sie Freiheitsphrasen im Munde führen. Vortrefflich ist dargelegt, wie die erste Revolution, ganz der Voraussage Mirabeaus entsprechend, mehr für die Herrschaft der Autorität gethan hat als ganze Perioden unumschränkter Regierung; wie Napoleon I. gleich einem Ludwig XIV. herrschte, nur die Gleichmacherei der Jakobiner mit Konsequenz auch in der Volkserziehung durchführte; wie die Präfekten Ludwigs XVIII. und Ludwig Philipps sich wenig von den Präfekten Napoleons unterschieden, und daß während des großen Lärmes und der leidenschaftlichen Kämpfe um die Rechte des Volksvertreters, des Wählers, des Schriftstellers das Hausrecht, die Genossenschaftsfreiheit, die Testirfreiheit, die Lehrfreiheit, die Religionsfreiheit, die kommunale Selbstverwaltung immer und immer entweder unbeachtet gelassen oder absichtlich der Bevölkerung vorenthalten worden sind. Die erste Republik war wie ein furchtbarer Traum über das Volk hingegangen, sich nach jener Zeit zurückzusehnen, fiel keinem ein, der sie miterlebt hatte, während die unablässig eingeforderte Blutsteuer unter Napoleon und endlich der zweimalige Zusammenbruch seines Thrones das alte Königtum in gewissen Schichten wieder populär machten, und die Bourbonen mit den Erinnerungen an den Glanz des Kaiserreiches zu kämpfen hatten. Erst nach 1830 entstand jene revolutionäre Tradition, welche seitdem in den Köpfen der Franzosen — und andrer! — spukt. Geschichtschreiber, Dramatiker und Romanschreiber beschworen die Revolutionshelden aus ihren Gräbern herauf, und man begeisterte sich für sie, ohne ihre Handlungen und Ansichten zu prüfen, man bewunderte sie „gleich jenen heldenhaften, durch die Kunst schön zu sterben berühmt gewordenen Gladiatoren.“ Und da die Mehrzahl derselben „ihre Verbrechen und Schwächen wie [einzelne] ihre hohen Tugenden mit dem Leben bezahlt hatten, begann man, sie als Märtyrer zu verehren und jeden ihrer Aussprüche als ein Evangelium zu betrachten.“ Mit kräftigen, treffenden Worten charakterisirt Frary das Unheil, welches „der böse Zauber dieser zur Sage und zum Heldengesang umgewandelten Geschichtsepoche“ in den letzten fünfzig Jahren über Frankreich gebracht hat. „Bald lassen sie Männer, die

nichts Dauerndes zu schaffen vermochten, für Mustergesetzgeber gelten, bald meinen sie, daß es hinreiche, jenen einige Redensarten zu entlehnen, um sich das Geheimnis ihrer übermenschlichen Kraft anzueignen.“ Er meint, die Männer des Konvents müßten, wenn sie das Getriebe dieser Welt noch mit ansehen könnten, ihre Nachahmer belachen: welcher Art würde jedoch das Gefühl sein, welches der Anblick der deutschen Nachahmer ihrer Nachahmer in ihnen hervorriefe? „Heute ist das Werk vollbracht. Die Bücher, die Reden und die Tagespresse haben die öffentliche Meinung in den revolutionärem Glauben aufgehen lassen; der Konvent ist zum Konzil geworden; seine großen Männer sind Priester und Propheten, die der Jugend als Vorbilder hingestellt werden. . . . Die Souveränetät des Volkes wird kaum noch bestritten. Man läßt es aber nicht mehr bei der Behauptung bewenden, das Volk sei die höchste Instanz, der Majoritätswille sei das Gesetz. Gleich den Königen und Päpsten hat das Volk Höflinge, die ihm begreiflich machen, daß die Souveränetät nichts zu bedeuten habe, sofern sie nicht die Unfehlbarkeit mit in sich schließe. Weil auf die Entscheidungen des Volkes hin nur an dieses selbst appellirt werden kann, so folgern die Höflinge, dessen Entscheidungen seien gerecht und weise, und es habe nicht nur über das legale Recht, sondern auch über Rechtlichkeit und Wahrheit zu bestimmen. Sie fügen noch hinzu, daß das Volk, weil es nur nach seinem Wohle, also nach dem Wohle aller zu streben vermöge, nur dann sein Ziel verfehle, wenn ihm entweder durch die Staatseinrichtungen oder durch unvorhergesehene Ereignisse unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Man verwechselt immer wieder das Volk, also die Gesamtheit der Bürger, mit der Majorität, also einem der Veränderung unterliegenden Teile des Volkes.“

Ein arger Ketzer, dieser Franzose! Und er läßt sich daran noch nicht genügen, er unterfängt sich zu behaupten, die menschliche Natur sei nie weniger erkannt worden als im achtzehnten Jahrhundert, welches nur den Menschen, einen Begriff, nicht die Menschen, die Wirklichkeit, studirte. Er schärft seinem Schüler ein, daß es nur allgemein verständlicher Behauptungen, leicht faßlicher Folgerungen, wohl einstudirter Posen und passender Redensarten bedürfe, um sich der Herrschaft über die Gemüter zu bemächtigen, und daß es nicht zu schwer fallen würde, eine Wählerversammlung unter Anrufung des gesunden Menschenverstandes davon zu überzeugen, daß dem sophistischen Galilei zum Trotz die Sonne sich um die Erde drehe. Vor allem müsse er dem Herrscher, dem Volke, zu gefallen trachten: durch den Schein der Ergebenheit; durch jene Uneigennützigkeit, welche den Ehrgeiz nicht ausschließt, wohl aber die Habgier (hier wird eingeschaltet, daß die Franzosen in diesem Punkte nicht so vorurteilsfrei seien, wie z. B. die Amerikaner, weil ihnen mehr an der Gleichheit als an der Freiheit gelegen sei); durch nie rastenden Eifer, bei jeder Gelegenheit als Verfechter des wahren oder eingebildeten Volkswohles aufzutreten und die Rivalen durch

Entschiedenheit der Sprache und Neuheit der Argumente zu überbieten, wobei es weder auf die Stichhaltigkeit der Argumente noch auch darauf ankomme, ob eigne oder fremde Ideen vorgetragen werden; durch Lobsprüche auf das Land, von denen jeder Zuhörer wenigstens einen Teil auf sich persönlich beziehen kann; durch Weihräuchern vor den politischen Überzeugungen der Menge (in Frankreich sehr vereinfacht durch die revolutionäre Tradition, wobei darauf zu achten ist, daß die Hörer sich des Ruhmes der Revolution teilhaftig fühlen, nicht aber verantwortlich für die folgenden Reaktionsperioden); durch das Hätscheln von Vorurteilen und Einbildungen der Menge, die man nicht belehren wollen darf, sondern als den Inbegriff des Unterrichtetseins und als die verkörperte Unfehlbarkeit behandeln muß; dadurch, daß man den Hörer zufrieden mit sich selbst und unzufrieden mit den Gesetzen entläßt; durch Schilderung einer Zukunft, von welcher ein jeder die Befriedigung seiner besondern Wünsche und Träume erhoffen darf, weshalb die Schilderung sich in allgemeinen Zügen halten und den Redner zu nichts verpflichten muß (denn dieser hat sich bei Verheißungen, Anfachen der Begierde und andrer Leidenschaften immer gegenwärtig zu halten, daß er einmal beim Worte genommen werden könnte: „Sobald man, wie etwa die Journalisten und die Wahlkandidaten, unverantwortlich ist, dann kann man dem Haß die Zügel schießen lassen, hat man aber einmal Anteil an der Staatsgewalt, dann muß man vorsichtig sein und wissen, wie weit man gehen darf"); u. s. w. u. s. w. Denn wir sehen ein, daß selbst eine Fortsetzung dieser dürftigen Inhaltsangabe viel Raum beanspruchen würde. Deshalb mögen lieber noch einige Zitate hier Platz finden, welche manchem Leser vielleicht den bescheidenen Trost gewähren, daß auch Frankreich am Fortschritt leidet, während dieser und jener in Herrn Frary einen Pasquillanten entdecken dürfte, der sich ganz unbefugter Weise in freisinnige Angelegenheiten mische. Man braucht nur gelegentlich anstatt Republik — konstitutionelle Monarchie, statt Revolution — 1848 zu setzen, und die Bemerkungen und Ratschläge würden in das Album eines jungen Strebers passen, welcher in Berlin als Zeitungsschreiber oder Klubredner sich in das politische Leben einzuführen gedenkt.

„Wäre es möglich, auf den Händen einherzugehen, dann könnte man eine Menge von Leuten dazu durch den einzigen Grund bestimmen, daß überall, wo es einen König giebt, dessen Unterthanen sich der Beine bedienen, und daß vor der Erstürmung der Bastille die Beine das gebräuchlichste Mittel zur Fortbewegung gewesen sind." Trifft das nicht in hundert und tausend Fällen zu? Der seinerzeit sehr bekannte und sehr einflußreiche „Demokrat" Held ließ einmal, und nicht etwa in ironischer Absicht, drucken, der freie Mann könne sein Hemd wechseln an jedem beliebigen Tage mit Ausnahme des Sonntags, weil den letztern Tag der Philister dafür ausersehen habe.

An einer andern Stelle wird ausgeführt, daß der wirkliche Gelehrte vorsichtig und bescheiden in der Politik aufzutreten pflege, weil er die Grenzen

seiner Sphäre kenne, wisse, daß wir noch keine Physiologie der Völker besitzen und daß die menschliche Freiheit Verwirrung und Unsicherheit in das Studium der Politik bringt, Halbgelehrte dagegen über jede Schwierigkeit unbefangen hinweggehen mit einem „Es ist dargethan, es ist anerkannt, die moderne Wissenschaft hat bewiesen," und daß die offenkundigsten Nichtswisser begeisterte Anhänger solcher Wissenschaft werden. „Unfähig, das, was man ihnen als sicher aufbindet, zu berichtigen oder zu bestreiten, nehmen sie es für baare Münze: auf diese Weise verschaffen sie sich gleichzeitig die Befriedigung der Überzeugung und die des Wissens; . . . halten sie, dank ihrer Gelehrtheit, Vorurteile für Grundsätze, Voraussetzungen für Thatsachen, Redensarten für Beweise, einen unverständlichen Schwall von Worten für eine logische Folgerung und Träumereien für Orakelsprüche." Es wäre nur noch hinzuzufügen, daß diese Art von Nichtswissern — die im übrigen ganz gebildete Leute sein können — jede wirkliche Belehrung hartnäckig von sich abwehren. Versucht es, sie durch den authentischen Text eines Gesetzes, eines diplomatischen Aktenstückes, durch ein historisches Quellenwerk, durch eine Spezialkarte zu überführen, daß sie auf eine irrige Voraussetzung doppelt irrige Schlüsse gebaut haben: sie werden es verschmähen, in solche Details einzugehen, sie bedürfen keiner Aufklärung, denn sie wissen ihre Sache ganz gewiß — aus der Zeitung oder von einem Parteifreunde! — „Es würde keine Parteiungen mehr geben, wenn jeder Bürger die Sache, die er liebt und der er dient, aus dem Grunde kennen müßte," schließt Frary diese Betrachtung. Jawohl, aber was sollte dann aus den Wohlthätern werden, welche eben darum, weil sie nichts aus dem Grunde kennen, alles verstehen?

„Unsre Vorgänger aus dem Jahre 1789 würden der Mehrzahl nach die Revolution für beendet halten, wenn sie uns im Besitz aller jener so lange bestrittenen Vorteile sähen. Sie würden meinen, daß die Periode der großen Umwälzungen abgeschlossen sei, und daß es fürderhin bei allmählichen Reformen und vorsichtigem Fortschritt sein Bewenden haben müsse." Vor dieser Ansicht soll der angehende Demagog sich hüten, da er in einem Volke, dessen Gelüste nicht weitergehen, eine zu bescheidne Rolle spielen würde. Der bestehenden Republik müsse er die Forderung der „wahren Republik" entgegensetzen, mit dem Vorbehalt, daß die wahre Republik nicht in Erscheinung treten werde, so lange der Ehrgeiz des Demagogen noch nicht befriedigt sei. Und bei uns? Würden die Männer, welche dereinst den Gedanken an Kaiser und Reich in der Nation lebendig erhielten, dafür büßen mußten oder mit unerfülltem Sehnen in die Grube sanken — würden sie nicht ihre kühnsten Träume überboten sehen? Würden sie nicht meinen, daß nun die Zeit für den ruhigen, wohlüberlegten inneren Ausbau gekommen sei? Aber dergleichen ist keine Beschäftigung für Demagogen, deshalb muß der zufriedne Deutsche zur Unzufriedenheit gestachelt werden durch das Phantom des wahren Konstitutionalismus, des Parlamentarismus!

„Seine Partei zersplittern, d. h. die Führer tadeln und einer Strömung entgegenarbeiten, die man für verderblich hält, ist ein Verbrechen, auf das der Strang steht. Es giebt Fälle, daß Äußerungen von Vernunft und Vorbedacht als gleichbedeutend mit Desertion ohne Milderungsgrund gelten." Der Verfasser hat augenscheinlich Richtersche Tagesbefehle gelesen.

„Man zankt sich lieber um das Recht, als daß man das Nützliche erörterte; man bespricht die Wurzeln der Regierungsformen viel ausgiebiger als deren Früchte. . . . Anstatt Genossenschaften zu gleichen, die über gemeinsame Interessen mit Wärme beraten, gleichen wir verschiednen Völkerschaften, die durch die Macht der Verhältnisse in demselben Lande zusammengewürfelt worden sind und die einander auszuschließen, zu vertreiben und zu vertilgen streben." Und über diejenigen, welche noch an die Möglichkeit eines friedlichen Zusammenwohnens und Zusammenwirkens glauben und dafür eintreten, fallen mit doppelter Wut alle Äußersten her!

In dem Kapitel „Neid" wird Frary ganz besonders anzüglich. „Ziffern sind nicht zu verachten, sie verleihen dem hohlsten Redeschwall einen Anschein von Tiefe und Gründlichkeit." Sollte sich darauf nicht eine Injurienklage gründen lassen? Doch nein, er hätte noch hinzufügen müssen, daß die Ziffern auch falsch sein dürfen, weil im Moment niemand nachrechnet.

„Wenn Sie die unverzügliche Abschaffung der stehenden Heere nicht direkt in Anwendung bringen wollten, müssen Sie solche wenigstens in Aussicht stellen.... Wenn erst die Sonne des Volksherrschertums über die ganze Welt hin leuchten wird, dann werden die Kanonen durch die Brüderlichkeit vernagelt, die jungen Leute dem Pflug und der Werkstätte zurückgegeben werden." Diese Franzosen stehen doch nicht auf der Höhe, nicht wahr, Herr Virchow? Umgekehrt wird ein Schuh daraus, zuerst muß entwaffnet werden, damit die Volksherrschaft sich ungestört ausbreiten könne. Und durch einen Mißerfolg darf man sich nicht irremachen lassen, denn während in jedem andern Lebensverhältnisse ein Versehen, eine falsche Berechnung u. s. w. den Kredit erschüttert, „wachsen in der Politik die Advokaten mit ihren verunglückten Verteidigungen."

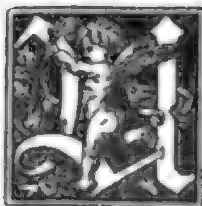
„Von Haus aus ist das Volk zweifellos vernünftig. Der beste Beweis dafür ist die Mühe, die man sich geben muß, bis man es dahin bringt, den Kopf zu verlieren. Selbst mit Hilfe der Presse, die fortwährend am Werke ist, würde das den Kandidaten nicht gelingen, wenn ihnen die Komitees nicht zur Seite stünden.... Diese Institution, die zwar vom Gesetze nicht vorgesehen, durch den Brauch aber immer mächtiger wird, ist für das Demagogentum unentbehrlich. Sie spielt bei den Wahlen dieselbe Rolle wie die Brüderschaften bei den religiösen Sekten. Sie entflammt die Begeisterung, reißt die Menge mit sich fort und verzehnfacht die Energie der Leidenschaften. Jene Freiwilligen der Politik, die dem allgemeinen Stimmrecht entstammen, setzen sich an dessen Stelle, machen ihm weiß, daß ihr Wille der seinige sei, und veranlassen es, sich ihren Ehrgeiz,

ihre Rachegelüste, ihre Neigungen und Abneigungen zu eigen zu machen... Sähen Sie, daß die Macht der Komitees abnähme, schickte sich das allgemeine Stimmrecht an, seine Mandatare selbst zu erwählen, dann erinnern Sie sich, daß für Sie die Zeit gekommen ist, Halt zu machen, ja vielleicht umzukehren."

Mit diesen tröstlichen Schlußworten des Abschnittes über die Wahlen — tröstlich, weil sich jene Emanzipation wenigstens vorzubereiten scheint — könnten wir die Anzeige des Buches Frarys abschließen. Unparteiisch wollen wir jedoch nicht verschweigen, daß der sonst vorurteilsfreie Mann in einem Punkte sich doch von den Vorurteilen des achtzehnten Jahrhunderts beeinflußt zeigt. Er behauptet nämlich, das Christentum habe den Religionshaß zur Welt gebracht. Wohl erkennt er gleich darauf an, daß die Hebräer die Feinde Jehovas vertilgt haben, meint jedoch sie mit ihrem eifrigen Gotte gegenüber dem Gott der Liebe entschuldigen zu dürfen. Aber war es nicht eben die jüdische Tradition, welche den Begriff eines alleinseligmachenden Glaubens, den die Lehre Christi nicht kannte, in das Christentum einschmuggelte?



Die Zeugenvereidigung
nach den geltenden Prozeßgesetzen.



Unter andern Bestimmungen der deutschen Prozeßordnungen hat auch diejenige über die Form und den Zeitpunkt der Zeugenvereidigung vielfache Diskussionen hervorgerufen und insbesondre infolge der sich neuerdings bedenklich häufenden Erscheinung des Meineides zu Erörterungen geführt, welche unter anderm auch in zwei für den letzten deutschen Juristentag ausgearbeiteten Gutachten ihren Ausdruck gefunden haben.

Der von jedem einzelnen Zeugen besonders und im ganzen Umfange zu schwörende Eid lautet sowohl im Zivilprozeßverfahren als im Strafprozesse nach den Vorschriften der deutschen Reichsprozeßordnungen folgendermaßen: „Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß ich nach bestem Wissen die reine Wahrheit sagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde; so wahr mir Gott helfe," und ist, von besondern Ausnahmefällen abgesehen, **vor** der Vernehmung von dem Zeugen abzuleisten.

Über die Frage, ob der promissorische (vor der Vernehmung zu schwörende) oder der assertorische (nach der Vernehmung zu schwörende) Eid den Vorzug verdiene, waren und sind die Ansichten fortdauernd geteilt. Bei der Beschluß-

fassung über die jetzt geltenden Reichsprozeßordnungen hat die den promissorischen Eid zur Regel machende Ansicht den Sieg über die andre davongetragen, obgleich sich für die letztere gewichtige Stimmen erhoben. Die schon seinerzeit bei der Beratung des hannoverschen Entwurfs einer allgemeinen Zivilprozeßordnung für die deutschen Bundesstaaten eingehend erörterten Vorzüge und Nachteile der einen und der andern Vereidigungsart können kurz dahin zusammengefaßt werden: für die nachfolgende Vereidigung spreche, daß nach der allgemeinen Meinung einem promissorischen Eide kein so hohes Gewicht beigelegt werde wie einem assertorischen Eide, was sich schon aus der Thatsache ergebe, daß von den Gesetzgebungen, welche die Berufung auf den geleisteten Diensteid von seiten öffentlicher Beamten an Stelle der Leistung des gewöhnlichen Zeugeneides zuließen, die Verletzung des ersteren in der Regel nicht als Meineid angesehen, sondern als geringeres Verbrechen betrachtet und bestraft wurde; daß die bei widersprechenden Aussagen von Zeugen wünschenswerte und notwendige Konfrontation derselben bei vorangegangener Vereidigung der Zeugen in der Regel kein Resultat haben werde, weil der Zeuge bei vorangegangener Vereidigung mit dem Schlusse seiner Vernehmung das Verbrechen des Meineides vollendet habe und sich demgemäß zu Änderung seiner Angaben schwerlich entschließen werde; daß die Vereidigung auch die sogenannten Generalfragen (nach den persönlichen Verhältnissen, Verwandtschaft u. s. w.) umfassen solle und es sich doch oft erst aus deren Beantwortung ergebe, ob der Zeuge überhaupt eidesfähig sei. Für die vorangehende Vereidigung dagegen wurde geltend gemacht, daß sich der promissorische Eid als ein wirksameres Mittel darstelle, den Zeugen zur Aussage der Wahrheit zu bewegen, als der assertorische; durch den vorausgehenden Eid werde der Zeuge in eindringlicherer Weise als durch den bloßen Hinweis auf die spätere Vereidigung an die Verantwortlichkeit für seine Aussage gemahnt, er stehe vom Beginne seiner Auslassung an unter dem Eindruck der geschehenen Eidesleistung, während bei der Vernehmung ohne vorangehende Vereidigung ein minder gewissenhafter Zeuge dem Zweifel, ob seine Vereidigung demnächst auch stattfinden werde, leicht einen Einfluß auf seine Aussage einräumen könne; für die Hauptverhandlung biete die vorangehende Vereidigung den Vorteil, daß es für sämtliche Beteiligte von Anfang an erkennbar sei, ob eine Aussage eine eidliche oder uneidliche sei und dieselben deshalb schon bei der Anhörung einer mündlichen Aussage veranlaßt seien, die Frage zu erwägen, ob derselben trotz des Mangels der Vereidigung Glauben beizumessen sei oder nicht. Dazu komme, daß bei wiederholter Vernehmung des Zeugen in derselben Sache der früher geleistete promissorische Eid seine Wirkung auch für die späteren Vernehmungen behalten und demgemäß dem Richter gestattet sein solle, den Zeugen seine nachträglichen Angaben auf seinen früher geleisteten Eid versichern zu lassen, während es bedenklich erscheine, die Verweisung auf einen assertorisch geleisteten Eid zu gestatten.

Indem man den letzteren Gründen den Vorzug vor den ersteren gab, hat man im Anschlusse an die im römischen und kanonischen Rechte, in der älteren deutschen Reichsgesetzgebung, im französischen, englisch-amerikanischen Rechte und in einer größeren Zahl neuerer deutscher Gesetzgebungen vorgeschriebene Art der Vereidigung, den hauptsächlich im Gebiete des preußischen Rechtes geltenden assertorischen Eid verlassen und den Voreid als Regel in die Reichsprozeßgesetze aufgenommen.

Im Strafverfahren wird nun aber die Vereidigung der Zeugen regelmäßig erst in der Hauptverhandlung und nicht schon in demjenigen Stadium des Prozesses vorgenommen, in welchem die Beweismittel für die Schuld des Verdächtigen gesammelt werden (dem Vorverfahren oder der Voruntersuchung), um nicht die Hauptverhandlung zu einer matten Formalität herabsinken zu lassen, und es hat sich, bei der großen Wichtigkeit der Entscheidung, einerseits, ob ein Verdächtiger mit allen den erheblichen Nachteilen belegt werden soll, welche eine Untersuchung und die Eröffnung des Hauptverfahrens für ihn im Gefolge hat (Haft u. s. w.), andrerseits, welche Garantien gegeben seien, daß verbrecherische Handlungen die gebührende Verfolgung finden, mit Recht die Frage erhoben, ob die bestehende gesetzliche Einrichtung nach beiden Seiten hin die entsprechende Gewähr biete.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß mit den jetzigen Einrichtungen diese Gewähr nicht in ausreichendem Maße gegeben ist. Es ist weder das Interesse des Staates an der Verfolgung der strafbaren Handlungen noch dasjenige des Individuums an dem Schutz gegen unbegründete Verfolgung genügend gewahrt. Nehmen wir den Fall einer wahren Anzeige für die erste, denjenigen einer falschen Anzeige für die letzte Behauptung. In beiden Fällen kann es einer kleinen Anzahl von Personen, welche aus diesen oder jenen Gründen ein Interesse daran haben, die Wahrheit zu verbergen oder zu entstellen, gelingen, ihren Zweck zu erreichen, ohne daß es möglich ist, ihnen strafrechtlich beizukommen, wenn sie nur sich unter einander rechtzeitig verständigt haben und nachher unerschrocken lügen. Die betreffenden Personen werden von dem die Untersuchung führenden Beamten vernommen und bestätigen übereinstimmend die Kenntnis oder die Nichtkenntnis einer erheblichen Thatsache. Im ersteren Falle führt ihre Aussage zu ungerechten Maßregeln gegen den Verdächtigen, im letzteren Falle zu ungerechtfertigter Unterlassung solcher Maßregeln. Wenn kein Hauptverfahren gegen den Angeschuldigten erfolgt, so bleiben die Aussagen der Zeugen unvereidigt, da bei Übereinstimmung verschiedner Personen über einen Thatumstand in der Regel kein Grund vorliegt, an der Wahrheit der betreffenden Aussagen zu zweifeln, und deshalb keine Veranlassung gegeben ist, die nur für den Notfall als Mittel zur Herbeiführung einer wahrheitsgemäßen Aussage zulässige Vereidigung früher zu verfügen. Kommt es zur Hauptverhandlung, so können die Zeugen ohne Gefahr ihre Aussagen modifiziren, sich mit mangelnder

Erinnerung u. s. w. entschuldigen, um der nunmehrigen Vereidigung einer falschen Aussage auszuweichen, denn eine etwa gegen sie selbst einzuleitende Untersuchung wegen falscher Anschuldigung oder wegen Begünstigung ist schon der Schwierigkeit des zu erbringenden Beweises der Wissentlichkeit halber in der Regel resultatlos und das unvereidigte Lügen vor der Behörde nach unsrer geltenden Gesetzgebung gestattet.

Es erübrigt noch die Frage, ob sich die Form des Zeugeneides bewährt habe. Wer in der Praxis steht, kann täglich die Erfahrung machen, wie durchaus ungeeignet und zweckwidrig es ist, von dem gewöhnlichen Manne die Nachsprechung eines längeren, seinem eignen Gedankengange ungewohnten Satzes zu verlangen. Abgesehen von den gewöhnlichsten, täglich sich wiederholenden Mißverständnissen wie dem, daß der Zeuge dem vorsprechenden Richter die Worte „ich schwöre ...“ mit „Sie schwören ...“ nachspricht, daß er gelobt, „die reine Wahrheit zu verschweigen,“ „sich hinzusetzen“ u. s. w., kommen noch ganz andre, unglaubliche, von bestürzten Zeugen abgelegte Versprechungen vor, wie „keine Schulden mehr zu machen“ u. dergl., welche selbstverständlich in der Zuhörerschaft laute Heiterkeit erzeugen und nichts weniger als geeignet sind, den Ernst und die Würde der Eidesleistung zu erhöhen. Ebenso ist an der bestehenden Form der bei jedem Zeugen einzeln zu wiederholenden Eidesabnahme auszusetzen, daß sie eine ganz unverhältnismäßig zeitraubende ist und aus diesem Grunde selbst dazu führt, die Feierlichkeit des Aktes abzuschwächen.

Aus den eben entwickelten Gründen dürfte es sich empfehlen, bei einer künftigen Revision der Prozeßordnungen an die Stelle der geltenden umständlichen und ungeeigneten Vereidigungsform die zu setzen, daß nach vorangegangener Ermahnung zur Wahrheit an sämtliche Zeugen der Vorsitzende die oben angeführten Eidesworte vorspricht und von jedem ihnen die Worte „Ich schwöre es, so wahr mir Gott helfe,“ nachsprechen läßt. Weiter empfiehlt es sich, die Vereidigung der Zeugen schon im Vorverfahren, ohne daß besondre Gründe hierfür vorliegen müssen, zuzulassen und die Entscheidung über die Frage, ob die Vereidigung erforderlich erscheine, ohne Angabe von rechtfertigenden Gründen ganz dem Ermessen des die Vorerhebungen anstellenden (staatsanwaltschaftlichen oder richterlichen) Beamten zu überlassen. Ebenso erscheint es dringend geboten, eine gesetzliche Bestimmung zu treffen, wonach Lügen vor der Behörde, auch wenn sie nicht vereidigt werden, strafbar sind, und endlich wird die Frage, ob nicht der jetzt geltende promissorische Eid durch den assertorischen ersetzt werden und damit die Möglichkeit gegeben werden soll, unerhebliche Zeugen überhaupt unvereidigt zu lassen und so die maßlosen Vereidigungen einzuschränken, einer wiederholten reiflichen Prüfung bedürfen.



Italienische Zustände.



Als der Hausnarr des Ottavio Piccolomini, der die Abenteuer seines vielbewegten Lebens im Jahre 1645 beschrieb, die Stadt Avignon betreten wollte, schossen die Thorwächter zweimal auf ihn und zwangen ihn, weil er keinen Gesundheitspaß (boleta de sanidad) hatte, zu schleuniger Umkehr; auch Lyon hatte der Pest wegen seine Thore geschlossen — kurz, es ging damals in Frankreich ebenso zu, wie im vergangenen Sommer in Italien, wo die Eisenbahnzüge nicht nur in Unteritalien, sondern einmal sogar in Civitavecchia mit Kugeln oder Steinen empfangen wurden, und ein Reisender, der Orvieto besuchen wollte, am ersten Thore abgewiesen, rund um die Stadt ging, ohne Einlaß zu finden.

Italien ist für so unzählige Deutsche das Land der Verheißung, daß man gern auch bei längerem Aufenthalte über Mängel hinwegsieht, welche man in der Heimat als unerträglich empfinden würde. Kommt aber eine besonders starke Aufregung in das Volk, wie es die Cholerafurcht in den Monaten Juli bis September war, so treten Züge weniger des Volkscharakters als der staatlichen Einrichtungen so offen zu tage, daß man plötzlich im Mittelalter zu stehen meint, und der schöne Traum staatlicher Einheit und gesetzmäßiger Regierung mit einem Schlage zerstört wird.

Der Hauptgrund für die Erscheinungen, welche alle einsichtigen Italiener ebenso wie die wahren Freunde des Landes mit der größten Besorgnis für die gesunde Entwicklung Italiens erfüllten, liegt in der Schwäche der Regierung. Die Advokaten, welche das wechselnde Spiel der parlamentarischen Majoritäten augenblicklich auf die Ministerstühle gehoben hatte, brachten erst der öffentlichen Feigheit die Landquarantäne zum Geschenk, dann gestatteten sie der lokalen Furcht und der wilden munizipalen Selbstsucht, die ganzen Verhältnisse des Landes zu zerrütten. Als der heftige Ausbruch in Spezia erfolgt war, schlossen zahlreiche Städte ihre Thore. Man hätte glauben sollen, daß der erste Sindaco, der sich unterstand, die Landesgesetze in so frecher Weise zu übertreten, von dem Minister des Innern sofort telegraphisch abgesetzt werden würde. Aber nein: der Minister wartete vierzehn Tage, das heißt er wünschte die öffentliche Meinung kennen zu lernen, und endlich, als alle anständigen Zeitungen die städtischen Absperrungen in den stärksten Ausdrücken verdammten, erließ sein Generalsekretär Morana ein Zirkular, wonach die munizipale Isolirung nicht etwa völlig verboten, sondern nur beschränkt und den Gemeinden gestattet wurde,

Reisende, deren Gesundheit nicht über jeden Zweifel erhaben war, in ein Beobachtungs- (nicht in ein Cholera-) Lazaret zu bringen und dort zu observiren.

Wer die Zeit der Cholerafurcht nicht selbst in Italien mit erlebt hat, kann sich kaum eine Vorstellung von den Zuständen machen, welche durch dieselbe hervorgerufen wurden. In Cortona wurde am 27. August eine Frau mit zwei Kindern vor die Wahl gestellt, ins Lazaret zu gehen oder zurückzufahren; Cortona wollte überhaupt keinen Fremden in seinen Mauern haben. Die arme Frau blieb auf dem Bahnhofe, um mit dem nächsten Zuge nach Florenz zurückzufahren.

In Perugia begab sich der Kriegerverein (die sogenannten reduci delle patrie battaglie) am 28. August abends zum Unterpräfekten, und bat ihn um Anwendung der strengsten Maßregeln: „Gewiß, meine Herren, wir wollen nur Leute in die Stadt lassen, die aus unverdächtigen Gegenden kommen.“ „Nein, nein! schrieen die Tapfern, gar keiner soll herein, oder will er doch, so muß er ins Lazaret!“ Ich selbst war am Morgen dieses Tages noch eingelassen worden, aber am Abend des nächsten Tages wurde eine Dame mit zwei Kindern, die in demselben Gasthof logirte, aus dem Bette geholt und ins Lazaret gebracht. Am nächsten Morgen ließ man sie auf ein von dem Bürgermeister von Florenz telegraphisch ausgestelltes Gesundheitsattest wieder frei: wie sorglich muß sich der Bürgermeister von Florenz um die Seinen kümmern, daß er so genau über sie Bescheid wußte!

Der Bürgermeister von Perugia erließ eine strenge Verordnung, wonach nur mit einem Gesundheitspasse versehene und aus völlig unverdächtigen Orten kommende Reisende die Stadt betreten durften. Die Thore wurden von Mitgliedern des Kriegervereins besetzt, die mit strenger Miene jeden Ankömmling musterten. Als ich die Kirche San Pietro fuori le mura besuchen wollte und deshalb durch das Thor von San Pietro gehen mußte, gab mir der grimmige Wächter ein lascia passare, damit ich wieder zurückkommen konnte. Ich empfahl ihm, den Herrn Bürgermeister auf einen Teil meines Gasthofes aufmerksam zu machen, der auf das dringendste in sanitäre Observanz genommen zu werden verdiente. Der Veteran wollte sich halbtot lachen und bemerkte, dann hätte der Herr Sindaco viel in Perugia zu thun.

Ebenso wie Perugia sperrten sich die andern Städte ab. Niemand kam nach Assisi, Spoleto, Terni, Trevi u. s. w. hinein. Ja die Furcht ging so weit, daß in Foligno sämtliche Reisende, obgleich gar keiner in die Stadt gehen wollte, in einem engen, schmutzigen Raume einer Räucherung unterzogen wurden, ehe man sie weiterreisen ließ.

Auf diese Weise wurde der ganze innere Verkehr in Italien lahmgelegt. Bekannt gemacht wurden die Sperrmaßregeln immer nur in den Ortschaften selbst, und niemand konnte sicher sein, ob er in die Stadt, in welche er sich begeben wollte, auch wirklich eingelassen werden würde. Am Billetschalter in Rom fragte ich,

als ich ein Billet nach Porto d'Anzio nahm, ob man in die Stadt hineinkönnte. „Gewiß," antwortete der Beamte, während er nach der in Italien herrschenden Abderitensitte die für das Billet vereinnahmte Summe mit Tinte und Feder aufschrieb, vergaß aber hinzuzufügen, daß das kleine Nettuno dicht bei Anzio keinen Reisenden einließ, es sei denn, daß er in ein Quarantänelazaret gehen wollte; man denke sich ein Lazaret in Nettuno!

Rom ließ sich nun freilich ebensowenig absperren wie Neapel. Dafür wurden aber die Räucherungen auf dem Bahnhofe in Rom in wahrhaft erbarmungsloser Weise (wenigstens nach dem Ausbruche in Neapel) gehandhabt. Wer von irgendeinem Ausfluge in die Campagna zurückkam, mußte sie ebenso überstehen wie die Reisenden, die von Neapel kamen, es sei denn, daß er schlau genug war, stets mit dem Tramway Marino-Rom oder Tivoli-Rom zurückzukommen, denn auf der Endstation dieser Strecken fand keine Räucherung statt!

Eine erheiternde Maßregel war bei den Räucherungen in Rom die an die Reisenden gerichtete Frage, ob sie schmutzige Wäsche in ihren Koffern hätten; wahrscheinlich sollte dieselbe desinfizirt werden. Regelmäßig kam dabei die überraschende Thatsache zu tage, daß kein einziger Passagier auch nur das kleinste Stück gebrauchter Wäsche bei sich hatte. Da hatten dann nachdenkende Leute Gelegenheit, sich die Frage vorzulegen, was merkwürdiger sei, die strenge Untersuchung der Reiseeffekten oder die allgemeine landesübliche Reinlichkeit.

Glücklicherweise ist die Cholera nicht nach Rom gekommen; was man erwarten mußte, wenn sie dort aufgetreten wäre, kann man bei der allgemeinen, aus der Schwäche der Zentralgewalt zu erklärenden Kopflosigkeit leicht ermessen. Während in Neapel die Kranken eines Saales dem Könige, der sie besuchte, entgegenriefen: „Majestät, wir sind garnicht krank, wir bekommen bloß nichts zu essen, und sterben nicht an der Cholera, sondern vor Hunger!" — machte in Rom bei dem Furchtfieber, welches sich der leitenden Kreise bemächtigt hatte, jeder, was er wollte. Die Römische Zeitung Popolo Romano hatte die Nachricht gebracht, zwei Ärzte hätten sich geweigert, einen (angeblich) Cholerakranken zu besuchen. Der eine dieser beiden Ärzte erwiederte, natürlich habe er sich geweigert, da er noch andre Patienten habe, die er nicht mehr behandeln könnte, wenn er einen an der Cholera Erkrankten besuchte, weil er dann mit allen andern, die mit dem Erkrankten in Berührung gekommen wären, sequestrirt würde. Die Zeitung berichtigte den Irrtum des Arztes dahin, daß sie aus authentischer Quelle mitteilte, die Ärzte würden in dem betreffenden Falle *nicht* sequestrirt, vergaß aber, daß in derselben Nummer mitgeteilt wurde, der Arzt, welcher den aus Palermo über Neapel nach Rom gereisten und dort an der Cholera erkrankten Arbeiter behandelt habe, *sei* sequestirt worden!

So wurden denn auch die mit großem Pomp angekündigten Regierungsmaßregeln regelmäßig auf das ungenirteste übertreten oder umgangen. Die gegen Frankreich, die Schweiz und wenigstens gegen einen Teil der Grenze von

Österreich angeordnete Landquarantäne brachte es mit sich, daß kein italienischer Staatsangehöriger sich länger als 24 Stunden im Auslande aufhalten durfte, wenn er nicht nach seiner Rückkehr ins Lazaret gehen wollte. In Arsiero in den venezianischen Alpen wurde mir mitgeteilt, wie man die Sache umging. Der aus Italien Hinausgehende bekam eine Bescheinigung seines Bürgermeisters, daß er an dem und dem Tage, zu der und der Stunde abgereist sei; wollte er nun länger als vierundzwanzig Stunden jenseits der Grenze bleiben, so schrieb er an einen Freund; dieser ließ sich für seine eigne Person ein Zertifikat für den Tag geben, an welchem der Reisende zurückkehren wollte, und schickte es ihm. Da nun die Truppen, welche den Grenzkordon bildeten, nicht angewiesen waren, die Persönlichkeit der in Frage kommenden festzustellen, so fand fortwährend ein durch die Post vermittelter, ebenso lebhafter als unbehinderter Grenzverkehr statt.

Man kann ferner geradezu behaupten, daß die Krankheit eigentlich durch die sanitären Maßregeln der Regierung im Lande verbreitet worden ist. Als der Ausbruch in Spezia erfolgte, half die Erwägung freilich nichts mehr, daß er hauptsächlich darauf zurückzuführen war, daß die Regierung zu schwach gewesen, den Verkauf der Lumpen zu verhindern, welche die Lumpenhändler in Spezia von den Flüchtlingen aus Frankreich eingehandelt hatten, denen man sie nach Beendigung ihrer Quarantäne an der französischen Grenze nicht abgenommen hatte. Dieser groben Nachlässigkeit gegenüber machte es denn einen geradezu lächerlichen Eindruck, daß Spezia durch einen Truppenkordon eingeschlossen wurde. Sind schon die Quarantänen zu Lande deshalb illusorisch, weil Leute, welche die Quarantäne eben antreten, mit andern zusammenleben, welche sie zu beenden im Begriffe sind und so eine gegenseitige Übertragung etwaigen Ansteckungsstoffes stattfinden kann, so ist ein Truppenkordon der Gipfel der Unbesonnenheit, weil seine Herstellung mehr Zeit erfordert als nötig ist, um den infizirten Ort in aller Ruhe zu verlassen. Und so kam es auch: wer irgend in der Lage war, aus Spezia fortzugehen, reiste ab und übertrug die eventuell in ihm vorhandenen Krankheitskeime in andre Ortschaften, das Militär aber langte — wie es nicht anders konnte — erst dann an, als niemand mehr in Spezia war, der die Absicht gehabt hatte, die Stadt zu verlassen.

Freilich ist dies nur eine Seite der Sache. Die Landquarantäne gegen das Ausland sollte für das Kabinet zur Erreichung mehrerer Zwecke dienlich sein. Erstens trug sie — und darin offenbarte sich wieder die Schwäche der Regierung — der durch die Opposition in Szene gesetzten allgemeinen Furcht Rechnung und beraubte die parlamentarischen Gegner für die nächste Session einer günstigen Angriffsstellung. Zweitens wollte das Kabinet der schweizerischen Regierung die Weigerung des Bundesrates, etwas gegen den großartigen Schmuggel zu thun, der aus der Schweiz nach Italien getrieben wird, durch

die Unannehmlichkeiten heimzahlen, welche die Quarantäne für die Schweiz hatte. Endlich gab man sich der Hoffnung hin, durch den festgeschnürten Militärkordon den Schmuggelhandel vollständig zu vernichten und der Staatskasse eine entsprechende, sehr bedeutende Mehreinnahme zuzuführen. Aber wer zuviel erreichen will, erlangt manchmal garnichts. Beim Ausbruche der Epidemie in Neapel wurden der Regierung von dem Chef der Opposition, Crispi, die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß sie die Alpen nicht hermetisch abgesperrt und dadurch die Übertragung der Krankheit verhindert habe. Diese wunderbaren Vorwürfe (man fragte sich, ob Crispi die Alpen für einen Zaun statt für eine langgedehnte, vielfach durch unwegsame Gletscher und unübersteigbare Felsen unterbrochene Grenze halte) verstummten allerdings allmählig ganz, und jetzt sind alle einsichtigen Italiener zur Überzeugung gelangt, daß die Landquarantäne ebensowohl ein großer und sehr kostspieliger Fehler wie eine völlig wirkungslose Maßregel gewesen ist. Der frühere, jetzt oppositionelle Unterrichtsminister Bacelli, Professor der Medizin an der Römischen Universität, schickte, sobald sich der Umschwung in der öffentlichen Meinung vorzubereiten anfing, an eine Römische Zeitung ein Schreiben über die Quarantäne, aus dessen unklaren und gewundenen Sätzen man herauslesen konnte, was man wollte, und das offenbar darauf berechnet war, einer Schwankung in den Ansichten der Opposition zur Einleitung zu dienen.

Daß die italienische Regierung die schweizerische Bevölkerung chikaniren wollte, geht mit Evidenz aus der Art hervor, wie die Quarantäne gehandhabt wurde. Im Kanton Tessin ist es, ebenso wie in Frankreich, vielfach Sitte, Säuglinge aus den Städten in Ammenverpflegung auf das Land zu geben. Eine Familie in Locarno hatte eine Bäuerin, die in Italien (dicht an der Grenze) lebte, zu diesem Zwecke engagirt. Das Kind wird an die schweizerische Seite des Kordons gebracht, die Amme kommt an die italienische Seite und nimmt es in Empfang. Da läßt der kommandirende Offizier Kind und Amme ins Lazaret zur Abhaltung der Quarantäne eskortiren! — Oben auf dem Gletscher des Theodulpasses wollten einige Touristen, die von Zermatt aus auf die Jochhöhe gestiegen waren, nach Italien hinübersehen, aber augenblicklich belehrten sie die emporgehobenenen Gewehrläufe der den Kordon bildenden Soldaten, daß es gefährlich sei, die reinen Lüfte durch etwaige Atmungsmiasmen zu verunreinigen, und die Unvorsichtigen gingen schleunigst zurück.

Daß die Schweiz durch die Quarantäne große Verluste gehabt hat, ist unleugbar, aber noch weit schlimmer ist Italien selbst dabei weggekommen. Abgesehen von dem Mangel an Fremdenverkehr haben Handel und Industrie die schwerste Schädigung erlitten, da die Scherereien an der Grenze eine allgemeine Unsicherheit in der Lieferung der Waaren zur Folge hatten, sodaß die Bestellungen ausblieben und deshalb viele Fabriken, besonders Oberitaliens, teils gar nicht mehr, teils sehr viel weniger arbeiteten als sonst. Abgesehen

davon muß natürlich die Waarenbewegung erheblich zurückgehen, wenn der Personentransport so gut wie aufhört oder sich wenigstens auf das absolut Notwendige beschränkt.

Am empfindlichsten war der Verlust, welcher die italienische Staatskasse direkt getroffen hat. Der Grund der Animosität gegen die Schweiz (gegen Frankreich scheint die Quarantäne wesentlich anders gehandhabt worden zu sein) lag in der Forderung, die Bundesregierung solle dem Schmuggel steuern. Nun wird dieser Schmuggel natürlich nur von italienischen Unterthanen betrieben, welche Thee, Kaffee, Zucker, Petroleum, Salz und ähnliches in den Grenzorten einkaufen, über die Pässe bringen und in Italien absetzen. Der Nutzen ist trotz der Schwierigkeit des Transportes sehr erheblich, weil die meisten der geschmuggelten Waaren in Italien der hohen Zölle wegen das Doppelte kosten. Die Schweizer Regierung sagte mit vollem Rechte, daß der Schmuggel nur da inhibirt oder bestraft werden könne, wo ein Delikt gegen die Landesgesetze vorliege, das heißt in Italien, während die Händler ihre Waaren in der Schweiz in vollkommen gesetzlicher Weise ankaufen. Dazu kommt, daß die Schweiz gar keine eigentliche Grenzbewachung durch Steueroffizianten hat, da aus Italien nach der Schweiz kein Schmuggel getrieben wird, während Italien über ein großes Heer von Douaniers verfügt.

Wenn nun die italienische Regierung glaubte, den Schmuggel durch den militärischen Kordon zu verhindern oder gar unmöglich zu machen, so hat sie sich aufs bitterste getäuscht. Die Steuereinnahmen sind während der Dauer der Quarantäne viel geringer gewesen als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil der Schmuggel niemals so kolossale Dimensionen angenommen hat wie zur Zeit der militärischen Grenzbewachung. Die Douaniers sollen nämlich zwar auch gewissen Einflüssen nicht ganz unzugänglich sein, welche dem Schmuggler durch wirksame Überredung gestatten, seine Waaren ungehindert über die Grenze zu tragen — aber sie kennen das Terrain, die Schlupfwinkel und Schleichwege aufs vortrefflichste. Die Personen der Schmuggler sowie der Kundschafter, die vor der Trägerkarawane hergehen und durch ein vorzüglich eingerichtetes System von Signalen die Träger über die Gefahr und ihre Richtung verständigen, sind ihnen ganz genau bekannt. *Wollen* sie also nicht getäuscht sein, so sind sie sehr schwer zu betrügen. Die Soldaten dagegen (denn nun trat das Militärkommando an die Stelle der Steuerverwaltung) sind ebenso leicht zu — überreden wie die Douaniers und kennen außerdem die ganze Sachlage nicht. Der Grenzkordon bestand aus Wachtposten, die von fünfzig zu fünfzig Metern aufgestellt waren; hatten die Schmuggler zwei Wachtposten begreiflich gemacht, daß sie besser thäten, nicht hinzusehen, falls ein Zug waarenbepackter Männer über die Grenze gehen sollte, so kamen die Schmuggler ungehindert durch. Die Krämer schweizerischer Grenzorte, von denen fast nur Sachen verkauft werden, die in Italien einem hohen Eingangszoll unterliegen,

haben nie so gute Geschäfte gemacht wie im vergangenen Sommer und sind für die Einrichtung der Quarantäne aufrichtig dankbar.

Eine energische Regierung würde die Grenzjäger anders im Zaume halten, als es jetzt geschieht. Aber dieselbe Erscheinung wiederholt sich überall bei ähnlichen Beamtenkategorien und tritt nirgends stärker hervor als in Rom und seiner Umgebung. Daß der Bahnhofsvorsteher in Albano das Wartezimmer erster Klasse aufschließt, ist ein seltenes Ereignis in seinem thätigen Leben. Auf der Eisenbahn von Marino nach Rom war ich Zeuge, wie ein Herr in dem Koupee neben uns krampfhaft nach dem Schaffner rief, der während eines fünfminutenlangen Aufenthaltes in Ciampino durch keine Stimmgewalt zu erlangen war. Die Thür zwischen unserm Koupee und dem des verzweifelnden Reisenden war, wie alles auf dieser Linie möglichst erbärmlich ist, so verklommen, daß sie niemand zu öffnen vermochte, und der Unglückliche mußte richtig eine halbe Stunde länger im Zuge bleiben und dann zusehen, wie er zu Fuße zurückkam; ein Zug ging nicht mehr, da der letzte Tageszug gerade an diesem Tage — natürlich ohne die Sache in Rom bekannt zu machen — eingestellt worden war.

Derartige Beispiele könnte man, wenn es nicht zu langweilig wäre, in großer Zahl anführen; unwillkürlich denkt man dabei, ob nicht der König das Wort, welches er an den Ministerpräsidenten in Neapel richtete, manchmal auch sonst äußern könnte. Als dieser ihm nämlich Vorstellungen darüber machte, daß er durch den Besuch der Cholerakranken sein Leben aussetze, und dabei die Frage aufwarf, wie das Ministerium dies vor dem Parlamente verantworten solle, erwiederte der König: „Sie haben eine sehr einfache Antwort zu erteilen, Herr Depretis. Sagen Sie: der König hat es gewollt!“

Hamburg. F. Eyssenhardt.

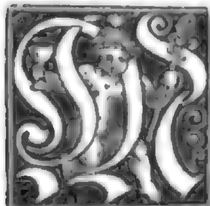


Die niederländische Genre- und Landschaftsmalerei.

Von Adolf Rosenberg.

4.

Der alte Brueghel. — Jan Brueghel der ältere. — Paul Bril und Rottenhammer. — Die Kabinetsmalerei.



Mehrere Monate sind verflossen, seitdem ich den dritten der unter obigem Titel zusammengefaßten Artikel an dieser Stelle veröffentlicht habe. Derselbe beschäftigte sich in seiner zweiten Hälfte mit Pieter Brueghel dem älteren, dem Haupte jener Künstlerfamilie, deren Glieder in den südlichen Niederlanden für verschiedne Zweige der Malerei, für das Genre, die Landschaft und das Blumenstück, bahn-

brechend gewesen sind. Pieter Brueghel kann man nur im Wiener Belvedere genügend kennen lernen, und ich hatte in der Zwischenzeit durch einen Besuch Wiens Gelegenheit, mich von neuem in die dortigen Bilder des alten Brueghel zu vertiefen. „Vertiefen" ist nämlich das richtige Wort. Mit einem Überblick über das Ganze, mit der Gewinnung eines Totaleindrucks erreicht man bei diesem sonderbaren Meister nichts. Seine Kompositionen wollen Stück für Stück, jede Figur will für sich allein betrachtet sein, mit derselben Liebe, wie sie der Künstler gemalt hat. Wenn man sich den Werdeprozeß dieser mit hunderten von Figuren angefüllten Bilder, in welchen es kribbelt und wimmelt wie in einem Ameisenhaufen, vergegenwärtigt, so muß man annehmen, daß Brueghel zuerst die Landschaft als festen Rahmen für das Ganze gemalt und dann etwa den Vorgang, welcher sich in derselben abspielen sollte, in allgemeinen Zügen festgestellt habe. Dann ist er ans Füllen gegangen und hat solange Figuren, Bäume, Häuser u. dergl. m. in die Komposition hineingepfropft, bis kein Platz mehr vorhanden war. Seine Naturstudien boten ihm dafür ein so reichhaltiges Material, daß ihm diese Arbeit nicht schwer fallen konnte. „Komponirt" im modernen Sinne hat er jedenfalls nicht. Es ist ihm schwerlich jemals in den Sinn gekommen, wie es Rubens und andre nach ihm thaten, Zeichnungen oder Ölskizzen anzufertigen, nach welchen er das Gemälde ausführte. Die definitive Gestaltung desselben überließ er sicherlich dem Zufall und der Eingebung des Augenblicks. Daher kommt es, daß auf solchen Kompositionen, auf welchen eine historische Person den Mittelpunkt des Interesses bildet, diese Hauptfigur unter der Fülle von Nebenfiguren fast verschwindet. Das sieht man besonders deutlich auf der „Kreuztragung Christi," einem Hauptbilde Brueghels, und der „Bekehrung des Paulus." Eines der merkwürdigsten Bilder des Meisters, welche die Galerie des Belvedere besitzt, ist der „Turmbau zu Babel." Hier verbindet sich sogar die Phantasie mit einer gründlichen Wissenschaft, indem Brueghel alles aufbietet, was zu seiner Zeit das Bauhandwerk mit Hilfe komplizirter Maschinen zu leisten imstande war. Er läßt den Turm sich auf einem natürlichen Felsen, welcher als Unterbau dient, erheben. Wie er es an den Bauwerken in seiner Umgebung gesehen hat, läßt er auch den babylonischen Turm aus Backsteinen aufgemauert und außen mit Quadern verkleidet werden. Eine breite Straße, auf welcher Baumaterialien hinaufbefördert werden, zieht sich in einer Spirallinie um den Kern des Turmes herum. An den Wänden sind kleine Bauhütten angelegt. Besonders merkwürdig sind die bis in die Wolken reichenden Baugerüste und die Maschinen, mit welchen die Steine emporgewunden werden. Das Baumaterial wird von Schiffen herbeigeführt, welche an einem gemauerten Quai ausgeladen werden. Im Vordergrunde links ist ein Arbeitsplatz für die Steinmetzen errichtet, welche mit der Bearbeitung der Steine beschäftigt sind. Ganz im Hintergrunde dehnt sich eine große Stadt von völlig niederländischem Charakter aus. Und zu diesem architektonischen und landschaftlichen Aufbau

denke man sich unzählige Arbeiter und Lasttiere und den König mit seinem Gefolge, welcher die Arbeiter zur Eile treibt.*)

Die Galerie des Belvedere verdankt diese interessanten Denkmäler der frühen Genrekunst Kaiser Rudolf II., welcher, als Regent wegen seiner beispiellosen Indolenz und Willkür allgemein verhaßt und verachtet, sich als Protektor und Auftraggeber der Künstler unter diesen einer weitverbreiteten Popularität erfreute. Wir würden uns von diesem seltsamen Monarchen jedoch eine falsche Vorstellung machen, wenn wir ihn als Förderer der Kunst um ihrer selbst willen auffassen wollten. Die Kunst stand ihm nicht höher als die Alchemie und die Astrologie. Ihre Erzeugnisse dienten nur dazu, neben kostbaren Steinen, seltenen Naturalien und allerhand Abnormitäten sein Kuriositätenkabinet zu füllen. Doch konnten den Künstlern, welche durch Aufträge und Berufung von ihm Vorteil zogen, seine absonderlichen Grillen gleichgiltig sein, und ebenso hat die Nachwelt Ursache, wenigstens dem Kunstsammler Rudolf ein dankbares Andenken zu widmen, da sein Sammeleifer manches kostbare Gemälde gerettet und dem allgemeinen Studium gesichert hat. Wir können ungefähr den Zeitpunkt feststellen, wann Kaiser Rudolf die jetzt in Wien befindlichen Gemälde Brueghels erworben hat, und zwar aus Briefen des Jan Brueghel, seines zweiten Sohnes, dessen Charakteristik uns im folgenden beschäftigen wird.

Von Jan Brueghel hat sich nämlich in der ambrosianischen Bibliothek in Mailand eine Sammlung von etwa achtzig Briefen erhalten, welche derselbe an den Mailänder Erzbischof Federigo Borromeo und einen dortigen Kunstliebhaber Ercole Bianchi gerichtet hat. Diese Sammlung ist nicht nur von höchster Wichtigkeit für die Biographie Brueghels, da sich an der Hand der Briefe eine eingehende Charakteristik des Meisters aufbauen läßt, sondern sie gewährt auch interessante Einblicke in das damalige Kunstleben Antwerpens. Außer den Briefen Michelangelos ist uns keine zweite Sammlung von Briefen eines Künstlers erhalten, in welchen so ausschließlich von Kunstangelegenheiten die Rede wäre wie in diesen Episteln Jan Brueghels. Selbst die viel zahlreicheren Briefe von Rubens kommen dagegen nicht auf, weil sich unglücklicherweise nur der Briefwechsel des Meisters mit seinen wissenschaftlichen Freunden und seinen politischen Auftraggebern erhalten hat.

In einem dieser Briefe, vom 12. Dezember 1608 datirt und an Bianchi gerichtet, erwähnt Brueghel beiläufig, daß er sich in augenblicklicher Verlegenheit befinde, weil er von dem Kaiser 2400 Goldgulden zu erhalten habe. Aus einem spätern Briefe an den Erzbischof selbst, welcher das Datum des 6. Mai 1609

*) Eine eingehende Beschreibung der Brueghelschen Gemälde im Belvedere findet man im zweiten Bande des neuen Katalogs der Galerie, welchen der Direktor derselben, Eduard von Engerth, mit großem Fleiß verfaßt hat. Es ist der ausführlichste und inhaltreichste Katalog, dessen sich eine Kunstsammlung rühmen kann, und überdies in Druck und Ausstattung mustergiltig.

trägt, erfahren wir dann, daß der Kaiser dem Jan Brueghel diese Summe für Gemälde seines Vaters schuldete. „Der Kaiser hat große Kosten aufgewendet, um in den Besitz aller seiner Werke zu gelangen.“ Deshalb sei es ihm nicht möglich, dem Wunsche des Erzbischofs zu entsprechen, welcher ebenfalls ein Gemälde des alten Brueghel haben wollte. Indessen habe er eine Kopie von einem Bilde des Vaters angefertigt, die er ihm in wenigen Tagen schicken würde.

Zu einer Zeit also, wo des Kaisers Bruder Matthias, dem Drängen aller Glieder des österreichischen Fürstenhauses nachgebend, gegen Rudolf seine Waffen kehrte und ihn zur Abtretung von Ungarn, Österreich und Mähren zwang, war die Hauptsorge des gekrönten Alchemisten darauf gerichtet, alle irgendwie erreichbaren Gemälde Pieter Brueghels zu erlangen! Psychologisch ist auch dieser Zug zu erklären. Noch heute macht der ungeheure Gebäudekomplex auf dem Hradschin in Prag, wo Kaiser Rudolf sich eingesponnen hatte, den Eindruck der Unnahbarkeit und Unantastbarkeit. Umsomehr konnte vor drei Jahrhunderten ein frühzeitig mit dem Glanze der Majestät umgebener, phantastisch angelegter Mensch auf den Gedanken kommen, daß keine Macht der Welt ihn aus dieser Festung, die alles in sich barg, was wünschenswert ist, herausreißen könne. Unbekümmert um das Herannahen feindlicher Heere und in blindem Vertrauen auf die vor seinen Augen geübte brutale Gewalt seiner Trabanten, gab sich Rudolf II. auch mitten im Kriegsgetümmel seinen Liebhabereien hin.

Wir wissen nicht, ob Jan Brueghel seine 2400 Goldgulden vom Kaiser erhalten hat. Es ist aber anzunehmen, da Brueghel sonst jedenfalls im weitern Verlauf seines Briefwechsels mit dem Erzbischof von Mailand und mit Ercole Bianchi auf diesen Punkt zurückgekommen wäre. Denn die Preise für seine Gemälde und überhaupt Geldangelegenheiten spielen in diesem Briefwechsel eine so große Rolle, daß man vollen Grund haben würde, nach diesen Dokumenten Jan Brueghel im Lichte eines habsüchtigen und äußerst geldgierigen Geizhalses zu sehen. Dagegen sprechen aber viele Züge, sowohl in diesem Briefwechsel selbst, als solche, die uns aus andern Quellen überliefert worden sind. Trotzdem daß Brueghel mit großer Ängstlichkeit auf seinen eignen Vorteil bedacht ist, weiß er stets die wärmsten Worte für seine Freunde zu finden. Einmal handelt es sich darum, bei dem Erzbischof Fürsprache einzulegen für einen Antwerpener Maler, der wegen irgendeiner unbesonnenen Äußerung dem heiligen Offizio in Rom in die Hände gefallen und ins Gefängnis geworfen worden war. Das andremal betrifft es den Antwerpener Maler Franz Snyders, welcher im Jahre 1608 nach Mailand kam und den Winter daselbst bleiben wollte. Nicht genug, daß er dem Kardinal und seinem Protektor Ercole Bianchi den Freund mit den dringendsten Worten empfiehlt, er weist ihm auch einen Vorschuß bis zu hundert Goldgulden aus seinem Guthaben an, für den Fall, daß er des Geldes bedürftig sein sollte. „Denn ich bin diesem jungen Manne, schreibt er,

wegen wahrhafter Freundschaftsdienste verpflichtet. Zur Zeit meines Unglücks, als alle Welt mich verließ, kam er zu mir und blieb Tage und Nächte lang bei mir, um mir als wahrer Freund zu dienen und mich zu stärken." Das Unglück, von welchem Brueghel spricht, traf ihn zu Ostern des Jahres 1608. Seine Frau wurde so krank, daß er für ihr Leben fürchtete, und er selbst wurde infolge der Aufregung und Sorge von einem Fieber ergriffen, welches ihn lange Zeit arbeitsunfähig machte. Aus einer andern Quelle erfahren wir, daß Brueghel zur Auslösung eines Schuldgefangenen, dessen Vater Schildknappe der Lukasgilde war, sechs Gulden beisteuerte, die höchste Summe, welche ein Einzelner zu diesem Zwecke hergab. Wenn er auf der einen Seite eifrig bedacht war, sich durch häufige Petitionen bei dem Erzherzogenpaar in Brüssel, welches ihm sehr gewogen war, allerhand Vorteile, Steuerbefreiungen u. dergl. m. zu verschaffen und Gelder einzutreiben, wo er irgend etwas erlangen konnte, so steht dieser habsüchtigen Betriebsamkeit Freigebigkeit, Gutherzigkeit und eine hohe Noblesse in seiner eignen Lebensführung entgegen. Er hieß nicht umsonst der „Sammetbrueghel," nicht etwa wegen seines satten, glänzenden Kolorits, sondern weil er durch seine Kunst soviel gewann, daß er in Sammet und Seide einhergehen konnte.

Die eigentümliche Verbindung von Habsucht und Freigebigkeit ist eine Charaktereigenschaft, die bei so vielen großen Künstlern wiederkehrt, daß man sie für einen Ausfluß des künstlerischen Temperaments und der ganzen nervösen Komplexion, welche eine der Grundlagen des künstlerischen Schaffens bildet, zu halten geneigt sein könnte. Aus dem umfangreichen Briefwechsel Michelangelos ersehen wir, wie ängstlich und kleinlich der große Meister in Geldfragen war. Raffael, den man immer noch allgemein für eine ideale, halb in den Wolken schwebende Erscheinung hält, war ein äußerst praktischer Rechner. Bei Tizian steigerte sich die Lust am Gelderwerb bis zur schmutzigen Gier, sodaß er sich nicht scheute, einen Holzhandel zu betreiben, obwohl ihm seine Kunst enorme Summen einbrachte. Selbst eine so reine und edle Natur wie Albrecht Dürer verliert in unsern Augen, wenn wir aus seinen Briefen sein Handeln und Feilschen mit Jakob Heller in Frankfurt am Main und die peinliche Gewissenhaftigkeit in bezug auf Ausgaben und Einnahmen in seinem Tagebuch der niederländischen Reise verfolgen. Ebenso war Rubens ein ausgezeichneter Geschäftsmann, der seine Geldangelegenheiten mit der Geschicklichkeit eines modernen Bankiers besorgte. Über Dürers häusliches Leben wissen wir nur wenig. Raffael, Tizian, Rubens und Brueghel waren aber keine Harpagone, welche ängstlich ihre erworbenen Schätze hüteten, sondern sie führten ein Leben, das sogar einen fürstlichen Anstrich hatte.

Jan Brueghel wurde im Jahre 1568 in Brüssel als der zweite Sohn Pieter Brueghels geboren. Ein Jahr nach seiner Geburt verlor er bereits seinen Vater und wurde nun von seiner Großmutter, der Witwe des Malers und

Architekten Pieter Coecke, erzogen, welche ihm auch den ersten Unterricht in der Aquarellmalerei erteilte. In der Ölmalerei unterwies ihn ein gewisser Pieter Goetkint. Später zog er nach dem Berichte Karel van Manders nach Köln, und von da nach Italien, wo er nach demselben Gewährsmann durch das Malen von Landschaften mit kleinen Figuren berühmt wurde. Im Jahre 1593 muß er sich in Rom aufgehalten haben, da sich früher im Crozatschen Kabinet in Paris eine Zeichnung des Kolosseums mit seinem Namen und jener Jahreszahl befand. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich der junge Brueghel in Rom an seinen Antwerpener Landsmann Paul Bril (1556—1626) anschloß, welcher beim Papste in hohem Ansehen stand und nicht nur zahlreiche landschaftliche Fresken in Kirchen und Palästen ausführte, sondern auch kleine Landschaften mit biblischen Szenen, mit Schlachten, Jagden, Tieren u. s. w. malte. Von Bril wird sich Brueghel auch die eigentümliche, allen niederländischen Künstlern, die sich im Süden aufgehalten hatten, gemeinsame Gewohnheit, die Ferne blau zu sehen, angeeignet haben. Schon Jan van Eyck, der in Portugal gewesen war, hatte die Hintergründe seiner Landschaften blau gefärbt. Das hatte sich dann in der Schule fortgeerbt, und niemand war auf den Gedanken gekommen, die Überlieferung an dem, was er in der nordischen Heimat mit eignen Augen sah, zu berichtigen. Als dann immer mehr niederländische Künstler nach Italien zogen und dort wirklich die blauen Fernen vorfanden, wurde ein blauer Hintergrund der unumgänglich nötige Bestandteil einer Landschaft, vielleicht, wie Max Rooses annimmt, schon deshalb, weil sie bestrebt waren, „die Natur nicht am wahrsten, sondern am schönsten wiederzugeben.“ Die Schönheit und die Wahrheit sind übrigens die künstlerischen Motoren, welche den Charakter der flämischen und der holländischen Malerei nach der Trennung der beiden Schulen bestimmten. Bei den Flamländern mußte die Wahrheit, wo es irgend anging, hinter der Schönheit zurücktreten, während die Holländer die letztere ohne Besinnen und immer der Wahrheit opferten. Von Jan Brueghel sagt Rooses daher treffend: „Sein Vater war ein Holländer, und somit auch ein Mann von aufgeputzter Wahrheit; der Sohn wurde ein Sinjoor, somit ein Freund von zierlicher Schönheit.“

Wie alles, was die niederländischen Künstler in Italien sahen, übertrieben sie auch die Bläue der allmählich verdämmernden und verschwimmenden Fernen. Die Italiener haben niemals ihre heimischen Landschaften so blau gemalt wie die Niederländer, und nirgendwo anders ist aus der verschmolzenen Nachahmung von Michelangelo und Lionardo da Vinci eine so übertriebene und schwülstige Formensprache entstanden, wie unter den niederländischen Künstlern. Jan Gossaert, genannt Mabuse, und Frans Floris sind die Hauptvertreter dieser Richtung, welcher erst von Rubens der Garaus gemacht wurde, der zugleich die Landschaft reformirte, indem er der konventionellen Überlieferung das unbefangene Studium der Natur entgegensetzte. In den ersten Zeiten der nieder-

ländischen Landschaftsmalerei war besonders Joachim de Patinier für die blauen Fernen begeistert. Von seinen unmittelbaren Nachfolgern ist uns nur wenig erhalten. Der Bildersturm und die Kriegsgräuel haben unter den Kunstschätzen der Niederlande so fürchterlich aufgeräumt, daß wirklich die enorme Produktivität eines Rubens, van Dyck, Brueghel, Teniers, Rembrandt, Terborch und Ostade nötig war, um Kirchen, Paläste und Häuser wieder freundlich und wohnlich zu machen. Von einem der auf Patinier folgenden Landschaftsmaler, von Cornelis Molenaer (geboren um 1540), ist uns wenigstens ein glaubwürdiges Bild erhalten, die That des barmherzigen Samariters in einer Landschaft, aus welcher wir ersehen, daß die Tradition bis zu Brueghel hin keine Unterbrechung erfahren hat. Die Brüder Lukas und Marten von Valkenborch sind sogar als seine unmittelbaren Vorgänger anzusehen, welche zum Teil dieselben Stoffe behandelten wie sein Vater Pieter Brueghel, der vielleicht von Einfluß auf die Brüder Valkenborch gewesen ist. Lukas, der begabtere von beiden, scheint auch bei Kaiser Rudolf erst die Begierde nach Bildern des alten Brueghel erweckt zu haben. Nachdem er 1560 in die Lukasgilde in Mecheln aufgenommen worden, war er bis 1566 daselbst thätig und ging dann nach Antwerpen, später nach Lüttich und Aachen. Von 1580 ab war er für den Erzherzog Matthias, den Bruder des Kaisers, der sich damals in Linz aufhielt, beschäftigt. Er malte für ihn u. a. vier die Jahreszeiten darstellende Landschaften mit zahlreichen Figuren, welche sich heute im Wiener Belvedere neben mehreren andern, aus Kaiser Rudolfs Kunst- und Wunderkammer stammenden Gemälden von seiner Hand befinden. Außer solchen Landschaften mit kleinen miniaturartig ausgeführten Figuren malte Lukas van Valkenborch auch Bauernschenken, Kirmsen und Bauernschlägereien.

Jan Brueghel war berufen, die zu seiner Zeit bereits in hoher Blüte stehende Landschafts- und Genremalerei um eine weitere Stufe zu heben. Er gelangte dazu, indem er sich hinsichtlich aller Einzelheiten der belebten und unbelebten Natur eng an die Wirklichkeit anschloß. Er betrieb das Modellstudium mit einem Eifer und einer Sorgfalt, die vor ihm ganz unbekannt waren. Wir haben gesehen, daß schon vor ihm der Realismus oder die unbefangene Naturnachahmung in den Niederlanden große Fortschritte gemacht hatte, wofür die Kirchenstücke von Pieter Aertsen und Joachim Beuckelaer gewichtige Beweisstücke sind. Jan Brueghel trieb die Naturnachahmung aber so weit, daß sie selbst in den geringsten Größenverhältnissen in Miniaturmalereien, die nur mit der Lupe gewürdigt werden können, zur vollsten Geltung kommt. Als ein neues Element brachte er noch die Blumen- und Fruchtmalerei hinzu. Er ist der erste Blumenmaler in den Niederlanden, dem man zugleich das Prädikat eines Koloristen zuerkennen darf. Seine Landschaften und seine Figuren darin sind immer bunt und hart, wenngleich die fröhliche Farbenfrische dem Auge nicht wehe thut. In seinen Blumen- und Fruchtguirlanden dagegen weiß er bereits

eine große Tiefe und Kraft des Tons zu entfalten. Vielleicht ist dieser auf den Einfluß seines Freundes Rubens zurückzuführen, da diese Blumenstücke erst in der zweiten Hälfte seiner Thätigkeit häufiger werden.

Wir haben Jan Brueghel auf seinem Lebenswege in Rom verlassen, wo er laut einer Zeichnung von seiner Hand im Jahre 1593 anwesend war. Hier lernte er den Kardinal Federigo Borromeo, den Neffen des heiligen Karl, kennen und folgte ihm nach Mailand, als Federigo zum Erzbischof dieser Stadt erwählt worden war. Wie aus einem Empfehlungsbriefe des Kardinals an den Bischof von Antwerpen hervorgeht, gehörte Brueghel einige Monate lang sogar zu seinen „Dienern," d. h. er erhielt einen bestimmten Gehalt, um seinem Herrn seine Dienste als Maler zu widmen. In gleicher Weise war Jan van Eyck „Kammerdiener" des Herzogs von Burgund gewesen. Jener Empfehlungsbrief ist vom 30. Mai 1596 datirt. Brueghel wollte in seine Heimat zurückkehren und erbat sich ein Zeugnis von den Erzbischof, der ihm schon damals seine besondre Gunst gezeigt hatte. Unter den Kunstschätzen der ambrosianischen Bibliothek in Mailand, welche fast sämtlich ein Vermächtnis des Kardinals sind, befinden sich mehrere Bilder Brueghels aus den Jahren 1595 und 1596, eine Landschaft mit Christus auf dem See Genezareth, zwei andre mit Einsiedlern u. s. w. Sie sind offenbar die Erstlingswerke Brueghels, welche der Kardinal an sich gebracht hat. Wie Max Rooses schon bemerkt hat, schließen sich diese Bilder in ihrem schweren und schwarzen Tone noch an die Manier von Paul Bril an. Es gab damals in Rom aber noch einen andern Maler, welchen der junge Brueghel sehr hoch schätzte, den Deutschen Johann Rottenhammer aus München. Dieser, 1564 geboren, also nur um wenige Jahre älter als Brueghel, malte mit Vorliebe kleine mythologische Figuren, welche er mit der Feinheit eines Miniaturenmalers und mit emailartiger Glätte behandelte. Wenn er für sich allein malte, gab er seinen figürlichen Kompositionen gern eine lebhafte Bewegung. Als er später nach Venedig ging und sich dort nach Tintoretto weiterbildete, wurden seine Figuren immer weißer, glänzender und porzellanartiger und seine Kompositionen immer gedrängter und reicher an Figuren. In Rom benutzte ihn Paul Bril gern zur Staffirung seiner Landschaften, weil seine kleinen, zierlichen Figuren sich vortrefflich in den beschränkten Rahmen dieser ebenso zierlichen Landschaftsbilder einfügten. Auch Jan Brueghel arbeitete mit Rottenhammer zusammen. Die Münchener Pinakothek besitzt zwei auf Kupfer gemalte Bildchen, eine thronende Madonna mit dem Kinde, von Engeln und zwei Heiligen umgeben, und die Überraschung der Diana durch Aktäon, auf welchen Rottenhammer die Figuren und Brueghel die Landschaft gemalt hat. Andre gemeinsam von Rottenhammer und Brueghel gemalte Bilder befinden sich in Berlin und Mailand.

Rottenhammers Kunst war dem jungen Brueghel so sympathisch, daß derselbe in dem ersten Briefe, welchen er am 10. Oktober 1596 aus der Heimat

an seinen Gönner, den Kardinal Federigo Borromeo, schrieb, das Bekenntnis ablegte, er habe auf einer Reise durch Holland und Flandern nichts gesehen, was den italienischen Arbeiten und denen jenes deutschen Malers gleichkomme. Er bitte den Kardinal, die Gemälde des letzteren in recht großer Achtung zu halten.

Jener Empfehlungsbrief des Kardinals ist vom 30. Mai 1596 datirt. Er rühmt Brueghel darin nicht nur wegen seiner Geschicklichkeit als Maler, sondern auch wegen der Reinheit seiner Gesinnung und seines Charakters, und dieses Lobes scheint sich Brueghel sein ganzes Leben hindurch würdig gezeigt zu haben, da ihm sonst ein Mann wie Rubens nicht eine so innige und opferfreudige Freundschaft erwiesen hätte. Anfang September 1596 finden wir Brueghel in Antwerpen, nachdem er noch, wie erwähnt, eine Reise durch Holland und Flandern gemacht hatte. Um seine Kunst ungehindert ausüben zu können, ließ er sich sofort als Freimeister in die Lukasgilde aufnehmen, und am 10. Oktober meldete er seinem Gönner seine Rückkehr, indem er ihm zugleich eine „Kleinigkeit“ schickte, nicht „um Dank dafür zu empfangen, sondern als Zeichen der unsterblichen Verpflichtung, welche er gegen den Erzbischof empfinde.“ Aus dem Jahre 1597 besitzt die Sammlung der ambrosianischen Bibliothek noch ein Gemälde von Brueghel. Dann scheint, vielleicht durch die Schuld des anderweitig beschäftigten Künstlers, eine Entfremdung eingetreten zu sein, welche bis zum Jahre 1605 dauerte, wo Brueghel den Briefwechsel wieder aufnahm.

In den ersten Jahren nach seiner Heimkehr scheint Brueghel ganz im Stile jener älteren, sich um seinen Vater gruppirenden Meister fortgearbeitet zu haben, welche ihren höchsten Ehrgeiz darin suchten, auf einem möglichst kleinen Raume eine möglichst große Anzahl von Figuren bei saubester und peinlichster Durchführung der Details zusammenzudrängen. Ein wahres Wunderwerk dieser Gattung besitzt das Wiener Belvedere in einer Anbetung der Könige: auf einer Kupferplatte von 33 Centimeter Höhe und 48 Centimeter Breite sind mehr als zweihundert zehn Centimeter hohe Figuren in einem Städtchen altniederländischer Bauart zur Darstellung gebracht. Das Städtchen liegt auf beiden Ufern eines Flusses. Auf dem diesseitigen sieht man das Gefolge der drei Könige, welche der vor einer elenden Hütte mit dem Kinde sitzenden Madonna ihre Verehrung darbringen, und ringsumher viel Volk: Kriegsknechte zu Fuß und zu Roß, Bürger, Frauen und Kinder, einen Dudelsackpfeifer, der bei keiner niederländischen Festlichkeit fehlen darf, Hunde, Hühner u. s. w. Man sieht aus diesen vortrefflich und höchst lebendig in den verschiedensten Stellungen gezeichneten Figuren, daß Brueghel keineswegs ein bloßer Landschafts- und Blumenmaler war, und daß es nicht etwa einem Mangel an Fähigkeit zuzuschreiben ist, wenn er seine Landschaften häufig von andern Malern mit Figuren versehen ließ. Denn es kommt auch oft der umgekehrte Fall vor, daß Brueghel die Landschaften andrer Künstler staffirte, wie z. B. des Joost de Momper, eines Landschafters der

älteren Schule, welche noch ein geringes Verständnis für die Poesie der Stimmung zeigte.

Solches Zusammenwirken von Künstlern ist in Flandern seit dem letzten Jahrzehnt des sechzehnten Jahrhunderts überaus häufig. Es setzt sich bis zu Teniers dem jüngern fort und wurde auch in Holland vielfach nachgeahmt. Zu einer feststehenden künstlerischen Gewohnheit hat es sich jedoch nur in Antwerpen ausgebildet, wo sich in der Zeit von 1600 bis 1650 eine Künstlerschar von seltener Betriebsamkeit zusammenfand. Der erste Zweck, den man damit verband, war ein rein geschäftlicher. Man wollte durch diese Arbeitsteilung die Produktionskraft steigern und dem Bedürfnis der Käufer entgegenkommen. Mit dem Sinken der Kunst in Italien war die niederländische Malerei in die Mode gekommen. In dem Grade, als die Kunstsammler sich mehrten, wuchs auch die Neigung für die nordische Kabinetsmalerei, da sich doch niemand die großen Kirchenbilder der italienischen Manieristen und Eklektiker in die Wohnräume und Studios hängen konnte. Aus dem Zusammenwirken zweier Künstler ergab sich dann noch ein andrer Vorteil. Wie sehr mußte eine Landschaft gewinnen, wenn sich ein Mann wie Rubens dazu bestimmen ließ, die Figuren hineinzumalen! Jan Brueghel war, dank seiner Freundschaft mit dem berühmten Haupte der Antwerpener Schule, oft in der angenehmen Lage, sich der Mitarbeiterschaft des Rubens zu erfreuen, der aber auch seinerseits den älteren Meister so hoch schätzte, daß er ihn nicht minder oft heranzog, um landschaftliche Hintergründe für seine Kompositionen zu malen, wenn er nicht die Zeit dazu hatte. Denn Rubens war selbst ein ausgezeichneter Landschaftsmaler, der beste, vielseitigste, poesiereichste und empfindungsvollste überhaupt, welchen die flämische Schule hervorgebracht hat. Wenn Rubens und Brueghel zusammenarbeiteten, war stets die Folge ein Meisterwerk. Es ist, als ob die Kraft Brueghels gewachsen sei sich ausgedehnt und vertieft habe, wenn der jüngere Meister den Glanz seiner unvergleichlich reichen Palette in einem Blumen- oder Fruchtkranze Brueghels oder in einer seiner sonnigen Landschaften zu entfalten begann.

Bis der Briefwechsel mit dem Erzbischof von Mailand wieder in Gang kam, sind wir in betreff des weiteren Lebensganges unsers Meisters auf andre Nachrichten angewiesen. Wir erfahren, daß er sich im Jahre 1598 mit der Tochter des Kupferstechers Geeraard de Jode verheiratete, daß ihm 1601 ein Sohn namens Jan, der nachmalige Maler, dessen Arbeiten sehr häufig mit denen des Vaters verwechselt werden, und später eine Tochter geboren wurde. Bald darauf muß seine Frau gestorben sein; denn er verheiratete sich 1605 zum zweitenmale. Auch einige datirte Bilder sind uns aus dieser Zwischenzeit erhalten: eine holländische Landschaft mit einem von Schiffen belebten Kanale von 1604, in der Dresdner Galerie, und eine halb allegorische, halb realistische Darstellung des Überflusses, welchen Erde und Meer spenden, ebenfalls von 1604, im Wiener Belvedere. Mit diesem Bilde betrat Brueghel zum erstenmale

ein neues Gebiet, welches er fortan mit einer stetig wachsenden, nur ihm eignen und von niemand übertroffenen Meisterschaft kultivirte.



Die Hochzeit des Mönchs.



ine neue Erzählung des schweizerischen Dichters Konrad Ferdinand Meyer, der bei allem Erfolge in den Grenzen seiner Kraft und einer wirklich künstlerischen Produktion bleibt und jenem Dämon der Vielschreiberei, welcher an der Pforte der neuesten deutschen Literatur Seelen wirbt, nicht pflichtig wird, verdient sicher von vornherein die Teilnahme aller Gebildeten. Sie wissen eben, daß, was der Verfasser des Romans „Der Heilige" auch bieten mag, keinem neuen Werke aus seiner Feder geistiger Reiz und seelische Belebung fehlen werden. Und selbst die kühlen Skeptiker, die an keinem Menschengeschick, weder wirklichem noch erdichtetem, mehr Anteil nehmen, aber sich des Genusses eines gebildeten Stils, eines fesselnden Vortrages noch nicht entschlagen mögen, sind sicher, ihre Rechnung in einer neuen Novelle K. F. Meyers zu finden.

Die Hochzeit des Mönchs (Leipzig, Verlag von H. Hässel) ist tausenden bereits durch die „Deutsche Rundschau" bekannt geworden, sie wird auch als Buch viele, welche sie bisher noch nicht kennen gelernt haben, entzücken. Sie ist, wie dies bei Meyer schon mehrfach der Fall war, eine Doppelerzählung, das heißt eine Erzählung, die von einer bestimmt charakterisirten Persönlichkeit in einem gleichfalls vorgeführten Kreise vorgetragen wird Das Hauptbild ist von einem künstlerisch wertvollen Rahmen umgeben, und, was bei modernen Bildern häufig vorkommt: man darf sich sogar fragen, ob nicht der Rahmen wertvoller sei als das Gemälde. Für die geistigen Gourmands, denen der Erzähler als solcher wenig oder nichts gilt, ist die geistvolle Einleitung und sind die an sie geknüpften Zwischenspiele der Novelle sicher die Hauptsache und bedingen die Schätzung des Werkes.

Wir werden zum Eingang nach Verona und an den Hof des Cangrande, jenes Scaliger versetzt, der den exilirten Dante Alighieri mehrere Jahre lang beschützte und gastlich bei sich aufnahm. Ein muntrer Kreis sitzt um den Fürsten vereinigt vor der Herdflamme und erzählt nach wälscher Sitte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts Novellen über das Thema: „Plötzlicher Berufswechsel mit gutem oder schlechtem oder lächerlichem Ausgange." In die Mitte der Heitern tritt der Dichter der „Göttlichen Komödie" herein,

wie wir ihn träumen: ernst, feierlich, herb und gebieterisch; die Diener haben vergessen, in seinem Zimmer Feuer anzuzünden, und er kommt, sich am Herde des Cangrande zu wärmen. Von allen Seiten bestürmt, an der geselligen Unterhaltung teilzunehmen, erzählt er die Geschichte eines entkutteten Mönchs, der „nicht aus eignem Triebe, nicht aus erwachter Weltlust oder Weltkraft, nicht weil er sein Wesen verkannt hätte, sondern einem andern zuliebe, unter dem Drucke eines fremden Willens, wenn auch vielleicht aus heiligen Gründen der Pietät, untreu an sich wird, sich selbst mehr noch als der Kirche gegebene Gelübde bricht und eine Kutte abwirft, die ihm auf dem Leibe saß und nicht drückte.“ Aus einer Grabschrift, die er vor Jahren bei den Franziskanern zu Padua gelesen: „Hier schlummert der Mönch Astorre neben seiner Gattin Antiope. Beide begrub Ezzelin“ entwickelt Dante seine Novelle. Er führt seine Hörer in die Tage des furchtbaren Ezzelino da Romano, des Gewaltherrschers von Padua und Verona, welche für Cangrande und seinen Hof wie für den Erzähler selbst doch nicht viel über ein Halbjahrhundert zurückliegen. Aber indem Dante seine Geschichte erzählt, vor der Gesellschaft gleichsam erfindet, fügt er derselben dadurch einen neuen Reiz hinzu, daß er die Namen und Gesichter der Anwesenden benutzt und sie den Gestalten seiner Novelle leiht. Der Mönch, um den es sich handelt, ist der Franziskaner Astorre Vicedomini, aus edelm Paduaner Hause, beim Beginn der Geschichte im dreißigsten Lebensjahre stehend. Er hat vor und seit einem Jahrzehnt seine Gelübde geleistet und mit Hilfe des heiligen Antonius auch gehalten. Jetzt entreißt ihn ein verhängnisvolles Unglück seiner Familie den stillen Klostermauern. Sein älterer Bruder Umberto Vicedomini, der aus erster Ehe drei blühende Söhne besitzt, führt auf Andrängen seines Vaters eine zweite Gemahlin, Diana Pizzaguerra, heim. Die hochzeitliche Barke fährt auf der Brenta dahin, Ezzelin, der gefürchtete Stadttyrann, grüßt vom Ufer aus die Neuvermählten. Im Übereifer, den Gruß zu erwiedern, bringen sie die Barke aus dem Gleichgewicht, alle in ihr Sitzenden versinken im Strom. Obschon rasche Hilfe zur Hand ist, gelingt es doch nur, Diana, die Braut Umbertos, zu retten, der Vicedomini und seine Knaben ertrinken. Da eilt denn der Mönch Astorre mit der Unglücklichen zum Palast seines Geschlechts, den greisen Vater zu trösten. Ezzelin, der Tyrann, ist ihnen schon zuvorgekommen, und der alte Vicedomini rast unbekümmert vor dem Gewaltigen seinen Schmerz und seine Verzweiflung aus und bringt zugleich ein päpstliches Breve zum Vorschein, nach welchem für den Fall, daß der Stamm der Vicedomini bis auf Astorre erlöschen sollte, der Mönch von seinen Gelübden los und ledig gesprochen wird. Nur auf ihn selbst soll es ankommen, ob er im Kloster verbleiben oder an die Welt zurücktreten und sich vermählen will. Der alte Vicedomini klammert sich in seiner Verzweiflung natürlich an diese Aussicht und beschwört, als in Gegenwart Ezzelins Astorre und die unglückliche Diana vor ihn treten, den Sohn,

sich mit der jungfräulichen Witwe des Bruders zu verloben. Mit Gewalt ringt er dem Widerstrebenden, der nur die Seele des Vaters retten will, das Versprechen ab, dem Kloster zu entsagen, und stirbt, nachdem die Hände Astorres und Dianas ineinandergefügt sind. Diana zieht sich in den Palast ihres Vaters zurück, Astorre, der sich plötzlich als Herr des Hauses Vicedomini sieht, läßt sich weltliches Gewand reichen und versucht, sich in der neuen, nie zuvor geträumten Situation zurechtzufinden. Nur wenige Tage vergehen, da beginnt die Lust am Leben in ihm zu erwachen, und zu gleicher Zeit überkommt ihn der Zweifel, ob er in Diana Pizzaguerra die rechte Gattin gefunden habe. Und zu unglücklicher Stunde, während er mit seinem Freunde Ascanio die Äußerlichkeiten seiner Vermählung ordnet oder vielmehr dieselben von Ascanio ordnen läßt, wird in Astorres Seele eine Erinnerung wachgerufen. Er hat einige Jahre zuvor als geistlicher Tröster die letzte Stunde des Grafen Canossa geteilt, den Ezzelins Argwohn und Tyrannei zum Richtblock verdammte, und hat bei dieser Gelegenheit die junge Tochter des Unglücklichen erblickt, welche umsonst ihr Haupt für den Vater darbot. Der entkuttete Mönch geht aus, auf der Brentabrücke bei einem Florentiner Goldschmied den Ring zu kaufen, dessen er zur Vermählung bedarf, hält zwei Ringe in seiner Hand und läßt, während die germanische Leibwache Ezzelins über die Brücke reitet, einen der Ringe fallen, der von einer Zofe aufgerafft und im kindlichen Spiel ihrer jugendlichen Herrin an den vierten Finger der linken Hand gesteckt wird. Da tritt Astorre hinzu und erkennt in dem jungen Mädchen das Kind wieder, dessen zartes Haupt er auf dem Blocke gesehen hatte. Es ist Antiope Canossa, deren thörichte Mutter sofort an den denkwürdigen Zufall die ausschweifendsten Hoffnungen knüpft. Und als nun vom Haushofmeister der Vicedomini die Gräfinnen Canossa für den gleichen Abend zu den Sposalizien Astorres geladen werden, da hält sich die Mutter vollends überzeugt, daß der seitherige Mönch ihr Kind wählen müsse. Sobald daher Astorre in die Mitte seiner Gäste tritt und in wohlgesetzter Rede den ernsten Entschluß verkündet, der Hinterlassenen seines Bruders die Hand zu reichen, bricht die Halbwahnsinnige erbittert gegen ihn los und führt eine Szene herbei, in der die gereizte Diana die jugendliche Antiope ins Angesicht schlägt und in deren Folge die ganze Gesellschaft bestürzt auseinandergeht. In der Erregung dieses Augenblicks kommt es dem Vicedomini vollends zum Bewußtsein, daß ihn eine heiße Leidenschaft für Antiope ergriffen hat. Noch hat er Selbstbeherrschung, Erkenntnis seiner Lage und der ehernen Gesetze der Welt genug, daß er sich den Forderungen seiner Freunde beugt. Ascanio, der Neffe des Tyrannen, schreckt ihn aus seinem Liebestraum unsanft empor, sein Schwager Germano aber erklärt, durch seine eigne rasche Werbung um die Hand Antiopes der durch seine Schwester Diana schwer verletzten Genugthuung geben zu wollen. Willenlos begleitet Astorre den zuversichtlichen Germano zum Palast Canossa, wo der Kriegsmann Ezzelins seinen Spruch ungeschickt genug aufsagt

und mit einem Korbe abgewiesen wird. Indem er sich zurückzieht, vergißt er ganz, den Verlobten seiner Schwester Diana mit sich davonzuführen. Und nun beherrschen sich die beiden nicht länger, sie überlassen sich ihrer Leidenschaft, und Astorre, nachdem er vor der Mutter gelobt, Antiope als sein Weib zu ehren und zu schützen, gewinnt einen Mönch des Ordens, dessen Kutte er selbst vor einigen Tagen abgeworfen hat, ihn zur Stelle mit der Jugendlichen, deren Liebreiz ihn berauscht, zu trauen. Ascanio kommt zu spät hinzu, um den Frevel abzuwenden, und kann jetzt nur auf die Macht und das Wort seines Oheims Ezzelin hoffen, vor dessen Gericht die Neuvermählten am andern Morgen geleitet werden. Der Tyrann hat seine eignen Gedanken über den Ausgang dieser Dinge, in denen alles unabwendbares Schicksal scheint. Aber er entspricht allen Wünschen des Neffen und tritt gebieterisch zwischen die rachedürstenden Pizzaguerra und den vermählten Mönch, er läßt die edeln Geschlechter von Padua in den Palast Vicedomini, um, wie gebräuchlich, Hochzeit mit Masken zu feiern. Selbst die verschmähte Diana verspricht, dabei zu erscheinen, fordert aber von ihrer jungen Nebenbuhlerin Antiope, daß diese reuig und demütig komme, um ihr den Ring vom Finger zu ziehen, welchen sie, die Pizzaguerra, noch von Antiopes Gemahl trägt. Astorre, der die wahre Meinung Dianas nicht ahnt, zwingt an dem festlichen Abende sein junges Weib, das Verlangen Dianas zu erfüllen. Mitten im Getümmel ermordet nun die Erbitterte mit einem silbernen Pfeil die schöne Antiope. Der hinzukommende Astorre fällt in der Raserei des Schmerzes den Bruder Dianas mit dem blutigen Pfeil an und wird, indem er ihn niederstößt, von dem Schwert des Kriegers zum Tode getroffen. „Der Mönch, von Ascanio gestützt, that noch einige Schritte nach seinem Weibe und bettete sich, von dem Freunde niedergelassen, zu ihr, Mund an Mund.“

Bis zu diesem Schluß seiner Erzählung hat Dante sich von seinen Hörern gelegentlich unterbrechen lassen und ihren Einwürfen und Fragen Rede und Antwort gestanden. Jetzt schneidet er weitere Betrachtungen über seine Novelle ab. „Dante erhob sich. »Ich habe meinen Platz am Feuer bezahlt, sagte er, und suche nun das Glück des Schlummers. Der Herr des Friedens behüte uns alle.« Er wendete sich und schritt durch die Pforte, welche ihm der Edelknabe geöffnet hatte. Aller Augen folgten ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg.“ So klingt die Novelle aus, wie sie begonnen, und neben den Gestalten des Abenteuers selbst bannt sie die des großen Florentiners vor den innern Blick der Leser.

Es ist eine reife Anmut und viel Geist in dieser Art des Vortrages, und die Farben der Zeit, obschon sie knapp und maßvoll verwandt sind, leuchten uns kräftig entgegen. Die ganze Schöpfung bekundet wiederum die frische Stärke der Phantasie des Dichters und seine Fähigkeit, die Leser auf einen einsameren Pfad nachzuziehen, auf welchem sich ihnen hundert neue Aussichten

und Einsichten eröffnen. Inmitten der individualitätslosen Produktion unsrer Zeit ist die ganze Erzählung jedenfalls so erquicklich, als inmitten der herrschenden Stilverwilderung der klare, sichere Satzbau, die Feinheit, die Beweglichkeit und sinnliche Anschaulichkeit des Ausdrucks. Aber zwei Bemerkungen, die zugleich allgemeine Betrachtungen in sich schließen, drängen sich uns doch bei und nach der Lektüre der „Hochzeit des Mönchs“ unwiderstehlich auf.

Die Novelle gleicht in ihren Grundzügen einer der altitalienischen Novellen. Wir nehmen bei Meyers unbezweifelter Erfindungskraft an, daß sie keine solche sei. Aber sie hat mit diesen Novellen den jähen Wechsel von Glück und Unglück, den rapiden Gang der Handlung, das ungestüme Aufflammen der Leidenschaften gemein. In den altitalienischen Novellen werden diese Dinge und die unerhörtesten Begebenheiten mit karger und für unsre Empfindung unzulänglicher Motivirung erzählt. Indem der moderne Dichter es unternimmt, eine reiche Handlung, die Luigi da Porta oder Bandello auf wenigen Seiten vorgetragen haben würden, in unserm Sinne psychologisch deutlich, menschlich möglich zu machen und sie unserm Gefühl zu vermitteln, giebt er den Vorteil, den die knappe, zwingende, mit einem Wort den Seelenzustand der Handelnden bezeichnende Art der Alten hat, aus der Hand.

Doch dies würde am Ende wenig besagen — wir würden der bloßen Relation auch der interessantesten Vorgänge nur mäßige Teilnahme entgegenbringen. Bedenklicher scheint, daß die Ineinanderschachtelung zweier Erzählungen — die Szenen, in denen Dante auftritt, in denen er sich unterbricht und unterbrochen wird, sind ohne Zweifel eine Erzählung für sich — bei unserm Dichter zu einer Art Manier wird. Wir glauben zu fühlen, was ihn in diese Manier hineintreibt. Mit unserm Begriff von der künstlerisch objektiven, realistisch-lebendigen Erzählung ist das erläuternde Dreinsprechen des Autors, das Reflektiren über seine Gestalten und Situationen schlechthin unvereinbar. Gleichwohl traut der moderne Dichter seinen Lesern nicht Phantasie, nicht Feinfühligkeit, nicht nachsinnenden Anteil genug zu, um von selbst die interessanten und wichtigen Konsequenzen zu ziehen, welche sich aus seiner Erfindung ergeben. Da muß denn die Rahmenerzählung ins Mittel treten. Nun bleibt es zwar wahr: der Maler thut besser, gewisse Momente seines Bildes durch Arabesken zu erläutern, die er um dasselbe schlingt und in die er seine Nebengedanken verflicht, als auf gut altgermanische Manier den Leuten Zettel aus dem Munde hängen zu lassen. Hübscher aber wäre es doch, der Maler und in diesem Falle der Dichter bedürften weder des einen noch des andern. Den Dante, wie ihn uns die „Hochzeit des Mönchs“ einmal gezeigt, möchten wir uns jetzt nicht nehmen lassen, ein nächstesmal aber hoffen wir, daß Konrad Ferdinand Meyer ganz auf freien Füßen stehe und uns selbst auf der Stelle in die Mitte seiner Erzählung hineinzuversetzen wisse.



Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Ach, wäre es an jenem Wintertage nur so leicht gewesen, den Doktor Lippoldes zum warmen Ofen zurückzubringen, wie Emmy es sich in ihrem Sommernachtstraum vorzustellen schien! Zu meinem Schrecken merkte ich, daß ich allein den Mann nicht weiterzuführen vermochte. Er schnatterte jetzt vor Frost und sprach immer seltsamere Dinge. Es blieb mir nichts übrig, als Asche um Beistand anzurufen.

Der blieb denn auch stehen, zuckte die Achseln, sah den Poeten von neuem an und murmelte:

Kann man es den Leuten verdenken, wenn sie sich was darauf zugute thun, daß sie stets ganz genau wissen, was unsereinem gegen Schluß der Komödie zu passiren pflegt?

Er legte mit einer wahrhaft nichtswürdigen Fratze den grimmig-possirlichen Accent auf die Worte „Leute" und „unsereinen", und meinte dann mit vollkommen gleichgiltiger Miene:

Wir haben ihn natürlich so rasch als möglich — lebendig oder tot — nach Hause zu schaffen; ich kann dem armen Mädchen nicht darüber weghelfen. Nur betrunken ist er diesmal nicht. Stellen Sie den verdammten Kober weg, Samse. Es wird ihn uns heute am heiligen Feste hoffentlich niemand stehlen. Laufen Sie voraus zu Fräulein Lippoldes und bestellen Sie ein Kompliment — zum Henker, nein, warten Sie; hier bin ich doch zu wenig nütze, Ebert; — greifen Sie dem Elend unter die Arme, Samse; ich werde vorausgehen, das Bett zu wärmen und das Fräulein vorzubereiten.

Ein Wort noch, Herr Doktor! sprach Samse. Was meinen Sie hierzu? fragte er, aus der Tasche seiner Zottenjacke eine flache Flasche mit einer Flüssig-

keit vorlangend, die nicht meines Vaters Mühlwasser entnommen war. Ich habe wohl gehört, Herr Doktor —

Recht haben Sie gehört! Alter Praktikus, weshalb haben Sie davon nicht gleich gesagt? Alle Wetter, selbstverständlich! Lassen Sie riechen — jawohl, Vater Pfisters echtester Nordhäuser. Wir brauchen ihm ja das nur zu zeigen, um ihn gegen jede See von Plagen wenigstens für den Moment mit Wehr und Waffen auf die Beine zu bringen.

Es verhielt sich leidergottes wirklich so. Der kranke Mensch in dem unseligen, genialen Menschenkinde griff mit einem fast tierischen Laut nach Samses „Buddel,“ zog den Inhalt der letztern gierig in sich hinein und — fühlte sich wieder als Mensch, wie er sich selber ausdrückte.

Ich gebe dir mein Wort darauf, Eberhardt Pfister, murrte Adam Asche mir ins Ohr, der Mann geht auch nicht an Krickerode zu Grunde. Ich will es keine Lüge nennen, wenn er derartiges behauptet, aber er irrt sich unbedingt. Ich wollte, ich könnte dieses auch von deinem Vater sagen. Nun, komm jetzt ruhig mit dem Unglück nach; ich werde doch etwas rascher vorausgehen und dem armen Mädchen ein Wort zur Beruhigung sagen.

Er verschwand im Nebel flußabwärts, und Samse flüsterte schlau, mit dem Finger an der Nase:

Ebert, ich bin doch nicht umsonst, seit ich vernünftig denken kann, Knappe, Sommergarten- und Winterpläsir-Garçon und was sonst so zu unserm Meister und Anwesen gehört, gewesen! Herr Doktor, na, es ist Ihnen jetzt wohl 'n bischen besser zu Mute? Also denn, wenns beliebt, die paar Schritte noch aushalten!.. Ich denke, den Korb mit dem Giftwasser nehmen wir doch lieber mit, Ebert; — der Satan trau dem Fabriklervolk da hinter uns, selbst am hochheiligen Festtage. Es treibt sich immer was von ihnen an unserm ruinirten Nahrungsquell im Busch und Röhricht um, und wär's auch nur auf dem Anstande nach unserm krepirten Fischstande. Dem Jammervolke muß ja jedwede Viehseuche, wie Herr Doktor Asche vorhin sagte, reiner Zucker sein. Sie wären imstande und söffen uns ihre eigne Schandbrühe aus, bloß wegen Vater Pfisters alten Etiketten an den Flaschen!

Felix Lippoldes hatte weder von dem Gemurr des Chemikers noch von Samses Zufriedenheit mit sich und seinen klugen Bedenken in betreff Andrer Notiz genommen; er zitirte aus seinen Dramen und hielt meinen Arm jetzt nur deshalb fest, um eindringlicher auf mich hineinzitiren zu können. In sonoren Jamben redete er von Sonnen, Palmen, Zinnen, Türmen, Frauen, Helden und Heeren, und die Leute, von denen vorhin Adam Asche redete, würden sicherlich gesagt haben: Wie gut er sich jetzt auf seinen Beinen hält! wenn sie bei uns gewesen wären unter den Weiden am faulen Strom, auf dem Rückwege von Krickerode nach Pfisters Mühle. Einige würden sich vielleicht auch des Wortes „Stelzen“ bedient und sich einiges auf den witzigen Doppelsinn zu gute gethan

haben. Ich aber gedachte meiner Kindheit und frühesten Jugend, und wie in jenen Tagen Felix Lippoldes über meinem Gesichtskreise wie eine Sonne leuchtete, wenn ich von Studiosus Asche und der Grammatik freigegeben und in meines Vaters bunten, wimmelnden, fröhlichen Lebensgarten von neuem losgelassen wurde.

Ja, er war in seinen glücklichen Tagen dann und wann auch ein Gast Vater Pfisters und hatte merkwürdig ungestört und ununterbrochen das große phantastische Wort in Pfisters Mühle. Philister mit Frauen und Töchtern, Bürger und Bürgerinnen mit ihren Kindern wie ich damals, höhere und niedere Beamte mit ihren Damen und Kinderwagen, selbst die Vorstände und Vorsteherinnen der respektabelsten Vereinigungen: für öffentliche Gesundheitspflege — für Verschönerung der Umgegend der Stadt — für Verbesserung des Looses entlassener Strafgefangener — gegen den Mißbrauch geistiger Getränke — gegen die Überhandnahme des Vagabundentums — für, für, für und gegen, gegen gegen — ließen ihn reden, hörten ihm, wenn auch erstaunt, so doch nicht ungern zu und waren so ratlos und ungewiß in ihren Gefühlen und ihrer Stimmung gegen ihn, wie ich nun als erwachsener junger Mensch im Nebel und Thaufrost des Wintertages auf diesem Wege zum Anfang des Endes von Pfisters Mühle.

Ja, sie hatten beide ihre guten Tage hinter sich, der Müller und der Poet. Die Quellen und Ströme ihres Daseins waren ihnen beiden abschmeckend, trübe und übelriechend geworden, und es war ihnen wenig damit geholfen, daß wir wußten, womit das zusammenhing und wie es durchaus nicht etwa geschah, weil die Welt aus ihrem Geleise geraten wäre.

Das sind nun freilich Reflexionen, wie sie der Mensch beim nachträglichen Aufzeichnen seiner Erlebnisse macht, wie sie ihm aber nur selten in Begleitung der Erlebnisse selber kommen. Ich war damals ganz einfach auf dem Rückwege zu meines Vaters verödetem Haus und Garten dem armen Felix behilflich, seine Wohnung zu erreichen, und es war mir sehr angenehm, daß mir Adam und Albertine entgegenkamen, um mir die Verantwortlichkeit für das letztere von der Schulter zu nehmen.

Mein Weib in seinem Kinderschlaf und lieblichen Tagleben hat gottlob kaum eine Ahnung davon, wie gut sie es gehabt hat gegen ihre nunmehrige beste Freundin Frau Albertine. Es war gerade nicht angenehm, zur Erholung mit auf Papas sonderbares Spaziervergnügen angewiesen zu sein; aber einem toten Manne selber auf seinen unheimlichen Spaziergängen durch den kalten, klappernden, rasselnden, klirrenden, mitleidlosen Werkeltag Gesellschaft leisten zu müssen, war doch noch etwas schlimmer, und Fräulein Albertine Lippoldes hatte nur dazu auf ihrem eignen Wege durch die Welt Halt gemacht und war nur deshalb aus der Fremde nach Hause zurückgekehrt.

Da kommt Fräulein Tochter, Herr Doktor, und nun sehen Sie nur 'mal, welche Angst sie wieder um Sie hat! rief Samse. Und Herr Doktor Asche

hinter ihr sollte sich wirklich die Mühe, sie zu beruhigen, garnicht machen. Es hilft ihm ja doch ganz und gar nichts. Nun sehen Sie nur das liebe Gesicht! Ich bin gewiß für Pfisters Mühle in ihrem Jammer, aber diese Angst- und Unglücksmiene der lieben Dame geht doch noch drüber, Ebert.

Da bist du ja, Kind — und Sie auch, Freund Adam! Also — ein Glas Madeira und eine Gabel Hummersalat, meine Herren. Du hast vorgesorgt, Tochter deines Vaters — Hebe unter dem Strohdach? Meine Herren, wenn es der feinste und höchste Egoismus ist, sich zu sagen, du machst ein Kunstwerk für hundertundfünfzig durch die Welt verstreute Seelen, die für dich sind, so ist's ungemein angenehm, sich nach einem Morgen wie der heutige zu Vier zu Tische zu setzen. Was schneiden Sie mir wieder für eine Fratze, Adam Asche? Es wird uns alles zugeteilt; ich habe mir mein Leben und Dasein so wenig selbst gegeben, wie Sie sich das Ihrige. Kannst dich drauf verlassen, Ebert; jeder bekommt das Kostüm und Werkzeug, das er nötig hat zu seiner Rolle in der Welt. Niemand ist da ausgenommen. Niemand! Ich auch nicht. Auch nicht die Kinder, die in limbo infantium schwimmen; nicht die flüchtigste Erscheinung und nicht die dauerndste. Es giebt nur aufgedrungene Pflichten, Genüsse und Versündigungen. Die Richter sitzen zu Gericht, aber es hat noch nie ein Tribunal oder einen Menschen gegeben, die über einen andern Menschen hätten Urteil und Recht sprechen können. Ehrbar, ehrbar, wenn ich bitten darf; — nicht zu dumm aussehen, Samse — nicht zu gescheit, ihr andern! Aber was kommt es auf eure Gesichter an? Die kleine, hilflose offene Hand am schlafenden Kinde ist's, die die Welt von Generation zu Generation sicher weitergiebt. Also ein Glas old dry, meine Herren. Da sind wir ja wohl wieder angelangt an den Grenzen unsers Reiches und fordern Euch gnädigst auf, Adam Asche, unsre Prinzessin Tochter über die Schwelle zu führen. Ei, es weiß kein Mensch genauer als ein König und ein Poet, wie wenig der Erde Pracht und Herrlichkeit bedeutet. He he, da läge noch ein Buch, Asche: De tribus imperatoribus — Von den drei großen Herren! Der König — der Dichter und — der Vorstand der Irrenanstalt, und der letzte als der größte! Was sind alle Weltherrschaften gegen das ungeheure Reich, das sich dem letztern in den Köpfen seiner Unterthanen in Wundern, Schönheiten und Schrecknissen ausbreitet, und das er zusammenhalten und regieren muß. An die Zigarren hast du hoffentlich auch gedacht, Albertine? . . .

So ging das fort und fort unter dem frostigen, grauen Himmel und an dem trüben Fluß zwischen den Schleenhecken und Büschen — Gemeinplätze, seltsame Gedankenblitze, Erinnerungen an vergangene luxuriöse Tage und Genüsse. Für uns aber handelte es sich nur darum, dem alten, schlafwandelnden Kinde mit der wahrlich hilflosen offenen Hand in seinen gegenwärtigen Nöten so gut als möglich zu helfen und seiner Tochter noch mehr. Wir konnten wirklich jetzt von keiner seiner vielfachen Begabungen, das Leben „groß aufzufassen,“

Gebrauch machen. Es handelte sich nur darum, ihn in der ärmlichen Bauernstube, die ihm und seinem Kinde zum letzten Unterschlupf diente, im schlechten Tagelöhnerarmstuhl hinter dem gottlob warmen Ofen niederzudrücken.

Wie seine Tochter das Leben auffaßte, davon konnte damals nicht die Rede sein; doch am Nachmittag, es fing eben an zu schneien, führte mich A. A. Asche noch einmal unter die Kastanienbäume von Pfisters Mühlengarten, faßte mich an der Schulter, schüttelte mich und sagte:

Das ist ein prächtiges Mädchen, und es scheint mir die höchste Zeit zu sein, ein wohlhabender Mann zu werden. Entschuldige mich nachher bei deinen Leuten da drinnen; ich fahre heute Abend noch ab, denn ich halte es wirklich für die Pflicht der anständigeren Menschen, die Ströme dieser Welt nicht bloß den andern zu überlassen. Deinem Vater werde ich die ihn betreffende Resumption der Erfahrnisse des gestrigen und heutigen Tages von Berlin aus schicken. Überlege es dir, überlege es mit ihm, ob es ihm das brave, gute Herz viel erleichtern wird, wenn er sich damit an einen Advokaten wendet.

Fünfzehntes Blatt.

In versunkenen Kriegesschanzen.

Wie es trotz des Sommersonnenscheins hier schneit auf diese Blätter! Wie der Nordwind kalt herbläst trotz der Julihitze! Ich aber habe mir ja wohl vorgenommen, die Zähne zusammenzubeißen und die Leute nichts merken zu lassen von meinem innerlichen Frösteln? —

Die Tage in der Mühle schienen immer schöner zu werden, je mehr sie sich ihrem Ende näherten. Und sie näherten sich unwiderruflich, unwiederbringlich ihrem Ende.

Von dem leeren Hause, dem toten Rade hatte ich bereits Abschied genommen, aber rundum zu beiden Seiten des jetzt im Sommer wieder so reinlichen Flüßchens lag noch mancherlei, das ich noch zum letztenmal sehen und grüßen mußte — war noch vieles vorhanden, das ich, wenn ich allein oder mit meiner Frau zu ihm ging, sicherlich auch zum letztenmale sah; denn — was konnte mich je wieder nach der Stelle locken, wo (nächsten Monat schon) Pfisters Mühle einmal gestanden hatte?

Emmy begriff es dann und wann durchaus nicht, wenn ich sie hier und dort mit hinzog, wo es — wo es ja eigentlich garnichts zu sehen gab und wohin auch der Weg eigentlich garnicht hübsch war, zumal bei dem wolkenlosen Himmel.

Da gab es, zwanzig Minuten von der Mühle und eine halbe Stunde vom Dorfe entlegen, eine nur mit vereinzelten Büschen bedeckte kuriose Boden-

erhöhung und Vertiefung, von wo aus man ganz gewiß noch weniger als gar keine Aussicht hatte, und wo ich ganz gewiß die Verantwortung dafür auf mich nehmen mußte, wenn ich gar keine Gründe hatte, an solchen heißen Nachmittagen mein erschöpftes Lieb dort unter einem der Dornbüsche zum Sitzen einzuladen. Ich hatte wohl meine Gründe in meiner Stimmung, aber sie waren dem Kinde in der seinigen freilich ziemlich schwer begreiflich zu machen. Für die letzten Tage auf meines Vaters und meiner Väter Habe entfaltete gerade dieser Ort seinen Zauber, und es gab keinen bessern, um darauf von diesem verlorenen Erbe weiter zu plaudern.

Nämlich es gab eine Zeit, wo ganz andre feindliche Mächte als die moderne Industrie sich auch nicht viel um das Wohl und Wehe von Pfisters Mühle gekümmert hatten. Der dreißigjährige Krieg hatte gerade hier in der Gegend dem Kundigen recht interessante Spuren zurückgelassen. Alte Dämme und Verschanzungen diesseits und jenseits des Flüßchens waren den Sachverständigen stellenweise noch deutlich zu erkennen zwischen den Wiesen und Ackerfeldern, und die viereckige Erdvertiefung, in der jetzt mein Weibchen zierlich in der die roten Knospen öffnenden Haide unterm Hagedorn saß, war eine solche Stelle, wo die schwedische oder kaiserliche Bellona den Fuß fest hingestellt hatte. Die einen meinten, die Schweden hätten diese „Kuhle“ gegraben, diesen Wall aufgeworfen; die andern behaupteten, kaiserliches Kriegsvolk sei's gewesen: Emmy war's ganz einerlei, und mir auch; denn Recht behalten hatte heute doch nur der Thymian, wie Emmy meinte. Es sei sehr gleichgiltig, sagte sie, wer hier gegraben und geschanzt habe, da er, der Quendel, noch lebendig vorhanden und jener Wirrwarr nur den Gelehrten dunkel gegenwärtig sei.

Wenn ich doch nur nicht selber zu sehr zu den Gelehrten zu rechnen gewesen wäre!

Noch dazu in den letzten Tagen dieser sonderbaren, süß-wehmütigen, märchenhaften Sommerfrische mit meinem jungen Weibe — in den letzten Tagen von Pfisters Mühle!

Denn hier, hinter den alten, versinkenden, grasbewachsenen Böschungen und Stockaden Piccolominis oder Torstensons, fern vom Auge meines Vaters, dem fröhlichen Lärm seines Gartens und dem Klappern seiner Mühle wie vom Turmuhrschlag unsers Dorfes, unter den Weißdornbüschen, den Feldastern, Ginstersträuchen und Steinnelken, bei den flatternden blauen Motten und den fetten Raupen des Wolfsmilchschwärmers hatte ich mit meinem Freund und speziellsten Privatlehrer A. A. Asche, mit dem verlumpten Studenten Adam Asche mehr Geschichte, Philosophie der Geschichte und Geschichte des Auskommens des Menschen mit seinesgleichen und seinen Um- und Zuständen auf dieser Erde getrieben, als sonst irgendwo und mit irgendeinem andern.

Nun saß ich mit meiner Frau unter demselben Buschwerk, dieselben Lerchen über uns, dieselben Kräuter und Blumen um uns, und so —

gedacht' ich nun der Ewigkeit,
Der längst entschwundnen, toten, wie der jetz'gen
Lebend'gen Zeit und ihres Lärms. In dieser
Unendlichkeit versank mein ganzes Denken,
Und süß war's mir, auf diesem Meer zu scheitern.

Ich hatte die ganze Canzone, die Hände unterm Hinterkopf, mit halbgeschlossenen Augen vor mich hingesprochen, und —

Hast du das eben gemacht, Männchen? fragte mein unlitterarisches Mädchen so freundlich und vergnüglich, daß ich mich rasch offenen Auges auf den Ellenbogen stützte und rief:

Du dummes Närrchen, habe ich das eben selber gemacht? Von einem kleinen buckligen Italiener ist's. Recanati hieß sein Dorf, in dessen Umgebung wohl eine ähnliche Hecke gewesen sein muß wie diese hier, hinter welcher er es, wie deine Volksgenossen sich auszudrücken pflegen, unter der Feder hatte. Er war sogar ein Graf, mein Herz, wenn auch mit zu wenig Taschengeld —

Und er war sicher ein ebenso närrischer Patron wie du, wenn du gottlob auch keinen Buckel hast und noch weniger ein Graf bist, und mein Haushaltungsgeld mußt du mir unbedingt erhöhen, Ebert, wenn wir wieder nach Berlin kommen und zu Hause sind. Ich habe alles noch einmal ganz genau zusammengerechnet und komme wirklich für den Herbst nicht weiter aus. Und höre mal, in den nächsten Tagen müssen wir doch wohl anfangen, unsre Sachen so leiseken zusammenzusuchen in deiner Mühle. Die Herren aus der Stadt, die gestern wieder mit ihren Maßstäben und Notizbüchern da waren, und der Wagen mit Schubkarren und Schaufeln und Hacken, der heute Morgen kam und abgeladen wurde, deuten doch wohl darauf hin, daß unsre Stunden hier gezählt sind.

Und statt Giacomo Leopardi zu deklamiren in unsrer alten Schanze aus der Schwedenzeit, sang mit heller Stimme mein fröhliches, sonniges Lebensglück von G. K. Herloßsohn und mit Franz Abt:

Wenn die Schwalben heimwärts ziehn,

und alle die Schwalben, die noch in sommerlichster Lust zwitschernd über uns und der alten Schlachtenstätte sich im Kreise schwangen, schienen diese Kreise zu verengern um meine klarstimmige Sängerin, während die Lerche ihr zu Häupten im Blauen still hing.

Ach und wie gut das weichmütige Abschiedslied in die Stunde paßte! Sie hatten den Wagen mit den Schubkarren, Hacken und Schaufeln der nächstens nachrückenden Erdarbeiter wirklich am Morgen unter unsre Kastanienbäume geschoben. Die Schaufeln, Hacken und Äxte waren fürs erste noch in der Turbinenstube niedergelegt worden; aber die Schubkarren waren schon draußen geblieben und standen in zwei langen Reihen zwischen den Gartentischen unter den lieben, dem Verhängnis verfallenen Bäumen.

Das Kind hatte vollkommen recht: es wurde unheimlich in der Mühle, und Zeit, daß die Schwalben heimwärts zogen; denn nicht einmal waren die Karren und Schaufeln die einzigen Anzeichen, daß es mit der Lust und dem Behagen am Leben an dieser Stelle zu Ende ging. Der Maurer und Zimmerleute Handwerksgerät war auch bereits auf dem Wege nach meiner Väter lustigem Erbe, und unbedingt war's besser, in der versunkenen Schanze des großen Krieges von Pfisters Mühle und ihren Schicksalen weiter zu erzählen als unter ihrem Dache in der öden Gaststube, wo der Architekt der neuen großen Fabrikgesellschaft schon seine Planrollen in den Winkel gestellt hatte.

Nun bist du schon wieder bei deiner dritten Zigarre und redest nichts und sagst nichts als kuriose italienische Verse, seufzte Emmy, ihr Schwalbenlied mit dem ersten Verse endigend. Wir stecken noch immer in euerm ungemütlichen und übelriechenden Winter damals. Wie wurde es denn nun weiter mit Albertine und Doktor Asche und dem Herrn Doktor Lippoldes und deinem seligen Vater?

Ja, wie wurde es denn eigentlich weiter? Wie waren die Bilder, nach deren Verbleiben das Kind hinter dem Schwedenwall hier augenblicklich sich erkundigte? Freund Asche war so gut als sein Wort, das heißt, er sendete richtig sein gelehrtes Gutachten von Berlin aus an meinen Vater, und als es nachher in einer Berufszeitung gedruckt erschien, fand es sich, daß es eine Arbeit von höchstem wissenschaftlichen Werte war, was ihn sicherlich durchaus nicht überraschte und ihn also auch nicht in übermäßiges Erstaunen versetzte. Große Ehre legte er damit ein bei den Fachgenossen und sonstigen Kennern, bei den Poeten und sonstigen sinnigen Gemütern, und vor allem bei allen den Bach- und Flußanwohnern, die in gleicher Weise wie der alte Mühlherr von Pfisters Mühle und Krugwirtschaft zu dulden hatten. Aber wenig Anerkennung und gar keinen Dank fand er bei den Leuten von Krickerode und ähnlichen Werkanstalten, die das edelste der Elemente als nur für ihren Zweck, Nutzen und Gebrauch vorhanden glaubten. Diese stellten sich selbstverständlich auf einen andern Standpunkt dem unberufenen, überstudirten Querulanten gegenüber und ließen es vor allen Dingen erst einmal ruhig auf einen Prozeß ankommen.

Und das war denn der erste und der letzte Prozeß, den mein armer Vater zu führen hatte, trotzdem daß er schon eine so erkleckliche Reihe von Jahren in dieser bissigen, feindseligen Welt gelebt hatte. Er war immer gut, friedlich und vergnügt mit eben dieser Welt ausgekommen, sowohl als Müller wie als Schenkwirt, und hatte jetzt also sein ganzes freundliches, braves Wesen umzuwenden, ehe er seinerseits in den großen Kampf eintrat und im Wirbel des Überganges der deutschen Nation aus einem Bauernvolk in einen Industriestaat seine Müllerart mit bitterm Grimm von der Wand herunterlangte. Noch häufig sah ich ihn damals bis Ostern, ehe er seinerseits zum Advokaten ging, in meinem Schülerstübchen, und mit immer wachsendem Herzeleid. Von Woche

zu Woche kam er auf müderen Füßen und in verdrießlicherer Stimmung. Zwar war, wie das immer ist, vom Februar an, wo die Zuckerkampagne beendigt wird, sein Mühlwasser wieder klar und die Luft über seinem Anwesen und in seinem Hause wieder rein; aber die Gewißheit, daß im nächsten Oktober das Elend von neuem angehe und Krickerode ihm ungestraft von jeglichem Jahr die Hälfte streichen und stehlen dürfe, nagte zu sehr an seiner Seele und an seinem Rechtsgefühl, als daß er noch in der alten Weise die alte lustige Schenke für den Sommer hätte putzen und seinen fröhlichen, grünen Maienbaum zu Pfingsten vor ihre Thür hätte pflanzen können.

Reden Sie ihm nur um Gotteswillen jetzt nichts mehr darwider, Herr Ebert, flüsterte mir Samse zu. Es ist der leidige Satan, aber es ist nicht anders, der Advokate bleibt anjetzo noch das einzige, was uns in dem Jammer eine Ableitung geben kann!

So begleitete ich nun den Alten zu dem juristischen Weisen, wie ich ihm zum chemischen das Geleit gegeben hatte; aber es war doch noch ein andres, diesen als jenen nach Pfisters Mühle herauszuholen, und da konnte es noch für ein Glück in allem Unheil gerechnet werden, daß ich wenigstens den richtigen Mann für die Sache in Vorschlag zu bringen wußte.

Diesmal war's ein sonniger, windiger Morgen im staubigen Monat März, als ich den Vater durch die verkehrsreichsten Gassen der Stadt zum Doktor Riechei begleitete. Und der ließ auch nicht mehr seine Beine in Kanonen von einem der Baumäste in Pfisters Garten auf den Zechtisch der Kommilitonen herabbaumeln, sondern hatte sie in schäbigen schwarzen Büchsen stecken und trug einen von den unberechenbaren, unbezahlten Bäuchen drin, über die ungezählte Anekdotensammlungen seit Urväterzeiten zu scherzen wissen.

Vater Pfister! rief er, bei unserm Eintritt besagte Lastträger immer noch mit merkwürdiger Behendigkeit von einem hohen Dreibein herabschwingend und sie in grünen Pantoffeln auf dem zerschabten, aber doch noch schreiend bunten Teppich vor uns feststellend. Beim Zeus, der Vater Pfister — der Müller und sein Kind! Leben Sie denn wirklich noch? Ja, gottlob! aber das ist ja riesig, das ist ja reizend, das ist ja wirklich ganz famos! .. Du liebster Himmel, wie lange hängt man hier im Spinnweb, ohne zu Ihnen hinausgekommen zu sein! .. Und beinahe noch ganz unverändert — ganz die liebe, alte, heitere Kneipenseele und Kommersidylle! Vivat Pfisters Mühle —

Jawohl, vivat Pfisters Mühle, seufzte mein Vater. Hat sich was mit Vivat Pfisters Mühle, Doktor. Na ja, Sie haben freilich seinerzeit mit Ihren Herren Studienbrüdern manch liebes Vivat auf mancherlei Dinge bei mir ausgebracht, und so kann ich wohl nichts dawider haben, daß Sie's noch 'mal thun auf das alte Lokal, Herr Doktor. Und mehr als ein Pereat haben Sie auch ertönen lassen beim Vater Pfister seinerzeit, und — das ist jetzt die Parole. Pereat, Herr Doktor! und von wegen Pereat Pfisters Mühle sind wir heute

Morgen zu Ihnen gekommen, und Sie erlauben wohl, daß ich mir für einen Augenblick einen Stuhl nehme, denn es will doch nicht mehr ganz so wie früher fort mit Ihres frühern alten Schoppenwirts untern Beweggründen. Mein Junge da hat Ihnen die Papiere mitgebracht, lieber Herr.

Seinen besten, weichsten Sessel schob Rechtsanwalt Doktor Riechei seinem neuesten Klienten zu, nahm ihm zärtlich Hut und Stock ab und sagte gedehnt — nicht ohne wirklich freundschaftliche Teilnahme:

Jawohl! ja so! ei freilich! hm hm — nicht die größte, aber eine von den größeren Fragen der Zeit. Deutschlands Ströme und Forellenbäche gegen Deutschlands Fäkal- und andre Stoffe. Germanias grüner Rhein, blaue Donau, blaugrüner Neckar, gelbe Weser gegen Germanias sonstige Ergießungen. Pfisters Mühle gegen Krickerode! Und die Papiere für den Spezialfall bringt Ihr sogleich mit, das ist ja sehr schön — na, dann zeigt 'mal her. Setze dich jedenfalls aber auch, Sohn Eberhard, so rasch wird das wohl nicht gehen — Kinder, steckt euch vor allen Dingen erst 'mal eine Zigarre an; — links von deinem Ellenbogen, würdiges Pennal.

Ich hatte Asches Resumptio in die Hand Riecheis gegeben, und sich von neuem auf seinen Dreifuß schwingend, fing der an zu blättern.

Eine gute Viertelstunde blätterte er, dann wickelte er plötzlich das Schriftstück in blauer Pappe zu einer Rolle auf, sprang, hoch sie über den etwas kahl werdenden Scheitel erhebend, in die Mitte seines „Büreaus," klopfte meinen anscheinend teilnahmlos dasitzenden Vater auf die Schulter und rief:

Und doch — und abermals und — zum drittenmal Vivat Pfisters Mühle, Vater Pfister! Pereat Krickerode! Das ist ja der Fall, auf den ich seit Jahren warte, um mich in die Mäuler der Leute zu bringen. Also endlich auch 'mal ein richtiges Fressen für mich! Wären Sie ein andrer, als Sie sind, Vater Pfister, so würde ich es Ihnen sicherlich nicht so auf die Nase binden, daß ich mich hierauf seit Lustren hingehungert habe. Kurzum, diese Sache führe ich, mit Asche in der Tasche, und zwar glänzend, glorreich und zu einem guten Ende. Vivat Pfisters Mühle!

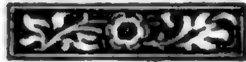
Wie würde mein Vater sonst in diesen Ruf eingestimmt haben! Heute sagte er nur gedrückt:

Thun Sie wenigstens Ihr Bestes für uns, Herr Doktor — für mich und die alte Mühle. Glanz und Gloria käme wohl bei uns zwei immer an die Unrechten; aber ein gutes Ende bleibt immerdar etwas recht wünschenswertes, auch für einen, der seinen Knax für alle Zeit weggekriegt hat, wie der alte Pfister von Pfisters Mühle.

Für alle Zeit sehe ich das Gesicht vor mir, mit welchem Doktor Riechei jetzt die Thür seiner Schreiberstube (es saß ein einziger drin, und der bis zu jenem Tage auch nur mehr zur Zierde als zum Nutzen) zuzog, auf den Zehen zu uns zurückkam und sprach:

Das wäre denn in schönster Ordnung. Ich führe und gewinne Ihnen Ihren Prozeß, würdiger Freund und Gönner; aber nun auch im vollsten Vertrauen — jetzt sagen Sie mir 'mal um Gotteswillen, weshalb haben Sie eigentlich Krickerode nicht mitgegründet?

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Staatsrecht der preußischen Monarchie. Von Ludwig von Rönne, Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. In fünf Bänden. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884.

Die neue Auflage des bekannten Werkes hat bereits mit dem vierten Bande ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Die fünfte Auflage sollte nach der Vorrede vom April 1881 der Darstellung des Verfassungs- und Verwaltungsrechtes der Körperschaften der Selbstverwaltung — Provinzen, Kreise und Gemeinden — enthalten. Diese Absicht hat der Verfasser jedoch aufgegeben, weil er eine solche Darstellung erst dann für passend hält, wenn die für die östlichen Provinzen ergangene Gesetzgebung auf die andern Teile der Monarchie ausgedehnt sein wird. Wir beklagen diese Enthaltsamkeit umsomehr, als die Ausdehnung jener Gesetzgebung doch vielleicht länger dauern wird als der Verfasser annimmt. Wenn auch seinem hohen, in reichen Ehren erlangtem Alter die wohlverdiente Ruhe zu gönnen ist, so wäre dieses doch auch ein Grund, die Arbeit noch unter Dach zu bringen. Ueberdies sind die Grundzüge der erwähnten Gesetzgebung an und für sich bereits gegeben, die Ausdehnung auf die westlichen Teile des Landes wird an diesen Grundzügen nicht rütteln, sondern nur Abweichungen und Einzelheiten enthalten.

Im übrigen hieße es Eulen nach Athen tragen, wenn man noch etwas Besondres zum Lobe dieses Werkes anführen wollte. Der großartige Aufbau preußischer Verfassung und Verwaltung hatte bis auf Rönne keine systematische Bearbeitung erfahren; er war der erste, der es unternahm, das ungeheure Material zu sichten und auf klare und bestimmte Grundregeln zurückzuführen, und die zahllose Menge von Streitfragen zu entscheiden, welche sich aus dem Konflikte des vorkonstitutionellen Rechtes zu dem der konstitutionellen Monarchie ergaben. Gerade bei Entscheidung dieser einzelnen Fragen wird man nicht selten von dem Verfasser abweichen, aber auch darum wird man ihm stets dankbar sein für das mit unsäglicher Mühe herbeigeschaffte Material und für die Präzision, mit der er Gründe und Gegengründe abwägt. Seit Rönne Harmonie in dieses Chaos nebeneinander bestehender Vorschriften gebracht hat, hat auch das preußische Staats- und Verwaltungsrecht, teils im ganzen, teils in wichtigen Einzelfragen, andre Bearbeiter gefunden. Aber sie alle fußen auf Rönne und stehen auf dessen Schultern. Das preußische Staatsrecht wird für ewige Zeiten mit Rönnes Namen verknüpft sein.

Anfangsgründe der Volkswirtschaft. Von Dr. E. J. Kiehl. 3. Auflage. Neu bearbeitet von Franz Richter, Professor an der niederösterreichischen Landes-Oberreal- und Handelsschule zu Krems. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1884.

Je mehr ein Staatswesen gedeiht, wenn die einzelnen im Volke maßgebenden Interessen zu einer kräftigen Vertretung gelangen, umso wünschenswerter ist es, daß die volkswirtschaftlichen Grundbegriffe sich in die weitesten Volksschichten verbreiten. Leider liegt in dieser Beziehung im deutschen Schulwesen noch vieles im

Argen. Namentlich wäre zu wünschen, daß in unsern Mittelschulen, die als letztes Ziel nicht die Vorbildung zur Gelehrtenlaufbahn, sondern die Erziehung für das praktische Leben haben, der Schulplan auch mehr im Hinblick auf dieses Ziel gefaßt würde. Dabei müßte freilich mancher Schulmeisterzopf und Schulmeisterhochmut fallen. Lassen wir die Volksschule hier beiseite, so möchte es uns scheinen, daß in den Mittelschulen lieber manches andre gelehrt und gelernt werden könnte als einige französische oder englische Brocken, die später nur noch wie ein Märchen aus alter Zeit klingen. Zu dem manchen andern rechnen wir auch die Anfangsgründe der Volkswirtschaft. Würde hier die deutsche Jugend mit etwas Kenntnis aus der Schule ins Leben treten, dann würden wir doch nicht garsoviel Urteilslosigkeit begegnen und es würde nicht alles blindlings geglaubt werden, was die parteiische Tagespresse und die wüste Agitation vorpredigen. Mit Recht wendet sich daher Roscher in seinen Lehrbüchern nicht bloß an die Gelehrten, sondern auch an andre Berufsstände, allein das Studium seiner Werke setzt doch eine Bildungsstufe höherer Art voraus. In dem Kiehlschen Buch dagegen begrüßen wir einen äußerst brauchbaren Leitfaden, der wohl geeignet ist, die Anfangsgründe der Volkswirtschaft auch in den mittlern Schulen zu behandeln. Bei einer sehr verständigen Einteilung des Stoffes werden meistens in kurzen und klaren Sätzen die Begriffe gegeben und daran knappe Erörterungen teils im Text, teils in der Anmerkung geknüpft. Der Lehrer findet dabei noch immer Gelegenheit zu einem erläuternden Vortrag, der Schüler einen Anhaltepunkt für sein Gedächtnis. Die Richtersche Bearbeitung hat noch den Vorzug, daß sie auch die in neuester Zeit brennend gewordenen Fragen sachgemäß und unparteiisch erörtert und auch sonst die Kiehlsche Anleitung ergänzt. In Österreich ist das Buch für die Handelslehranstalten empfohlen. In Preußen bekümmert sich leider der Staat um Fachschulen sehr wenig; er überläßt das meiste den Gemeinden, den Korporationen und der Privatindustrie. Deshalb wird auch das vorliegende Buch schwerlich auf eine öffentliche Empfehlung rechnen können. Umsomehr erachten wir es für unsre Pflicht, den Leserkreis der Grenzboten auf diesen Leitfaden aufmerksam zu machen.

Die Kunst des Vortrags. Von Emil Palleske. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe, 1884.

„Das Material, die Sprache, wie es die ganze Außen- und Innenwelt des Menschen umfaßt, bringt darauf, daß der ganze Mensch mit Auge und Ohr, mit Empfindung und Willen, mit seinem Charakter und seinen Überzeugungen antrete, um ein sprachliches Kunstwerk im weitesten Sinne wiederzugeben. . . . Wenn wir von allem Gewinne absehen, welcher für Deutlichkeit und Schönheit der Aussprache, für die Klärung der Phantasie und dadurch für das Gedächtnis, für den Willensakt aus dem rhythmischen Vorlesen entspringt, so bleibt hier noch ein ungleich größerer, wenigstens leichter und allgemeiner erfreuender Segen zu verzeichnen, als bei den Kunstübungen des Zeichners und der Musik, ein Segen, welcher aus den Vorlagen selbst — und das ist das ganze Gebiet deutscher und deutsch übersetzter Dichtungen — durch die aufnehmende Phantasie in das Gemüt, in den ganzen seelischen Menschen übergeht. Wer von Jugend auf die laute Musik des Wortes, in Takt und Klang den geheimnisvollen Reiz schöner Form eingesogen hat, die ja nur im Bündnis mit tiefem, tüchtigem Inhalt leben kann, der wird nie von der Krankheit des Lesehungers unheilbar befallen werden, einer der entsetzlichsten, an der die Phantasie leiden kann. . . . Er wird daher lieber eine gediegene Novelle zehnmal wiederholen, als nach jedem „Ende“ einem neuen Teil

zustürzen. So bildet sich eine unsrer besten Eigenschaften: Treue gegen unsre Ideale."

Diese Zitate sollen eine Andeutung davon geben, wie tief der nun leider auch schon dahingegangene Emil Palleske seine Aufgabe gefaßt hatte. Der Vorleser ist ihm ein Nachdichter; um gut lesen und sprechen zu können, müsse man ins innerste Wesen des zu lesenden Werkes eindringen. Darum ist aus seiner Vortragslehre eigentlich eine Poetik geworden, eine Poetik, die lehrreicher ist als viele Handbücher, welche direkt mit dem Anspruch, eine solche zu liefern, auftreten. Bei der Physiologie und Psychologie, die beide beim ungelösten Rätsel des Zusammenhanges zwischen Bewegung und Bewußtsein aneinanderstoßen, hat Palleske über die Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge und der Sprachentwicklung Erkundigungen eingeholt, und von den Erklärungen rein mechanischer Vorgänge führt er hinauf ins Reich der Phantasie, jenes „Jenseits," welches das sinnliche Diesseits eigentlich regiert, hinauf in die feinsten Verzweigungen eines lyrischen Kunstwerks von Schiller oder Goethe. Dabei ist sein Buch nichts weniger als eine trockene Lektüre geworden. „Ich habe für Leser geschrieben, sagt er in der Vorrede zur ersten Auflage, welche auch einmal über dieses Thema unterhalten sein wollen, welche hören wollen, was ein Mann, der aus der Kunst des Vortrages einen Lebensberuf gemacht hat, an Erfahrungen, Beobachtungen, Studien über diese Kunst vorbringen kann." Nur soweit, als dieser Vorleser selbst eine ganze Individualität war, die darnach strebte, in ihr Erfahrungsnetz Einheit zu bringen, nur soweit ist sein Buch eigentliches System geworden; dieses liegt weniger in der Methodik, als in der Persönlichkeit des Lehrers. Aber eben darin liegt die schönste und auch literarisch wertvolle Eigenschaft seines Buches; es ist die Autobiographie eines Künstlers, mit allen Reizen solcher intimen Mitteilungen. Ganz individuell trägt er die scheinbar trockensten Dinge vor, und er hat durchaus ein Recht, mit seinem Ich beliebig hervorzutreten, da ja dieses Ich doch nur ein erkenntnissuchendes ist. Mit der Erzählung, wie er Schauspieler wurde und dabei sich im Schweiße seines Angesichts um die richtige Aussprache des Zungen-R anstatt des Kehl-R bemühte, beginnt er seine Vortragslehre, und mit dem höchst begeisterten Lobe seines Lieblings Fritz Reuter, dessen Werke er bekanntlich überall in Deutschland zur Vorlesung brachte, schließt er. Aber wie liebenswürdig erscheint er, wenn er von sich erzählt! Welchen warmen Anteil nehmen wir an einem so gleichmäßig gebildeten, wahrhaft begeisterten Apostel seiner Kunst, der uns so tiefe Einblicke in die Poesie gewährt! Und so künstlerisch hat Palleske sein Buch komponirt, daß er diesen persönlichen Anteil des Lesers selbst benutzt, um solche, denen er trockene Erörterungen nicht zumuten kann, zu fesseln, um seinem Buche vor allem jenen Leserkreis zu sichern, für den er es eigentlich bestimmt hat: die Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts. Man kann ihr auch zur Einführung in ein feineres Verständnis der Poesie keinen besseren Lehrer wünschen. Wir berühren da ein sehr unerquickliches Kapitel; kein Gebiet literarhistorischer oder ästhetischer Arbeit ist so vernachlässigt, wie das der Poetik und der Kommentare zu unsern klassischen Lyrikern. Die kleinlich triviale Art, in der Heinrich Düntzer diese Kommentare geschrieben hat, ist eher schädlich und geradezu tötlich für ein keimendes Interesse an Poesie; die germanistischen Philologen verraten auch wenig Talent für Förderung des Verständnisses poetischer Werke und ihrer eigentümlichen Schönheit; die spekulative Ästhetik endlich benimmt jede Unmittelbarkeit und macht unfähig zum Eingehen auf das Detail lyrischer Schönheit. Da sind Analysen, wie sie Palleske von einzelnen Gedichten in seiner „Kunst des Vortrags" geliefert hat, wahrhaft

musterhaft und von unschätzbarem Werte. Wir wüßten nicht, wie man lehrreicher in das Wesen der Lyrik, der Ballade, der Fabel eingeführt werden könnte, als durch die Art, in der Palleske die Fabeln Gellerts, einzelne Oden Klopstocks, Schillers Taucher, den Erlkönig und den Fischer Goethes zum Zweck eines guten Vortrages analysirt; wir wissen ja, was er unter einem solchen Vortrage verstand. Es ist eine wirklich produktive Art der Kritik, eine von allem Doktrinären freie Ästhetik in ihnen. Eine Sammlung solcher Analysen, eine in dieser Weise kommentirte Ausgabe von Schillers Gedichten müßte das Verständnis der Poesie mehr fördern als sämtliche Schriften Düntzers oder seinesgleichen. Schade, daß Palleske tot ist! Sicherlich hat er neben seiner Schiller-Biographie sich kein schöneres Denkmal setzen können als mit seiner „Kunst des Vortrags."

Haus Wartenberg. Ein Roman von Oskar von Redwitz. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1884.

Mit gemischten Gefühlen legt der Kritiker dieses Buch aus der Hand. Er ist sehr wohl überzeugt, soweit er den Geschmack des großen deutschen Publikums kennt, daß dieser neue Roman des nunmehr auch zum Geiste der fortschrittlichen, freien Wissenschaft bekehrten frommen Sängers der „Amaranth" viele deutsche Mädchen und Jungfrauen, auch viele Biedermänner entzücken wird. Er verhehlt sich durchaus nicht die Tugenden dieses neuen Werkes, und er wird jenen braven Leuten ihre Freude daran nicht verargen. Er würde sich, sollte er es persönlich mit einem von ihnen zu thun haben, sehr wohl hüten, ihnen ihr Recht zur Begeisterung zu bestreiten — denn bei gewissen Dingen fängt in der Kunst die Region des Individuellen an, das gleichwohl noch immer nicht absolut subjektiv ist, wo nicht mehr mit allen über den Wert eines Werkes gestritten werden kann. Wie gut hat es Redwitz verstanden, die schwachen Seiten jenes eben bezeichneten und glücklicherweise für den Verleger so zahlreichen Publikums herauszufühlen und ihnen zu schmeicheln! Sentimentalität, vage Begeisterung für das Gute, Schöne und Wahre, für das nunmehr auch so glorreich erstandene deutsche Reich, eine, wenn man näher zusieht, freilich etwas brüchige Versöhnung von gläubigem Christentum mit den Ideen der neuen und besonders der Naturwissenschaften, ein schwärmerisches Reflektiren über den hohen Flug derselben u. dergl. m. — das sind ja die Charakterzüge der durchschnittlichen Bildung jenes Publikums, und das sind auch die Eigentümlichkeiten der Redwitzschen Muse. Finden sich da nicht zwei gleichgesinnte Seelen? Zwar wird auch manches der lieben begeisterten Mädchen nicht umhin können, zu bedauern, daß dieser große Dichter ein von der Birch-Pfeiffer (Jane Eyre) bis auf die Marlitt doch tüchtig ausgequetschtes Motiv behandelt habe. Es dreht sich nämlich auch im „Haus Wartenberg" alles um die Gouvernante (natürlich einen wahren Ausbund ihres edeln Geschlechts, ein konzentrirtes Exemplar der Vereinigung sämtlicher weiblichen Tugenden, vom Wäschewaschen bis zum Phantasiren auf dem Klavier nach eigner Eingebung); um die Gouvernante, sagen wir, in welche sich der Bruder ihrer Schülerin (der traditionellen Lustspielnaive) verliebt, um sie nach all den Schwierigkeiten, die einer Mesalliance eines gräflichen Majoratsherrn mit einer simpeln bürgerlichen Professorstochter im Wege stehen, als sein ehrenhaft vor Gott und Menschen angetrautes Eheweib heimzuführen. Das wird selbst manches liebe gebildete deutsche Jungfräulein bedauern. Aber wozu war es auf der „höheren Töchterschule," wo Aesthetik mit ganz besonderm Nachdruck vorgetragen wurde, wenn es sich nicht schnell des Axioms derselben erinnerte, daß in der Kunst nicht der Stoff, sondern die Form die Hauptsache ist und das Urteil begründen soll?

Und mit diesem siegreichen Argument wird das liebe Fräulein den bösen Rezensenten, der ja von Berufswegen die neuere Literatur verfolgt und vernichtet, ganz sicher aus dem Sattel heben. Denn ist nicht die Form in diesem Roman, trotz seines abgedroschenen Motivs, ganz vorzüglich? Wie hübsch die einheitliche Komposition! wie glatt die Prosa! wie fein säuberlich alles! Eine klare Exposition, eine geschickte Verwicklung, ein überraschendes Ende! Und selbst das Motiv — ist es nicht originell gewendet? Im Mittelpunkte der Handlung steht garnicht die Gouvernante, sondern die idealisch hohe Mutter des Liebhabers — eine so großartige Mutter, daß man förmlich erschöpft wird in Liebe zu ihr. Und der Konflikt ist nicht etwa banal so gestellt, als würde es sich bloß um den alten Kampf zwischen Bürgertum und Adel handeln — im Gegenteil! Der Vater des Liebenden, der Graf Eberhard von Wartenburg, ist seinerseits ein viel zu edler, guter, großartiger Mensch, als daß er so roh denken könnte, den Bürger ganz zu verachten. Nein, er schätzt ihn, nur sitzt ihm seine feudale Tradition zu tief im Blute, um den Gedanken zu ertragen, daß ein Sohn von ihm, sein Majoratserbe ein ganz gewöhnlicher, „ziviler“ Dr. phil., ja gar ein Universitätsprofessor sein könnte! Also dies der Konflikt: zwischen dem militärischen Geist des Mittelalters und dem friedlich wissenschaftlichen Sinn der modernen Zeit muß gewählt werden. Das ist die originelle Wendung, welche Redwitz seinem alten Motiv gegeben hat. Und ist nicht seine Begeisterung für die Wissenschaft (fährt unser Jungfräulein fort) etwas Großartiges? wurde je ihre sittliche Größe mächtiger gefeiert? ja ist nicht dieser Roman selbst von der göttlichen Gewalt des Ethos ganz und gar durchzogen? feiert er nicht die göttliche Liebe gegenüber irdischen, menschlichen Satzungen? sind nicht alle Gestalten, die auftreten, idealisch schön und gut und sittlich, von der Gouvernante, der Gräfin Mutter herab bis zum Kammerdiener Stephan, der vierzig in Ehren ergraute Jahre bei der gnädigen Herrschaft verbracht hat? — Sie haben Recht! würde der Kritiker zerknirscht dem lieben Mädchen antworten, tausendmal Recht! Redwitz hat sich befreit von den Banden eines bestimmten dogmatischen Glaubens und bekennt sich zu einer immanenten Sittlichkeit, sieht den Gott nicht über den Wolken, sondern im menschlichen Herzen selbst, das ist sehr schön von ihm! Also, ruft das Jungfräulein triumphirend aus, sein Roman ist ein Kunstwerk, wie „Hermann und Dorothea,“ wo ja auch ein Sohn um ein Mädchen wirbt, welches der Vater ablehnt, die Mutter aber protegirt, wie die Gräfin Wartenburg selbst einmal in einer Szene mit ihrem starrköpfigen Gatten bemerkt. Und es fehlt auch nicht der große historische Hintergrund in dem Familienbilde, sowenig wie bei Goethe: was bei diesem die französische Revolution ist, ist für Redwitz der deutsch-französische Krieg. Und wie schön sind die glorreichen Tage von Sedan geschildert! Also spricht die deutsche Jungfrau. Die Gute! warum beschwört sie den Geist Goethes herauf! Freilich, sie trifft die Schuld nicht, Redwitz selbst hat ihr den Wink dazu gegeben und leider hat er auch die Erinnerung an jene poetische Kunst heraufbeschworen, die kein von Sentimentalität triefendes Weltbild giebt, die keine Spekulationen auf das gute deutsche, jetzt auch so patriotisch stolze Herz unternimmt. Und nichts andres ist dieses Hereinziehen des letzten Krieges in die Handlung seines Romans, mit der der Krieg in keinem inneren organischen Zusammenhange steht. Denn wenn man versuchen wollte, diesen etwa so zu erklären, daß die Erfolge des deutschen Schulmeisters auf den Schlachtfeldern von Gravelotte und Sedan die einseitig militärische Tradition des deutschen, speziell preußischen Adels durchbrechen und ihn veranlassen müssen, die Beschäftigung mit den Wissenschaften, den Beruf des Gelehrten als ebenbürtig dem militärisch-feudalen

Lebensideale gegenüber zustellen, so widerspricht der Autor selbst dieser Auslegung, da er den Konflikt schließlich dadurch löst, daß der aus der Art geschlagene junge Graf auf sein Majorat verzichtet und es einem nächsterbberechtigten Verwandten überläßt, welcher aber Soldat ist! Mit dieser, gelinde gesagt, sehr vorsichtigen Lösung des Konfliktes, die es mit keiner Partei verderben will, hat Redwitz den einzig denkbaren idealen Zusammenhang seiner Handlung mit der hereingezogenen Weltgeschichte selbst durchschnitten, und es bleibt nichts als ihr allgemeiner und nebelhafter Idealismus übrig. Redwitz ist nichts weniger als ein Schüler Goethes, dazu mangelt es ihm, künstlerisch sowohl als menschlich, an Naivetät, an klarem Sinn für Wirklichkeit, dazu bemüht er sich zu wenig um jene hohe lakonische Kunst des Epikers, welche in vollkommener Objektivität verharrt und sich nicht der Monologe, Briefe, Tagebücher in so überreicher Weise bedient, wie es Redwitz' Technik beliebt. Und endlich würde ein Goethe, aber auch ein kleinerer Dichter, wofern er nur Sinn für Natur hätte, nicht so triviale und eher parodistisch stimmende Gedichte, wie es die „Gouvernantenlieder" seiner Heldin sind, zu einem ernsten Faktor der Handlung machen. Das Lob, welches er ihnen durch den Mund seiner Gestalten spendet, zeigt von sehr schlechtem Geschmack.

Deutsche Soldaten- und Kriegslieder aus fünf Jahrhunderten (1386—1871). Gesammelt und herausgegeben von Hans Ziegler. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1884.

Aus den zahlreichen vorhandnen Sammlungen „historischer" Volkslieder — man denke, was allein Freiherr von Ditfurth im Laufe der Jahre zusammengebracht und herausgegeben hat — eine Auswahl der besten und charakteristischsten Erzeugnisse zu veranstalten, die das ganze große Gebiet umspannt und sich doch in handlicher Form präsentirt, war ein sehr glücklicher Gedanke. Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hat diesen Gedanken mit außerordentlicher Liebe und Begeisterung für die Sache und, soviel wir sehen, auch mit der nötigen Genauigkeit und Sorgfalt durchgeführt. Sein Buch zerfällt in zwei Hälften: in eine rein lyrische (Soldatenlieder) und eine mehr epische (Kriegslieder). Die erste, 171 Nummern umfassend, gliedert sich wieder nach den Motiven: „Soldaten-Lust und Leid," „Werbung und Abschied," „Leben und Treiben," „Liebesleben," „Auf dem Marsche," „Vor und in der Schlacht," „Vom Sterben auf grüner Haide" in sieben Abteilungen. In der zweiten Hälfte, die aus 192 Nummern besteht, hat sich eine Gliederung im Anschluß an die Geschichte und Kriegsgeschichte ziemlich von selbst ergeben; die erste Gruppe umfaßt die Zeit von den Schweizerkriegen bis zur Uebergabe von Metz (1386—1552), die zweite reicht vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zur Zerstörung von Heidelberg (1620—1689), in der dritten hat der Herausgeber die Türkenkriege und den spanischen Erbfolgekrieg vereinigt (1529—1737), vier und fünf sind dem österreichischen Erbfolgekriege und den Feldzügen Friedrichs des Großen (1741—1786), der französischen Campagne und den Freiheitskriegen (1792—1815) gewidmet, die letzte gilt dem schleswig-holsteinischen und dem deutsch-französischen Kriege (1848—1871).

Möge die Sammlung, die ein ebenso großes poetisches wie kulturgeschichtliches Interesse gewährt, in den gebildeten Kreisen des deutschen Heeres, auf die sie vor allem berechnet ist, recht freundliche Aufnahme finden!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Österreichisches.


n der österreichischen Presse gehören Klagen über irrige Auffassung der dortigen Verhältnisse und demzufolge über ungerechte Urteile über Parteien und Personen vonseiten der deutschen publizistischen Organe nicht zu den Seltenheiten; vornehmlich beschweren sich jetzt die liberalen Deutsch-Österreicher, daß ihre Bestrebungen nicht richtig gewürdigt werden. Die Möglichkeit der Begründung solcher Klagen ist zuzugestehen. Die Zustände in der österreichisch-ungarischen Monarchie sind so verwickelter Natur und so häufigen Wechseln unterworfen gewesen, daß es dem Außerhalbstehenden sehr schwer fällt, sich zu orientiren, und wie kann er Mißgriffen entgehen, wenn man über die viel einfacheren und klareren Verhältnisse des deutschen Reiches im Auslande, z. B. in Österreich, so schiefen Ansichten begegnet! Die liberale österreichische Presse macht sich allerdings gewöhnlich die Sache etwas bequem: sie schöpft ihre Kenntnisse aus öffentlichen Blättern von der Art der Vossischen Zeitung, des Berliner Tageblattes u. s. w. oder aus Berichten Affiliirter solcher Organe, und entwirft darnach Schilderungen, stellt Horoskope, erteilt der Reichsregierung Ratschläge oder Rügen, welche in Deutschland bei allen Parteien nur Lächeln erregen.

Wir wollen nun einmal dem dortigen Beispiel insoweit folgen, als wir Artikel in Wiener Blättern, welche als Gesinnungsverwandte der genannten Berliner Zeitungen bezeichnet werden dürfen, zum Ausgangspunkt einiger Betrachtungen machen, die aber nicht der Lage des Kaiserstaates, sondern eben nur der Presse gewidmet sein sollen. Und zwar beschränken wir uns auf zwei Beispiele.

In Wien sind im November zwei Preßprozesse zum Austrag gekommen, in denen beiden der Kläger dieselbe Person war, der Abgeordnete Georg von

Schönerer. Derselbe war, wie seinerzeit auch in den Grenzboten erwähnt worden ist, im Abgeordnetenhause mit großer Lebhaftigkeit für die Nichterneuerung des Privilegiums der österreichischen Nordbahn eingetreten und hatte bei den Gegnern der Verstaatlichung mehr oder minder deutlich auf unlautere Motive hingewiesen. Durch eine beiläufige Äußerung über den einstigen Minister Giskra fand sich dessen Sohn veranlaßt, dem Herrn von Schönerer seine Zeugen zu schicken; während dieser schon von einem Redakteur, der zugleich Abgeordneter war, eine Forderung erhalten und angenommen hatte, wurde der andre Fall, wie die Zeugen behaupten, in ritterlicher Weise beigelegt. Zwei Tagesblätter jedoch benutzten diese Mitteilung, um Schönerer mit Schmähungen zu überhäufen, als einen Feigling zu bezeichnen, welcher Schwachen gegenüber den Tyrannen spiele, einem Manne aber sofort schimpfliche Abbitte leiste und dergleichen mehr. Schönerer zog die Redakteure der Blätter zur Verantwortung, vor den Geschworenen wurde der Sachverhalt wie oben dargelegt, die Zeugen des Herrn Giskra erklärten aufs bestimmteste, daß die von den Angeklagten gegebene Erzählung, die Grundlage der Invektiven, selbst jeder Grundlage entbehre, hoben insbesondre auch hervor, daß die Blätter garnicht in der Lage gewesen seien, über den Hergang etwas zu wissen, und verhehlten nicht ihre Empörung über diese Art von Ausbeutung einer Angelegenheit, welche ihrer Natur nach nur mit Diskretion behandelt werden durfte. Der Fall war so klar, daß alle Anstrengungen der Angeklagten und alle Künste der Verteidiger ihn nicht zu verdunkeln vermochten, die Geschworenen konnten garnicht anders, als beidemal ein Schuldig aussprechen.

Wenn nun die von dem Verdikt Getroffenen die Miene von Märtyrern annehmen und versuchen, ihr Publikum glauben zu machen, daß sie in dessen Dienste, als Kämpfer für eine gute Sache, ins Gefängnis wandern müssen, so kann man ihnen das zugute halten. Was soll man aber dazu sagen, daß andre Blätter sich mit ihnen solidarisch erklären! Weil zwei von den Verurteilten Juden sind, haben die Geschworenen sich vom Antisemitismus bestimmen lassen; in dem zweiten Prozesse stand freilich ein Katholik vor den Schranken, allein das ändert nichts, sein Gegner war ja von Schönerer, welcher der Führer der antisemitischen Partei in Österreich sein soll. Wir leugnen nicht, daß es einen Christen aufbringen könnte, wenn jüdische Journalisten mit frechem Hohn das Zitat:

Mut zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck

benutzen, um den christlichen Gegner als Feigling dem öffentlichen Spotte preiszugeben. Dieser *Antichristianismus*, der in einem großen Teile der Presse, namentlich auch in Österreich, unverhohlen sein Wesen treibt, trägt ja am meisten dazu bei, die Reihen der Gegner des Judentums zu verstärken. Doch ergiebt

die Skizze des Sachverhaltes, in welcher wir den Berichten liberaler Blätter gefolgt sind, zur Genüge, daß die religiöse und die Rassenfrage hier ganz willkürlich hereingezogen werden. Aber man geht noch weiter. Mit einer Unumwundenheit, die ohne Beispiel ist, wird der Lehrsatz aufgestellt, der Presse müsse einem Volksvertreter gegenüber alles erlaubt sein, weil dieser immun sei. Da haben wir einmal das offene Bekenntnis, daß zwei Gewalten im Staate unantastbar, unverantwortlich sein sollen, das Judentum und die Journalistik! Und da ein Schwurgericht es wagt, eine Injurie auch dann als strafbar anzusehen, wenn sie von einer Zeitung ausgesprochen worden ist, so wird, mit allem Vorbehalt und aller Vorsicht natürlich, zu verstehen gegeben, dasselbe habe seine Aufgabe nicht begriffen, seine Befugnis überschritten. Die Presse werde so mit Undank belohnt, sie, die doch das ihrige dazu gethan habe, um Österreich zum Parlamentarismus und zur Jury zu verhelfen. Das ist allerdings unbestreitbar. Eins von den früheren liberalen Ministerien ließ sich durch das Drängen der Zeitungen zu dem sehr bedenklichen Schritte verleiten, das Schwurgerichtsverfahren für Preßvergehen einzuführen, noch ehe es für Verbrechen angenommen war. Damals jubelten die Zeitungen, wie gewöhnlich die Lehren der Geschichte nicht achtend, weil sie annahmen, daß die „Männer aus dem Volke“ stets „Hüter des freien Wortes“ sein würden; und als tschechische Geschworne jede angeklagte Zeitung ihrer Partei ohne Unterschied freisprachen, bestätigte das jene Voraussetzung in einer für die Staatsgewalt und die Deutschen allerdings lästigen Weise. Nun aber die „Männer aus dem Volke“ jemand gegen die Unbill der Presse in Schutz nehmen, nun heißt es: So wars nicht gemeint, euer Wahrspruch darf nur für, nicht gegen die Zeitungen lauten, sonst seid ihr kein Volksgericht mehr.

Welchen Respekt soll eine solche Haltung der „Organe der öffentlichen Meinung“ den Regierenden, welches Vertrauen den Bürgern des Landes einflößen? Die Verblendung der Zeitungsredakteure, sich durch das ihnen von einer Anzahl Abonnenten und (noch wichtigeren) Inserenten übertragene Mandat über alle staatlichen Institutionen, über alle Gesetze erhaben zu glauben, ist wohl nicht bloß in Österreich zu Hause, doch ist sie schwerlich jemals so ohne Scheu ans Licht getreten. Und nimmt man hinzu, daß auch in diesem Handel wieder die schmutzige Wäsche der „Beteilungen, Texteinschaltungen,“ und wie die Kunstausdrücke für das Erkaufen der Stimmen der Publizistik noch lauten mögen, hervorgezogen werden mußte, und der Cynismus soweit geht, den Herrn von Schönerer auch wegen seiner Bekämpfung der Korruption zu verspotten: muß sich dann nicht das Gefühl des Bedauerns für die Partei einstellen, welche so in der Öffentlichkeit vertreten wird?

Das führt uns zu dem zweiten Punkte. Neben diesen erbaulichen Prozessen und den noch erbaulicheren Betrachtungen über die Urteilsgründe ging ein Streit her zwischen Wien und Pest über den Anteil deutscher und ungarischer

Staatsmänner an dem Sturze des Ministeriums Hohenwart im Jahre 1871. Eine unverkennbar aus der Feder des Grafen Beust selbst stammende Mitteilung in der „Neuen freien Presse" vindizirte diesem das wesentliche Verdienst, und daran schloß sich die wahrscheinlich redaktionelle Bemerkung. „Graf Beust hat vor zwölf Jahren schon erkannt, daß eine auswärtige Politik, welche intimen Beziehungen zu Deutschland zusteuert, unverträglich ist mit einer innern Politik, welche den Föderalismus verkörpert. Selbst in Berlin will man sich heute noch dieser Erkenntnis verschließen." Immer dasselbe Lied! Was verlangt man denn eigentlich von „Berlin"? Die Ausübung eines Druckes, die Einmischung in die innern Verhältnisse Österreichs? Doch wohl kaum. Oder soll der Reichskanzler durchblicken lassen, daß er zu einer „verfassungstreuen" Regierung mehr Vertrauen haben würde als zu der gegenwärtigen? Wir sind in die Gedanken und Absichten des Fürsten Bismarck nicht eingeweiht, können uns aber deutlich vorstellen, daß er nur wünscht, das Deutschland verbündete Österreich einig und stark zu sehen, und daß er daher nicht nach Namen und Nationalität der Minister fragt, sondern nur darnach, ob sie Bürgschaft bieten für den Bestand ihres Regiments. Nicht er hat das zweite Ministerium Auersperg gestürzt, und wäre es heute noch am Ruder oder ein andres derselben Färbung, und es zeigte die Kraft, sich zu behaupten, so würde er sich zu demselben sicherlich ebenso sympathisch verhalten wie zu dem Ministerium Taaffe. Aber *eine* Partei, welche ihrem Ministerium die Lust am Regiment gründlich verleidet, dann störrisch das Zustandekommen einer andern Regierung aus dieser Mitte verhindert, weil sie das Werk des Berliner Kongresses nicht anerkennen will — was sie nun dennoch längst hat thun müssen —, und an deren Spitze heute noch dieselben „Führer" stehen, welche sie in diese Kalamität geführt haben, die nicht die geringste Gewähr leistet, daß sie, durch irgendein Wunder wieder ans Ruder gelangt, zeigen werde, sie habe inzwischen etwas gelernt, eine solche Partei soll er etwa moralisch unterstützen gegen eine Regierung, die sich in den schwierigsten Verhältnissen, unter dem Ansturm der fanatischen Gegner von der einen, der begehrlichen Freunde von der andern Seite unerschütterlich behauptet? Früher wurde gern der Aberwitz aufgetischt, Deutschland spekulire auf den Zerfall Österreichs, um die deutschen Provinzen zu erwerben; daran glauben schwerlich noch die französischen Chauvinisten. Nun wäre es endlich auch an der Zeit, dem Aberglauben abzuschwören, daß Deutschland die Verpflichtung habe, die Deutschen in Österreich zu schützen, wenn diese sich nicht selbst behaupten können — bei parlamentarischer Regierungsform!



Aus der Diplomatenschule.

2.



as die Qualifikation der diplomatischen Agenten betrifft, so sah man früher bei der Wahl von Gesandten viel auf hohe Geburt, doch waren Ausnahmen von der Regel wenigstens im Mittelalter nicht selten und kamen auch später bisweilen vor. Ludwig der Elfte von Frankreich ordnete seinen Barbier Olivier Daim an die Bürgerschaft von Gent ab, um sie zum Aufstande zu bewegen. Von italienischen Fürsten wurden angesehene Bürger und Magistratspersonen, Geistliche und selbst Bettelmönche mit diplomatischen Aufträgen betraut, häufig auch Professoren der Jurisprudenz. Der Grieche Emanuel Chrysoloras war kurz vor und bald nach dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts abwechselnd Gesandter seines Kaisers in Italien und Lehrer der Beredsamkeit und der griechischen Sprache und Literatur in Florenz und andern Städten. Sein Landsmann Laskaris hielt in Rom und später in Mailand Vorlesungen über Moralphilosophie und andre Disziplinen und war darauf französischer Gesandter in Venedig. Der Aretiner Antonio Roselli versah um die Mitte des genannten Jahrhunderts mehrere diplomatische Missionen und wurde dann Lehrer der Rechtswissenschaft zu Padua. Ebenso waren Dichter wie Dante und Petrarca und Schriftsteller wie Boccaccio zeitweilig auf diesem Gebiete thätig. Der Maler Rubens wurde 1608 vom Herzog von Mantua als Gesandter an den Madrider Hof geschickt und dort mit aller Auszeichnung behandelt. Während seines Aufenthaltes in Paris (1620) trat er als diplomatischer Vermittler zwischen England und Spanien auf, begab sich wieder nach Madrid und brachte hier den Frieden zwischen Philipp dem Vierten und Karl dem Ersten zustande. Solange die Gesandten in lateinischer Sprache miteinander verhandelten, nahm man häufig Doktoren der Rechte zu solchen Geschäften. (Alt, a. a. O. S. 40). Als der gelehrte Botschafter Heinrichs des Vierten von Frankreich, Präsident Pierre Jeannin, von Philipp dem Zweiten von Spanien in der ersten Audienz gefragt wurde, ob er von Adel sei, antwortete er: „Ja, wenn Adam es war," und auf die weitere Frage, wessen Sohn er sei, erwiederte er: „Meiner Verdienste." Der König bemühte sich nachher, ihn bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen. (Ebd.)

Anekdoten dieser Art wären jetzt unmöglich. Alle unsre Gesandten sind gegenwärtig von Adel,*) und selbst die französische Republik besetzt heutzutage

*) Bisweilen freilich geadelte Juden oder Abkömmlinge von solchen.

die Mehrzahl ihrer diplomatischen Posten mit Leuten von vornehmer Herkunft. Die Sache hat auch, wie die Dinge liegen, manches für sich. Busch sagt, gewiß auf Grund guter Beobachtung (Vgl. Unser Reichskanzler Bd. 1, S. 227): „Ein hoher Rang von Geburt aus kann dabei nicht schaden, und kann man gar Angehörige fürstlicher Familien für den diplomatischen Dienst gewinnen, so hat das nicht unerhebliche Vorteile, immer vorausgesetzt, daß auch solche Persönlichkeiten Disziplin halten und sich dem Willen ihres Ministers unter allen Umständen anbequemen. Die Erziehung, die der bemittelte Adel genießt, eignet sich, was man auch gegen sie vorgebracht hat, unzweifelhaft besser für die höfischen Kreise, in welchen der Gesandte zu leben und zu wirken berufen ist, als diejenige, die den Kindern und den halbwüchsigen Söhnen des Bürgerstandes zuteil wird, und ein Botschafter aus dem kleinsten souveränen Hause [Prinz Reuß?] wird selbst dem Kaiser von Rußland bis zu einem gewissen Maße als seinesgleichen erscheinen und vertrauter mit ihm verkehren, ihn leichter für die ihm gewordenen Aufträge gewinnen können als ein andrer; an Durchlauchten, welche einen Staat am Hofe von Emporkömmlingen wie Napoleon und Eugenie vertreten, garnicht einmal zu denken."

Nicht immer begründete das Geschlecht bei der Wahl von Gesandten ein Hindernis; Alt führt mehrere Beispiele an, wo Frauen in aller Form diplomatische Aufträge bekamen und besorgten oder doch zu besorgen versuchten. Abgesehen von den Sabinerinnen der mythischen Zeit, welche den Abschluß des Friedens mit den Römern vermittelten, und der von Veturia und Volumnia geführten Matronengesandtschaft des römischen Senats an die unter Coriolan heranrückenden Volsker, sowie von den Vestalinnen, die von Vitellius an Antonius abgeordnet wurden, weist die neuere Geschichte mehrere Fälle auf, wo Frauen diplomatische Missionen übertragen wurden. So schickte der Schah von Persien auf Anraten Heinrichs des Vierten von Frankreich eine schöne Dame mit Aufträgen an den Sultan in Stambul, und so sandte, wie Mably berichtet, Ludwig der Vierzehnte Fräulein von Kerroual „mit ihren großen Augen, ihrem kleinen Munde und ihrer zierlichen Taille" an den Londoner Hof, um mit Karl dem Zweiten zu verhandeln. In gewissem Sinne gehört auch die Sendung der Gräfin Aurora von Königsmark an Karl den Zwölften hierher, bei der sie allerdings keine Kreditive mit bekam, und die von vornherein mißglückte, indem die schöne Maitresse Augusts des Starken es mit allen ihren Bemühungen nicht zu einer Unterredung mit dem ungalanten Könige von Schweden brachte. Unzweifelhaft ist dagegen als eine Gesandte die Witwe des Marschalls Jean Baptiste de Budes, Graf Guebriant, aufzufassen, welche 1645 bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Luise Marie Gonzaga von Mantua, einer Adoptivtochter Ludwigs des Vierzehnten, mit dem Könige Wladislaw dem Vierten als ambassadrice nach Polen ging und ihrem Auftrage mit der erforderlichen Geschicklichkeit nachkam. Damen aber, welche, obwohl ohne amtliche Stellung,

mit Erfolg auf die Politik der Höfe und Regierungen wirkten und in diplomatischen Kreisen sich großer Geltung erfreuten, weist die Geschichte in beträchtlicher Anzahl auf. Der Einfluß, den die Maitressen Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten, namentlich die Pompadour und die Maintenon, und später die Frau von Krüdener, die Fürstin Lieven, die Herzogin von Dino übten, ist bekannt, und wir können ihnen aus neuester Zeit die Königin Elisabeth und die Prinzessin von Preußen während des Krimkrieges (Bloomfield, Reminiscences of Court and Diplomatic Life, II, 34 und 51), die verstorbene ungemein deutschfeindliche Königin von Holland, die ebenfalls vor einigen Jahren aus dem Leben geschiedene, aber uns Deutschen und der Politik Bismarcks sehr geneigte und vielfach förderliche Großfürstin Helene, sowie die Kaiserin Eugenie anreihen, die wesentlich zum Ausbruche des Krieges von 1870 beigetragen hat, welcher ihr als Krieg für den Ultramontanismus Herzensbedürfnis war. „Auch sonst hat die Politik im Unterrock an den Höfen, in den Ministerien und in den Salons der Diplomaten oft eine Rolle gespielt, bisweilen Gutes fördernd, häufiger Unerfreuliches anrichtend, meist von Gefühlen, selten von verständiger Überlegung bewegt, immer aber so merkbar, daß man sich bei allen sonst schwer begreiflichen Fällen zu der Frage gedrängt fand: Ou est la femme?“ (Busch, Unser Reichskanzler, I, 226.) Auch auf die Stelle in Niebuhrs Lebensnachrichten darf hier verwiesen werden, wo Niebuhr bemerkt: „Am römischen Hofe [beim Papste] ist gut Gesandter zu sein; denn da giebts keine Hofdamen.“

Mehrere Staaten haben den Grundsatz aufgestellt, daß es unzulässig sei, eingeborne Unterthanen als diplomatische Vertreter eines fremden Staates anzunehmen. So die Generalstaaten in Resolutionen von 1681 und 1727, die aber beweisen, daß in der Praxis bis dahin eine solche Beschränkung der Anerkennung von Gesandten unbekannt gewesen war. So ferner Schweden, welches durch Gesetz vom 20. November 1727, das im schwedischen Gesetzbuche bestätigt ist, bestimmte: „Kein geborner schwedischer Unterthan wird in Schweden als Minister eines auswärtigen Staates zugelassen werden, und kein solcher wird in die Dienste eines fremden Gesandten treten können.“ In Frankreich setzte ein Dekret vom 26. August 1811 in betreff der Franzosen in fremden Diensten fest: „Sie können bei keinem Vertrage, wo unsre Interessen in Frage kommen könnten, mitwirken, und sie können niemals bei unsrer Person [dem Kaiser Napoleon] als Botschafter, Minister oder Envoyés beglaubigt werden.“ Die Gründe hierzu sind nicht schwer zu finden: die Pflichten des Unterthans sollen nicht mit denen des Repräsentanten eines fremden Fürsten kollidiren, und Exterritorialität eines Staatsangehörigen ist unnatürlich. Indes hat man darüber zuweilen hinweggesehen. Früher weigerte sich Frankreich nicht, einen seiner Unterthanen als diplomatischen Vertreter einer auswärtigen Macht anzunehmen, wie ein Beispiel unter Heinrich dem Vierten zeigt, über welches Wicquefort berichtet. Ebenso wurde Hebdom, ein Engländer, als russischer

Gesandter an den König von England geschickt und von diesem in jener Eigenschaft ohne Widerspruch angenommen. Das Gleiche geschah von seiten verschiedner Päpste, welche nicht nur Kardinäle, sondern auch geborne Römer, also Unterthanen des heiligen Stuhles, sich als Vertreter fremder Fürsten und Regierungen gefallen ließen, weshalb es auffällig erscheinen mußte, als Pius der Neunte den zum preußischen Gesandten bei der Kurie ernannten Kardinal Hohenlohe mit dem Bemerken zurückwies, ein Kardinal könne bei ihm keine fremde Regierung vertreten.

Die geistliche Eigenschaft konnte in diesem Falle kein Hindernis abgeben; denn erstens schickt der Papst, wie wir sahen, Kleriker als Diplomaten in katholische Länder (Nuntien, Internuntien und Legaten), und zweitens haben Geistliche höheren und niederen Ranges sehr oft auch in den Kreisen der weltlichen Diplomatie und als Angehörige derselben gewirkt und sich ausgezeichnet. Im Mittelalter galten die Mitglieder der Prälatur als zu politischen Verhandlungen vorzüglich geeignet, und zwar nicht bloß darum, weil sie beinahe allein im Besitze gelehrter Bildung waren, sondern auch aus dem Grunde, weil die Kirche als streitende, nach immermehr Einfluß in der Welt ringende Macht, der doch der Gebrauch materieller Waffen nicht wohl ziemte und oft zugleich aus äußeren Ursachen nicht zu raten war, die Kunst, durch Benutzung von Leidenschaften und einander entgegengesetzten Interessen, durch Überredung und Einschüchterung, durch kluge Manöver andrer Art, durch Ränke und Schliche über Hindernisse hinweg oder um solche herum zum Ziele zu gelangen, bei ihren Würdenträgern in besonders hohem Maße ausgebildet hatte. So war es nicht unerklärlich, wenn einerseits geistliche Diplomaten in Gestalt von Beichtvätern an manchen katholischen Höfen, z. B. am französischen und am Wiener, mitunter auch an protestantischen, z. B. in Dresden während des dreißigjährigen Krieges, in ultramontaner Richtung bestimmend auf die Politik einwirkten, und so darf es nicht wunder nehmen, wenn andrerseits weltliche Fürsten auch in den letzten Jahrhunderten noch und bis in das unsrige hinein sich zu ihrem Verkehr mit auswärtigen Regierungen ursprünglich dem geistlichen Stande angehöriger und kirchliche Titel tragender Politiker bedienten und dabei gut fuhren, da die Betreffenden mit ihrer Geschicklichkeit dann in der Regel dem Könige so viele Vorteile verschafften, wie sie in andrer Stellung dem Papste verschafft haben würden. Jedem Leser werden hierbei die Kardinäle Richelieu und Mazarin und aus späterer Zeit Talleyrand, der Bischof von Autun, einfallen, der auf dem Wiener Kongresse eine für das preußische Interesse so verhängnisvolle Thätigkeit entfaltete.

Noch näher als die römische Geistlichkeit steht der diplomatischen Welt die Sphäre der höheren Militärs mit Einschluß der Seeoffiziere. Wir sprechen ja von diplomatischer Taktik und Strategie und von diplomatischen Kampagnen. Oft wurden britische Admirale und Linienschiffskapitäne mit diplomatischen Ge-

schäften beauftragt, oft auch sah man französische und italienische Generale als Botschafter oder Gesandte an fremden Höfen fungiren. Es sei aus den letzten Jahrzehnten nur an Pelissier in London und an Fleury und Chanzy in Petersburg und an Govones Sendung nach Berlin erinnert. Ebenso wurden preußische und andre deutsche Militärs in Angelegenheiten diplomatischer Art verwendet. Wir nennen als Beispiele nur die Mission, die den General Müffling 1829 zur Vermittlung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte nach Konstantinopel führte, und die Sendung des Generals von Manteuffel nach Petersburg (1866 vor Ausbruch des deutsch-österreichischen Krieges), und erinnern an die Generale von Rochow, den Vertreter Preußens erst in Frankfurt, dann am russischen Hofe, von Schweinitz, der erst in Wien, dann in Petersburg Botschafter war, von Röder, bis vor einigen Jahren Gesandter bei der Eidgenossenschaft, und von Fabrice, der 1871 in der Übergangszeit bis zur Ernennung eines Botschafters in der Person des Grafen Arnim den Verkehr Bismarcks mit Thiers und den Versailler Diplomaten einige Monate hindurch zu vermitteln hatte. Desgleichen darf auf die den meisten größeren Gesandtschaften beigesellten Militärbevollmächtigten hingewiesen werden, die mit ihrer Aufgabe, die Heereseinrichtungen der betreffenden auswärtigen Staaten zu beobachten, in ihrer Entwicklung zu verfolgen und darüber zu berichten (wir erinnern an die zum Teil vortrefflichen Referate des Barons Stoffel), in gewisser Beziehung auch Diplomaten sind. Endlich mag auch der Umstand, daß Fürst Bismarck, allerdings nur dem Titel nach, eine hohe Charge in der Armee bekleidet und dies durch fast ausschließliches Tragen der Uniform hervorhebt, auf die nahe Verwandtschaft der militärischen Aufgaben mit den diplomatischen hindeuten.

Zahlreich sind die Fälle, wo Juden in den Kreisen der Diplomaten eine Rolle spielten, wenn auch nur als Faktoren zweiten oder dritten Ranges, als Kundschafter, Aushorcher, Zuträger und Mittelspersonen, welche Geschäfte besorgen, die ein Minister oder Gesandter nicht gern selbst anfaßt, zu denen sich aber die in Fragen der Ehre meist nicht penibeln Kinder Israels sehr wohl eignen und leicht bereit finden. Ein Beispiel war Ephraim, der Haugwitz 1805 bei seinem Verkehr mit dem Berliner Gesandtschaften Dienste leistete, während er zugleich im französischen Interesse thätig war. Ein andres sehr charakteristisches erwähnt Busch (Unser Reichskanzler, I, 284). Es ist ein Bestechungsversuch, der von österreichischer Seite durch Vermittlung eines gewissen Löwenstein mit Bismarck unternommen wurde und über den der Kanzler folgendes berichtete: „Er war ein Agent, der für Buol und zugleich für Manteuffel wirkte, spionirte, Aufträge ausrichtete und dergleichen mehr besorgte. Er kam zu mir, als ich eben im Begriffe stand, als Gesandter nach Petersburg abzugehen. Als ich fragte, womit ich ihm dienen könnte, sagte er, er komme, um mir mitzuteilen, daß ich ein gutes Geschäft machen könnte. Ich würde dabei zwanzigtausend Thaler verdienen — auch mehr. Ich antwortete, ich spekulire nicht, habe auch

kein Geld dazu. — O, ich brauchte hierzu keins, ich könnte es auf andre Weise. — Ich sagte, das begriffe ich nicht, was ich denn thun sollte? — Wenn ich meinen Einfluß in Petersburg anwendete, um ein gutes Verhältnis zwischen Rußland und Österreich zu vermitteln. — Ich that, als ob ich mir das überlegen wollte, aber ihm nicht traute. Löwenstein verwies mich auf seinen Empfehlungsbrief. Ich fand den ungenügend und wollte ein schriftliches Versprechen. Der Jude war aber zu gerieben dazu und meinte, sein Brief legitimire ihn hinreichend. Jetzt wurde ich grob und sagte ihm, als er ging, die Wahrheit, daß es mir nicht einfiele, und drohte, ihn die steile Treppe hinabzuwerfen. Da zog er ab, nicht ohne vorher mit dem Zorne Austrias gedroht zu haben. — Bei M. hätte er ein besseres Verständnis und Annahme seines Vorschlages gefunden; desgleichen bei Sch., der noch jetzt Subventionen von Wien beziehen mag."

Das Ideal eines Gesandten oder des Diplomaten überhaupt, der gerechte und vollkommene, der Muster- oder Meisterdiplomat wird von Busch in nachstehenden Worten gezeichnet: „Um die Pflichten, die mit einer bedeutsamen diplomatischen Mission verknüpft sind, in ersprießlicher Weise zu erfüllen und deren Zwecke in möglichster Vollständigkeit zu erreichen, bedarf es einer Anzahl von Eigenschaften, die sich selten [in der That höchst selten, man kann sagen, nur ausnahmsweise] in einer Persönlichkeit vereinigt finden. Haupterfordernis zu erfolgreicher Thätigkeit auf diesem Gebiete sind zunächst politischer Verstand und praktischer Sinn im allgemeinen, sodann gründliche geschichtliche und geographische Bildung, Vertrautheit mit den Traditionen des betreffenden Hofes, Vorurteilslosigkeit, Menschenkenntnis, kaltes Blut, ein helles Auge und ein scharfes Gehör für die sich entwickelnden Dinge, für den Unterschied zwischen Schein und Wirklichkeit, zwischen Wichtigem und Unwesentlichem, ferner Takt, Feingefühl, Verschwiegenheit und die Gabe, liebenswürdig, nach Befinden aber auch fest und entschieden aufzutreten, schließlich und besonders in dem Falle, wo daheim ein Genie an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten steht, eine Denkart, welche ihre eignen Ansichten, Interessen und Wünsche den Gedanken und Anordnungen des leitenden Geistes unterzuordnen und anzupassen weiß."

Ähnlich haben auch andre den idealen Gesandten charakterisirt, einige haben dem Bilde noch weitere Züge hinzugefügt. Alt sagt (a. a. O. S. 176 ff.): „Die Wichtigkeit der Unterhandlungskunst verlangt, daß bei der Auswahl der Unterhändler vorzugsweise auf Kenntnisse, Verstand und ein durchgebildetes Urteil gesehen werde und nicht etwa auf vornehme Geburt. Ein tüchtiger Diplomat muß umfassende Kenntnisse besitzen, abgesehen von der allgemeinen Geschichte aller Zeitalter und Völker, in der europäischen Staatengeschichte bewandert, in der Statistik, Finanzwirtschaft, Nationalökonomie und Diplomatik zu Hause, insbesondre aber mit dem Staats- und Völkerrechte, sowohl dem natürlichen, als auch dem positiven, der politischen Negotiationskunst und der Staatspraxis

innig vertraut sein, er muß ferner von den Grundsätzen der allgemeinen Rechtsphilosophie durchdrungen sein und sich eine genügende Fertigkeit in der neueren Sprachen angeeignet haben, daneben aber auch, als Bedingung wahrer Wissenschaftlichkeit, mit der klassischen Literatur bekannt sein. Diese Kenntnisse allein jedoch schaffen den Diplomaten noch nicht; vielmehr sind dazu noch manche Gaben erforderlich, welche nicht durch Studium, sondern nur durch das Leben in der Welt erworben werden können, oder die Frucht glücklicher Naturanlagen sind, als Menschenkenntnis, Gegenwart des Geistes und die Fertigkeit, unvorbereitet zu reden und zu handeln, Beredsamkeit ohne Überladung, Selbstkenntnis und Selbstbeherrschung, scharfe Beobachtung, strenge Charakterfestigkeit, besonnene Freimütigkeit, dabei aber tiefste Verschwiegenheit, Vorsicht, nur nicht bis zur Übertreibung oder Lächerlichkeit, Rechtlichkeit und Wahrheit, Gewandtheit im Gebrauche der Sprache und der konventionellen Formen und liebenswürdige und feine Sitte, jedoch ohne Ziererei."

In bezug auf die Kenntnisse, welche sich der zu gesandtschaftlicher Thätigkeit Bestimmte anzueignen hat, sagt Martens: „Das Studium der eigentlichen Diplomatie verlangt die Bekanntschaft mit: 1. dem natürlichen Völkerrecht und dem allgemeinen öffentlichen Recht, 2. dem positiven Völkerrecht Europas, 3. dem in den Hauptstaaten Europas geltenden öffentlichen Rechte, 4. der Geschichte und ihren Nebenwissenschaften, 5. den verschiednen politischen Systemen, 6. der Volkswirtschaft, 7. der Geographie und Statistik, 8. den Regeln, die bei Negotiationen zu beobachten sind, 9. endlich der Kunst, in politischen Angelegenheiten zu schreiben."

Heffter bemerkt in seinem Werke über das europäische Völkerrecht (§ 233) vom Gesandten, der sich zu Verhandlungen anschickt: „Er muß Schlimmes unter einer guten Miene verbergen und sich nicht durch leere Worte oder Fremdartiges hinhalten lassen. In seinen Anträgen sei er bestimmt, in der Diskussion der Einwendungen sicher und logisch, überhaupt nie den Zweck aus den Augen verlierend; aber er verfolge ihn mit Mäßigung und ohne Opiniontrirung; er vermeide es, gegen Hindernisse zu kämpfen, welche dennoch nicht sofort beseitigt werden können." Callières sagt in seiner Schrift L'art de négocier avec les Souverains (I, S. 172): „Ein angenehmer, schnell fassender und klarer Geist, welcher sich auf die Kunst versteht, die größten Angelegenheiten als leichte und den dabei beteiligten Parteien vorteilhafte darzustellen, und es in ungezwungener und einschmeichelnder Weise zu machen weiß, hat mehr als die Hälfte seiner Aufgabe vollbracht und findet es sehr leicht, sie durchzuführen." Schmalz äußert im dritten Buche seines „Europäischen Völkerrechts" (S. 103): „Pflicht der Treue fordert vom Gesandten, daß er jedes Geschäft diesen Anweisungen [seiner Instruktion] gemäß, im Geiste der Politik seines Souveräns behandle, daß er nicht das, was ihm ratsamer dünkt, dem Befehle desselben mit Anmaßung unterschiebe, daß er selbst das zweideutige Wort nicht so deute, wie es seinem Wunsche,

sondern so, wie es der Absicht seines Herrn gemäß ist. Dennoch mag und muß seine Klugheit bestimmen, da er die Örtlichkeiten besser übersieht als sein ferner Hof, was, auch gegen das Wort seiner Anweisung dem Zwecke derselben vorteilhafter sein dürfte. So kann eben die Pflicht der Treue ihn von der ausdrücklichen Vorschrift entbinden, wenn sich Umstände oder Begebenheiten zeigen, welche sein Hof bei Erteilung der Vorschrift nicht kannte. [Das ist im allgemeinen richtig, aber, seit wir Telegraphen haben, natürlich einzuschränken und kann auf keinen Fall dauernde Abweichung von der Instruktion rechtfertigen.] Wolsey, von Heinrich dem Siebenten zu Maximilian in die Niederlande geschickt, um mit diesem zu unterhandeln, setzte eigenmächtig hinzu, was ihm die Absicht seines Herrn zu fordern schien, und wagte vom Buchstaben seiner Anweisung abzuweichen, welche Treue und Verständigkeit den Grund zu seiner künftigen Größe legten."

Andrer Ansicht als die Schriftsteller, die von dem Diplomaten große Eigenschaften fordern, huldigt Mably, der indes aus einfacheren Zuständen, als die gegenwärtigen sind, herausschrieb.*) Er sagt: „Ich werde mich nicht damit aufhalten, von allen den Eigenschaften im einzelnen zu sprechen, welche notwendig sind, um einen vollkommenen Gesandten zu bilden; denn ich würde einen Menschen malen, der niemals existiren wird, und der, wenn man ihm endlich begegnete und ihn beschäftigte, unter mancherlei Umständen gefährlich werden würde... Es giebt viele Verhältnisse, wo man einen mittelmäßigen Kopf wählen muß, es giebt sogar solche, wo ein Charakterfehler oder ein gewisses querköpfiges Wesen (travers d'esprit) vorteilhafte Dienste geleistet haben. Mademoiselle de Kerroual ... hat am Hofe Karls des Zweiten bessere Geschäfte gemacht als alle Bevollmächtigten von Münster." Wir müssen das cum grano salis nehmen. Es klingt geistreich und mag in dem erwähnten Falle und einigen andern zutreffen, wird sich aber selbstverständlich nicht zur Regel machen lassen.

Sehr viel tragen zum Gelingen diplomatischer Geschäfte Bedachtsamkeit, Gewalt über seine Gefühle und Leidenschaftslosigkeit bei, Charakterzüge, die den vornehmen Mann kennzeichnen und von Anfang an zutage treten sollten, wenn ein Gesandter auf seinem Posten erscheint; denn „mehr, als der bloße Stubengelehrte davon erwartet, bemerkt Pölitz, beruht auf der öffentlichen äußeren Ankündigung der Individualität bei diplomatischen Agenten," und an andrer Stelle: „Er lasse sich nicht in Aufwallung und Hitze bringen, welche so leicht die ihm anvertrauten Geheimnisse verrät oder doch verraten läßt, selbst wenn es darauf angelegt werden sollte, weil in der Regel der ruhige Unterhändler, persönlich und für die ihm anvertraute Sache, ein Übergewicht über den aufbrausenden Mann behauptet." Graf Rechberg also, der österreichische Kollege Bismarcks am deutschen Bundestage, ein Diplomat, den der Kanzler

*) Seine Schrift Des Principes des négotiations erschien 1757.

als „einen von den hitzigen Hochblonden" bezeichnete, war kein Musterdiplomat, und noch viel weniger läßt sich dies von seinem Nachfolger von Prokesch behaupten, über den der damalige Vertreter Preußens in Frankfurt in seinen von Poschinger mitgeteilten Berichten klagt: „Der unangenehme Eindruck dieser Erscheinung [des geflissentlichen Aufsuchens von Streitigkeiten und einer silbenstechenden Kritik vonseiten des Präsidialgesandten] wird neuerdings vermehrt durch die über meine Erwartung maßlose persönliche Heftigkeit, zu welcher Herr von Prokesch sich nicht selten hinreißen läßt, und bei der es schwer ist, den Augenblick zu erkennen, wo eine für das diplomatische Bedürfnis fingirte Entrüstung in wirklichen, natürlichen Jähzorn übergeht, der schließlich alle Schranken der Schicklichkeit durchbricht. Ich habe die ersten derartigen Ausbrüche schweigend entgegengenommen, um unser im übrigen gutes Einvernehmen so wenig als möglich zu kompromittiren, und versucht, ob in dergleichen Fällen nach einer Frist von einem oder zwei Tagen die Sache bei Herrn von Prokesch eine ruhigere Auffassung fände. Nachdem dies nicht der Fall war und es mir sogar schien, als ob mein Kollege sich von dieser Form der Verhandlungen Erfolge verspräche, auch die Ausdrücke, deren er sich in bezug auf königliche Beamte und deren im Auftrage der königlichen Regierung erfolgte Handlungsweise bediente, das Maß, welches mir meine Stellung gestattet, erheblich und dauernd überschritten, so habe ich mich genötigt gesehen, Herrn von Prokesch in ernsten Worten auf dieses Maß aufmerksam zu machen," d. h. nach einem andern Berichte: Bismarck erklärte dem hochtrabenden Wiener Heißsporn rund heraus, er „habe nicht das Recht, in dieser Art zu ihm zu sprechen, und er werde auf keine Weise dulden, daß es ferner geschehe."

Ein gewisses Maß von Grobheit, das beiläufig nicht zu klein sein darf, ist bei dem jetzigen englischen Ministerium angebracht, wenn man Beachtung seines guten Rechtes — sagen wir in Südwestafrika — erreichen will. Im allgemeinen aber wird man mit einem gewinnenden Benehmen weiter kommen, und jedenfalls muß der Gesandte sichs zur Regel machen, bei seinen Besprechungen mit den Ministern des Souveräns, bei denen er seine Regierung vertritt, und namentlich bei seinen Audienzen bei dem Fürsten selbst ein ungestümes und anmaßendes Auftretenden oder gar eine drohende Haltung zu vermeiden und nicht eigensinnig und hartnäckig zu erscheinen. Er muß den Vortrag andrer gelassen anhören und Einwürfe mit Mäßigung widerlegen. Callières giebt (a. a. O., I, S. 162) folgendes Rezept: „Er setze anfänglich den Gegenstand seiner Unterhandlung nur bis zu dem Punkte auseinander, bis zu welchem es zur Sondirung des Terrains notwendig ist. Er regle seine Rede und seine Haltung nach dem, was er in den Antworten, die man ihm erteilt, und in den Bewegungen des Gesichts, in dem Ton und der Miene, mit denen man zu ihm spricht, und in allen den andern Umständen entdeckt, welche dazu beitragen können, ihn in die Gedanken und Pläne derjenigen eindringen zu lassen,

mit denen er unterhandelt, und nachdem er die Lage der Dinge, die Tragweite ihres Geistes, den Stand ihrer Angelegenheiten, ihre Leidenschaften und ihre Interessen kennen gelernt hat, bediene er sich aller dieser Kenntnisse, um sie allmählich dem Zwecke entgegenzuführen, den er ins Auge gefaßt hat. Es ist eins der größten Geheimnisse der Kunst zu unterhandeln, daß man sich, sozusagen, darauf versteht, Tropfen nach Tropfen in den Geist derer abzudestilliren, mit denen man die Gegenstände verhandelt, zu welchen man sie zu überreden ein Interesse hat. Es giebt eine Menge Leute, die sich niemals entschließen, auf ein Unternehmen, sei es für sie auch noch so vorteilhaft, einzugehen, wenn man es ihnen von Anfang an in seiner ganzen Ausdehnung und mit allen seinen Folgen sehen läßt, die sich aber dahin leiten lassen, wenn man sie successive damit bekannt macht; denn der erste Schritt zieht den zweiten nach sich und dieser die andern."

In den gesellschaftlichen Kreisen der Stadt, wo der Diplomat residirt, muß derselbe sich so angenehm zu machen wissen wie dem Hofe und den amtlichen Personen gegenüber, mit denen er zu verkehren hat. Lord Ampthill in Berlin verstand dies, sein Vorgänger nicht. Meister hierin war Bismarck in Petersburg. „Da war (vergl. »Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft«) einmal ein Deutscher, mit dem sich so leicht und so bequem verkehren ließ wie mit andern Leuten, der sich gehen ließ, weil er sicher war, sich nichts zu vergeben, der den Ton der großen Welt nicht nachahmte, sondern beherrschte, der genug Selbstgefühl besaß, um weder sich selbst noch andern durch überflüssige Prätensionen zur Last zu fallen. Bereitwillig erkannte die anspruchsvolle, sonst auf alles Deutsche hochmütig herabsehende und von der Überlegenheit ihrer Art und Weise erfüllte Aristokratie an, daß sie es hier mit ihresgleichen zu thun hatte. Herr von Bismarck wußte das vertrauliche Verhältnis zur kaiserlichen Familie, dessen sich seine Vorgänger erfreut hatten, unverändert aufrecht zu erhalten, aber es verstand sich für ihn von selbst, daß dasselbe ohne Inkonveniencen blieb, und daß es sich dem der großstaatlichen Botschafter [Preußen war nach dieser Andeutung des Verfassers damals faktisch nur annähernd ein Großstaat] durchaus paritätisch gestaltete. . . . Alle Welt wußte, daß der preußische Gesandte nicht in der Lage war, es seinen französischen, englischen und österreichischen Kollegen an Glanz und Aufwand gleichzuthun, aber alle Welt war darüber einig, daß diese Inkonvenienz sich nicht glücklicher und vornehmer behandeln ließ, als dies durch Herrn und Frau von Bismarck geschah. . . . Die kleinen Diners und offenen Abende in ihrem Hause waren bald gesuchter als die langweiligen Föten, durch welche andre Diplomaten sich ruinirten, und die anspruchsvollsten Kritiker mußten eingestehen, daß kein Gesandtschaftshotel so liebenswürdig zu behandeln wisse wie das Hauswesen im Stenbockschen Palais. War man sonst von deutschen Staatsmännern gewohnt gewesen, daß sie entweder ihre nationale Sitte und Sprache dem Franzosentum zu gefallen verleugneten oder mit ihrem Deutsch-

tum in Turnerweise dick thaten, so wußte Herr von Bismarck in natürlichster und feinster Weise den Preußen und den Deutschen, der auf sein Vaterland stolz ist, mit dem vornehmen Herrn zu verbinden, für den die in der gesamten Hof- und Diplomatensphäre üblichen Verkehrsformen selbstverständlich sind."

Dergleichen läßt sich nicht lehren und nicht lernen, es muß angeboren sein. Es war in diesem Falle Äußerung des genialen Instinkts, auf dem Bismarcks Größe beruht. Es läßt sich nur annähernd nachahmen, und die uneingeschränkte Nachahmung läuft Gefahr, komisch und damit gefährlich zu werden. Eins schickt sich nicht für alle, und so gehört unser Beispiel eigentlich nicht oder doch nur als geschichtliches Faktum in die Diplomatenschule.



Das Unwesen der Lotterien.



or etwa Jahresfrist wiesen wir in diesen Blättern darauf hin, wie die mit obrigkeitlicher Erlaubnis erfolgende Veranstaltung von Lotterien durch Private für alle möglichen Zwecke zu einem Mißbrauch ausgeartet sei, der unser Volk sittlich und wirtschaftlich schädige. Fast gleichzeitig wurden im preußischen Abgeordnetenhause lebhafte Stimmen laut gegen das Lotteriewesen in Deutschland überhaupt. Auch schien es einige Zeit, als ob man obrigkeitlich der Veranstaltung solcher Lotterien minder geneigt sei. Gegenwärtig steht aber dieses Lotteriewesen wieder in vollster Blüte. Aus wenigen Zeitungen, die uns durch die Hände laufen, haben wir eine kleine Sammlung von Lotterie-Anzeigen uns angelegt, die wir hier mitteilen wollen.

1. Große Breslauer Lotterie. Ziehung vom 8. bis 11. Oktober dieses Jahres. Erster Hauptgewinn: eine Goldsäule im Werte von 30000 Mark. Zweiter Hauptgewinn: eine Silbersäule, 20000 Mark. Weitere Gewinne im Werte von 10000 Mark, 5000 Mark u. s. w. Gesamtwert der 3000 Gewinne: 180000 Mark. Loose à 3 Mark 15 Pf. Der Generaldebit ist dem Bankhause A. Molling in Hannover übertragen.

2. Erste Lotterie der großherzoglichen Kreishauptstadt Baden. Hauptgewinne im Werte von 50000, 20000, 15000, 10000, 5000 Mark u. s. w. Drei Ziehungen. Zweite Ziehung: 2000 Gewinne zu 53500 Mark. Dritte Ziehung: 3000 Gewinne zu 127600 Mark. Loose (für alle Ziehungen) zu 6 Mark 30 Pf. Generaldebit bei A. Molling in Hannover.

3. Große Lotterie zu Weimar 1884. Hauptgewinn 20000 Mark. 5000 Gewinne. Ziehung den 10. Dezember. Loose 2 Mark. Generaldebit: A. Molling in Hannover.

4. Frankfurter Pferdemarktlotterie. 400 Gewinne im Werte von 84000 Mark; darunter 16 elegante Equipagen und 61 Pferde. Loose zu 3 Mark.

5. Berliner Pferde- und Equipagen-Lotterie. Hauptgewinn 20000 Mark; ferner Gewinne im Werte von 8000, 7500, 6500, 6000, 5000 2c. Mark. Gesamtwert der Gewinne 112500 Mark. Loose zu 3 Mark. Generaldebit Carl Heintze, Berlin.

6. Deutscher Kriegerbund zu Berlin. Große Lotterie zum Besten des Waisenhauses für elternlose Kinder ehemaliger deutscher Soldaten. Hauptgewinne im Werte von 10000, 5000, 3000 Mark u. s. w. Loose zu 1 Mark. Debit bei A. Molling in Hannover.

7. Ulmer Dombau-Lotterie. Hauptgewinn 75000 Mark baar. Loose zu $3^1/_4$ Mark. Debit bei A. Fuhse in Mühlheim (Ruhr).

8. Mainzer Kirchenbau-Lotterie. Hauptgewinne: 100000, 25000, 10000, 3000 2c. Mark. Gesamtgewinne im Werte von nahezu einer Viertelmillion. Loose zu 8 Mark. Generaldebit: Moritz Strauß jun. in Mainz.

9. Große Gold- und Silberlotterie zur Wiederherstellung der Abteikirche Knechtsteden (Rhein). Hauptgewinne: Goldeier im Werte von 15000, 2500, 1000 Mark. Gesamtgewinne im Werte von 40000 Mark. Loose 1 Mark. General-Agentur: A. Fuhse in Mühlheim (Ruhr).

10. Krieger-Denkmal-Lotterie zur Errichtung eines Kriegerdenkmals zu Beeck am Rhein. Erster Hauptgewinn: eine Silbersäule im Werte von 3000 Mark. Zweiter Hauptgewinn: eine Leinenausstattung im Werte von 1000 Mark. Gesamtwert der Gewinne 10000 Mark. Loose zu 1 Mark.

Natürlich begreift dieses Verzeichnis nur einen kleinen Teil der gegenwärtig in Deutschland sich abspielenden Lotterien. Jede Stadt, jede Genossenschaft, welche etwas „Gemeinnütziges" unternimmt, einen Aussichtsturm bauen, einen Viehmarkt abhalten will, ist mit dem Plan einer Lotterie zur Hand, und wer kann sagen, in wie vielen Fällen eine solche gestattet wird? In den Ankündigungen werden zwar die Hauptgewinne und der Gesamtbetrag der Gewinne mit großen Lettern verkündigt. Nirgends aber wird gesagt, wieviel Loose auf die angekündigten Gewinne ausgegeben werden und welche Summen der Lotterieunternehmer als Überschuß einzustreichen gedenkt. Soweit unsre Kenntnis reicht, pflegt die für die Gewinne bestimmte Summe nur etwa den dritten oder vierten Teil des Gesamtpreises der Loose zu betragen. Der in dem Ankauf eines Looses liegende Hoffnungskauf ist also reell nur ein Drittel oder ein Viertel dessen wert, was dafür bezahlt wird. Neben dem Gewinn, den der Lotterieunternehmer für sich in Anspruch nimmt, kommen dann noch die enormen Kosten für Reklame in Abzug. Es kommen in Abzug die Kosten der Debiteure, da die Herren A. Molling und Genossen, welche vorzugsweise aus solchen Betrieben ein Geschäft zu machen scheinen, es schwerlich umsonst thun werden. Alle diese Kosten werden aus der Tasche derjenigen bezahlt, welche auf solche Loose hineinfallen. Sind noch nicht genügende Loose abgesetzt, so wird der Ziehungstermin, auch wenn er als „bestimmt" angekündigt ist, oft wieder und wieder hinausgeschoben. Können dennoch nicht alle Loose untergebracht werden, so spielt auf

die nicht abgesetzten Loose auch der Unternehmer mit, und dann kann es kommen, daß er den Hauptgewinn selbst zieht und sämtliche Looskäufer so gut wie leer ausgehen. (So geschehen vor kurzem bei einer für das Dorf Horas bei Fulda veranstalteten Kirchenbaulotterie.)

Aber vielleicht ist es den Looskäufern garnicht um Gewinne zu thun, sondern sie wollen nur das „gemeinnützige Unternehmen" unterstützen, für welches die Lotterie veranstaltet wird? — Wie wenig daran die Unternehmer selbst glauben, dafür liegt der beste Beweis in der Thatsache, daß bei Ankündigung der Lotterie der Zweck des Unternehmens oft garnicht genannt wird. So in den obigen Reklamen unter 1, 2, 3. Wir erfahren nur, daß die Städte Breslau, Baden-Baden, Weimar „große Lotterien" veranstalten. Sind nun diese Städte wirklich so unterstützungsbedürftig, daß sie mit ihren Lotterieloosen ganz Deutschland in Anspruch nehmen müssen? Aber auch wo man die Zwecke kennen lernt: sind denn diese immer von der Art, daß es sich rechtfertigt, die allgemeine Unterstützung für sie sich zu erbitten? Wir wiesen bereits vor Jahresfrist darauf hin, daß die von der Stadt Rüdesheim damals zur Deckung der Kosten ihres Niederwaldfestes veranstaltete Lotterie keine Berechtigung habe, da voraussichtlich das Niederwalddenkmal gerade dieser Stadt zu gute kommen werde. Wie sehr hat sich diese Voraussicht schon jetzt bewährt! Viele Tausende strömen zum Besuch des Denkmals nach Rüdesheim, welches dadurch ohne Zweifel einer der wohlhabendsten Orte Deutschlands werden wird. War es da nötig, daß diese Stadt zur Beisteuer für ihr Fest mittels ihrer Lotterieloose weite Kreise in Anspruch nahm? Wir vermuten, daß die „große Breslauer Lotterie" für einen zoologischen Garten in Breslau bestimmt sei. Aber hat denn ganz Deutschland ein Interesse daran, daß die Stadt Breslau (welche überdies in ihrem fernen Ostwinkel von dem übrigen Deutschland aus nur selten besucht wird) sich einen zoologischen Garten halte? Mögen doch die Breslauer, wenn sie einen solchen haben wollen, ihn selbst bezahlen. Es folgen dann in unsrer obigen Zusammenstellung die „Pferde- und Equipagenlotterien" für Frankfurt und Berlin. Gewiß ist man davon ausgegangen, daß diese ganz armen Städte einer Unterstützung des übrigen Deutschlands für ihre Pferdemärkte nicht entbehren können. Dann finden wir Lotterien, veranstaltet für Kirchenbauten. Über die Ulmer Dombaulotterie wollen wir kein hartes Wort reden. Der Ulmer Dom ist nicht minder ein ruhmreiches Denkmal deutscher Baukunst wie der Kölner Dom. Und ist es für den katholischen Dom im Norden Deutschlands recht gewesen, daß zum Zweck seiner Vollendung Jahrzehnte hindurch eine Steuer in Form einer Lotterie aus ganz Deutschland erhoben wurde, so ist es gewiß für den protestantischen Dom Süddeutschlands nicht mehr als billig, daß er jetzt gleiche Gunst erfahre. Was für ein rechtfertigender Grund lag aber vor, auch der Stadt Mainz, dem goldenen Mainz, für den Bau einer neuen katholischen Kirche eine Lotterie zu bewilligen? eine Lotterie, welche mittels einer Ankündigung, die

nicht einmal besagt, daß es sich um eine katholische Kirche handelt, auch in den ringsum liegenden protestantischen Ländern ihre Fangnetze auswirft und auch das protestantische Geld (non olet) zu gewinnen sucht! Auch die Abteikirche zu Knechtsteden verlangt auf Kosten von ganz Deutschland wiederhergestellt zu werden und bietet überall ihre „Goldeier" zum Gewinne aus. Wer kannte bisher Knechtsteden? Es soll dort eine alte Kirche von interessantem Baustile vorhanden sein, die vor einiger Zeit durch Brand zerstört wurde, und diese will man wiederherstellen. Aber dieser alte Bau besitzt nicht einmal soviel Berühmtheit, daß Knechtsteden in einem Konversationslexikon zu finden wäre. Solcher Baue sind an vielen Orten vorhanden, und man würde sie gern für fremdes Geld ausbauen oder wiederherstellen. Bietet die Kirche lokales Interesse, so könnte ja die Rheinprovinz, die kein ganz armes Land sein soll, die Mittel zu ihrer Wiederherstellung zusammenbringen. Was aber rechtfertigt es, Deutschland in weitem Umkreise dazu heranzuziehen?*) Und endlich dann noch die „Beecker Kriegerdenkmallotterie." Wo liegt Beeck a. Rh.? Auf einer gewöhnlichen Karte ist es nicht zu finden. Da aber die Ziehung der Loose in Neuß stattfinden soll, so wird es wohl dort in der Nähe liegen. Ein Kriegerdenkmal würden gewiß auch andre Orte gern errichten, wenn sie das Geld dazu hätten. Welches Verdienst hat nun dieser unbekannte Ort Beeck, kraft dessen er vorzugsweise berechtigt erscheint, ein Kriegerdenkmal zu errichten und dazu eine Beisteuer aus weiten Kreisen einzuheimsen?

Es ist ja möglich, daß für die Bewilligung aller dieser und ähnlicher Lotterien besondre Gründe vorgelegen haben. Äußerlich sind die Gründe aber nicht erkennbar. Das Bedürfnis, ihre Zwecke durch eine bewilligte Lotterie gefördert zu sehen, werden ohne Zweifel noch viele Orte empfinden. Wollte man allen diesen Bedürfnissen nachkommen, so würde bald ganz Deutschland ein großes Lottohaus sein. Schlägt man aber den einen Orten ab, was man bereits anderen gestattet hat, so wird dadurch mindestens der Schein hervorgerufen, als ob hierbei eine Protektion geübt werde, die dem Ansehen der Obrigkeit unmöglich förderlich ist. Auch liegt die Gefahr nahe, daß die Obrigkeiten der einzelnen deutschen Länder und Provinzen in der Bewilligung solcher Lotterien gleichsam wetteifern, damit ihre Angehörigen bei dieser Mahlzeit auf gemeinschaftliche Kosten nicht zu kurz kommen.

Eine schlimme Seite der Sache liegt aber noch darin, daß anscheinend die Obrigkeiten darauf Wert legen, daß keine „Geldlotterien" veranstaltet werden, wodurch dann die Lotterieunternehmer sich veranlaßt sehen, Gold- und Silber-

*) In einer Bauzeitung, in welcher Knechtsteden beschrieben wird, finden wir am Schlusse gesagt: „Da Knechtsteden mit der Geschichte Kölns und der kurkölnischen Lande aufs engste verwachsen ist, so dürfte es als Ehrensache betrachtet werden, daß heute das reiche Köln Mittel und Wege einschlüge, um jene Kirche und Abtei wieder in Gebrauch nehmen zu können." (Organ für christliche Kunst von 1860, S. 270).

säulen, Zimmerausstattungen u. s. w. zur Ausspielung zu bringen. Glaubt man denn nun wirklich, der Gewinner eines Goldeies im Werte von 15000 Mark werde dasselbe als ein Kunstwerk betrachten und unter seine Nippsachen auf den Schreibtisch legen? Wir sind auch in dieser Beziehung der Meinung, daß es dem Ansehen der Obrigkeit nicht förderlich ist, wenn sie gewissermaßen selbst die Hand dazu bietet, den von ihr aufgestellten Grundsätzen hohnzusprechen; zumal, wenn man zugleich in Betracht zieht, daß diese Art der Ausspielungen wieder ein reiches Feld für Betrügereien und Beschwindelungen abgiebt. Als Beleg wollen wir nur folgende Korrespondenz aus Bremen hier aufführen, die vor kurzem durch die Zeitungen lief.

Daß die in jüngster Zeit vielfach veranstalteten Verloosungen von Wagen, Pferden, Kunstgegenständen und andren Herrlichkeiten zu irgendwelchen wohlthätigen oder gemeinnützigen Zwecken den Kollektanten leicht Gelegenheit zu unerlaubten Übervorteilungen des Publikums bieten, beweist ein Straffall, der gestern vor dem hiesigen Landgerichte verhandelt wurde. Der Verein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten hatte im vorigen Winter eine derartige Lotterie veranstaltet, und es war u. a. einem bekannten Bankier in Berlin der Vertrieb einer größeren Anzahl Loose übertragen worden. In seine Kollekte fiel dann auch der Hauptgewinn von 50 000 Mark, der in einer massiven, 37 Pfund schweren Goldsäule bestand, mit einem garantirten Goldwert von 48 000 Mark. Der Bankier hatte sich den Namen seiner Loosabnehmer sorgfältig gemerkt und konnte daher unmittelbar feststellen, daß zwei hiesige Dienstmädchen glückliche Inhaberinnen der Gewinnnummer sein mußten. Sofort reiste er nach Bremen, ließ die beiden Schwestern in seinen Gasthof kommen und teilte hinter wohlverschlossener Thür den Ahnungslosen ihr Glück mit, indem er sogleich dicke Packete von Banknoten und schwere Rollen Doppelkronen vor ihren gierigen Blicken auskramte. Die neuen weiblichen Krösusse fanden sich natürlich zu einer fürstlichen Belohnung an den freundlichen Überbringer leicht bereit, und er wußte ihnen auch soviel von den Schwierigkeiten und Verlusten vorzuerzählen, die für ihn damit verknüpft sein würden, die Goldsäule in baares Geld umzuprägen, daß sie froh waren, als ihnen der freundliche Herr baare 44 000 Mark für das Loos bot und zahlte. Dem Staatsanwalt gefiel dieses Geschäft freilich weniger, namentlich als er ermittelte, daß der Herr sich bereits Tags darauf in Berlin die vollen garantirten 48 000 Mark gegen Umtausch der Säule bei den Juwelieren Gebrüder Friedländer verschafft hatte. Und das Landgericht war denn gestern auch so grausam, den menschenfreundlichen Stellvertreter Fortunas wegen Übervorteilung in eine hohe Geldstrafe zu nehmen. Auch wird er wohl den Rest des vorenthaltenen Gewinnes noch an die beiden Mädchen herauszahlen müssen. Von diesen hat übrigens das eine in der Zwischenzeit den Sinn des Sprichwortes: „Wie gewonnen, so zerronnen“ sehr gründlich erfahren. Sie vertraute das gewonnene Kapital dem ihrer Dienstherrin befreundeten Kaufmann Rudolf Lichtenberg „zur Verwaltung“ an, und ist so in den skandalösen Sturz des Handelshauses Dietrich Lichtenberg und Co. verwickelt und ihr Geld jedenfalls zum größten Teil wieder los.

Wir vermuten, daß erst der letztgedachte Verlust die glückliche und doch so unglückliche Gewinnerin auch über die erstgedachte Beschwindelung zum Reden gebracht hat. Aber wie viele Geschäftchen dieser Art mögen wohl gemacht

werden, die mit dem Mantel christlicher Liebe zugedeckt bleiben! Unsrer Ansicht nach sollten die Obrigkeiten alles daran setzen, daß nicht aus einem von ihnen ausdrücklich gestatteten Unternehmen ein solcher Schwindel erwachsen könne.

Eine eigentümliche Stellung nimmt die Presse zu der ganzen Angelegenheit ein. Die größeren Blätter schweigen meistens, weil sie diese oder jene Opportunitätsrücksicht zu nehmen haben. Als der Verfasser dieses Aufsatzes vor einiger Zeit einem großen Blatte, welches sonst gegen wirtschaftliche Ausbeutungen entschieden auftritt, einen Aufsatz schickte, welcher diese Verhältnisse erörterte, erhielt er nach einiger Zeit denselben mit dem Bemerken zurück, daß dieser „sehr interessante" Artikel, nachdem er bereits abgesetzt gewesen, doch Anstand gefunden habe. Die kleine Presse aber ist meist befangen durch die ihr zugewandten Inserate. Es ist ja für ein solches Blatt gewiß sehr erfreulich, wenn es allwöchentlich ein- oder zweimal die nämliche Lotterieanzeige, mit den fettesten Lettern gedruckt und mit allen Künsten des Satzes ausgestattet, einrücken und damit einen großen Teil seiner Anzeigenspalten füllen kann. Da sieht man leicht die Dinge mit wohlwollenden Augen an.

Es giebt ohne Zweifel eine Menge Lotterien, die durchaus unschädlich sind und deren Gestattung daher keinem Bedenken unterliegt. Diese, wie wir glauben, sind es, welche der Gesetzgeber im Sinne hatte, wenn er ausnahmsweise die Veranstaltung von Lotterien „mit obrigkeitlicher Erlaubnis" gestattete. Dahin gehören alle solche Lotterien, bei denen man annehmen kann, daß nicht die Gewinnsucht die Annahme der Loose diktirt. Wenn ein Kunstverein alljährlich eine Anzahl Gemälde ankauft und diese unter seine Mitglieder verloost, so ist gewiß dagegen nichts zu sagen. Denn mutmaßlich nehmen die Mitglieder Teil, nicht um zu gewinnen, sondern um die Kunst zu unterstützen, wenn auch daneben die Aussicht auf einen möglichen Gewinn noch einen gewissen Anreiz bildet. Der Beweis dafür liegt darin, daß wohl die wenigsten, welche ein solches Bild gewinnen, dasselbe sofort wieder verkaufen werden. In neuerer Zeit haben sich auch Vereine gebildet, welche in gleicher Weise Erzeugnisse der Kunstindustrie ankaufen und verloosen — durchaus löbliche Institutionen. Aber auch wenn für einen wohlthätigen Zweck Frauenarbeiten und ähnliche Gegenstände mäßigen Wertes zusammengebracht und verloost werden, sei es auch, daß der für die Loose erhobene, zur Unterstützung des gedachten Zweckes bestimmte Preis den Wert dieser Gegenstände bei weitem übersteigt, so ist dagegen sicherlich nichts einzuwenden. Denn mutmaßlich nimmt doch jeder nur ein Loos, um den wohlthätigen Zweck zu fördern, und die daran geknüpfte Aussicht auf einen Gewinn hat nur die Bedeutung eines zum Spenden anreizenden unschuldigen Scherzes. Dem Grundsatz, daß Privatlotterien nicht auf die Gewinnsucht der Menschen berechnet sein sollten, huldigen eigentlich auch alle die Lotterieunternehmer, welche statt baaren Geldes Goldsäulen, Goldeier ꝛc. ausspielen; aber freilich nur in der Weise, daß sie jenen Grundsatz in schnödester Weise umgehen.

Wir müssen wiederholt aussprechen, daß jedes auf die Gewinnsucht spekulirende Glücksspiel sittlichen und wirtschaftlichen Schaden in unser Volk hineinträgt. Und wenn man darüber hinwegzukommen sucht mit dem Troste, daß dadurch doch andre wohlthätige Zwecke gefördert werden, so huldigt man einem Satze, den man sonst in der Regel schwer verurteilt: Der Zweck heiligt die Mittel.



Archiv und Bibliothek des Vatikan.



eit Leo der Dreizehnte den päpstlichen Stuhl bestiegen hat, regt sich im Vatikan ein neuer Geist wissenschaftlicher Bestrebungen, dessen Früchte in einer großen Zahl wichtiger Publikationen bereits zu tage getreten sind und von dem wir weitere Früchte von gleicher Bedeutung zu erwarten haben. Obwohl diese Bestrebungen zunächst der katholischen Kirche zugute kommen sollen, so tragen sie doch einen mehr universellen Charakter, da sie nicht nur der wissenschaftlichen und besonders kirchenhistorischen Forschung aller christlichen Konfessionen neues, wichtiges Material darbieten, sondern auch der Geist der freien Wissenschaft, die ja namentlich in der Erforschung der historischen Wahrheit über dem Interesse der Konfessionen stehen soll, diese Veröffentlichungen ins Leben gerufen hat und sich auch in der Art und Ausdehnung dieser Veröffentlichungen geltend macht, soweit natürlich das Interesse und die Traditionen der katholischen Kirche nicht direkt ein Halt gebieten.

Einen äußeren Ausdruck haben diese Bestrebungen in dem an die Kardinäle de Luca, Pitra und Hergenröther gerichteten Schreiben des Papstes vom 18. August 1883 gefunden. In demselben fordert Leo der Dreizehnte zu einer fleißigen Benutzung des vatikanischen Archivs auf, indem er zugleich die Überzeugung ausspricht, daß diese Forschungen zur Verherrlichung des Papsttums gereichen würden. Dieser Aufforderung, die an alle Gelehrten, freilich zunächst an die katholischen, gerichtet ist, entsprechen auch die Maßregeln, die vom Papste selbst getroffen worden sind, um dem Ziele einer umfassenden Ausnutzung des vatikanischen Archivs durch Herausgabe seiner überaus wertvollen historischen Dokumente näherzukommen und dadurch auch der gesamten Welt zu beweisen, daß es der päpstlichen Kurie mit der Aufschließung der in ihrem Schoße aufgespeicherten Schätze ernst ist. So erschienen denn noch im Laufe des verflossenen Jahres die Regesten Leos des Zehnten, Innocenz' des Vierten und Benedikts des Elften, von denen die ersten durch Kardinal Hergenröther, die des Innocenz durch Berger, die letzten durch Grandian herausgegeben wurden. Diesen Veröffentlichungen, die natürlich seit längerer Zeit vorbereitet waren,

hat sich in diesem Jahre der erste Band der Regesten Honorius' des Dritten angeschlossen, welche der Abbate Pietro Pressutti veröffentlicht. Welche Bereicherung das Quellenmaterial der Kirchengeschichte, wie nicht minder der Weltgeschichte durch diese Veröffentlichung erfährt, wird aus dem einfachen Zahlennachweise erhellen, daß unter den 1502 Dokumenten, welche dieser erste Band enthält, allein 1100 bisher unbekannte sich finden. Übrigens hat Pressutti für seine im ganzen auf fünf Bände berechnete Regestensammlung nicht bloß das vatikanische Archiv, sondern auch eine große Anzahl andrer wichtigen Archive ausgebeutet. Daß es aber nicht auf eine Veröffentlichung von — vorläufig wenigstens — totem Material abgesehen ist, daß man vielmehr auch eine Verarbeitung und Ausnutzung dieses historischen Quellenmaterials von vornherein ins Auge gefaßt hat, beweist die dem ersten Bande vorausgeschickte ausführliche Einleitung des gelehrten Abbate über die kirchlichen und politischen Verhältnisse zur Zeit Honorius' des Dritten und seiner Vorgänger, mit welcher er die Verwertung der von ihm veröffentlichten Dokumente selbst in die Hand genommen und begonnen hat. Mag auch Pressutti in seiner Einleitung den — vergeblichen — Versuch machen, Innocenz den Dritten hinsichtlich seines Verhaltens gegen die Albigenser reinzuwaschen, mag er auch in Kaiser Friedrich dem Zweiten nur den „schlauen, treulosen Schwaben" sehen, immerhin verdient der freie, echt wissenschaftliche Standpunkt Anerkennung, von dem aus der Papst alle diese hochwichtigen Dokumente an die Öffentlichkeit ziehen läßt, sodaß auch den Historikern andrer Konfessionen und Anschauungen der Einblick in die Stellung der damaligen Kurie und so die Bildung eines eignen, von dem offiziell vatikanischen unabhängigen Urteils über jene Ereignisse ermöglicht wird. Anderweitige wichtige Veröffentlichungen werden inzwischen vorbereitet und werden in nicht zu ferner Zeit gleichfalls zu tage treten. Zunächst ist noch die Ausgabe der Regesten Clemens' des Fünften und Bonifacius' des Achten in Angriff genommen; an den ersteren arbeitet Tosti, an den letzteren Digard.

Daß dieser frische wissenschaftliche Luftzug, der jetzt durch den Vatikan weht, von Leo dem Dreizehnten selbst ausgeht, ist eine für die mit den Verhältnissen Vertrauteren feststehende Thatsache. Zwar giebt es am päpstlichen Hofe noch weiterblickende, den Forderungen und Aufgaben historischer Wissenschaft durchaus zugängliche Gelehrte, denen man den Antrieb zu solcher freieren Bewegung wohl zutrauen könnte, aber ohne die Initiative Leos des Dreizehnten selber würden alle derartigen Bestrebungen ohne Erfolg bleiben, da der gegenwirkenden Strömungen gerade genug sind, um sie im Keime zu ersticken. Auch die Berufung solcher Männer in den Vatikan und zu solchen Aufgaben ist das eigenste Werk des gegenwärtigen Papstes. Vor allem die Ernennung des berühmten Theologen und Historikers Denifle, der seit 1880 als Generaldefinitor des Dominikanerordens für Deutschland in Rom lebt, nach dem Rücktritte Balans, des Herausgebers der Documenta Lutherana, zum zweiten „Unterarchivar" des vatikanischen

Archivs, nachdem derselbe von Anfang seines römischen Aufenthaltes an bereits für die neue Ausgabe der Schriften des Thomas von Aquino, von welcher der erste Band 1882 erschien, thätig gewesen. Wie in der Person dieses deutschen Dominikaners — Denifle ist zu Imst im Oberinnthal 1844 geboren — die deutsche Wissenschaft im Vatikan zu Ehren gebracht worden ist, für welche man sonst an jener Stelle nicht allzugroße Sympathie hat, so war seine Berufung zur Teilnahme an der Herausgabe der Schriften des großen Scholastikers, dessen Philosophie Leo der Dreizehnte in der von ihm im August 1879 erlassenen Encyklika als sicherstes Heilmittel gegen die verderbliche Aufklärung der Gegenwart empfahl, eine Anerkennung der Notwendigkeit textkritischer Grundsätze und philologischer Akribie für die Herstellung einer den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechenden Ausgabe, wenngleich die deutsche Gründlichkeit bei der Herstellung eines guten, kritisch gereinigten Textes die Ungeduld des Papstes auf eine harte Probe gestellt haben mag.

Nun hat sich zwar bis jetzt schon herausgestellt, daß es nicht die Absicht des Papstes ist, das Archiv zur freien Benutzung für jedermann zu öffnen; die Benutzer werden vielmehr vom Papste gewählt, und ohne sein Gutheißen wird niemandem der Zugang zu den Schätzen des Archivs erschlossen. Aber dies kann niemand überraschen, der den Wortlaut des obenerwähnten Schreibens, in welchem er die Wichtigkeit der geschichtlichen Studien hervorhebt und ihre Pflege empfiehlt, genauer ins Auge faßt. Denn auf die Verordnung, die Bibliothek und die Archive des Vatikans denjenigen zu öffnen, welche in denselben sich Rats erholen oder von bisher nicht herausgegebenen Dokumenten Abschrift nehmen wollten, folgte die Nutzanwendung, welche er von der Empfehlung der geschichtlichen Studien machte, daß nämlich die Geschichte die beste Apologie des Papsttums gegenüber den Feinden der Kirche bilde, da diese in den letzten Jahrhunderten eifrig daran gearbeitet hätten, die Geschichte zu fälschen, um das Papsttum zu bekämpfen und dessen weltliche Herrschaft als verhängnisvoll für Italien hinzustellen. Mag es sonach scheinen, als ob die Ankündigung der Öffnung der Bibliothek und der Archive für die Gelehrten andrer Konfessionen keinen Wert habe, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß man gegenwärtig rücksichtlich der Aushändigung wichtigen archivalischen Materials mit einer Liberalität verfährt, die in der Praxis früherer Zeiten ihres gleichen nicht hat und den historischen Forschungen auch außerhalb der katholischen Welt reiche Förderung verheißt. Nur wolle man natürlich nicht zu viel verlangen. Daß sich die päpstliche Liberalität, die uns vergangnen Winter von der Mehrzahl der auf dem Archiv arbeitenden protestantischen Gelehrten bestätigt worden ist, immerhin innerhalb der durch das eigne Interesse gebotenen Grenzen bewegt, wer wollte dies für befremdend oder auch nur für verwunderlich halten! So mögen wohl auch in neuester Zeit noch einzelne Beispiele vorgekommen sein, daß man von dem Hausrechte des Vatikans Gebrauch gemacht

und die Veröffentlichung von Schriftstücken untersagt hat, deren Inhalt man im Interesse der Kurie geheim zu halten für nötig oder auch nur für wünschenswert ansah. Dieses Rechtes einer Kontrole des den Dokumenten entnommenen Materials und der Verfügung über dasselbe hat man sich im Vatikan bis jetzt durchaus nicht begeben, wie auch die alte Verordnung noch besteht, daß man wohl den Inhalt der archivalischen Dokumente excerpiren, nicht aber den Wortlaut derselben kopiren dürfe, nur daß man eben infolge liberaler Auslegung jener Verordnungen an das Vorhandensein derselben glücklicherweise nicht immer erinnert wird.

Dieselbe Liberalität, welche bei der Benutzung des vatikanischen Archivs gehandhabt wird, herrscht gegenwärtig auch in der Verwaltung der vatikanischen Bibliothek. Es wird nicht wunder nehmen, daß diese Liberalität zunimmt, je weiter sich das Studiengebiet und der Inhalt der Handschriften und gedruckten Bücher von den Interessen der katholischen Kirche entfernt. Aber auch hinsichtlich der Benutzung aller mit den Lebensfäden des Romanismus enger verknüpften Materialien waltet ein freier, der Wissenschaft freundlich gesinnter und ihren Forderungen entgegenkommender Geist. Mit dem dem Katholizismus eignen Verständnis für den Wert der geeigneten Individualität und der Bedeutung des Einflusses, den der rechte Mann an rechter Stelle hat, sind an die Spitze dieser berühmtesten aller Bibliotheken Männer berufen worden, die nicht nur ein volles Verständnis für die Aufgaben und Forderungen der Wissenschaft haben, sondern auch durch ihr ganzes Wesen den kosmopolitischen Charakter der vatikanischen Bibliothek zu repräsentiren imstande sind. So ist der gegenwärtige Generalbibliothekar der berühmte Herausgeber des Spicilegium Solesmense Kardinal Pitra, der aus der Kongregation von Solesmes hervorgegangen ist, in welcher die durch ihre eminenten wissenschaftlichen Leistungen alle andern Orden überstrahlende Kongregation von S. Maur ihre Auferstehung feierte. In der Stellung eines Vizebibliothekars, welche Leo der Dreizehnte neu schuf, fungirt gegenwärtig Monsignor Jacobini, der den geschäftlichen Verkehr mit der Außenwelt, zu welchem die Erteilung der Permessi an ausländische Gelehrte gehört, mit der ihm eignen Geschäftsgewandtheit und Unparteilichkeit vermittelt. An der Spitze der Verwaltung, also in unmittelbarer Beziehung zur Bibliothek und zu den dort arbeitenden Gelehrten, stehen die beiden „Prefetti“ Monsignor Stefano Ciccolini und Padre Dr. Johannes Bollig. Ersterer kommt trotz seiner italienischen Herkunft den Gelehrten aller Länder mit gleicher Freundlichkeit entgegen, und sein Lieblingswort va bene, welches man in allen Nüancirungen aus seinem Munde vernimmt, beweist, daß er den guten Willen hat, alles möglich zu machen, was möglich zu machen ist, wie er denn auch durch Erleichterungen aller Art bei Benutzung der Bibliothek den Wünschen eines jeden zu entsprechen sucht. Dennoch ist die Fürsorge Bolligs für die Interessen der Wissenschaft ungleich bedeutungsvoller und natürlich gerade für die deutschen Gelehrten von hohem Wert. Wie er selbst

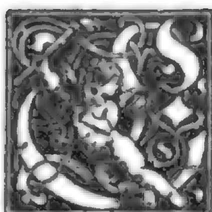
ein namhafter Gelehrter und hervorragender Kenner der orientalischen Sprachen und Literaturen ist, die er vor 1870 auch als Professor gelehrt hat, so ist er auch imstande, die mannichfachen Wünsche der Gelehrten, welche ihm dieselben im Interesse ihrer Studien äußern, zu würdigen, dabei bestrebt und jederzeit bereit, diesen Wünschen entgegenzukommen, während er zugleich die Energie besitzt, seine Forderungen, durch welche er der Wissenschaft in allen ihren Vertretern förderlich zu sein sucht, gegenüber der Gleichgiltigkeit und dem Übelwollen durchzusetzen. So verdankt ihm bereits die Gelehrtenwelt verschiedne höchst wertvolle Erleichterungen für die Arbeit in der Bibliothek. Während dieselbe früher nur von acht bis elf Uhr geöffnet und außer an den zahlreichen Festtagen auch noch Donnerstags und Sonnabends geschlossen war, ist der Sonnabend als Vakanztag in Wegfall gekommen, und die Arbeitszeit ist auf die Zeit von $^3/_4$8 bis 12 Uhr ausgedehnt worden. Außerdem hatte er die Ferienzeit um Ostern dieses Jahres von vierzehn Tagen auf acht Tage eingeschränkt. Auch sonst sind mancherlei Erleichterungen, z. B. in der Benutzung der Kataloge, durch seine Fürsorge herbeigeführt worden. Dabei ist der persönliche Verkehr mit ihm ein äußerst angenehmer; mit gewinnender Freundlichkeit und einem wahrhaft vornehmen Anstande waltet er seines Amtes, jedem Auskunft erteilend, bald hier, bald da bei der Entzifferung schwieriger Stellen in den Handschriften mit seiner Erfahrung aushelfend. Wenn er zur Vollführung der Lebensaufgabe, die er sich gestellt hat und die in einer Fortführung der liturgischen Arbeiten der beiden Brüder Assemani, der berühmten orientalischen Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, besteht, einen längeren Urlaub sich erbitten und so von der Verwaltung der vatikanischen Bibliothek sich zurückziehen sollte, so wäre dies ein schwerer Verlust vor allem für die deutschen Gelehrten, die durch ihre Studien nach dem Vatikan geführt werden, umsomehr, als manche ohne die nötige Kenntnis des Italienischen nach Rom kommen und dadurch sich selbst den Verkehr mit den Italienern unnötig erschweren. Möge er nicht allzulange von der vatikanischen Bibliothek ferngehalten werden.

D. R.



Frauen- und Goldschnitt-Literatur.

Von Fritz Koegel.



Es mag manchen verdrießen, aber wir Männer müssen es eingestehen, daß die schöne Literatur jetzt etwas unter dem Pantoffel steht. Ein Holzpantoffel ists ja nicht, seine Absätze sind fein und zierlich, aber ein Seidenpantöffelchen bleibt doch ein Pantoffel, und geschwungen wird er auch, wenngleich von zarter Hand. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die amtliche Berufsstatistik richtig zählt, wenn sie angiebt, daß unter 21 571 schriftstellernden Deutschen nur 431 Schriftstellerinnen seien, aber unter den hunderttausenden von Lesern sind sicher dreiviertel Leserinnen.

Von der leitenden geistigen Stellung, die sie im vorigen Jahrhundert einnahm, als sie die Gesamtbildung der Nation umfaßte, ist die schöne Literatur allmählich herabgestiegen. Die großen, allgemeinen Interessen des öffentlichen Volkslebens sind andrer Art, die Literatur fließt als ein Flüßchen für sich neben dem großen Strome der sozialen, politischen und wissenschaftlichen Fragen her. Im abgeschlossenen Lese- und Gesellschaftszimmer unter dem Schutze der Frauen, die dem öffentlichen Leben fernstehen, hat sie ihren Ort gefunden. Freilich dies Lesezimmer liegt nahe genug an der Straße, es dringt mancher Lärm von draußen herein, und laut genug gehts auch drinnen zu, es gleicht den großen Lesecafés, aus denen man durch thürengroße Fensterscheiben das Promenadenleben vorbeiströmen sieht, oder einem großstädtischen Salon, in dem sich eine Menge der verschiedensten Menschen in beständig wechselnden Gruppen flüchtig plaudernd durcheinander drängt. Die lyrisch-literarischen Theeabende früherer Jahrzehnte waren stiller und andächtiger, aber die Frauen regieren darin heute wie damals. Riehl hat heute noch Recht, die Frauen sind am Ende gar das Publikum, und „das Publikum erzieht sich seine Poeten." Die Frauen haben in der That manchen Poeten erzogen, der heute auch bei Männern in hohen Ehren steht. Paul Heyse ist der geborne Frauenmensch; man merkt es seinen Werken an, daß er zeitlebens die Gesellschaft der Frauen gesucht, vielleicht dem männlichen Umgange vorgezogen hat, das beste an seiner Kunst ist frauenhaft: die zierlich zarte, oft allzu zierliche Form und die weibliche Feinfühligkeit für verborgenes seelisches Leben. Aus dieser angebornen und angebildeten Weiblichkeit kommt er nicht heraus, darum müht er

sich zeitlebens vergebens, ein männlich großes Drama zu gestalten. Gustav Freytag, dessen „Ahnen“ aus dem gewaltig herben deutschen Geschichtsleben doch nur kleine lyrische Ausschnitte feinsinnig abbilden, hat in seinem ganzen schüchtern feinen Wesen etwas weibliches. Geibels weiche, stille Lyrik, deren schönste Lieder von zarter Frauenliebe singen, ist ganz undenkbar in einer Zeit, deren literarischen Charakter Männer bestimmen. Unter all den weichen Poetengesichtern unsrer Tage muß man suchen nach einem Männerkopf, der männlich-herbe Kraft, männlich-eckige Züge und männlich-harten Eigensinn zeigt. Man findet deren wohl, aber in der Stille beiseite; zu den Dichtern, die gerühmt und gekauft werden, gehören sie nicht.

Nun verdanken zwar unsre Poeten den Frauen manches Gute, das sie den Männern nie hätten verdanken können. Warum sollten sie es ihnen nicht danken, da doch Goethe, der Schutzheilige der modernen Dichtung, ihnen mehr verdankt, als Wolfgang Menzel und andre Urgermanen billigen konnten? Von den Frauen kommt das zarte Empfinden, die rücksichtsvolle Anmut des Tones, die Zierlichkeit der kleinen Formen, die heute gefallen. Von ihnen kommt die seelische Kleinmalerei in der Weise Jean Pauls, der seinerzeit der Abgott aller Frauen war. Aber die gefühlsselige Empfindsamkeit, der allzu zarte Backfischton, die überzierlich verschnörkelte Formkünstelei geht mit jenen Vorzügen Hand in Hand, und aus der psychologischen Kleinkunst erwächst eine schwindsüchtige Literatur, die keinen frischen Luftzug vertragen kann. Den weiblichen Dichtern im bessern Sinne reihen sich die Miniatur- und Modepoeten an, eine zierliche Zwergenzunft, die sich im Salon beim liebkosenden Weihräuchern ihrer Freundinnen bisweilen sehr groß vorkommen. Der thatenlos weiche „Ekkehard“ mit seinem burschikosen Maskenhumor und der allzublonde „Trompeter,“ diese beiden Herzenslieblinge der literaturschwärmenden Frauen, sind doch schon zu weich, zu mädchenhaft, um als weibliche Dichtungen im guten Sinne gelten zu können. Sie verdanken ihren Ruhm und ihre hundert Auflagen allein unsern Frauen und Mädchen und stehen mit ihrem achtunggebietenden Alter als die Urtypen und Vorbilder der ganzen langen, langen Reihe von zierlich ersonnenen und kunstreich vergoldeten Dichtwerkchen da, die das Entzücken unsrer Frauen bilden. Da kommen nacheinander alle die kleinen hübschen Bändchen, die von ästhetischen Gesellschaftszirkeln oder gar aus Studentenzimmerchen aufflattern, Wein- und Liebesmärchen wie der „Waldmeister,“ romantisch-lyrische Historien mit Blaublumensentimentalität, wie „Otto der Schütz,“ „amaranthene“ Liederchen, Putlitzische Waldplaudereien, derbere Wolffiaden in verstutztem Volkston, stille Klostergeschichten in altdeutschem Sprachgewande wie „Irmela“ und hinter ihnen drein der ganze Schwarm blauäugiger Herzenslyrik. Wer nennt die poetischen Titel aller der lyrischen Sammlungen und ihrer Herausgeberinnen, wer die Namen der altdeutschen Erzählungen frei nach Freytag und Scheffel mit ihren überdeutschen Jungfrauen und den weiblichen Heldenjünglingen? Das

alles sind Büchelchen zierlich im Innern wie in ihrer Erscheinung, von mäßigem Umfange und niedlich gebunden, die sich am wohlsten fühlen in „Jung Mägdeleins Hand,“ in hübschen Mahagonigestellen und in reizender Gruppirung auf Nipptischen verstreut. Diese minnigen Sachen sind zierlich abgerundet, ohne Ecken und Spitzen, spielen in sanft gedämpften Farben wie die heutigen Moden, die frische, ungebrochene, leuchtende Farben als aufdringlich grell verschreien; es klingt ein weicher Mollton auch in die waldfröhlichen Weisen hinein. Es wird nicht hell gejubelt, aber auch nicht verzweifelnd gewehklagt; die Miniaturpoeten halten sich in bescheidenem Mittelmaße. Nichts hartes und grelles klingt da hinein, unlöslich scharfe Konflikte, die zu Kampf und Untergang führen, sind verbannt, mit aller bänglichen Spannung, die bei mancherlei Trennungs- und Herzensschmerzen die Leserinnen erfaßt, ists so ernstlich nicht gemeint, von vornherein ist alles versöhnlich angelegt, die Aussicht auf einen guten Ausgang verliert sich nicht in den schlimmsten Lagen, und wenn die Leserinnen wirklich einmal verzweifeln zu müssen fürchten, so weiß der hilfreiche Dichter sicher eine unerwartete Lösung: Werner und Margareta müssen sich kriegen, und sollte der Papst selbst die Ehe stiften müssen.

Wir wollen die weiblichen Poeten nicht verlästern: ganze Weiber sind sie noch nicht, und von den wirklichen Frauendichtungen kann man ihre Werkchen immer noch unterscheiden. Sie schreiben ja nicht alle wie Arnold Wellmer, dessen Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgeschichtchen mit den ewig gleichen Puppengesichtern und dem gefühlszitternden Stil den weichsten Frauengemütern zu weichlich geworden sind. Durch die wirklichen Frauendichtungen weht ein eigner Duft, der jedem Kenner die weibliche Abstammung von weitem verrät, der weibliche Schreibstil ist so unverkennbar wie die weibliche Handschrift. Dieser Stil hat seine kleinen Eigenheiten: er ist verschwebend zart und hält nichts von Grundstrichen, er zieht feine Linien, die kaum einen eignen, stark persönlichen Charakter tragen, er liebt runde, hübsche Züge und ergeht sich in zierlichen Schnörkeln. Die Gesichter und Figuren der Frauengeschichten sind so gleichmäßig hübsch gezeichnet, als kämen sie aus Modeblättern, sie lächeln und sprechen so gefühlvoll poetisch, als hätten sie ihr ganzes Leben in schöngeistigen Damenkreisen verbracht, sie bewegen sich so tadellos anmutig, als schwebten sie über die Erde hin; dabei erscheinen sie von rosig gedämpftem Lichte leicht bestrahlt. Die mädchenhaften Männergestalten von weiblicher Erfindung, mit wallenden Locken, blitzenden Augen, fein weißen Händchen, schmalen Füßen und der ganzen jungfräulichen Zartheit im Empfinden und Handeln sind ja genugsam bekannt: eine Familie zahlloser Zwillingsbrüder, die sich nicht einmal durch die Kleidung unterscheiden, denn sie alle gehen modisch elegant. Das glückliche Endschicksal, das ihnen zuteil wird, macht dem guten Herzen ihrer Verfasserinnen Ehre; aber es macht mehr ihrem weiblichen Gemüt als ihrem Kunstgefühl Ehre, daß sie im „Beglücken“ gar so freigebig sind: sie machen in Massenverlobungen

und bringen, wie alte Vermittelungstanten, gern Leutchen zusammen, die herzlich schlecht zueinander passen.

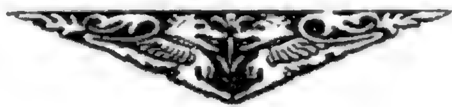
Ganz unheilvoll wirkt der weibliche Einfluß auf die Novellistik, die in Zeitungen und Büchern überreichlich fließt. Drei Viertel davon und mehr ist verschwommenes Zeug, schwächliche Kost für einen verweichlichten Leserkreis. Uralte, einfache Gegenstände werden ohne eignen Stil, ohne lebensvolle Charakterzeichnung, ohne scharfe Beobachtung nach alten Mustern in einer langweilig matten Darstellung mit gefühlvoll blumenreicher Sprache ausgesponnen. Selbständig fühlende Leute mit etwas literarischer Bildung kommen über den Anfang dieser Geschichten nicht hinaus, aber unzähligen gelten diese blassen Schablonenerzählungen für wirkliche Kunstwerke. Doch auch wir andern, soviel wir der heutigen Literatur ein Interesse zuwenden, urteilen weiblicher, als wir wollen und wissen. Wir stammen alle aus der Schule der Frauen und sind gewöhnt, wie sie, literarische Erzeugnisse anzusehen. Wie wäre es sonst möglich, daß Männer modernene Miniaturpoeten so maßlos überschätzen könnten? Wie hätten ägyptische Romane von Backfischbildungshöhe trotz ihres kraftlos glatten Stils, trotz ihrer redseligen Menschenpuppen, trotz ihrer ermüdend breiten Schilderungssucht ein Jahrzehnt lang fast widerspruchslos gerühmt werden können? Wenn wir nicht allesamt etwas verweiblicht wären, wie könnten wir unsern Frauen und Mädchen geduldig jahraus, jahrein zu Weihnachten und wann sonst diese Bücheldchen schenken?*)

Freilich die weiblichen Einflüsse, die in der literarischen Öffentlichkeit auf uns eindringen, sind stark. Für die Frauen erscheinen eine Menge „Frauenzeitungen," illustrirte und nicht illustrirte, mit und ohne Modebeilagen; im Frauenstil gehalten sind alle die Blätter, die fürs Haus und die Familie bestimmt zu sein vorgeben; wollen die Männer, die doch auch sozusagen zur Familie gehören, mitlesen, so müssen sie eben rücksichtsvoll ihren Geschmack dem ihrer weiblichen Familienglieder anbequemen. Sie thun das auch gern und lesen ihre bunten Blätter gerade so eifrig, so kritiklos und so dankbar wie die Frauen. Die politischen Zeitungen selbst, deren streitbarer Tagesinhalt den Frauen ein Gräuel ist, haben „unterm Strich" eine Plauderecke eingerichtet, in der sie leichte Allerweltsunterhaltung bringen, wie sie die Frauen lieben. Die Geschichtchen des vermischten Teiles und die Novellen des Feuilletons versöhnen die Leserinnen wieder mit dem nutzlos bedruckten Papier der Hauptabteilungen. Wollte die literarische Welt sich als Republik konstituiren, sie müßte, wenn sie aufrichtig wäre, eine Präsidentin ernennen, und sie würde es zweifellos thun, wenn die Wahl nach allgemeinem Stimmrecht geschähe.

---

*) Es ist nicht bloß in der Literatur so. Auch Richard Wagners „Musikdrama" ist nur durch die Frauen so lange gehalten worden. Der Umschlag, der sich jetzt vollzieht, wäre sonst längst da. D. Red.

Die Dichter und ihr Anhang, Verleger und Buchhändler, stehen sich nicht schlecht bei dieser weiblichen Schutzherrlichkeit. Die Frauen sind nachsichtigere und dankbarere Leserinnen als die Männer; sie erziehen nicht nur ihre Poeten, sie verziehen sie auch. Vor allem aber kaufen sie und verschenken, das heißt, man kauft, um ihnen zu schenken. Der Gelehrte, der Geschäftsmann muß allerlei Werke, die er zum Handwerk notwendig braucht, so teuer bezahlen, daß er gar kein Geld übrig hat, für sich selbst belletristische Sachen zu kaufen, wie ein häßliches Wort die schöne Literatur mißächtlich bezeichnet. Für sich kauft er keine Gedichte, keine Romane, die er aus Leihbibliotheken so bequem haben kann, aber für „sie“ ists etwas andres. So sorgen die Frauen, daß wenigstens einmal im Jahre, vor Weihnachten, die Schaufenster unsrer Buchläden in buntem Flore prangen. Da erscheinen in goldverzierten Kalikobänden mit schönen Titelbildchen die neuesten Romane der allbeliebten Dichter, die „auf keinem Weihnachtstische fehlen sollten.“ Da liegen in grünen, roten, braunen und veilchenfarbenen Einbänden alle die alten episch-lyrischen „Sänge,“ alle die Anthologien, da prangen in buntem Leder mit fußlangen Goldbuchstaben riesengroße Prachtwerke. Da gleichen im Dezember die Spalten und Beilagen der Zeitschriften und Zeitungen ellenlangen Bücherkatalogen, die mit prahlerischer Aufdringlichkeit ihre eigne Vortrefflichkeit preisen. Die Buchhändler sind den Frauen wirklich zu großem Danke verpflichtet. Wie hätten sie je daran denken können, kleine Dichterwerkchen in Großfolio erscheinen zu lassen, wenn nicht Frauen dawären, die sich diese ihre Lieblingsbüchelchen mit mächtigen Bildern verziert, verschwenderisch prächtig gedruckt, als Riesenbände schenken lassen! Ginge es nach der Ausstattung und der Buchgestalt, unsre Frauendichter wären die reichsten, größten Dichter der Weltliteratur. Einem Gedichte, das Julius Wolff gesungen und Paul Thumann illustrirt hat, wie könnte dem ein Frauenherz widerstehen! Dem Manne liegt am äußeren Gewande nicht so viel, wenn es nur dauerhaft und geschmackvoll ist, es dünkt ihn widersinnig, daß der Einband des Buches mehr wert sein soll als der Inhalt. Er weiß oft aus Erfahrung, wie betrübend es ist, wenn das bei Menschen vorkommt. Die Frauen haben es ihn gelehrt.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Sechzehntes Blatt.

Emmy auf dem Schubkarren in meinem versinkenden Paradies.

a, das wollte ich eigentlich auch schon längst einmal fragen, Herz — wirklich, weshalb hat denn dein armer Papa nicht mit auf die große Fabrik unterschrieben, da alles ihm doch so bequem lag, und hat keine Aktien genommen, sondern ist leider gestorben, obgleich die Herren Asche und Riechei ihm doch seinen Prozeß gewonnen haben? fragte Emmy hinter dem alten Kriegswall unterm Weißdornbusch.

Weil er nicht anders konnte, Lieb.

Ach ja, es muß wohl so sein; obgleich es recht schade für uns ist und obgleich auch mein Papa seine Gründe bis heute nicht recht begriffen hat.

Hm, Kind, nach dessen Anhänglichkeit an seinen letzten grünen Spazierfleck inmitten seiner Umgebung von Stein, Mörtel, Kalk und Stuck möchte ich das doch nicht allzu fest behaupten. Jedenfalls haben er und ich einander in dieser Hinsicht immer recht gut begriffen.

Ja, Gott sei Dank, in diese seine Schrullen hast du dich immer recht gut zu finden gewußt, und ich bin dir auch sehr dankbar dafür gewesen; aber daß du's nicht bloß aus Liebe zu mir, sondern wahrhaftig aus wirklicher Liebhaberei zu seinen sonderbaren Ideen gethan hast, das habe ich doch erst während unsers jetzigen merkwürdigen Sommeraufenthaltes in eurer merkwürdigen Mühle erfahren. Nun ja, es ist ja auch so recht schön, und es hat sich ja auch, gottlob, alles nach des Himmels Willen recht passend zusammengeschickt, und die Vorsehung weiß eben alles doch am besten, wenn ihr Gelehrten das auch manchmal leugnen wollt. Erzähle nur weiter. Eine Weile dauert es wohl noch,

ehe die Sonne auf deinem schrecklichen Feldwege erträglich wird und du deinen spaßhaften langen Schatten auf dem Felde vor dir herwirfst auf dem Rückwege nach deiner närrischen, lieben, armen Mühle. Ja, ihr seid richtig Vögel aus einem Nest, du und mein armer, lieber Papa! Schnurren, Miezchen, müßte der Mensch können und dabei wiederkäuen; nachher wäre mein Ideal von ihm fertig, pflegte er dann und wann zu bemerken, wenn er mich nach Tische am Kinn nahm. Ach, ich fühle seine liebe, arme Hand noch immer um die Mittagszeit, obgleich ich jetzt freilich dir zuliebe meine eigne Küche habe in Berlin!

Selbstverständlich erzählte ich nicht weiter. Spinnen und schnurren wie Miez am Ofen oder in der Sonne und wiederkäuen konnte auch ich noch nicht, obgleich ich das Ideal meines klugen und vergnügten Schwiegervaters wohl begriff und es wirklich vielleicht dann und wann nicht ungern zur Darstellung gebracht haben würde. Aber am Kinn konnte ich sein liebes Kind, mein liebstes Weibchen, auch nehmen; und am Kinn lassen mußte ich es jetzt beim Heimchengezirp, im Thymianduft, in der blühenden Heide im Hagedornschatten, allem verjährten Verdruß und Elend und allen gegenwärtigen Schubkarren, Äxten, Schaufeln, Hämmern und Sägen unter den Kastanienbäumen und in der leeren Wirtsstube von Pfisters Mühle zum Trotz.

Es waren ja doch auch noch andre Dinge zu besprechen als die überwundenen Erlebnisse der Leute in und um Pfisters Mühle! Hatten wir denn nicht in der lebendigen Wirklichkeit dort in der Ferne, jenseits des grünen Schanzenwalles, jenseits des Friedens von Wiese und Ackerfeld unser selbstgebautes Nest nicht nur so weich als möglich auszufüttern, sondern auch zu Zeiten mit Schnabel und Klaue im bittersten Sinne des Wortes gegen die große unruhige Stadt Berlin zu verteidigen? Waren wir nicht bereits mehrfach mit unserm Hauswirt und einmal sogar auch mit der Polizei in Konflikt geraten, und hatte nicht Emmy schon das innigste Verlangen, einmal ganz persönlich mit dem Präsidenten der letztern zu reden und ihm ihren und seinen Standpunkt zum Besten der allgemeinen Behaglichkeit klar zu machen? Und war vor allem nicht noch die große Frage zu lösen, wo wir „bei unsern beschränkten Räumen“ einen Zuwachs an Raum für einen (sieh mich nicht so närrisch an, bitte, bitte, du dummer Peter! flüsterte Emmy) andern ahnungsvollen, glückseligen, wunderbaren Zuwachs hernehmen sollten?

Da hat es Frau Albertine doch gewiß besser, seufzte Emmy, als nun wirklich auf dem Heimwege und auf dem engen Feldpfade unsre Schatten ganz spaßhaft lang, aber glücklicherweise ineinander fielen. Oh, die kann sich ausdehnen! oh, wenn ich an die denke und dann an uns, so wird mir ganz schwindlig!... Gleich zuerst Zwillinge und jetzt bald das vierte! Aber wenn der das Gelaß nicht reicht, so baut der Doktor ganz sicher auf der Stelle an. In dieser Hinsicht hat die Frau es viel besser als ich!

Aber sie hat es vielleicht vorher nicht so gut gehabt wie du, mein Herz!

wagte ich meiner kleinen Melancholikerin in ihren bedrückten Umständen als einen kleinen möglichen Trostgrund ganz heimlich zuzustecken, und glücklicherweise gelang es, und dies beruhigende Wort fand vollen, zustimmenden Wiederklang.

Aus der Tiefe ihres guten, mitleidigen Herzens aufatmend, meinte meine Frau:

Das ist freilich auch wahr! Ja, das arme Mädchen! sie hat es recht schlimm gehabt, ehe sie es besser bekam. Komm doch mit unter meinen Sonnenschirm, Mann; die Sonne sticht noch immer recht sehr, und ich möchte dich doch nicht ganz als geschälte Zwiebel nach Hause bringen. Du hast mich auch ohne das heute schon mehrmals zu Thränen und zur Rührung gebracht. Erzähle weiter, aber zapple nicht so, sondern bleib mit unter meinem Schirm.

Ich bemühte mich nach Kräften, beim Weiterwandern nicht zu sehr zu zappeln und in dem lieben blau-rosigen Schatten zu bleiben, den mein junges Weib auch auf diesen Weg unseres Lebens warf.

Als der Tag im veränderlichen Monat April eintrat, der Tag, an welchem ich zum erstenmal von meinen nächsten Heimatsumgebungen für längere Zeit Abschied zu nehmen hatte, um in die Ferne und auf die Universität zu ziehen, war der Prozeß meines Vaters gegen Krickerode bereits im Gange, und wie uns um und in Pfisters Mühle däuchte, stand das Universum auf den Zehen, das Resultat erwartend.

Asche hatte nichts mehr von sich hören lassen. Der war schon in Berlin. Aber an einem sonnigen, windigen, dann und wann von einem Regenschauer besprengten Tage kam ich in sehr seltsamer Weise doch wieder zu der Gewißheit, daß er noch in der Gegend spukte und in innigster Art mit ihr in Verbindung zu bleiben sich bemühte.

Unser Fluß im April war wie je vorher, ehe Zucker an seinem rauschenden, murmelnden Laufe gemacht wurde. Die Vorfrühlingsfluten vom Gebirge her hatten allen Schlamm und Wust aus Krickerode von seinem sonnenbeleuchteten Grund und von seinem Ufergebüsch weg und abgespült. Es lag der erste lenzgrüne Hauch auf Baum und Strauch, auf Wiese und Feld. Daß allerlei Blumen blühten und einige Arten bereits verblüht waren, achtete ich durchaus nicht. Ich hatte an andre Dinge zu denken, als ich nochmals jenen Pfad am Bache aufwärts hinschlenderte, den wir an jenem zweiten Weihnachtstage mit Samse und dessen ominösem Flaschenkorbe gingen.

Es gehörte zwar alles dazu, aber — im einzelnen, was waren Blumen, was Frühlingsgrün, was Krickerode, was Prozesse, ja, was Pfisters Mühle für das erlöste Pennal, für den angehenden Fuchs, für den freien, von den Göttern auf seine eignen Füße in das unermessene Dasein hingestellten Menschen, kurz, für den demnächstigen studiosus philologiae Eberhard Pfister?

Grün mochte die Welt sein, blau mochte sie sein: so blau, so grün wie ich, Ebert Pfister, war sie nicht um diese Zeit, in diesen oder — jenen Tagen. Und es war, den Unsterblichen sei Dank, mein volles, unbestrittenes Recht, in

mir grüner, blauer, bunter mich zu empfinden als irgend etwas andres rings um mich her!

Doch da trat nun aus dem Frühling, aus dem Licht und Schatten, aus dem großen Andern um mich her eine Gestalt, die meinem unbefangenen und gleichmütigen Mitatmen im übrigen doch wenigstens für einige Zeit ein Ende machte. Albertine Lippoldes redete mich an auf dem Buschpfade an meines Vaters Mühlwasser.

In demselben abgetragenen grauen Kleide wie an jenem Weihnachtsfeiertage stand sie unter dem nämlichen Baum an der Hecke wie damals, wo sie auf ihren Vater und unsre Expedition zur Erforschung der Gründe vom Untergange von Pfisters Mühle wartete. Als ich, betroffen ob ihrer bleichen und kränklichen Erscheinung, stehen blieb und die Mütze zog, kam sie auf mich zu und reichte mir die Hand.

Sie lächelte auch dabei, aber es war das Lächeln einer, die ein schweres Leid auf der Seele trägt und ein schwerwiegendes Wort auszusprechen hat.

Sie wollen uns nun auch verlassen, Herr Pfister? Und Sie gehen jetzt auch nach Berlin? fragte sie, und als ich dieses stotternd bejahte, sagte sie mit leiser, beklommener Stimme:

Dann hätte ich wohl eine Bestellung dort, Herr Ebert, und Sie würden mir einen rechten Gefallen thun, wenn Sie dieselbe ausrichten wollten.

Mit dem größten Vergnügen, Fräulein! Alles, was Sie wünschen. Was und an wen? Mit der Rapidität eines Molkakäf—, ja wirklich und auf Ehre, Fräulein Albertine, mein Herzblut würde ich —

Das nicht, Sir Childe, sagte das Fräulein und lächelte noch einmal dabei. Nur ein Wort an Ihren Freund, Herrn Doktor Asche, auszurichten, möchte ich Sie freundlich bitten. Und damit verschwand das Lächeln aus ihren feinen, müden Zügen, als würde es nie wieder dahin zurückkehren. Mit einer bittenden Bewegung beider Hände, doch mit einem fast zornigen Blick über mich weg in die grüne, eben wieder im Sonnenlichte glänzende Ferne, flüsterte sie mit unterdrücktem Schluchzen:

Sagen Sie — bestellen Sie Ihrem Freunde, daß Albertine Lippoldes ihm von ganzem Herzen dankbar sei für seine Güte gegen ihren Vater, daß er aber kein Recht — daß er es unterlassen müsse, sie so rat— sie noch ratloser zu machen durch seine — Teilnahme. Sagen Sie Ihrem Freunde, daß mein armer Vater wirklich nicht mehr das Mitleid von der Anerkennung zu unterscheiden wisse; aber daß mich mein Leben, vielleicht vor der Zeit, alt und sehr klug gemacht habe, und daß Albertine Lippoldes nicht mehr so leicht sich der bestgemeinten Täuschung hinzugeben verstehe. Bestellen Sie Ihrem weisen, treuen, guten Freunde —

Ob ich es damals schon ganz genau wußte, was ich eigentlich sagen und bestellen sollte, weiß ich auch heute noch nicht, aber daß auch mir die Thränen

in den Augen standen, und daß ich, dieselben hinterschluckend, versprach, alles ganz genau auszurichten, weiß ich heute noch sehr genau. Ich habe in der Erinnerung ein Flimmern vor dem Gesicht, das ich vielleicht auch auf einen eben niederrauschenden Regenschauer jenes Apriltages schieben könnte. Durch dieses Flimmern sah ich, wie Fräulein Albertine ihr Tuch fröstelnd zusammen- und über ihr Haupt zog und rasch, doch unsichern Fußes, zu dem verwahrlosten Anbauerhause zurückeilte zu dem kümmerlichen Dach, unter welchem Doktor Felix Lippoldes wirklich nur noch von dem Mitleiden und nicht mehr von der Anerkennung der Welt lebte oder vegetirte.

Und trotzdem, daß ich damals noch ein recht junger Mensch und sehr dumm und unerfahren in den meisten, und zwar innerlichsten Angelegenheiten des Lebens war, fühlte ich doch in aller Verblusterung durch, weshalb ich gerade dem Doktor A. A. Asche in Berlin diese mir eben von dem Fräulein aufgetragene Bestellung ausrichten sollte. Gegen Vater Pfisters hilfreiche Hand hatte Albertine Lippoldes nimmer mit ihren zwei hilflosen tapfern Händen eine abwehrende Bewegung gemacht.

Ich sah das Fräulein vor meiner Abfahrt zur Universität nicht wieder, aber wohl den Papa Lippoldes. Diesen traf ich noch einmal in der Stadt, doch will ich nicht genauer beschreiben, in welchen Zuständen. Auf dem Hausflur des blauen Bockes unter den Marktleuten, Ausspanngästen und städtischen Kutschern und Straßenvagabunden fand ich ihn vor dem Schnapsschank. Da hängte er sich an mich, redete mit schwerer, stammelnder Zunge auf mich ein und gab mir seinerseits seine Grüße an seinen liebsten Freund, seinen einzigen Freund Asche, seinen besten Freund Adam, seinen letzten Trost und seine letzte, einzige, wahre Stütze in dieser „Lausewelt“ mit. Am andern Tage ging ich mit beiden Bestellungen aus Pfisters melancholischer Mühle in die so lachende, sonnige, aller Wunder und Hoffnungen volle Welt weiter hinein und nach Berlin.

Jott sei Dank, da sind wir denn endlich! seufzte Emmy mit echtestem Berliner Accent, und erinnerte mich dadurch aufs hübscheste und vergnüglichste, daß ich nicht ohne Erfolg auf die Suche nach Abenteuern, Wundern und verzauberten Prinzessinnen von meines Vaters Hause ausgezogen sei. Ob sie aber mit ihrem Ausruf ihre Vaterstadt Berlin oder unsern Mühlgarten meinte, kann ich nicht sagen. Jedenfalls waren wir wieder unter den schattigen, grün und treu aushaltenden Kastanien und unter den stillen Tischen und Bänken des letztern angelangt. Das Kind aber war nicht auf einer der Bänke niedergesunken; es hatte sich, mit dem Taschentuch sich Kühlung zuwehend, auf einem der Schubkarren, die man behufs der demnächst beginnenden Erdarbeiten unter den unschuldigen, lieben, vertrauungsvollen Bäumen zusammengefahren hatte, hinsinken lassen.

Siebzehntes Blatt.

Fräulein Albertine hat etwas nach Berlin zu bestellen.

Der Architekt für den neuen Fabrikbau an Stelle von Pfisters Mühle ist gar kein übler Mann, obgleich er keineswegs jenem berühmten Kollegen in den Wahlverwandtschaften gleicht und durchaus nicht „ein Jüngling im vollen Sinne des Wortes“ zu nennen ist, sondern als ein weniger wohlgebautes als wohlbeleibtes Individuum mit der Veranlagung zu einer Kümmelnase sich darstellt. In Berlin hat er den Doktor Asche kennen gelernt, und in unsrer Stadt, am entgegengesetzten Ende unsrer Pappelallee, gehört Doctor juris Riechei zu seinen behaglichsten Bekanntschaften, und der Herr Baumeister weiß ganz genau anzugeben, weshalb es garnicht anders möglich war, als daß jene beiden Herren sehr wohlhabende Leute wurden, „wahre Fettaugen auf unsern bekannten dünnen Bettelsuppen.“

Es sind beides Phantasiemenschen, meint er, der Architekt, aber alle zwei mit dem richtigen Blick und Griff fürs Praktische. Und, lieber Pfister und gnädige Frau — das Ideale im Praktischen! Das ist auch meine Devise. Verlassen Sie sich darauf, bester Doktor, Sie sollen auch noch Ihre Freude an dieser Stelle erleben, wenn Sie uns — mir noch einmal mit der Frau Gemahlin übers Jahr hier das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollen. Das Schöne, das Großartige im innigen Verein mit dem Nützlichen! so hält's auch unser gemeinschaftlicher Freund Asche, den ich, wie gesagt, ebenfalls in seinen Anfängen kannte. Und Sie, Pfister, konnten garnichts Gescheiteres thun, als Ihr an hiesiger Stelle überflüssig und nutzlos gewordenes Kapital in seinem Unternehmen anzulegen. Gigantisch — einfach gigantisch das! Und daneben — in feinster Renaissance dieses Lippoldesheim! wundervoll! . . . Nun, ohne mir schmeicheln zu wollen, wir werden jedenfalls unser bestes thun, unsre Gesellschaft und ich, Ihnen etwas ähnlich Imponirendes auch hier auf Ihres seligen Papas idyllisches Besitztum hinzustellen. Wir verlassen uns fest darauf, daß Sie sich die Geschichte übers Jahr wenigstens mal flüchtig ansehen.

Wenn es mir möglich ist, sagte ich müde. Der Architekt mit dem Zirkel in der Hand und der Bleifeder im Munde beugte sich von neuem über seinen in meines Vaters leerem Gastzimmer ausgebreiteten Plan, indem er meine Frau, soweit ihm das möglich war, tiefer sowohl in das Ideale wie das Praktische, das Schöne wie das Nützliche, das Grandiose, das Imponirende und das Idyllische desselben mit sich zog.

Ich komme gleich wieder heraus unter die Bäume, Ebert, sagte Emmy über die Schulter; und unter den Bäumen und zwischen den Schubkarren hatte ich eine geraume Zeit allein für mich mit der erloschenen Zigarre zwischen den Zähnen auf und ab zu wandeln, ehe sich mein Weib wieder zu mir fand. —

Es läßt sich nicht leugnen, großartig ist das wasserverderbende Geschäft am

Ufer der Spree, in welchem Freund Adam heute als leitende Seele waltet; als Fräulein Albertine mich mit ihrer Bestellung zu dem Phantasiemenschen mit dem merkwürdigen Blick fürs Praktische schickte, traf ich ihn freilich noch auf den unteren Stufen der Leiter des Glücks, aber doch schon im Begriff, drei Staffeln für eine nach der Höhe hinauf zu nehmen.

Nun kam es mir zu tage, weshalb er sich vordem so eingehend mit der schmutzigen Wäsche des Ödfeldes im allgemeinen und der Schlehengasse im besondern beschäftigt hatte. Schmurky und Kompagnie hieß die Firma, unter der er augenblicklich noch seine wissenschaftlichen Erfahrungen im Fleckenreinigen im Großen genial zur Geltung brachte. Und wenn er selber in der umfangreichen Stadt Berlin noch etwas schwierig zu finden war, so fand ich Schmurky und Kompagnie doch sofort und mich, gerade wie bei Krickerode, vor gothischen Thoren und Mauern, hinter denen sich ganz etwas andres tummelte als Ritter, Knappen, Edelfräulein, Falkoniere und Streitrosse.

Betäubt schon durch die sonstigen Erlebnisse meines ersten Tages in der Hauptstadt, wurde ich willenlos, vom Thürhüter aus, sozusagen von Hand zu Hand weitergegeben, und zwar durch den größten Tumult und die übelsten Gerüche, die jemals menschliche Sinne überwältigt hatten. Über Höfe und durch Säle — wie selber erfaßt und fortgewirbelt von dem großen Motor, dem Dampfe, der um mich her die Maschinen — Zentrifugalen, Appreturzylinder, Rollpressen, Kalander, Imprägnir-, Kräusel-, Heft-, Näh- und Plisséemaschinen in Bewegung setzte, taumelte ich; — durch Wohldüfte, gegen welche meines Vaters Bach in seinen schlimmsten Tagen, gegen welche die Waschküchen und sonstigen Ausdünstungen der Schlehenstraße im Ödfelde garnichts bedeuteten, mußte ich; — und in einem von dem ärgsten Getöse nur durch eine dünne Wand geschiedenen Raum fand ich den Freund, nicht mehr über Olgas Unterrock, sondern über ein zahlen-, buchstaben- und formelnbedecktes Papierblatt mit seinem Leibe und seiner Seele, mit all seinem Wissen und Können gebeugt und — richtete ihm Albertine Lippoldes Bestellung aus! . . . Ich darf ihm aber das Zeugnis geben, daß er alles ihm eben Vorliegende beiseite und über den Haufen warf, als die letzte führende Hand mich ihm in das Allerheiligste seiner großen — chemischen Waschanstalt schob. — —

Mein Telemachos! . . . Ebert — mein Sohn Ebert Pfister von Pfisters Mühle! . . . Bengel — Knabe — Jüngling, welch ein Hauch und Licht aus bessern, besten Tagen! Was zum Henker, richtig — seit einem halben Jahre schon angemeldet hier im Morast, im Pechsumpf, in Malebolge. Na, so kann ich dir nun wiederum raten, stehe nicht so dumm da, sondern stürze in meine Arme, Kind.

Ich stürzte, warf mich in seine Arme, das heißt, wir schüttelten herzhaft und mit wahrhaftiger Freude einander die Hände, und dann zog mein Exmentor vor allen Dingen seinen Rock aus und meinte:

Du kommst im Fleisch aus einem Reiche, in dem ich mich eben im Traume temporär aufhielt. Du wirst mir allerlei erzählen wollen, und wir können dann ja unsre Notizen vergleichen. Gefrühstückt wirst du haben, zum Mittagsessen fahren wir in die Stadt — vor dem verdammten Gelärm nebenan hört man sein eigen Wort nicht und noch weniger das eines andern: vielleicht würdest du vorziehen, bei etwas geringerm Getöse und in etwas reinerer Luft von euch zu berichten?

Ja, es riecht hier in der That wie bei uns im Winter nach allerlei, aber vorzüglich nach Benzin, wie damals in deiner Schlehengasse.

In der That? Merkst du das wirklich? schmunzelte Asche geschmeichelt. Benzin! grandioser Fortschritt, riesige Errungenschaften, stupifizirende Neuerungen! Ich hoffe, dir an deiner eignen Garderobe demnächst zu beweisen, welche Gigantenschritte wir auf dem Wege zur höchstmöglichen Vollkommenheit in unserm Fache gemacht haben! Dreh' dich mal um; — wie wär's, wenn du auf der Stelle deinen Rock auszögest und ihn in jene Klappe reichtest? Wir stellen dir sofort die allein aus dem Kragen extrahirten Fettteile als Rosenpommade und Kokusnußölsodaseife wieder zu! Du möchtest lieber nicht? Nun, so rede mir jedenfalls mit Achtung von allem bei siebzig bis hundert Grad destillirendem flüssigen Kohlenwasserstoff, und da die Verwendung desselben wirklich mit einigem Lärm verknüpft ist, so komm mit. Wandeln wir auch hier ein wenig an unserm Wasserlauf auf und ab, denke dich völlig nach Pfisters Mühle und erzähle mir so viel als möglich von — euch!

Er führte mich durch eine zweite Thür seines Arbeitsgemachs merkwürdigerweise durch ein von gothischen Kreuzgängen im Viereck umgebenes Klostergärtchen in einen andern Korridor, zu einem andern Flügel des ungeistlichen Fabrikgebäudekomplexes und von da aus platt auf die Landstraße an der, wie es schien, halb ohnmächtig vor Ekel auf niedergetretenen „Parisern" gen Spandau schlurfenden Spree.

Es hindert dich durchaus nichts, dir einzubilden, wir schritten wiederum, still und friedlich, wenn auch mit einiger Sehnsucht nach der Ferne, an den Bächen deiner Heimat. Nun singe mir dein Lied von Pfisters Mühle! Was macht der alte Herr? Gedenkt die Jungfer Christine meiner noch mit dem alten Wohlwollen? Und vor allen Dingen, wie steht der große Prozeß Pfisters Mühle gegen Krickerode?

Ich dankte für alle diese gütigen Nachfragen und war aus eignem Bedürfnis ziemlich ausführlich. Mein Exmentor nahm alles mit Gleichmut hin und machte mir den Eindruck, als ob er stellenweise bei meinem Berichte abwesend sei, und zwar in dem kleinen Kabinet, dem Maschinenlärm, dem destillirten Kohlenwasserstoff und den Bogen mit den Zahlen, Buchstaben, Formeln und Figuren von Schmurky und Kompagnie auf der andern Seite der Straße.

Und dann habe ich zuletzt noch eine Bestellung an dich, Asche.

Die wäre? .. schwach opalisirend ... nicht flüssige Substanzen ... 11,36 Prozent Chlor — du weißt, wie du mir durch die kleinste Notiz aus dem alten, lieben Leben das Herz erregst —

Von Fräulein Albertine Lippoldes nämlich.

Da that der Mann an meiner Seite und am Ufer des graufarbigen Stromes einen Schritt zur Seite, um mich besser ansehen zu können. Er packte mich auch am Arm, und zwar garnicht sanft, und schnarrte:

Was sagst du? Was hat sie gesagt? Was hatte sie mir durch dich

dummen Jungen zu bestellen? Menschenkind, bei den unzählbaren Wohlthaten, die ich dir vordem erwiesen habe —

Sie läßt dir sagen, Adam — o, ich wollte, ich könnte dir malen, wie sie dabei aussah —

Garnicht nötig; aber ich tauche dich sofort dort in die schleichende Brühe, wenn du mir das geringste von dem deinigen zu ihrer Meinung thust!

Nun, sie läßt dir, zitternd, ich weiß nicht, ob vor Verdruß oder Unglück, aber jedenfalls mit verschluckten Thränen bestellen, daß sie dir von Herzen dankbar sei, daß du aber doch lieber unterlassen mögest, sie ferner so sehr zu kränken. Sie wisse noch das Mitleid von der Anerkennung zu unterscheiden, aber ihr Papa nicht mehr. Und sie sagt, daß es sie recht elend mache, dir auch noch und nicht bloß meinem Vater und andern verpflichtet zu werden. Wir standen an der Hecke, gerade an der Stelle, wo du die erste Flasche aus Samses Flaschenkorb mit dem Wasser aus Krickerode fülltest, und sie, wie gesagt, mit Frösteln, und ich weiß nicht, ob sehr zornig auf dich oder sehr dankbar. Denn es fing wieder an zu regnen, und sie ging auf unsichern Füßen nach Hause, gerade wie an dem Morgen, wo du mit uns ihr so zweifelhaft nachsahst, nachdem ihr Vater uns zum Frühstück eingeladen hatte. Und den Papa Lippoldes habe ich kurz vor meiner Abreise auch noch gesprochen, und zwar im blauen Bock. Du seist sein letzter und einziger Trost, läßt er dir bestellen, und er halte dich auch für den einzigen, der ihn je begriffen, verstanden und vor allem seinen „Eulogius Schneider“ gewürdigt habe, und die Nachwelt werde das dir anerkennen, und er werde in seinem litterarischen Nachlasse auch auf dich hinweisen und dich in das Gedächtnis des kommenden Menschengeschlechts mit hinübernehmen.

Den lauten, schreiigen Hals hätte man dem Narren bei seiner Geburt umdrehen sollen. Das wäre eine Wohlthat für mich, für ihn und für die Welt und Nachwelt gewesen! Zum Henker mit seinem Bombast, Quark und quäkigen Egoismus. Na, die Seife, die ich mir daraus koche! Ebert Pfister, mein lieber Sohn, du wirst heute und noch manch ein andermal mein Gast sein, aber den Appetit hast du mir für diesmal gründlich verdorben. Komm mit und laß sehen, wo du in dem räudigen Nest dort unter der Rauchwolke untergekrochen bist. Es ist mir ein Trost, daß ich wenigstens dich aus den alten, bessern Tagen wieder in der Nähe habe. Daß ich mein Mentoramt unter veränderten Umständen hie und da von neuem aufnehme, wird dich nicht hindern, deine eignen Wege zu gehen. Hm, diese albernen, braven Frauenzimmer — diese Weiber — diese dummen, guten Mädchen mit ihren verschluckten Thränen und — sonstigem Unsinn. O Krickerode, Felix Lippoldes und Pfisters Mühle — o Schmurky und Kompagnie!

Das letztere murrte er kaum verständlich in sich hinein. Wir fuhren sodann in die Stadt, und der Freund machte sein Wort gleich wahr und nahm seine Mentorschaft mit der alten, närrisch versteckten Hingebung auf. Er führte mich auch in seine dermalige Privatwohnung, die sich um ein Beträchtliches in Ansehung menschlichen Behagens von der in der Schlehenstraße unterschied. Ich ließ einige Bemerkungen darüber fallen, in wie verhältnismäßig kurzer Zeit jeglicher Duft und Schein von Vagabundentum um ihn her verschwunden sei, und er meinte ruhig:

Es ist besser, nie und nirgend zu laut von dem zu reden, was man auf der Spindel hat. Merke dir das für kommende verständigere Jahre, Kind.

Beiläufig, du wirst wahrscheinlich bald nach Hause schreiben, um deine glückliche Ankunft und deinen ersten Eindruck hier zu melden?

Ich thäte jedenfalls meinem Vater ein Liebe damit.

Dann thue sie ihm ja, und von mir laß einfließen, du habest deine Botschaft richtig ausgerichtet.

Weiter nichts, Asche?

Stelle keine überflüssigen Fragen in betreff der Schicksale andrer an die Zukunft, sondern beschäftige dich fürs erste möglichst intensiv mit dem, was vor deiner eignen Nase liegt, vir juvenis. — — —

Du, dem Herrn Baumeister seine neue Anlage imponirt mir aber doch wirklich sehr! sagte Emmy, unter den Kastanien von Pfisters Mühle wieder ihren Arm in den meinigen hängend.

Achtzehntes Blatt.

Ausführlicher über Jungfer Christine Voigt.

Es ist doch heute eigentlich recht sonderbar, daß du dich so lange in Berlin aufhieltest, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, und wahrscheinlich auch, ohne daß wir uns je einmal auf unsern Schulwegen begegneten, sagte Emmy.

Einige Semester war ich ja auch auf andern Schulen, meinte ich. Aber —

Aber das Schicksal legte es dir doch vor die Nase, daß es in Berlin am besten für dich zum Studiren sei — was?

Es ging nicht anders; ich mußte dem Kinde mit einem Kuß die Versicherung geben, daß sie wie in vielen andern Sachen meines Lebens, so auch in diesem Dinge vollständig recht habe. Das geschah in unserm Stübchen unterm Dach, während es draußen wieder einmal regnete, und unter den ersten Vorbereitungen zum Packen und zur Abfahrt von Pfisters Mühle.

Die Zeichen, daß unsre flüchtige Sommerlust hier zu Ende sei, mehrten sich zu sehr. Der Architekt in der Gaststube unter uns pfiff Tag für Tag über seinen Plänen das Beliebteste aus den neuesten Sommertheateroperetten. Bruchsteine wurden ununterbrochen angefahren und in Quadraten aufgeschichtet. Es war ein ewiges Kommen und Gehen, Schimpfen und Lärmen von allerlei Volk, und meine alte Christine war zu nichts mehr zu gebrauchen in der alten, verlorenen Mühle! ....

Ach, es ist eigentlich viel zu wenig die Rede gewesen in diesen Blättern von der alten Christine. Ach, wenn jemand mit in die Bilder gehörte, die ich hier von Pfisters gewesener Mühle malte, so ist das meine arme, greise, liebe Wärterin und Pflegemutter, so ist das die harte, arbeitsselige Hand, die traute, treue, weibliche Seele von meines Vaters Haus und Hof, Küche und Keller, Feld und Garten, die letzte „schöne Müllermaid“ des Ortes.

Ich hatte Latein, Griechisch, moderne Sprachen und sonst allerlei erlernt. Ich war in Berlin, Jena und Heidelberg auf Schulen gewesen, und auch sonst noch ein gut Stück in die Welt hinein, in Ländern, wo Menschen die modernen Sprachen zum Hausgebrauch haben. Ich hatte mir ein ander Hauswesen in der großen Stadt Berlin gegründet und ein jung Weib hineingenommen — und ich und mein Weib, wir waren, wenn ich gleich der juristisch unanfechtbare Erbe meines Vaters war, doch nur die letzten Gäste, wenn auch Stammgäste, von Pfisters Mühle.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

England und die Cholera. Seit geraumer Zeit sieht Europa wieder einmal die Cholera in seinen Grenzen, und wieder hat die Seuche, diesmal von einem französischen Schiffe eingeschleppt und bis jetzt nur in Frankreich und Italien wütend, erhebliche Opfer verschlungen. Bekannt ist, daß sie ihre Heimat in Ostindien hat, weniger bekannt dagegen, daß eine der Hauptursachen ihrer Entstehung und Verbreitung in dieser Weltgegend auf die englische Handelspolitik zurückzuführen ist, die wiederholt auch für deren Weitervorschreiten nach Westen hin verantwortlich gemacht werden mußte. Die Cholera entsteht nachweisbar aus dem Zusammenwirken natürlicher und künstlich geschaffener Uebelstände, und sie wird namentlich durch die letzteren epidemisch. Jene sind Wasser und Luft in Sumpflandschaften, tropische Hitze und Menschenanhäufungen, diese bestehen vorzüglich in Hungersnöten, die zum Genusse roher, unreifer und verdorbener Pflanzennahrung zwingen. Die ostindische Natur für sich allein erzeugte zwar die Cholera, ließ sie aber nicht zur weitverbreiteten Volksseuche werden. Dies bewirkte vielmehr der Hunger, der seinerseits wieder, wenigstens zum guten Teil, durch Versündigung der englischen Selbstsucht an dem ihr preisgegebenen indischen Volke hervorgerufen wurde.

Die Cholera wurde zuerst im Jahre 1781 an der Küste der ostindischen Provinz Orissa, sowie in Kalkutta, dann 1783 zu Hardwar am oberen Ganges beobachtet, fand aber keine sehr große Verbreitung und verschwand nach kurzer Zeit. Erst 1817 trat sie wieder auf und wurde nun rasch zur weithin mordenden Epidemie, da ihr inzwischen England den Boden bereitet und die Wege geebnet hatte. Ostindien war, wie Dr. Petri in seiner Schrift „Die Ursache des Aussterbens der Völker niederer Kultur“ nachweist, im siebzehnten, sowie im achtzehnten Jahrhunderte und bis ins neunzehnte hinein ein Land der Baumwollenweber, das mit seinen Geweben einen großen Teil Europas versorgte und noch kurz nach Beginn unsers Säkulums jährlich für $8^1/_2$ Millionen Pfund Sterling solche Waaren allein nach England ausführte. Das hatte mit der Verordnung ein Ende, welche diese letzteren mit einem Zollsatze von fünfzig Prozent ihres Wertes belegte, während nach ihr englische, nach Ostindien exportirte Fabrikate nur mit $2^1/_2$ Prozent zu verzollen waren. Ostindien ist seitdem immer mehr ein Markt für die britischen Manufakturen und daneben eine Plantage für britische Kaufleute geworden, die mit Opium handelten. Die Existenz der Eingebornen hing von jetzt an ganz vom Verlaufe der Ernte ab. Fiel mit den kolossalen Spekulationen der englischen Finanzleute eine Mißernte zusammen, so gab es Hungersnot, und das geschah von 1817 an in manchem Jahrzehnt mehr als einmal, und die Folge war in der Regel, daß zu gleicher Zeit die sonst nur lokal oder sporadisch auftretende Cholera einen epidemischen Charakter annahm.

„Viele Millionen von Familien, heißt es in einem Aufsatze über unsern Gegenstand, den D. Th. Stamm in der Wiener Medizinischen Zeitschrift (Nr. 41 bis 43) veröffentlicht hat, hatten in Bengalen durch die dort einheimische, einst so berühmt gewesene Handweberei ihren Broterwerb gehabt. Die ganz mit den Doktrinen der Manchesterschule harmonirende gewissenlose Dahinopferung dieser Industrie durch die Einführung der billigen englischen Maschinenwaaren, die immer eingreifendere Bedrückung und Bereicherungsgier, die Ausdehnung des Opiumbaues über bisher nicht dazu benutzte fruchtbare Ländereien und die erbarmungslos eingetriebenen

hohen Landtaxen vollendeten unter Hinzukommen einer Mißernte den Jammer von 1816 und 1817."

Aehnlich verhielt es sich mit späteren Choleraepidemien. 1865 war Ostindien, namentlich Bengalen, von langdauernder Dürre heimgesucht worden, welche die Herbsternte zu grunde gerichtet hatte. Zu gleicher Zeit war durch den Ablauf der Landpachtkontrakte eine schwere Krisis entstanden, da jene in einer Weise erneuert worden waren, daß sich der Pacht nicht erschwingen ließ, wenn der Pächter leben bleiben sollte. Es war ähnlich wie in Irland, und die Folgen waren dieselben wie hier: Brachliegen großer Strecken des fruchtbarsten Bodens und Hunger, der seinerseits Seuche erzeugte, in Irland den Flecktyphus, in Bengalen eine furchtbare Choleraepidemie. Die Engländer leugnen keineswegs diese von ihnen direkt und indirekt mit veranlaßten, durch ihre rücksichtslose Ausbeutung Indiens mindestens wesentlich verstärkten Hungerjahre, die meist bald auch zu Cholerajahren wurden, selbst ihre Volksblätter hallen von Klagen darüber wieder. So berichteten im September 1866 die Londoner Illustrated News: „In Zwischenräumen von sechs bis zehn Jahren dringt von Ostindien ein von Todesangst erfülltes Klaggestöhn zu uns herüber, der gleichzeitige Aufschrei von Tausenden, die Hungers sterben... Die Volksmassen sterben dahin wie die Fliegen, zwei bis dreitausend wöchentlich trifft der Tod in seiner grausigsten Gestalt, der absolute Hungertod. Die Seiten der Straßen sind mit ihren Leichnamen bestreut. Schakale verzehren die Toten vor den Augen der noch Lebenden, und Säuglinge werden von der erkalteten Brust ihrer Mutter weggerissen, deren Herz zu schlagen aufgehört hat. Hier feiert nur noch Verzweiflung ihren Triumph. Die Größe des Elends spottet fast aller Versuche, ihm abzuhelfen." Ungefähr ebenso Entsetzliches erzählten zahlreiche andre Berichte aus Bengalen. Nach dem im Oktober angeordneten amtlichen Berichte über die Provinz Orissa, wo diesmal die Not den höchsten Stand erreicht hatte, waren vom November 1865 bis zum Ende des Dezember des folgenden Jahres beinahe fünfundzwanzig Prozent der Bewohner derselben, 600 000 von 2 600 000, vom Hunger dahingerafft worden. Vielleicht ebensoviele starben an der Cholera, die den Hunger mehrere Monate begleitete. Die letztere ist also auch in diesem Falle wesentlich Folge der durch englische Ausbeutung veranlaßten Nahrungslosigkeit des Landes gewesen, sie ist vorzüglich durch Hungersnot, durch physische Schwächung weiter Kreise der Bevölkerung Indiens zu epidemischer Kraft und Ausbreitung gelangt. Das gleiche aber galt von ihr im Jahre 1883, wo der Seuche ebenfalls eine weitausgedehnte Hungersnot vorausgegangen war. Der Gang der Dinge war stets derselbe. England hatte in altherkömmlicher, oft auch anderwärts bethätigter Selbstsucht in Indien die einheimische Industrie, welche einem großen Teil der Bevölkerung Brot verschaffte, zu grunde gerichtet, es hatte zugleich mit seinem Opiumbau und seinen Landtaxen der Nährkraft des Landes Abbruch gethan und die Fähigkeit zum Widerstande des Volkes gegen die dem Sumpfboden und dem verunreinigten Flußwasser entsteigende, durch die Sommerhitze der Tropen ausgebrütete und durch Ansammlungen von Pilgern geförderte Krankheit vermindert, und so entwickelte sich von Zeit zu Zeit letztere zu einer Epidemie, die alle Völker erschreckte und die ganze Welt als Menschenvertilgerin durchzog.

Den reichen und immer reicher werdenden Kapitalisten Londons und der ostindischen Hauptstädte macht das nicht viel aus, da es ihre Geschäfte kaum stört, und da es doch nur „Natives" sind, welche der Hunger verzehrt und die Cholera ins Grab wirft, „Natives," die noch weniger bedeuten als die „Nobodies" daheim, die Besitzlosen, welche ihre Kasse durch Arbeit in ihren Fabriken füllen helfen. Wohl

aber kümmern solche Zustände Europa, dem sie einen Herd von Seuchen erhalten helfen und verschlimmern, und das keine Rücksicht darauf zu nehmen hat, daß dies dem Vermögen einer Anzahl von Engländern zu gute kommt.

Dazu tritt aber noch eins, was die westlichen Völker und Staaten sich von der englischen Selbstsucht nicht gefallen zu lassen brauchen: die Art und Weise, wie von dieser die Maßregeln aus den Augen gelassen worden sind, mit denen uns die Wissenschaft die furchtbare Seuche fernzuhalten gelehrt hat.

Die Cholera kann an ihren ostindischen Ursprungsstätten zwar schwerlich ganz ausgerottet, wohl aber durch möglichste Beseitigung der Uebelstände, welche dort Hungersnöte veranlassen oder schwerer und gefährlicher machen, durch Eröffnung neuer Erwerbsquellen auf dem Gebiete der Industrie, durch Befreiung des Ackerbaues von übermäßigen Steuern und durch Ausbreitung desselben über größere Flächen erfolgreich bekämpft und beschränkt werden. Aber das wird Zeit erfordern, und inzwischen gilt es, sie von unsern Häfen und Küsten auszuschließen und ihr überhaupt den Weg nach Westen zu versperren. „Der russische Hof, zusammen zirka zehntausend Personen, sagt Stamm, hatte sich im Jahre 1831 beim Andrängen der Cholera auf St. Petersburg zu Peterhof und Zarskoje-Selo abgesperrt, und nach dem Bericht der Doktoren Barry und Russel ist hier 1831 kein Choleraanfall vorgekommen. Während der Epidemie, die 1865 in Konstantinopel wütete, wurden die Zöglinge der Militärschule, fünfhundert an der Zahl, in der Anstalt abgesperrt, und die Cholera ist nicht hineingedrungen, obwohl sie in der Nachbarschaft viele Opfer forderte. Griechenland, welches damals ein strenges Sperrsystem aufrecht erhielt, blieb verschont, obgleich die Krankheit ringsherum sich ausgebreitet hatte... Die Fernhaltung der Cholera von Häfen, wohin dieselbe, da das Binnenland noch frei ist, nur zu Schiffe gelangen kann, ist sehr wohl durchzuführen." Man braucht nur dafür zu sorgen, daß Schiffe aus Ostindien — denn von da kommt die Seuche immer — gehörig Quarantäne halten und samt ihren Passagieren und ihrer Ladung gründlich desinfizirt werden, und zwar nicht bloß in Europa, sondern auch in Westasien, am Persischen Meerbusen und am Roten Meere. Daran aber hat es England wiederholt fehlen lassen, weil es seinem Handel und seine Schiffahrt nicht stören und belästigen wollte, also sein nächstes Interesse über das allgemeine stellte. Dieser selbstsüchtigen Politik hatten wir im Westen der alten Welt die Choleraepidemien der Jahre 1865, 1866 und 1867 zu verdanken, die Afrika, Asien und Europa ergriffen, und von denen die von 1866 auch in Deutschland große Verwüstung anrichtete. Ebenso gehört in dieses Kapitel die Seuche von 1883, welche sich auf Arabien und Aegypten beschränkte. Die jetzige ist zwar in einem französischen Fahrzeuge aus Cochinchina gekommen, aber Cochinchina hatte das Gift aus Ostindien bekommen. In allen andern Fällen wurde es unmittelbar aus diesem Lande zunächst in Westasien und Nordostafrika importirt, und zwar stets durch englische Fahrzeuge. Indische Muslime, die nach Mekka wallfahrteten, und Schiffe aus Kalkutta, Bombay, Madras oder Karadschi brachten erwiesenermaßen die Epidemie nach jener arabischen Stadt, und von da verbreitete sie sich über Aegypten, das Mittelmeerbecken und weiter nach Norden und Westen. Dem sollte für die Zukunft ernsthafter als bisher gesteuert werden. Die Verhütung von Epidemien, von Völkererkrankungen, Völkerdezimirungen ist eine Hauptaufgabe, ist die Krönung der modernen medizinischen Wissenschaft. Sie sollte auch eine der Aufgaben der modernen Staatskunst sein. England sollte mit allen Mitteln dahin gebracht werden, hier in betreff der Cholera, die Europa seiner bisherigen Politik dankt, soweit irgendmöglich, Wandel zu schaffen.

Carlyles Urteil über Zeitgenossen. Die umfangreiche Biographie Carlyles von Mr. Froude, dem Eingeweihten und literarischen Erben des Philosophen, hat nunmehr durch das Erscheinen der letzten zwei Bände — betitelt: „Thomas Carlyle. Eine Geschichte seines Lebens in London“ — ihren Abschluß gefunden. Die Erzählung beginnt mit dem Jahre 1834, wo Carlyle seinen Wohnsitz im öden Craigenputtock mit dem in der lebensvollen Metropole vertauschte. Hier kam er natürlich bald mit den Tagesgrößen aller politischen und sozialen Schattirungen in Berührung, und sein Tagebuch weist manche drastischen Randglossen auf über Männer wie den reizbaren Southey „mit den wildflammenden Haselnußaugen,“ über den „trivialen und eiteln Roebuck-Robespierre,“ über John Bright, dessen friedfertiges Quäkertum er in einem Streit über die Abschaffung der Todesstrafe „durch ein vorübergehendes Erdbeben erschütterte,“ über Alfred Tennyson, den „herzvollen,“ den er bewunderte und liebte, über Grote, den „zottigen Radikalen,“ und viele andre. Im Jahre 1839 traf er auch mit Bunsen zusammen; in einem Briefe an seinen Bruder bemerkt er hierüber: „Vor vier Wochen lud mich Milner zum Frühstück, um Bunsen bei ihm zu treffen. Pusey (nicht Dr. Pusey, sondern dessen ältester Bruder) war dort, ein gediegener, verständiger Engländer, sehr liebenswürdig gegen mich. Hallam war da, ein breiter, positiver alter Mann mit lachenden Augen. X. war da, ein konvulsivisch sich verzerrendes, wild-leidenschaftliches, zigeunerbraunes Exemplar von Dünkelhaftigkeit. Noch andre waren da, auch der heroische Bunsen, mit dem rötlichen Antlitz an Größe dem Schilde Fingals gleichend — kein schlechter Kerl, auch nicht ohne Talent, voll Redefluß, Protestantismus und preußischem Toryismus —, der sich angelegentlichst nach meiner Adresse erkundigte.“

Auch über Staatsmänner der jüngsten Vergangenheit und der Neuzeit finden wir in Froudes Biographie interessante Aeußerungen Carlyles. Ueber Mr. Gladstone z. B. läßt sich der Seher von Chelsea in folgender Weise vernehmen: „23. März 1873. Gladstone scheint mir einer der verächtlichsten Menschen, die ich je gesehen. Ein armseliger Ritualist, ein fast gespenstartiges Trugbild von einem Manne, an dem alles nur Form, Gepränge, äußerliche Draperie ist! Unfähig, irgendwelche Thatsache in Wahrheit zu erkennen, sieht, glaubt und beherzigt er nichts als nur die äußere Hülle der Thatsache und bildet sich ein, daß alles übrige garnicht existire. Man lasse ihn für sich selber kämpfen im Namen Beelzebubs, der sein Gott zu sein scheint. Armseliges Schattenbild!“

Das Urteil Carlyles über Lord Beaconsfield — damals Mr. Disraeli — und Mr. Gladstone faßt Mr. Froude in nachstehender Weise zusammen: „Mr. Disraeli, das gab er zu, besaß hervorragende Eigenschaften. Er konnte Thatsachen erkennen — ein hohes Verdienst in den Augen Carlyles. Er war gutmütig und ohne Falsch. Er besaß zwar keine erhabenen Tugenden, gab sich aber auch nicht den Anschein derselben. Herrn Gladstone hielt Carlyle gleichfalls des aufrichtigen Strebens nach einem erhabenen Endzweck für unfähig, nur mit dem Unterschiede, daß der letztere zu besitzen glaube, was er nicht besäße. Er betrachtete Mr. Gladstone als einen Redner, der nichts erkenne, wie es erkannt werden müsse, und seine ganze Kraft in Worte und Scheingedanken lege, sondern auch als den Repräsentanten der — religiösen, moralischen, politischen, literarischen — Phrase; und er unterscheide sich dadurch von andern Führern, daß ihm „die Phrase“ positiv als etwas Wahres erschiene, daß er durchaus daran glaube und bereit sei, auf Grund derselben zu handeln. Er hielt in der That Mr. Gladstone für einen jener verderbenwirkenden Geister, der von Englands bösem Genius geschaffen sei, um solch grenzenloses Unheil anzurichten, wie es eben nur von ihm hätte herbeigeführt

werden können. Dies, in kurzem, war die Meinung, die er mir gegenüber wohl hundertmal und in hundert verschiedenen Variationen äußerte, und in dieser unvollkommenen Form habe ich sie niedergeschrieben."

Carlyles Ansicht über das englische Unterhaus war nichts weniger als schmeichelhaft. Lord Wolseley — damals Sir Garnet —, der jetzt zur Rettung Gordons ausgeschickt worden ist und über den Carlyle die Hoffnung ausgesprochen haben soll, daß er die Rolle eines zweiten Cromwell spielen werde, besuchte ihn auf seinen besondern Wunsch, und im Laufe der Unterhaltung beschrieb der schneidige Philosoph die Vertreter des Unterhauses als „600 geschwätzige Esel, die eingesetzt seien, Gesetze zu schaffen und die Angelegenheiten des größten Reiches zu verwalten, das die Welt jemals gesehen."

Durchaus bezeichnend und für die unerschütterliche Selbstlosigkeit des großen Weltweisen zeugend ist das Antwortschreiben, welches er an Mr. Disraeli richtete, als dieser ihm im Dezember 1874 seinen Wunsch insinuirt hatte, ihn der Königin zur Verleihung der höchsten Auszeichnung für Verdienst, d. h. des Großkreuzes des Order of the Bath, empfehlen zu dürfen und zugleich in durchaus zarter Weise andeutete, daß die Absicht bestehe, ihm eine Staatspension zu übertragen. Carlyles Erwiederung lautetete:

„Sir, — Gestern hatte ich zu meiner großen Überraschung die Ehre, ein Schreiben von Ihnen zu empfangen, welches einen mich betreffenden glänzenden Antrag enthält, der mir denkwürdig für mein ganzes übriges Leben sein wird. Erlauben Sie mir zu bemerken, daß Ihr Brief sowohl dem Inhalte wie dem Ausdrucke nach hochherzig und edel genannt werden muß, daß er ohne Beispiel ist in meiner eignen, armseligen Lebensgeschichte, daß er auch ohne Beispiel ist in der Geschichte von Staatsmännern Gelehrten gegenüber, in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, und daß ich ihn sorgsam aufbewahren will als einen jener Gegenstände, die dem Gedächtnisse und dem Herzen teuer sind. Er ist in sich selbst ein wahrer Schatz, eine Wohlthat — ohne Rücksicht auf jegliches Resultat. — Nachdem ich Ihnen diese Erklärung abgegeben, die in meinem dankbaren Herzen eingeschrieben bleiben wird, habe ich nur noch hinzuzufügen, daß keiner der von Ihnen in meinem persönlichen Interesse gemachten glänzenden und großherzigen Anträge zur Ausführung kommen darf, daß Ehrentitel irgendwelcher Art nicht im Einklang stehen mit dem bisherigen Charakter meiner unansehnlichen Existenz in dieser Weltepoche, und sie mir nur ein Hindernis, aber kein Förderungsmittel sein würden, daß, was Geldmittel betrifft, ich mit selbigen nach langen Jahren harter, entbehrungsvoller, aber nicht erniedrigender Armut in letzterer Zeit sehr reichlich, ja überreichlich gesegnet gewesen bin; ein Mehrbesitz würde mir jetzt gleichfalls nur ein Hindernis und keine Hilfe sein; sodaß königliche oder anderweitige Freigebigkeit, in meinem Falle, mehr als Verschwendung sein würde; kurz, daß — außer dem tiefen Eindruck, den Ihre schöne und edle Handlungsweise auf mich gemacht hat und der mir ein wahrer und dauernder Besitz bleiben wird — nichts geschehen kann, was mir gegenwärtig nicht vielmehr Sorge als Vergnügen bereiten würde. Mit Danksagungen — aufrichtiger denn je — habe ich die Ehre zu sein, Sir, Ihr ergebener und gehorsamer Diener T. Carlyle."

Carstens' Argonautenzug. Bereits zu Anfang der siebziger Jahre kursirte in den Kreisen der Kunstfreunde die Nachricht, daß von einem der wichtigsten Werke von Carstens, von seinen freilich wenig bekannten und fast verschollenen Umrißzeichnungen zur Argonautensage die originalen Kupferplatten wenigstens teilweise

in Rom wieder zum Vorschein gekommen und von dem kunstsinnigen Verlagsbuchhändler Alphons Dürr in Leipzig, in dessen Verlag bereits zwei Bände von Carstens' Werken erschienen waren, käuflich erworben worden seien. Beruhte die Nachricht — wie es denn der Fall war — auf Wahrheit, so war nicht ausgeschlossen, daß auch der noch fehlende Teil sich an irgendeiner andern Stelle wiederfinden und auf diese Weise es möglich werden würde, die ganze Serie den Kunstfreunden wieder zugänglich zu machen. Diese Hoffnung erfüllte sich leider nicht, es blieb bei dem aufgefundenen Bruchstück. Dennoch überrascht uns jetzt die Verlagshandlung von A. Dürr mit einem dritten Bande von Carstens' Werken, der die vollständige Reihe der Carstensschen Argonautica enthält!*) Wie das möglich geworden? Die Publikation hat eine in mehrfacher Hinsicht interessante Geschichte.

Die Illustrationen zum Argonautenzuge — 24 Blatt — entstanden in Carstens' letzten Lebensjahren. Die Originalzeichnungen sind, bis auf ein einziges unechtes Blatt (Nr. 2), noch heute vollständig erhalten; sie befinden sich im Besitze der königlichen Kupferstichsammlung in Kopenhagen, die sie von den Nachkommen des Grafen Adam Moltke erworben hat, welcher sie 1804 von Thorwaldsen geschenkt bekommen hatte.

Carstens selber hatte die Absicht gehabt, die Zeichnungen in Kupfer zu ätzen. Da der Tod ihn an der Ausführung dieses Vorhabens verhindert hatte, so übernahm sein Freund, der große Landschaftsmaler Joseph Anton Koch, die Aufgabe und gab die ganze Folge von 24 Blättern im Jahre 1799 in Rom im eignen Verlage heraus. Als fünfundzwanzigstes Blatt stach er einen Titel dazu, der mit dem bekannten Bildnis von Carstens geziert war, welches H. Riegel in einer Holzschnittnachbildung 1867 seiner Ausgabe von Fernows Carstensbiographie beigegeben hat. Da Koch mit seinen Stichen wohl keine sonderlichen Geschäfte machen mochte, so verkaufte er sämtliche 25 Kupferplatten an den Kunsthändler Piroli in Rom (doch wohl Thomas Piroli, der selbst Kupferstecher war und wenige Jahre früher auch die Flaxmanschen Umrisse zum Homer und zum Aeschylos gestochen und in Rom vertrieben hatte), und Piroli veranstaltete eine neue Ausgabe mit seiner Verlagsfirma, die er auf dem Titelblatte hatte anbringen lassen. Aus dem Besitz der Familie Piroli gelangten die Platten um 1860 in den des deutschen Buchhändlers Joseph Spithöver in Rom, der die Absicht hatte, eine nochmalige Ausgabe zu besorgen und zu diesem Zwecke gleichfalls seine Firma auf der Titelplatte nachstechen ließ. Aber diese Ausgabe mußte unterbleiben, weil bei einem Umzuge dreizehn Platten, und zwar die Nummern 12 bis 24, abhanden gekommen, angeblich gestohlen worden waren. Der Rest, die Nummern 1 bis 12 und die Titelplatte, waren es, die Alphons Dürr im Jahre 1871 von Spithöver erwarb.

Nachdem die Hoffnung auf Wiedererlangung der fehlenden Platten geschwunden war, fragte sichs, wie man das Werk ergänzen sollte. Mußte die reichliche Hälfte der Platten neu gestochen werden, so lag es nahe, für diese Neustiche nicht Abdrücke der verloren gegangenen Platten, sondern die Originalzeichnungen selbst zu grunde zu legen, umsomehr, als ein Vergleich zwischen beiden lehrte, daß Kochs Leistung fühlbar hinter den Originalzeichnungen zurückgeblieben war. Entschloß man sich aber einmal hierzu, so mußte man auch noch einen Schritt weiter gehen, von Koch am liebsten ganz absehen und das ganze Werk neu nach den Originalen herstellen.

*) Carstens' Werke. Herausgegeben von Herman Riegel. Dritter Band. Der Argonautenzug. Leipzig, Alphons Dürr, 1884.

Leider mußte dieser Gedanke aufgegeben werden, weil die Ausführung desselben so kostspielig geworden wäre, daß der zu beschaffende dritte Band unvergleichlich viel teurer als die beiden vorangehenden zu stehen gekommen und infolge dessen natürlich auf viel engere Kreise beschränkt geblieben wäre.*) So entschloß sich denn die Verlagshandlung von Dürr, doch bei den Kochschen Nachbildungen zu bleiben, die verlornen Platten durch Lichtdrucke nach guten Abzügen ersetzen zu lassen, und so ist denn endlich nach langem Hoffen und Harren die vorliegende Ausgabe zustande gekommen. Die Ausführung ist vortrefflich gelungen; die Lichtdrucke (Blatt 13 bis 24), in der „Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft" (früher Fr. Bruckmann) in München hergestellt, sind von den vorausgehenden, von den Originalplatten abgezogenen Stichen (Blatt 1 bis 11 und Titelbildnis) kaum zu unterscheiden.

Die Freunde der neueren deutschen Kunst brauchen wir auf die Wichtigkeit dieser Publikation nicht hinzuweisen; sie werden von selbst mit beiden Händen nach dem Bande greifen, und — jedenfalls zu ihrer Ueberraschung — Meister Asmus darin von einer Seite kennen lernen, die sie ihm nicht zugetraut hätten: als „heroischen Landschafter." Bei weitem die meisten der dargestellten Szenen nämlich sind in ziemlich ausgeführte Landschaften hineinkomponirt, die keineswegs, wie man wohl früher annahm, Kochs Zuthat, sondern wie der Vergleich mit den Originalzeichnungen lehrt, Carstens' eigenste Erfindung sind. Einen Kreis aber möchten wir nachdrücklich auf diesen Band aufmerksam machen: das deutsche Gymnasium. Die beiden ersten Bände der Dürrschen Carstensausgabe sollten zwar, da auch sie eine Anzahl der großartigsten Kompositionen zur Ilias, zu Aeschylos und Sophokles enthalten, in einer deutschen Gymnasialbibliothek auch nicht fehlen; vor allem aber sollte der abgeschlossene Bilderkreis der Argonautika — neben den Flaxmanschen Umrissen zur Ilias, zur Odyssee und zum Aeschylos, den Genellischen Umrissen zur Ilias und Odyssee und Lachmanns Umrißzeichnungen zum Sophokles — in jeder deutschen Gymnasialbibliothek zu finden sein. Der Herausgeber, H. Riegel, hat die Tafeln mit einem erläuternden Text versehen, worin er sie eingehend mit den Dichtungen vergleicht, aus denen Carstens die einzelnen Szenen geschöpft hat: mit Pindars viertem pythischen Siegesgesang, den Argonautika des Apollonios von Rhodos (den, nicht der, Herr Riegel! Ἀργοναυτικά ist Neutrum Pluralis!) und dem unter dem Namen des Orpheus überlieferten gleichnamigen Gedichte aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. Diese Dichterwerke sind zwar sämtlich aus der offiziellen Gymnasiallektüre ausgeschlossen; die Kenntnis der Sage selbst aber mit allen ihren Einzelheiten kann ja kaum besser vermittelt und befestigt werden als durch die wiederholte Anschauung des herrlichen Carstensschen Cyklus.

Berichtigung. Zu dem ersten Artikel „Aus der Diplomatenschule" in Nr. 47 d. Bl. geht uns zu dem Satze S. 361: „Als zweite Instanz fungirt das Stettiner Appellationsgericht" folgende Berichtigung zu: „Ein Stettiner Appellationsgericht existirt schon seit dem 1. Oktober 1879 nicht mehr, und für Rechtsmittel gegen Urteile der Konsuln oder Konsulargerichte ist nach dem Reichsgesetz vom 10. Juli 1879 — seit dem 1. Oktober 1879 — das Reichsgericht zuständig."

*) Von Photographien der Originale, welche 1876 ein Photograph in Kopenhagen hergestellt und der Kunsthandlung von Gutbier in Dresden zum Vertriebe übergeben hat, sind bis jetzt 8, sage acht Exemplare abgesetzt worden. Ein komplettes Exemplar kostet freilich hundert Mark!

Literatur.

Pieter Maritz, der Buernsohn von Transvaal. Von August Niemann. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing, 1885.

Es war ein guter Gedanke der Verlagsbuchhandlung, das Drama, welches sich in den letzten Jahren in Südafrika abgespielt hat, zum Inhalt eines Bandes ihrer Sammlung von Schriften für die reifere Jugend zu machen, und ein nicht minder guter, unsern Freund August Niemann zu gewinnen, ihr dies Buch zu schreiben. Die Jungen können sich gratuliren; es ist ein Buch entstanden, welches sie packen wird. Jagd- und Kriegsabenteuer die Hülle und Fülle, spannende und wildbewegte Handlung, die sie mit sich fortreißen wird vom Anfang bis zum Schluß, ein Schauplatz, der dem Schilderer die buntesten Farben erlaubt hat, und dabei alles wahr und wirklich so gewesen; sie haben die Umrisse und manche Einzelheiten des Gemäldes, welches hier vor ihren Augen aufgerollt wird, noch im Gedächtnis, denn unsre modernen Jungen haben ja auch die Zeitung gelesen. Es ist ein rechtes Buch für Weihnachten — die goldne Zeit, wo im Schutze des Christbaumes der mit Grammatik und Lexikon für den Kampf ums Dasein sich vorbereitenden lieben Jugend einmal vergönnt ist, aus der fürsorglichen Umarmung der alma mater in phantastischere und fröhlichere Regionen zu entfliehen. Aber auch ein Buch, welches die Alten ihnen gern in die Hand geben dürfen; sie sollen nur selbst einmal hineinsehen vor dem Feste. Der „Massenabsatz“ wird diesem Buche nicht fehlen, und Niemann wird unter dem jungen Volke nicht minder schnell eine Berühmtheit werden als unter den Erwachsenen.

Der Faden der Erzählung ist sehr einfach gesponnen. Ein transvaalscher Treckbuernjunge gerät aus der Wildnis, in der er aufgewachsen ist, in den Mittelpunkt der Kämpfe, welche zuerst um die Herrschaft des weißen Mannes über den schwarzen und dann von den Buern gegen die Engländer um ihre Unabhängigkeit gekämpft werden. Die Ereignisse folgen sich, wie sie sich in den letzten Jahren abgespielt haben, ihr dramatischer Aufbau bedurfte keiner romanhaften Zuthaten: erst die Unterwerfung Tschetschwajos und der Zulus, dann die Erhebung der Buern bis zu den glorreichen Kämpfen bei Langes Neck und um den Majuba, in welchen die von dem hochmütigen England unterschätzten Buern dessen Joch abschüttelten. Natürlich ist Pieter Maritz der jugendliche Held, der, nachdem er tausend Abenteuer mit Ehren bestanden hat, im Schlußtableau unter dem Zujauchzen der Siegesbegeisterten das vierfarbige Banner der Republik Transvaal in die Höhe hält.

Die Schilderungen, mit welchen Niemann dies einfache Gerüst bekleidet hat, sind meisterhaft. Das Menschen- und Naturleben jener fernen Länder wird mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit dargestellt, wie sie nur einem Künstler wie Niemann zu Gebote stehen. Nichts, was für sein junges Auditorium neu, merkwürdig und anziehend sein kann, hat er aus dem Auge gelassen — daß die kriegerischen Ereignisse wirklich fachmännisch geschildert werden, gehört zu den besondern Vorzügen der Darstellung —, und so ist das Buch nicht nur ein außerordentlich spannendes, sondern auch ein höchst lehrreiches, aber das Lehrhafte macht sich nie als solches aufdringlich breit, alles fügt sich einfach und natürlich zu einem farbenprächtigen Gemälde zusammen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Die Zunahme des Sozialismus.



Bei den letzten Reichstagswahlen hat sich eine bedenkliche Zunahme der sozialistischen Stimmen gezeigt. Es sind im ganzen deutschen Reiche etwa 530000 Stimmen für die Kandidaten der sozialistischen Partei abgegeben worden; speziell in Berlin ist die Zahl der sozialistischen Stimmen, nachdem sie von 67 im Jahre 1867 bis zum Jahre 1878 auf 56147 gewachsen, im Jahre 1881 auf 30871 gefallen war, jetzt wieder auf 68582 gestiegen. Man mag als den tieferen Grund dieses Anwachsens ansehen, was man will: die Thatsache steht jedenfalls fest, daß die soziale Frage eine Bedeutung erlangt hat, über welche sich keine Partei weiteren Illusionen hingeben kann, und ebenso kann nicht bestritten werden, daß mit dem Beginn der Herrschaft des Liberalismus und seiner Wirtschaftsgesetzgebung die Sozialdemokratie entstanden und fortwährend gewachsen ist. Die neuesten Wahlen sind ein lautes Zeugnis gegen die wirtschaftlichen Errungenschaften des manchesterlichen Liberalismus und bekunden die Notwendigkeit, die von der Regierung geplante Reform der sozialen Zustände allerseits mit größerer Bereitwilligkeit als bisher zu unterstützen. Diese Einsicht scheint sich auch in den Reihen der liberalen Politiker geltend zu machen, welche bisher in ihrer Bornirtheit alle darauf bezüglichen Bestrebungen der Regierung für wertlose idealistische Phantasien und auf Vermehrung der Abhängigkeit der Arbeiter gerichtete Maßregeln erklären zu dürfen glaubten; denn einzelne Preßorgane der freisinnigen Partei plädiren bereits für die Aufstellung von Entwürfen (Altersversorgung u. s. w. betreffend) von seiten dieser Partei selbst, wenn sie auch in ihrer Dünkelhaftigkeit diesen Vorschlag damit einleiten, daß man nicht warten dürfe, „bis die Regierung irgendeinen verfehlten (!) Entwurf vorlege.“ Die Verblendung, als ob die sozialen Aufgaben auf dem Wege der schrankenlosen

Konkurrenz, des manchesterlichen Gehenlassens gelöst werden könnten, scheint sonach wenigstens bei einem Teile dieser Politiker zu weichen und die nahende große Gefahr infolge des Ausfalles der neuesten Wahlen demselben zum Bewußtsein zu kommen, während allerdings der echte Fortschritt immer noch in seinem Wesen verharrt, als lasse sich die von ihm bethörte Masse auch fernerhin mit seinen verbrauchten Phrasen abspeisen, und als sei er imstande, durch die stets wiederholten Klagen über Mangel an politischer Freiheit das Volk über seine wahren Bedürfnisse hinwegzutäuschen und dabei sich selbst im ungestörten Besitze der angenehm erworbenen Reichtümer zu erhalten.

Daß die große Mehrzahl der den Sozialisten zugefallenen Stimmen sich aus früher fortschrittlichen Kreisen gebildet hat, ist ganz in der Ordnung, denn der Liberalismus hat die Sozialdemokratie, wie die Führer der letzteren selbst oft genug anerkannt haben, erzeugt und großgezogen und der altersschwache Vater wird naturgemäß von dem kräftigeren Sohne abgelöst. Vom Liberalismus haben die Sozialdemokraten die materialistische Weltanschauung gelernt und auf das politische und soziale Gebiet übertragen; die unter der Herrschaft der liberalen Politik etablirte schrankenlose Ausbeutung der wirtschaftlich Schwachen durch die Starken, die unbeschränkte Macht des Großkapitals hat seine Früchte gezeitigt. Wer will sich jetzt noch wundern, wenn der infolge der famosen Ausbeutungsfreiheit von seinem Arbeitgeber vollständig abhängige Arbeiter, der nie zu einer gewerblichen Selbständigkeit gelangen kann, sondern lediglich auf seinen Tagelohn angewiesen ist, immer dringender darnach strebt, seiner Lage ein Ende zu machen?

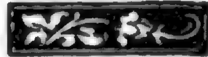
Die sozialreformatorischen Gesetzesvorschläge sind von der Regierung in richtiger Würdigung der Unzulänglichkeit der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters gemacht worden, und mit den bis jetzt durchgeführten Gesetzen ist wenigstens ein Schritt auf dem Wege zur Besserung dieser Lage gethan worden. Zur wirksamen Förderung der weiteren Schritte aber wird dem Arbeiter die Einsicht dienen, daß allerdings nicht die von den Demokraten gepredigte politische Freiheit, sondern die von der Regierung ihm gewährte wirtschaftliche Unabhängigkeit das von ihm zu erstrebende Ziel ist, und daß dieses Ziel sehr wohl mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung vereinbar ist. Das fortwährende Bestreben der Sozialistenführer ist freilich darauf gerichtet, der Masse das Gegenteil einzureden, und bei den in der That bestehenden Mängeln des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit ist es den rührigen Agitatoren nicht schwer geworden, den weniger gewandten und einsichtsvollen Arbeiter glauben zu machen, das Bestehen der vorhandenen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung sei mit einem befriedigenden Zustande der lohnarbeitenden Klasse unvereinbar, die Erreichung eines solchen Zustandes sei nur durch den Umsturz der ganzen bestehenden Gesellschaft möglich. Wenn auch zweifellos die Mehrheit der sozialistischen Führer selbst davon überzeugt ist, daß die von ihnen verbrei-

teten kommunistischen Ideen durchaus unausführbar sind, und daß die von ihnen in Aussicht gestellte Änderung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine Knechtschaft der ganzen Menschheit zur Folge haben würde, welche ihrer Unerträglichkeit wegen die sofortige gewaltsame Zerstörung des neugeschaffenen Zustandes unumgänglich nach sich ziehen müßte, so hat doch die große Masse bei ihrem Mangel an Kenntnissen und an Verständnis diese Einsicht bisher nicht gewonnen, sie glaubt vielmehr den ihre nächsten Interessen berührenden falschen Vorspiegelungen gerne und ist nur zu geneigt, den aufreizenden Verlockungen zu folgen.

Daß man mit Anhängern einer Richtung nicht paktiren kann, welche den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung auf ihre Fahne schreiben, daß man mit Gegnern, welche gemäß dem vom letzten Kopenhagener Sozialistenkongreß gebilligten Wydener Manifest (vom August 1880) „den Vernichtungskampf gegen die wahnsinnige, verbrecherische heutige Gesellschaftsordnung führen wollen," sich nicht verständigen kann, daß man diese Leute vielmehr für geschworene unversöhnliche Feinde ansehen muß, bedarf keiner besondern Hervorhebung. Daß man aber wird hoffen können, es befinde sich unter der halben Million sozialistischer Stimmen, welche bei den letzten Reichstagswahlen abgegeben worden sind, doch noch eine große Zahl von Menschen, welche von der Ausführung solcher hirnverbrannten Ideen weit entfernt sind, vielmehr nur eine im Rahmen der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung zu erwirkende Verbesserung der Lage der lohnarbeitenden Klasse bezwecken — das wird man zu gunsten des Verstandes der Wähler wohl auch annehmen dürfen. Für diesen Teil der Wähler sind die kaiserlichen Botschaften vom 17. November 1881 und vom 14. April 1883, sowie die sozialreformatorischen Vorschläge der Regierung bestimmt; für sie soll in vernünftiger Weise und nach Möglichkeit gesorgt werden. Für diese Aufgabe aber muß auch der sterile Fortschritt in ganz andrer Weise als bisher und unter Aufgebung seiner egoistischen Vertretung der Geldsacksinteressen eintreten, wenn er noch einen Funken von Einsicht in die Zeit und ihre Zeichen sich bewahrt hat; denn darüber sollte er sich keinen Illusionen mehr hingeben: wenn eine Umwälzung eintritt, die Fortschrittshelden und ihre Patrone sind trotz aller liberalen Phrasen die ersten, welche an die Laterne kommen.

Werden die reformatorischen Vorschläge der Regierung aber von allen Parteien mit Ernst und Aufrichtigkeit unterstützt, so kann man auch von den einsichtigen Sozialisten erwarten, daß sie sich offen von dem revolutionären Programm der Sozialistenführer lossagen und sich zu einer gesetzmäßigen politischen Partei gestalten. Thun sie das, so können sie förderlich an der sozialen Organisation mitwirken, durch welche Arbeit und Kapital in das richtige Verhältnis auf neuer Grundlage gebracht werden sollen, eine Aufgabe, welche nur das allen Parteiinteressen fremde soziale Königtum lösen kann; verweigern sie

ihre Mitwirkung zu den wohlgemeinten Besserungsvorschlägen der Regierung, so wird die Katastrophe umso rascher hereinbrechen, eine Katastrophe, welche sie schrecklich aus ihren utopistischen Träumen erwecken wird. Von jedem aber, den der Parteiwahnsinn nicht völlig um den Verstand gebracht hat, sollte man jetzt erwarten, daß er die Macht der Regierung in jeder Hinsicht verstärken helfe, um ihr den unausbleiblichen Kampf gegen die Revolutionspartei zu ermöglichen.



Zur Börsensteuer.



Von dem Abgeordneten Wedell-Malchow ist der Entwurf einer Geschäftssteuer in den Reichstag eingebracht worden, welcher bereits am Schlusse der vorigen Session vom Bundesrate vorgelegt war, aber nicht mehr zur Beratung im Hause gelangte. Der Antragsteller hat diesem Gegenstande schon seit Jahren seine Aufmerksamkeit zugewendet, aber alle seine Versuche sind bisher ohne Erfolg gewesen. Sein erster Entwurf führte in der Reichstagskommission nur zu der Überzeugung, daß eine größere Heranziehung der Börsengeschäfte, besonders soweit sie spekulativer Natur seien, wünschenswert wäre. Es kam aber gleichzeitig zum Ausdruck, daß man bei der Art der Geschäfte kein Merkmal für die höher zu besteuernden anzugeben wußte, weil bei der Form, welchen der Börsenverkehr zur Zeit angenommen hat, nicht immer das Spekulationsgeschäft von dem reellen Kauf und Verkauf zu unterscheiden ist. Die Bundesratsvorlage vom vorigen Jahre oder vielmehr von der vorigen Session hat die Grenzen weiter gesteckt und eine allgemeine Geschäftssteuer in Anregung gebracht, die mit wenigen Ausnahmen allgemein das mobile Geschäft traf und nur die Geschäfte mit selbsterzeugten Waaren freiließ. Die Sicherung der Steuer lag in einer Reihe polizeilicher und strafrechtlicher Kontrolen, die am meisten von allen andern Vorschriften eine Agitation und Opposition im Handelsstande hervorriefen. Wir wissen nicht, ob der Bundesrat dieses Projekt wieder hat fallen lassen; es wird wohl kein Zufall sein, daß es von der Regierung nicht wieder eingebracht worden ist. Der Abgeordnete Wedell-Malchow wird der Meinung sein, daß er mit der Wiedereinbringung dieser Vorlage wenigstens der Zustimmung des einen gesetzgebenden Faktors sich versichert halten kann. Allein bei der gegenwärtigen Sachlage hat der Bundesrat wieder freie Hand, und so ist der Diskussion nach allen Richtungen freier Spielraum gegeben.

Alle Versuche einer Börsensteuer tragen zwei hervorstechende Merkmale an sich, ein finanzielles und ein ethisches. Gegenüber der Belastung des Grund-

besitzes mit Grund-, Kirchen-, Schul-, Provinzial- und Kreissteuern, mit dem prozentualen Alineationsstempel kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das mobile Kapital hinsichtlich der Besteuerung ein unverdientes und ungerechtes Privilegium genießt. Aber so leicht es auch wäre, hier eine Steuer einzuführen — und in dem Gesetze vom 1. Juli 1881 ist bereits der Anfang gemacht —, so schwer ist es doch, die Steuer nach einem gerechten Maßstabe zu bestimmen, Geschäfte nicht zu belasten, welche eine neue Belastung nicht ertragen, und Geschäfte heranzuziehen, welchen durch die hohe Steuer ein Riegel vorgeschoben werden soll. Darin liegt die ethische Seite der Börsensteuer. Abgesehen von der mit der Börse so eng verquickten Fortschrittspartei ist sich heute jedermann im Reiche bewußt, daß die Börse neben ihren legitimen Zwecken der Herd einer wilden Spekulation geworden ist, die sich von den Hazardspielen der konzessionirt gewesenen Spielhöllen lediglich durch den höheren Einsatz unterscheidet. Die sittlichen Schäden, welche mit diesen Zuständen verbunden sind, liegen auf der Hand und sind auch schon so vielfach erörtert worden, daß es überflüssig ist, hierauf näher einzugehen. In Verbindung damit stehen aber auch schwere wirtschaftliche Gefahren. Diese liegen nicht bloß darin, daß der leichtsinnig gemachte Erwerb demoralisirt und den Haß derer gegen das Kapital im allgemeinen erregt, welche sich in schwerer Arbeit, mit Not und Sorgen durch das Leben schlagen müssen, sondern sie haben den Charakter der Börse, auf deren freiem Markte durch Angebot und Nachfrage der Wert der Waaren und Effekten festgestellt werden soll, total verändert und die Zwecke ins Gegenteil verkehrt. Gegenüber der Spielwut der Spekulanten, welche kaum noch in ihrer Masse auf dem gesamten Erdreich existirende Quantitäten von Getreide aufs Spiel setzen, kommt die Ernte des Landes und das in demselben vorhandene Material nicht weiter in Betracht. Diese Seite der Börse haben die Steuerreformer vorzugsweise im Auge; aber wenn ihre Ziele bisher nicht verwirklicht werden konnten, so liegt die Schuld an der Einseitigkeit, mit welcher sie diese Übelstände lediglich im Wege einer Besteuerung zu beseitigen sich bemühten. Dieses Mittel allein ist unzureichend. Es kann nur gleichzeitig mit einer Reichsbörsenordnung in Angriff genommen werden. Der Gedanke einer solchen ist der Reichsregierung nicht fremd. Bereits in den Motiven der Regierungsvorlage zu der jetzt in Kraft gesetzten Aktiennovelle ist auf eine solche Börsenordnung unter Aufzählung der hauptsächlich mit dem jetzigen Zustande verknüpften Mißstände hingewiesen worden. Ja diese Aktiennovelle selbst hat schon in diese Materie vielfach eingegriffen, indem sie für die Einführung neuer Aktien an der Börse bestimmte Vorschriften traf, auch die unerlaubte Einwirkung auf den Kurs von Aktien unter schwere Strafe stellte. Man darf mit Recht fragen, warum eine solche betrügerische Einwirkung nur strafbar sein soll, wenn sie Aktien betrifft, und nicht auch, wenn es sich um Staatspapiere, städtische Anleihen und Rohprodukte handelt. Schon diese Ungleichheit weist darauf hin,

daß eine allgemeine Reform an der Börse notwendig ist. Es kann nicht die Absicht dieser Zeilen sein, die Grundzüge einer solchen Reform zu zeichnen und allgemeine Vorschläge zu machen. Es soll nur gezeigt werden, in welchen Zusammenhang diese mit einer Börsensteuer gebracht werden kann, sodaß gleichzeitig das Effektivgeschäft nicht geschädigt, der Spielwut eine gebührende Grenze gesetzt und die Spekulation höher und angemessen besteuert wird.

Das Geschäft des eigentlichen Bankiers, der sich früher eines nicht unverdienten Ansehens erfreute, ist mehr und mehr in Rückgang geraten. An Stelle der Anlage von Kapital in zinstragenden Werten überwuchert die Spekulation, und dies vorzugsweise deshalb, weil der Zutritt zur Börse allem und jedem offen steht. Solange die Kaufmannschaft sich als Korporation wie eine Zunft abschloß, war die Aufnahme in diese von gewissen Erfordernissen abhängig, welche nach menschlicher Voraussicht eine Solidität garantirte. Jetzt ist dieser Zunftcharakter völlig geschwunden; gegen ein mäßiges Eintrittsgeld, das an manchen Börsen kaum hundert Mark für das Jahr erreicht oder überschreitet, wird jedermann zur Börse zugelassen und ihm ein freies Feld für die Spekulation gewährt. Wir haben es erlebt, daß in der Gründerzeit z. B. in Berlin die Zahl der Börsenbesucher sich verdreifachte, daß aus den Provinzen, namentlich auch aus Polen und Galizien, Elemente hineinströmten, die nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatten. Mag auch das einzelne ehrenwerte Haus in der ersten Zeit sich von Geschäften mit solchen Personen zurückhalten; wenn ihnen ein Geschäft gelingt, gewinnen sie in der Zahl der vereideten und unvereideten Makler bald Protektoren, und ehe man sichs versieht, werden sie auch von den bessern Bankiers als „Aufgabe" angenommen. Schnell ist ein Komtoir in einer guten Stadtgegend gemietet, das des Mittags „wegen der Börse" geschlossen ist, und rasch fällt das Publikum auf das Aushängeschild und auf die im Schaufenster angebrachte Kurstafel nebst Telephonverbindung mit der Börse und auf Reklameannoncen, trügerische Zirkulare u. dergl. hinein. Sind aber diese Elemente einmal in der Börse, so fällt es nach den jetzigen Börsenordnungen schwer, sie wieder herauszubringen. Zwar soll nach den meisten derselben derjenige ausgeschlossen werden, welcher seinen Verpflichtungen nicht nachkommt. Aber nur in den seltensten Fällen erfolgt bei dem Börsenvorstande eine förmliche Anzeige, denn der Gegenkontrahent hofft von dem Insolventen immer noch etwas herauszuschlagen, solange er an der Börse noch weiterhandeln kann. So ist es gekommen, daß selbst vereidete Makler, die durch unerlaubt eingegangene Eigengeschäfte und Spekulationen insolvent wurden, ruhig weiter funktionirten. Der Börsenvorstand — vielleicht selbst als Gegenkontrahent beteiligt, — schloß der Notorietät gegenüber die Augen.

Die erste Aufgabe einer Börsenordnung wird also die sein müssen, diese unsaubern und unsoliden Elemente herauszuschaffen, und diese Maßregel dürfte, wenn ganz sichere Anzeichen nicht trügen, dem Beifall des bessern Teiles der

Börse unbedingt begegnen. Nun wird man — abgesehen von der Handlungsfähigkeit und Unbescholtenheit — nicht ein besondres Examen für den Zutritt zur Börse verlangen können. Wohl aber wird es zulässig und erforderlich sein, wie das bereits bei der Londoner Stock Exchange der Fall ist, daß der Eintretende eine gewisse Vermögensgarantie biete.

In Berlin besteht ein Liquidationsverein, dessen Mitglieder für den Eintritt eine bestimmte Summe als Sicherheit zu hinterlegen haben. Dieser Verein besorgt an den Liquidationstagen unter den Mitgliedern die Abrechnung dergestalt, daß jeder seine Restforderung, die er gegen ein andres Mitglied hat, einreicht. Der Verein besorgt alsdann die Kompensation und Skontration.

Dieses Institut scheint einer Erweiterung fähig. Es müßte bestimmt werden, daß an der Börse keine Abwicklung anders als durch einen solchen Verein geschehen dürfte, und daß, wer zur Börse zugelassen sein wollte, Mitglied dieses Vereins werden müßte. Statutarisch wären sodann die Bedingungen für diese Mitgliedschaft, namentlich die als Garantie zu hinterlegende Summe, festzustellen. Es wäre endlich zu bestimmen, daß bei der Liquidation jedes Mitglied nicht bloß seine Restforderung an ein andres Mitglied einzureichen, sondern eine Gesamtaufstellung der gemachten Geschäfte zu übergeben hätte. Das effektive Geschäft bliebe bei dieser Organisation ganz aus dem Spiele; die Zeitgeschäfte dagegen würden bei dieser Abwicklung sämtlich zu tage treten, und es wäre möglich, dieselben höher und stufenweise zu besteuern. Die Kontrole der Steuerbehörde würde lediglich diesem Vereine gegenüber auszuüben sein, und es bedürfte nun noch der Bestimmung, daß kein Geschäft gerichtlich eingeklagt, vielmehr das Gezahlte zurückgefordert werden könne, sofern nicht die Liquidation durch den Verein erfolgt ist.

Das sind nur Umrisse und Gedanken, deren Formulirung — wie ein gemachter Versuch ergab — nicht schwerfällt. Ein derartiges Gesetz würde die eingangs geschilderten finanziellen und ethischen Momente in sich vereinigen, die Börse purifiziren, das solide Geschäft nicht bedrücken, den Kaufmann mit Steuer- und Polizeikontrolen nicht beschweren und das Spekulationsgeschäft der gebührenden höhern Steuer unterwerfen.

Die Börse erträgt die fortwährenden Angriffe auf sie nur schwer; sie ist in dieser Beziehung empfindlicher als man glauben sollte, und es wäre deshalb erwünschter, daß die Krankheit durch ein Radikalmittel beseitigt, als daß fortwährende Versuche gemacht würden, die zu keinem Ergebnis führen, sondern nur Unruhe auf der einen und Unzufriedenheit auf der andern Seite erregen. Bis jetzt hat die Börse den Reformversuchen nur negativen Widerstand entgegengesetzt; es ist Zeit, daß die Beteiligten versuchen, mit positiven Vorschlägen zu kommen, nur dürfen es keine Palliativmittel sein. Dem Fieberkranken hilft kein Fliederthee.

Zur Diätenfrage.



Nachdem er jahrelang geruht, ist der früher bereits siebenmal verhandelte Antrag, den Reichstagsmitgliedern Tagegelder zu bezahlen, jetzt von der Fortschrittspartei — mit diesem alten Namen benennen wir wohl am besten die Partei, welche sich heute die „deutsch-freisinnige" nennt — wieder neu eingebracht worden. Die Verhandlung, welche vonseiten der Antragsteller nur Längstbekanntes gebracht hat, würde kaum noch Interesse erweckt haben, wenn nicht der Reichskanzler lebendig in dieselbe eingegriffen und eine Fülle geistreicher Bemerkungen eingestreut hätte. Für die Frage, ob die Diätenlosigkeit der Reichstagsmitglieder den Bestand des Reichstages wirklich benachteilige, bieten sich zwei Anhaltspunkte der Beurteilung dar, die Geschichte des Reichstages selbst und die Vergleichung desselben mit dem preußischen Abgeordnetenhause.

Niemand wird leugnen, daß der Reichstag in den ersten Jahren seines Bestandes eine glänzende Versammlung geistiger Potenzen war. Es giebt kaum ein Gebiet deutschen Geistes, welches nicht in hervorragender Weise in ihm vertreten gewesen wäre. Und doch hat niemals verlautet, daß damals schon künstliche Mittel aufgewendet worden seien, um einzelnen Mitgliedern die Diätenlosigkeit minder fühlbar zu machen. Gegenwärtig sind die meisten, welche damals die Räume des Reichstages füllten, nicht mehr vorhanden. Sie sind tot, gealtert oder aus sonstigen Gründen ausgeschieden. Die jüngste Wahl allein hat dem Reichstage einhundertfünfzig neue Mitglieder gebracht. Wir sind ja weit entfernt, absprechen zu wollen über die geistige Bedeutung des gegenwärtigen Reichstagsbestandes. Niemand kann sagen, welche parlamentarische Begabung in den neu hinzugekommenen Mitgliedern vertreten sein wird. Aber unzweifelhaft scheint es uns, daß das deutsche Volk nicht mehr so hoch zu seinem Reichstage hinaufschaut wie früher. Der nächste Grund liegt in der Art der Verhandlungen. Früher waren diese vorwiegend sachlicher Natur, und wenn auch hie und da persönliche Reibungen vorkamen, so wurden dieselben doch mit einer Zurückhaltung und Feinheit geübt, welche dem hohen Bildungsstande des Reichstages Ehre machte. Heute erfüllt persönliches Gezänk einen wesentlichen Teil der Reichstagsverhandlungen. Fast jeder Redner glaubt seine Rede damit beginnen zu müssen, daß er erst alles ausschüttet, was er wider seine Gegner auf dem Herzen hat. Und diese Verhandlungen werden mit einer Bitterkeit geführt, daß man oft zweifeln möchte, ob man sich noch in gebildeter Gesellschaft befinde.

Wenn auch ein Teil unsers Volkes an diesem Wesen Gefallen haben mag, so fühlt man doch im allgemeinen durch, daß dies nicht die rechte Art sei, öffentliche Geschäfte zu betreiben. Wir stimmen Herrn von Stauffenberg ganz bei, wenn er in seiner jüngsten Rede sagte, daß die gedeihliche Entwicklung des Reiches nicht allein auf dem Ansehen der Fürsten, sondern zugleich auf dem Ansehen des deutschen Parlamentes beruhe. Aber wie kann wohl in unserm Volke das Ansehen dieses Parlamentes bewahrt bleiben, wenn alltäglich dessen Mitglieder sich gegenseitig so schlecht machen wie möglich? Diese persönliche Gehässigkeit wirkt aber auch auf die Sache selbst. Niemand kann sich des Eindruckes erwehren, daß hervorragende Mitglieder, ja ganze Parteien in ihren Reden und Abstimmungen mehr durch Parteitaktik, als durch das Interesse der Sache sich bestimmen lassen. Nach dem kurzen Aufschwung patriotischer Begeisterung, der den Kriegen von 1866 und 1870 gefolgt war, ist die deutsche Nation wieder in ihren alten Parteihader verfallen, der die Früchte ihrer Einigung ihr zu rauben droht. In diesem Parteihader nützen die besten Kräfte sich ab. Neue hervorragende Männer sind im Laufe der letzten Jahre aus diesen parlamentarischen Kämpfen kaum hervorgegangen. Aber auch die alten sind nicht dieselben geblieben. Männer wie Stauffenberg, Rickert, Bamberger sind andre geworden, sei es, daß sie wirklich einer inneren Umwandlung unterlegen, oder daß sie nur eine andre Seite ihres Wesens, die man früher nicht ahnte, herausgekehrt haben.

Diese Zerfahrenheit der Vertreter der Nation spiegelt sich auch in dieser selbst ab. Die jüngsten Wahlen gaben ein trauriges Bild davon. Wie anders waren die Wahlen noch vor zehn Jahren. Es gab Wahlkreise genug, welche ihren Vertreter wählten, weil sie ihn längst als vertrauenswürdigen Mann kannten, ohne von ihm zu verlangen, daß er erst versicherte, er werde sich auch gut betragen. Auch war die Sucht der Parteien, sich gegenseitig die Wahlkreise abzujagen, noch nicht entfernt so entwickelt wie jetzt. Heute giebt es kaum eine Wahl, welche nicht mit so und soviel Wahlreden erkauft werden müßte. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zieht der Kandidat, überall händeschüttelnd und seine Rede ableiernd. Und wo heute der eine geredet hat, redet morgen der andre und übermorgen der dritte. Wie geht es in diesen Wahlversammlungen her! Glücklich, wenn sich die Anfechtung des Kandidaten auf einige in in rohem Tone vorgebrachte Interpellationen beschränkt und nicht die Wut der Gegenparteien in lauten Skandal ausbricht. Früher ließ jeder Kandidat sich genügen, seine eignen Grundsätze und Anschauungen zu entwickeln, und überließ die Vergleichung derselben mit denen seiner Gegner den Zuhörern. Jetzt wird aber auch der Gegner hereingezogen und möglichst heruntergerissen. Kein Mittel der Verführungskunst bleibt unversucht. Dieses gegenseitige Schlechtmachen beherrscht dann auch die ganze Wahlkampagne, welche gleichzeitig in der Presse sich abspielt. Zu alledem kam dann noch am Schlusse der Wahlen vielerorten

die Not der Stichwahlen, welche einen Teil der Wähler in eine wahrhaft verzweifelte Lage brachten und zu dem häßlichsten politischen Traffick Veranlassung gaben. Aus einem solchen Getriebe niedrigster Art ist der gegenwärtige Reichstag her-vorgegangen.

Inmitten dieser Verhältnisse hat es gleichwohl an Kandidaten für den Reichstag nicht gefehlt. An manchen Orten sind vier oder fünf aufgetreten. Sie überboten sich im Eifer für die Sache. Aber freilich sind die Kandidaten oft von der Art gewesen, daß man sich fragen mußte, ob denn das deutsche Volk keine bessern Männer habe, um sie als seine Vertreter zu entsenden? Da tritt nun die Frage uns entgegen: Ist es denn wirklich vielleicht die Diätenlosigkeit, was die bessern Männer von der Kandidatur für den Reichstag abhält? Einige Parteien haben diese Diätenlosigkeit schon zu überwinden gewußt. Die Sozialisten und Fortschrittler besitzen Fonds, welche auch die minder Bemittelten ihrer Partei in den Stand setzen, ein Reichstagsmandat anzunehmen. Sie können also am wenigsten sagen, daß sie noch bessere Männer im Rückhalt hätten, wenn nur Diäten gezahlt würden. Von den übrigen Parteien ist dergleichen nicht bekannt. In Anbetracht aber, daß ohne Zweifel der allgemeine Wohlstand in Deutschland seit 1867 wesentlich zugenommen hat, wäre es in der That wunderbar, wenn nicht auch jetzt noch in diesen Parteien patriotische und tüchtige Männer sich finden sollten, für welche der Mangel an Diäten kein Hindernis abgäbe, ein Reichstagsmandat anzunehmen. Weit mehr als in diesem Mangel sehen wir den Grund eines Verfalles des Reichstags in den oben geschilderten Verhältnissen. Man kann ja die Seelenstärke derjenigen bewundern, welche den Mut haben, sich in den Strudel eines modernen Wahlkampfes zu stürzen, bis zu einem Platze im Reichstage sich durchzuringen und auch dort zu Kampf und Streit aller Art bereit zu sein. Aber jedermanns Sache ist das nicht. Es giebt feiner organisirte Naturen, welchen die Berührung mit der Gemeinheit so widersteht, daß sie sich um keinen Preis in dieses moderne Getriebe hineinstürzen möchten. Gerade solche Männer aber würden, wenn sie im Reichstage säßen, dem öffentlichen Wohl am förderlichsten sein. Blicken wir zurück auf die Männer, die in den ersten Jahren die Bänke des Reichstages füllten, so glauben wir unter ihnen viele zu erkennen, die, wenn sie auch damals ein Mandat bereitwillig übernahmen, heute doch vor diesem Getriebe zurückschrecken würden. Sollte nun wohl hieran sich etwas ändern, wenn den Reichstagsmitgliedern Diäten bewilligt würden? Sicherlich nicht! Gerade für Männer derjenigen Art, welche wir heute im Reichstage schmerzlich vermissen, würde die Bewilligung von Diäten keinen entscheidenden Grund bilden, um ihnen ein Mandat annehmbarer zu machen. Im übrigen aber würde die Zahlung von Diäten in die jetzt schon so erbitterten Wahlkämpfe nur ein neues Moment hineintragen, welches diese Kämpfe keinenfalls veredeln würde.

Zu einer Beurteilung der Diätenfrage kann auch die Vergleichung des Reichstages mit dem preußischen Abgeordnetenhause dienen. Die preußischen Abgeordneten erhalten täglich fünfzehn Mark Diäten. Hat nun diese Diätenzahlung dem Abgeordnetenhause im Vergleich mit dem Reichstage ein wesentliches Plus an intelligenten Kräften zugebracht? Wir wüßten nicht. Die hervorragenden Größen des Abgeordnetenhauses sind fast durchweg auch im Reichstage vorhanden. Was aber die große Masse der minder bedeutenden Mitglieder betrifft, so wird auch in Ansehung dieser niemand behaupten wollen, daß unter denen des Abgeordnetenhauses mehr Einsicht vertreten sei, als unter denen des Reichstages. Die Verschiedenheit in der Physiognomie beider Körperschaften hat ihren Grund teils in der Verschiedenheit der Wahlsysteme, teils in dem Umstande, daß die Zahl der Mitglieder des Abgeordnetenhauses relativ doppelt so groß ist als die der Reichstagsmitglieder. Aber auch wenn man die bessere Hälfte des Abgeordnetenhauses oben abschöpfen wollte, so würde doch darin schwerlich eine größere Summe von politischer Bildung zu finden sein, als bisher im Reichstage vertreten gewesen ist.

Als zuerst das allgemeine Wahlrecht mit geheimer Abstimmung für den deutschen Reichstag eingeführt wurde, haben viele denkende Politiker, und zwar auch durchaus freisinnige Männer, dieser Institution nicht ohne dringende Besorgnisse entgegengesehen. Die Erfahrung des ersten Jahrzehntes schien diese Besorgnis als unbegründet auszuweisen. Die neuesten Wahlkämpfe haben sie aber bei vielen wieder wachgerufen. Gleichwohl wird niemand daran denken, solange die Dinge in formaler Ordnung sich bewegen, an jener Institution etwas zu ändern. Daß man aber in dieses Wahlgetriebe, nach dem Charakter, den es heute angenommen hat, noch ein Moment hineinwerfen soll, welches nur geeignet sein würde, den Eifer der Bestrebungen und die Hitze der Kämpfe noch stärker anzufachen, das kann billigerweise nicht verlangt werden.



Aus der Diplomatenschule.

3.



Jeder Souverän ist befugt, einen diplomatischen Auftrag auch mehreren Gesandten zugleich zu übertragen, doch geschieht dies seit geraumer Zeit niemals bei ständigen Missionen, sondern nur bei außerordentlichen und zeitweiligen, z. B. bei Kongressen und Friedensverhandlungen, sowie bei diplomatischen Sendungen mit zeremoniellem Zweck, denen besondre Wichtigkeit beigelegt sein soll. Früher, wo

die Potentaten mehr auf den Glanz als auf die Kosten sehen durften, war dies insofern anders, als die deutschen Kurfürsten und ebenso einige andre Fürsten des Reiches es für passend und ihrer Würde zuträglich erachteten, sich beim Kaiser dauernd durch mehrere Diplomaten zugleich vertreten zu lassen, wie denn Kursachsen 1747 in Wien nicht weniger als drei Repräsentanten dieser Gattung unterhielt. Die Republik Venedig ließ im Fall einer Thronbesteigung einem Könige durch zwei, einem Papste aber durch vier Botschafter ihren Glückwunsch abstatten, und wenn die alte Schweiz dem Könige von Frankreich bei einer Krönung oder Vermählung gratuliren mußte, stellte jeder der dreizehn Kantone zu der betreffenden Ambassade einen Vertreter. Zu den Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück bevollmächtigte der römische Kaiser fünf, Frankreich drei und Schweden zwei Gesandte, und der Friede zwischen Spanien und den Niederlanden, der zu gleicher Zeit abgeschlossen wurde und letzteren die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit brachte, wurde durch drei spanische und acht niederländische Abgeordnete verhandelt und unterzeichnet. Auf dem Wiener und auf dem Aachener Kongresse war jede der größeren Mächte durch zwei Gesandte repräsentirt. (Alt, a. a. O., S. 45 ff.)

Umgekehrt kann sich aber auch ein Souverän von einer und derselben Persönlichkeit bei mehreren Höfen vertreten lassen und ein Gesandter die Geschäfte mehrerer Staaten besorgen. Letzteres fand in den fünfziger Jahren zu Athen statt, wo das Königreich Sachsen seine Paßangelegenheiten — dem preußischen Gesandten? — nicht doch, dem Repräsentanten Schwedens, Herrn von Heissenstamm, zur Erledigung übergeben hatte, was sich sehr lustig ausnahm. Der andre Fall kam in diesen schönen Zeiten gleichermaßen und zwar häufiger vor und ist noch jetzt nicht ganz selten. So vertraten mehrere Gesandte am Dresdener Hofe ihre Regierung zugleich bei den sächsischen Herzogtümern, so waren die Geschäftsträger Preußens und Frankreichs bei der freien Stadt Hamburg zugleich bei Lübeck und Bremen und den beiden mecklenburgischen Höfen beglaubigt, und so hat England jetzt einen Diplomaten, welcher seine Königin in Darmstadt und Karlsruhe repräsentirt. Daß China in Paris einen Gesandten hatte, der auch für London und Petersburg ernannt war („Marquis“ Tseng), ist bekannt.

Die Frage, ob ein zur Annahme von Gesandten berechtigter Staat oder Souverän in jedem Falle auch dazu verpflichtet sei, muß verneint werden, und jeder Fürst darf Diplomaten, die ihm unangenehm sind, ablehnen; denn es kann ihm nicht zugemutet werden, sich mit einer solchen Persönlichkeit einzulassen. Belege dazu, daß dieses Verweigerungsrecht wirklich ausgeübt worden ist, liefern die Annalen der diplomatischen Welt in ziemlich großer Anzahl. Im Jahre 1629 wurden die Gesandten, die Gustav Adolf als Teilnehmer an den Friedensverhandlungen abgeordnet hatte, welche zwischen dem Kaiser und der Krone Dänemark stattfanden und zum Abschlusse des Lübecker Friedens führten, bei-

nahe wie die jüdischen Diplomaten behandelt, die David (s. den ersten Abschnitt dieser Darstellung) an den mißtrauischen und unhöflichen Syrerkönig Hanon schickte: man nahm sie nicht bloß nicht an, sondern wies sie unter Bedrohung mit dem Tode für den Fall der Rückkehr nach Hause und kehrte sich nicht daran, daß ihr Herr und Gebieter dies als Bruch des Völkerrechts ansah und vor der Welt denunzirte. 1758 verweigerte der schwedische Hof die Annahme des britischen Gesandten Sir Goderike, der sich bereits auf der Reise nach Stockholm befand. 1792 erklärte die französische Republik, daß sie Emigranten nicht als diplomatische Unterhändler zulassen werde. 1801 und 1802 lehnte der Wiener Hof den schwedischen Gesandten Graf Armfeld ab. 1815 weigerte sich der König der Niederlande, den schon in seinem Lande, in Brüssel, eingetroffenen Vertreter des Großherzogs von Baden zu empfangen, und dasselbe geschah kurz darauf von seiten der Eidgenossenschaft. 1832 lehnte der Kaiser Nikolaus die Zulassung des bekannten türkenfreundlichen Sir Stratford Canning (später Lord Redcliffe) als britischen Botschafters an seinem Hofe ab. Im Jahre 1847 geschah von seiten Ernst Augusts von Hannover mit dem preußischen Gesandten Graf Westphalen das gleiche, und zwar aus dem eigentümlichen Grunde, weil dieser Diplomat dem König als Katholik mißliebig war. Aus der neuesten Zeit endlich gehören in diesen Zusammenhang der Fall, daß Rußland gegen die Ernennung des früheren Kriegsministers der Vereinigten Staaten, Cameron, zum Vertreter derselben am Petersburger Hofe Einwendungen erhob, und die bekannte Weigerung des Papstes Pio Nono, den zum Repräsentanten Preußens beim heiligen Stuhle ersehenen Kardinal Hohenlohe anzunehmen. Hier war erst vertraulich angefragt worden, was gegenwärtig stets geschieht, damit eine öffentliche Zurückweisung, die immer ein Skandal ist, vermieden werde, auch kommt es wohl vor, daß man dem fremden Hofe eine Liste von Kandidaten für den betreffenden Posten zur Auswahl mitteilt, und ebenso geschieht es zuweilen, daß eine Regierung sich zum Ersatz eines bei ihr beglaubigt gewesenen Gesandten eine bestimmte Person ausbittet. (Alt, a. a. O. S. 50 ff.)

Legitimirt werden die diplomatischen Agenten zunächst durch vorläufige Anzeige ihrer Wahl, womit man die Bitte um Pässe für sie verbindet, dann durch Beglaubigungsschreiben oder Kreditive, die ihnen bei der Abreise mitgegeben werden, und die der Träger nach seiner Ankunft an seinem Bestimmungsorte in feierlicher Audienz dem Souverän, an den er abgeordnet worden ist, zu überreichen pflegt. Wie es dabei zugeht, respektive zuging, erfährt der Freund von Zeremonien und Etikettesachen am besten durch Alt, der dieser Frage ein ganzes, dreizehn Seiten langes Kapitel widmet, welches ausführlich über die Antrittsaudienzen der Gesandten erster Klasse an den Höfen von Berlin, Paris, (unter Napoleon dem Dritten), in Brüssel und im Haag unterrichtet, auch über andre prächtige Sachen, die sich hieran knüpfen, z. B. über das Recht des Baldachins und des Sechsgespanns, gründlich und gewissenhaft Belehrung erteilt.

Wir ziehen es vor, mit Übergehung dieser und ähnlichen gleichgiltiger Dinge seiner überaus fleißigen Arbeit noch eine Anzahl andrer Mitteilungen zu entnehmen, die für weitere Kreise ein Interesse haben werden.

Das Kreditiv des Gesandten ist ein Brief des absendenden Souveräns an den auswärtigen, welcher, mit „Wir von Gottes Gnaden“ und dann allen Titeln des betreffenden Fürsten anfangend, dem Empfänger den Anlaß und die Aufgabe der Mission nebst Namen und Charakter des Gesandten anzeigt, um freundliche Aufnahme desselben ersucht und ihm Glauben zu schenken bittet, worauf das Schreiben mit einer Freundschaftsversicherung und mit einem frommen Wunsche schließt, der, wenn es französisch abgefaßt ist, in der Formel zu bestehen pflegt: Sur ce nous prions Dieu qu'il vous aie, très-haut, très-puissant et très-illustre Prince, en sa sainte et digne garde. Die Legitimirung der Nuntien des Papstes erfolgt durch lateinisch abgefaßte Bullen, die ihnen als Vollmacht dienen. Erst nachdem der Gesandte sein Beglaubigungsschreiben überreicht hat und dieses als giltig angenommen worden ist, gebühren ihm die Rechte und Ehren, die mit seiner Würde verbunden sind; vorher gilt er nur als Privatperson.

In enger Verbindung mit dem Kreditive steht die schriftliche Vollmacht, die der Gesandte mitbekommt, und die für ihn von großer Bedeutung ist, da sie ihm den Zweck seines Auftrages bezeichnet und ihm die Grenzen vorschreibt, innerhalb deren er sich bei seinen Geschäften und Verhandlungen zu bewegen hat. Alle Handlungen, die er auf Grund dieser Vollmacht vornimmt, sind für die Regierung, die ihn abordnet, verbindlich. Bevollmächtigte, die zur Teilnahme an einem Kongresse oder einer Konferenz abreisen, erhalten nach Alt (S. 58) keine Beglaubigungsschreiben, sondern nur eine Vollmacht. Gesandten, die (wie Jules Favre zur Zeit der Londoner Konferenz über die Frage des Schwarzen Meeres) in Kriegszeiten durch ein Land reisen, müssen von seiten der betreffenden kriegführenden Macht einen Geleitsbrief (sauf-conduit) haben, widrigenfalls man sie nicht passiren läßt.

Zur amtlichen Ausstattung des auf einen auswärtigen Posten abreisenden Diplomaten gehört ferner eine Instruktion. Diese unterrichtet ihn einerseits von den Anschauungen und Absichten seines Souveräns oder seines Chefs im auswärtigen Amte in bezug auf die ihm aufgetragenen Geschäfte, andrerseits erteilt sie ihm Verhaltungsregeln gegenüber dem Hofe, an den er abgeordnet wird, und den dort beglaubigten andern Diplomaten, kurz, sie ist die Richtschnur für sein gesamtes Verhalten in der ihm dort angewiesenen Stellung. Von selbst versteht sich, daß bei ihr nicht an alle irgendmöglichen Umstände gedacht sein kann, und es wird selbst jetzt noch, wo sie auf telegraphischem Wege abgeändert und ergänzt werden kann, in eiligen Fällen manches Einzelne dem Ermessen ihres Inhabers zu überlassen sein, nur wird er sich zu hüten haben, gegen die in derselben entwickelten allgemeinen Ideen zu verstoßen. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die Instruktion zu den geheimen Aktenstücken des Gesandten gehört

und kein Diplomat von dem fremden Souverän durch Gewaltmaßregeln genötigt werden darf, sie vorzuzeigen.

Die Instruktion, die der Gesandte mitnimmt, hat die Gestalt einer Denkschrift; wird sie im Verlaufe seiner Mission abgeändert oder ergänzt, so geschieht dies durch eine Depesche, die der heimische Minister des Auswärtigen dem betreffenden Vertreter seiner Politik auf dienstlichem Wege übersendet. Dafür, daß auch diese Staatsschriften und die etwaigen Antworten darauf geheim bleiben, ist durch den Brauch der Kabinette gesorgt, sich bei solchem Wechselverkehr einer nur den Eingeweihten verständlichen Schreibweise zu bedienen. Dieselbe wird Chiffre (Ziffer) genannt und ist natürlich bei der einen Regierung eine andre als bei der andern. Zuweilen haben sogar die verschiednen Gesandtschaften eines und desselben Staates jede ihre besondre Art, auf diese Weise mit ihrem auswärtigen Amte zu verkehren.

Schon den Lakedämoniern soll nach Mertens die Chiffrirkunst bekannt gewesen sein, und nach andern hätten sie gar die alten Ägypter erfunden. Thatsache ist es, daß Cäsar sich einer Geheimschrift bediente, wenn er an Freunde Mitteilungen gelangen ließ, die den Augen Unberufener unlesbar sein sollten. Seine Methode bestand in der Versetzung von Buchstaben und in Abkürzungen, also in einer Art Stenographie. Häufiger gebraucht wurde die Geheimschrift im diplomatischen Verkehr erst unter und bald nach der Staatsverwaltung Frankreichs durch Richelieu. Sie operirte anfangs ziemlich einfach mit Buchstaben, Punkten, Linien, Kreuzen und andern Zeichen, die für Worte gesetzt wurden. Später wurde sie in England durch Wallis, in Frankreich durch Vieta verbessert. Immer aber blieb sie noch ziemlich einfach und verhältnismäßig leicht zu enträtseln. Man stellte nämlich zu diesem Behufe für jede Sprache nach deren Bau und Wortfolge gewisse Regeln auf, mittelst deren sich die Zeichen erraten ließen, und so mußte die Diplomatie an eine komplizirtere Kryptographie denken, zu deren Entzifferung jene Regeln nicht genügten. Man verwendete dabei allerlei Mittel zur Irreführung des Lesenden, nahm für ein und dasselbe Ding bald dieses, bald jenes Zeichen, schied die unter diesen Charakteren zu verstehenden Worte nicht voneinander und wechselte nach Verabredung der Korrespondenten mit zwei- und dreigliedrigen Zeichen ab. Ließ man Zahlen die Stelle von Buchstaben vertreten, so erhielt jeder Buchstabe, jede oft vorkommende Silbe, ja jede derartige Redensart ein oder mehrere Zeichen, die dann auf die gewöhnliche Art, mitunter auch von der rechten Seite nach links hin geschrieben, auch wohl mit Einschiebungen irreführender Kommas, Punkte und Fragezeichen und mit nichts bedeutenden Sätzen versehen wurden. Andre Methoden gaben jedem Buchstaben des Alphabets ein Zeichen, wieder andre teilten das ganze Alphabet in mehrere Abschnitte, unter die man die Buchstaben in willkürlicher Ordnung brachte, und bezeichnete jeden Buchstaben mit zwei Zahlen, von denen die eine die Abteilung, die andre dagegen die Stelle, welche

der Buchstabe in derselben einnahm, angab und die man dann in der chiffrirten Depesche in der Weise eines Bruches über- oder untereinander schrieb. Diese Manipulationen erschwerten das Verständnis für den unberufenen Entzifferer erheblich, erwiesen sich aber insofern als unpraktisch, als sie auch dem berechtigten Empfänger viel Mühe und Kopfzerbrechen, also Zeitverlust, zumuteten, und als geringes Versehen sie ganz unverständlich machen mußte. Einfacher war die Geheimschrift, die vor etwa fünfzehn Jahren von der preußischen Diplomatie gebraucht wurde. Hier gab es ungefähr zwanzigtausend Wörter, Namen und kurze Ratschläge, die einzeln je durch eine Zahl oder Zahlengruppe ausgedrückt wurden, etwa so, daß 1 Fürst Gortschakoff, 5 Verfahren, 12 insofern, 3216 streiche den ersten Buchstaben, 5739 König, 12823 obschon, 18005 England und 18006 garnichts bedeutete, in der Kunstsprache non valeur war. Diese Zahlengruppen bildeten, hinter die alphabetisch geordneten Wörter, Namen xc. gesetzt, eine Art Lexikon, nach welchem der Chiffreur die Depeschen in Geheimschrift übertrug, deren Entzifferung mit Hilfe eines andern Lexikons bewirkt wurde, wo die Zahlen und Zahlengruppen, nach ihrem Werte folgend, links, die Wörter, Namen u. s. w., die sie bedeuteten, rechts standen. Ein Beispiel aus Buschs „Graf Bismarck und seine Leute" (II, 155) wird die Sache mit ihren Finessen etwas deutlicher machen. Der Verfasser erzählt: „Der Kronprinz brachte das Gespräch auf das Chiffriren und Dechiffriren und fragte, ob das schwer sei. Der Minister setzte ihm die Handgriffe »dieses Gewerbes« auseinander und fuhr dann fort: »Wenn man z. B. das Wort aber chiffriren will, so schreibt man die Zahlengruppe für Abeken [den seitdem verstorbenen Geheimrat des Auswärtigen Amtes] und läßt dann die folgen, welche: Streiche die letzten beiden Silben bedeutet. Darnach setzt man die Chiffre für Berlin und läßt den Leser wieder die letzte Silbe streichen. So hat man aber.«" Seitdem ist im Auswärtigen Amte des deutschen Reiches eine Geheimschrift eingeführt, bei welcher die Worte auch durch Zahlen ausgedrückt werden, zu denen aber eine andre Zahl addirt wird. Zur Entzifferung ist also außer der Kenntnis des angewandten Zahlensystems auch Bekanntschaft mit der Zahl erforderlich, welche der ursprünglichen Zahl hinzugefügt worden ist. Damit der Gesandte in Geheimschrift korrespondiren und diejenige seiner Regierung lesen kann, erhält er einen doppelten Schlüssel (clef), d. h. ein Lexikon, mittelst dessen er an seinen Minister oder Souverän in Chiffren schreiben, und ein andres, in welchem er in solchen abgefaßte Schriftstücke enträtseln kann (chiffre chiffrant und chiffre déchiffrant). Alt meint, die Behauptung, bei einem guten Chiffre und einer gut chiffrirten Depesche werde letztere auch vom geschicktesten Dechiffreur nicht ohne Hilfe des Schlüssels gelesen werden können, sei unrichtig, da „man mit Hilfe der Dechiffrirkunst, die man auf algebraische Grundsätze zurückgeführt habe, sehr wohl, ohne im Besitze des Schlüssels zu sein, aus dem Inhalte der Chiffreschrift den Schlüssel zu ermitteln vermöge." Er hat hierin, soweit es sich

um die deutsche Chiffrirmethode handelt, unrecht. Eine deutsche chiffrirte Depesche läßt sich ohne chiffre déchiffrant weder mit Algebra noch mit andrer Menschenweisheit entziffern.

Das gemeinsame Interesse aller Staaten, zwischen denen ein völkerrechtlicher Verkehr stattfindet, verlangt Schutz der Gesandten gegen Beleidigung und Verletzung. Unverletzbarkeit, Unantastbarkeit ist das oberste Vorrecht derselben und ein so natürliches, daß es schon im frühen Altertum und selbst unter wilden und halbbarbarischen Völkern Geltung hatte und Nichachtung desselben als schwerer und hart zu ahndender Frevel betrachtet wurde. Als die Bewohner von Tyrus die Gesandten Alexanders des Großen ermordet hatten, belagerte er die Stadt und ließ, nachdem er sie erstürmt hatte, alle, die sich nicht in Tempelasyle geflüchtet, niederhauen oder ans Kreuz schlagen, auch Feuer auf die Dächer werfen. Plutarch nennt das Verfahren des macedonischen Königs Perseus, welcher Gesandte des illyrischen Fürsten Genthius zurückgehalten hatte, ruchlos und schrecklich (*δεινόν*). Mehrmals rächten die Römer Ermordung oder Beschimpfung ihrer Gesandten durch Krieg (gegen die Fidenaten, die Tarentiner und die Illyrer). Selbst das alte Kriegsrecht der Türken schrieb vor, daß die Gesandten der Ungläubigen nicht getötet werden dürften, doch konnte sie der Sultan beim Ausbruche von Feindseligkeiten als Geiseln zurückbehalten, und wenn ihr Absender starb, galten sie als Kriegsgefangene. Heutzutage erstreckt sich dieses Privilegium nicht bloß auf die Person aller Gesandten und ihres Gefolges bis herab zur Dienerschaft, sondern auch auf die mit ihnen und ihrer Würde in unmittelbarem Zusammenhange stehenden Gegenstände, auf ihre Wohnung, ihr Hausgerät und ihre Wagen. Vattel sagt: „Das Haus eines Gesandten muß vor jeder Verletzung gesichert sein, unter besonderm Schutze der Gesetze und des Völkerrechtes stehen; es verletzen heißt sich gegen den Staat und gegen alle Nationen vergehen... Die Karossen und Equipagen desselben genießen dieselben Privilegien wie sein Haus; sie angreifen heißt den Gesandten selbst und den Souverän verletzen, den er repräsentirt." Selbstverständlich erlischt der Anspruch auf Berücksichtigung dieses Vorrechtes, wenn es mißbraucht wird, wie in dem von Wicquefort berichteten Falle, wo der Marquis de Fontenoy-Marueil, der Frankreich beim Papste vertrat, neapolitanische Rebellen in seinem Wagen fortzuschaffen versuchte.

Wird ein gehörig beglaubigter Diplomat von der Regierung, bei der er akkreditirt ist, selbst verletzt, so verlangt er oder sein Absender Genugthuung, die im Ersatz des erlittenen materiellen Schadens, Entschuldigung und bisweilen in der Abordnung einer eignen Gesandtschaft an den beleidigten Monarchen zu bestehen hat. Ist die Verletzung von einem Unterthanen des auswärtigen Staates ausgegangen, so ist derselbe nach den Gesetzen dieses Staates zu bestrafen. Unter Richard dem Zweiten von England war auf derartige Vergehen die Strafe des Hochverrates gesetzt. Die Generalstaaten ahndeten sie nach einer Verordnung

von 1651 mit Körper- und selbst Lebensstrafe. In Frankreich bestimmte ein Gesetz vom 17. Mai 1819: „Die Beschimpfung von Botschaftern, Ministern, Bevollmächtigten, Gesandten, Geschäftsträgern oder andern beim Könige beglaubigten diplomatischen Agenten wird mit Einsperrung von acht Tagen bis zu achtzehn Monaten und einer Geldbuße von fünfundzwanzig bis zu zweihundert Franks oder einer dieser beiden Strafen allein geahndet.“ Das preußische Gesetzbuch schreibt vor: „Wer das Völkerrecht gegen fremde Staaten, deren Oberhaupt oder Gesandten verletzt oder dieselben sonst beleidigt, gegen den soll die durch die That selbst verwirkte Strafe jedesmal geschärft werden.“ Im bairischen Strafgesetzbuche heißt es: „Derjenige wird als Staatsverräter vierten Grades bestraft, welcher ... die Häupter fremder Staaten oder deren Gesandte oder Bevollmächtige durch verbrecherische Handlungen persönlich beleidigt, wofern nicht die Handlung an sich zu einer strafbaren Gattung von Verbrechen gehört.“ Ist der Gesandte von Leuten beschimpft oder verletzt worden, die seine Stellung und Würde nicht kannten, so hat der Fall nichts mit dem Völkerrecht zu schaffen und wird als gewöhnliches Vergehen oder Verbrechen behandelt.

„Außer der Unverletzbarkeit finden wir schon im Altertum eine Exemtion der diplomatischen Agenten von jedem störenden Einfluß der fremden Staatsgewalt auf ihre Handlungen. Man stellte den Grundsatz auf, daß keinem Gesandten etwas zugemutet werden dürfe, was der Erfüllung seiner Obliegenheiten gegen den Absender ein Hindernis bereite (ut ne impediatur legatio.) Deshalb war im Römischen Rechte jede in jus vocatio eines Gesandten ausgeschlossen, selbst wenn er aus einer römischen Provinz oder Stadt war; es war ihm mit gewissen Einschränkungen das sogenannte jus domum revocandi zugestanden, d. h. das Recht, in seiner Heimat gerichtet zu werden, sodaß er sich also während seines Aufenthaltes in Rom weder auf Zivilklagen aus älteren Forderungen noch auf Anklagen wegen früherer Vergehen einzulassen brauchte. . . . Die neuere Staatspraxis hat jenen Grundsatz des Römischen Rechtes in Verbindung mit der persönlichen Unverletzbarkeit der Gesandten zu einem vollkommenen Exterritorialitätsverhältnisse gestaltet, und dieses Herkommen ist schon seit zwei Jahrhunderten festgestellt. Zunächst im allgemeinen versteht man unter Exterritorialität die völkerrechtliche Unabhängigkeit gewisser Personen und mit diesen in Verbindung stehender Gegenstände von der Territorialhoheit des Staates, in welchem sie sich persönlich befinden. Diese Exterritorialität, auf die Repräsentanten eines Staates oder einer Regierung angewendet, besteht im wesentlichen in der Exemtion derselben von der lokalen Gerichtsbarkeit, d. h. sie entbindet ihn von der Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit, sowie von der Botmäßigkeit der Polizei des fremden Staates. Der Gesandte wird vermöge dieses Vorrechtes samt seinem Gefolge und seinem Hause, sowie in seinen sonstigen Sachen so beurteilt, als ob er den Staat, der ihn abgeordnet hat, garnicht verlassen habe, als ob er außerhalb des Gebietes lebe, in dem er residirt.“ (Alt, a. a. O., S. 72 und 73.)

Aus dieser Fiktion leitete man in früheren Zeiten verschiedne Rechte für die Gesandten ersten und zweiten Ranges ab, und zwar zunächst die sogenannte Quartierfreiheit (franchise de l'hôtel), kraft welcher die Wohnung des Gesandten, ja das ganze Stadtviertel, in welchem dieselbe lag, für jeder polizeilichen Durchsuchung entzogen galt. Vattel begründet dieselbe damit, daß er (Le Droit des Gens I, 4. Buch, § 117) sagt: „Die Unabhängigkeit des Gesandten würde sehr unvollständig und seine Sicherheit schlecht begründet sein, wenn das Haus, wo er wohnt, sich nicht vollkommener Befreiung erfreute, und wenn es nicht den gewöhnlichen Dienern der Gerechtigkeit unzugänglich wäre. Er könnte dann unter tausend Vorwänden belästigt werden, man könnte durch Einsicht in seine Papiere seine Geheimnisse aufdecken, und seine Person wäre Zudringlichkeiten ausgesetzt." Jene ausgedehnte Quartierfreiheit war den vornehmeren Diplomaten, namentlich in Rom, Venedig und Madrid, sowie während der Kaiserwahl in Frankfurt a. M. zugestanden, führte aber im Laufe der Zeiten zu soviel Mißbräuchen, Unzuträglichkeiten und vorzüglich zu so arger Lähmung der Justiz, daß sie endlich sehr beschränkt oder ganz abgeschafft wurde. Letzteres geschah in Rom durch Dekrete des Papstes Innocenz des Elften aus den Jahren 1677 und 1680, sowie durch eine Bulle desselben, die 1687 erging, und in Madrid durch Verordnungen von 1594 und 1684. Die meisten Gesandten fügten sich dem Willen des Papstes, Frankreich aber hielt seinen Anspruch noch lange hartnäckig aufrecht und suchte ihn sogar durch Besetzung Avignons und der Grafschaft Venaissin durchzusetzen. Noch in Martens' „Abriß des europäischen Völkerrechts" wird erzählt: „In Rom erfreuen sich gewisse Legationen, z. B. die französische und die spanische, einer Art von Quartierfreiheit, und in dem Bereiche, der unter dem Schutze des Gesandten Spaniens steht, wird die Polizei nur durch Sbirren ausgeübt, die zu dessen Mission gehören." Heutzutage ist von einer derartigen Übertreibung nirgends mehr die Rede, und selbst was von der alten Sicherheit der Gesandtschaftshotels vor polizeilicher Nachforschung geblieben ist, kann dieselben nicht vor solchen Maßregeln schützen, wenn dringender Verdacht vorhanden ist, sie werde zu staatsgefährlichen Machinationen benutzt, und der betreffende Diplomat denselben nicht zu zerstreuen und für die Zukunft Bürgschaft zu leisten vermag.

Ähnliches gilt von dem Asylrechte, welches manche Regierungen früher für ihre Vertreter im Auslande in Anspruch nahmen, und welches darin bestand, daß letztere befugt sein sollten, nicht zu ihrem Gefolge gehörigen Personen, auch Verbrechern, in ihrer Wohnung Zuflucht vor der sie verfolgenden Obrigkeit des fremden Landes zu gewähren. Schon Hugo Grotius erklärt dies für nicht im Völkerrechte begründet. In Spanien bestand dieses Recht kraft einer Verordnung von 1684, wurde aber von der Regierung nie beachtet, sodaß dieselbe z. B. 1726 den Herzog von Ripperda aus dem Hotel des englischen Gesandten, in das er sich geflüchtet, herausholen ließ, obwohl dieser ihn mit Genehmigung

seines Hofes dort aufgenommen hatte. In Portugal wurde das Asylrecht durch König Johann 1748 aufgehoben, in Dänemark 1774, in Venedig existirte es noch in der Zeit nach 1772, wo man es auf zwei Häuser rechts und links von den Wohnungen des spanischen und des französischen Gesandten beschränkte, in Rom sollte es von 1815 an lediglich für Polizeivergehen gelten. Gegenwärtig erkennen alle europäischen Mächte den eigentlich selbstverständlichen Grundsatz an, daß die Wohnung eines Gesandten kein Zufluchtsort für Verbrecher sein kann, und flieht ein solcher in ein Haus jener Art, so hat ihn der Inhaber desselben auf Requisition der Behörde ohne Zögern auszuliefern, widrigenfalls letztere befugt ist, sich des Verfolgten mit Gewalt zu bemächtigen.

Da die Gesandten nicht Unterthanen des Staates sind, bei dessen Regierung man sie beglaubigt hat, vielmehr als Ausländer angesehen werden, die in ihrem Hotel wie auf einer Insel oder in einer Enklave ihres Heimatslandes leben, so genießen sie in der Regel vollständige Befreiung von allen Abgaben, die in dem fremden Staate eingeführt sind, direkten sowohl wie indirekten: sie zahlen also auch für die Gegenstände, die sie für sich und ihr Gefolge aus dem Auslande beziehen, keine Zölle, sie entrichten keine Accise und haben keine Verbrauchssteuer zu erlegen. Die letztere Exemtion fließt indes nicht aus dem natürlichen Völkerrechte, sondern beruht auf dem guten Willen der fremden Regierung, die ihre Zugeständnisse aus dem Herkommen ableitet und sie meist darnach bemißt, was ihren Gesandten in der Heimat des bei ihr beglaubigten Diplomaten bewilligt ist. Auch haben mehrere Regierungen infolge von Mißbräuchen, die manche Diplomaten mit dieser Befreiung von Zöllen trieben, dieselbe entweder ganz beseitigt oder erheblich beschränkt und abgeändert. Solche Fälle von unanständiger Benutzung der Exemption kamen früher nicht selten und auch noch in der neuesten Zeit vor; denn Botschafter und Gesandte sind zwar immer sehr vornehme Herren, aber mit nichten allezeit Leute mit vornehmem Sinn und Gefühl. So benutzten früher der spanische, der französische und der türkische Ambassadeur am kaiserlichen Hofe zu Wien jene immunité des impositions in bezug auf das Tabaksmonopol, um sich zu großem Schaden der Pächter des Gefälles zu bereichern, indem sie den Tabak in ungeheuern Massen zollfrei einführten und dann öffentlich verkauften. Der Botschafter des Sultans allein importirte jährlich tausend Ballen und verursachte damit dem „Appaltisten," einem portugiesischen Juden, einen Verlust von etwa hunderttausend Gulden. Der päpstliche Nuntius Passiani hielt es nicht für einen Raub, es dem türkischen Heiden gleichzuthun. Moser erzählt nach der Beschreibung einer Reise durch Dänemark von der Zollbefreiung: „Die fremden Minister haben dieses Privilegium verloren, sie mögen sich dafür bei dem französischen Gesandten, Graf de Chamilly, bedanken, der sich unter dem Vorwande, es seien Möbel, mehrere Kisten, gefüllt mit allerhand französischen Modewaaren, kommen ließ, welche sein Kammerdiener und andre Domestiken in mehreren Zimmern

seines Hotels aufspeicherten. Sie richteten hier Verkaufsstellen ein, wo alle dänischen Damen erschienen und sich Fächer, Masken, Kopfputz und Bänder kauften. Die Kaufleute Kopenhagens, die mit solchen Dingen Handel trieben, erlitten durch dieses Treiben große Einbuße und beklagten sich darüber.“ Ein allerliebstes Seitenstück aus neuester Zeit, in welchem gleichfalls ein französischer Diplomat mit dreister Stirn und guter kommerzieller Anlage die Hauptrolle spielt, erwähnte Bismarck in Versailles über Tische. (Vgl. Busch, Unser Reichskanzler I, 284): „Wie Morny zum Gesandten in Petersburg ernannt worden war, kam er mit einer ganzen langen Reihe schöner, eleganter Wagen an und hatte alle Koffer, Kisten und Kasten voll Spitzen und Seidenzeug und Damenputz, wofür er als exterritorial keinen Zoll zu zahlen hatte. Jeder Diener hatte seinen eignen Wagen, jeder Attaché oder Sekretär mindestens zwei, und er selber hatte wohl fünf oder sechs, und als er ein paar Tage da war, verauktionirte er das alles, Wagen, Spitzen und Modesachen. Er soll achtmalhunderttausend Rubel dabei verdient haben.“ In Spanien wurde ein altes Gesetz, welches den fremden Gesandten Abgabenfreiheit einräumte, 1715 aufgehoben, wogegen man ihnen nach Verhältnis ihres Ranges jährlich eine Summe Geldes als Entschädigung bezahlte. Jetzt gestattet man ihnen dort eine sechsmonatliche Frist zu abgabenfreier Einführung ihrer Effekten. Ähnlich wird es in Rußland gehalten. Anderwärts haben sie ein Jahr Zeit dazu. In Preußen hat jeder nichtdeutsche Gesandte einen Kredit von 2000 Thaler, jetzt 6000 Mark, Eingangssteuern; er kann bis zu diesem Betrage aus dem Auslande Waaren beziehen. Ist aber der Kredit erschöpft, so muß er alles, was er Zollbares über die Grenze kommen läßt, versteuern.

Erwirbt ein Gesandter unbewegliche Güter, so hat er, da diese nicht exterritorial werden können, alle an ihnen haftenden Reallasten zu tragen, nur bleibt das von ihm bewohnte Haus von Einquartierung frei. Er hat keinen Anspruch auf Verschonung mit Chaussee-, Fähr- und Brückengeld, und sollte er — was kaum in Wirklichkeit vorkommen wird — neben seiner gesandtschaftlichen Thätigkeit ein bürgerliches Gewerbe, Landwirtschaft, Fabrikation oder Handelsgeschäfte betreiben, so hat er die dabei üblichen Abgaben wie andre Staatsangehörige zu entrichten.



Fortschritte in der Photographie.

Von Fritz Anders.

2. Die Kopier- und Druckverfahren.



achdem wir kürzlich das photographische Dunkelzimmer besucht haben, begeben wir uns heute in die Kopierräume und passiren dabei das Glashaus oder, wie man zu sagen pflegt, das Atelier. Hier hat sich neuerdings im ganzen wenig geändert. Die Räume sind größer und eleganter geworden, aber in der Beleuchtung wie in der Abdämpfung des Lichtes herrscht heute noch genau dieselbe Mannichfaltigkeit wie früher, und noch gerade so wie früher hält jeder Photograph seine Methode für die einzig wahre. Man hat Ateliers mit wenig, mit viel Licht, mit Seitenlicht oder Oberlicht oder beidem, man beschattet mit Tafeln oder Vorhängen, wendet Reflektoren an oder nicht und gewinnt mit jedem Verfahren vorzügliche Resultate, wenn der Photograph darnach ist, d. h. wenn er Geschick und ein künstlerisch sehendes Auge hat. Es ist gerade so wie mit der Malerei, wo es auch weit weniger auf Pinsel und Palette, als auf das Auge des Künstlers ankommt.

Neu sind Versuche, die mit künstlicher Beleuchtung gemacht worden sind. Das elektrische Licht hat genügende Kraft, jedoch den Nachteil, daß es ein zu grelles Licht giebt. Man vermeidet diesen Übelstand, indem man die direkte Beleuchtung vermeidet, die Strahlen auf einen großen tellerförmigen Reflektor und von diesem erst auf das Objekt wirft. Die so hergestellten Photographien geben den mit Tageslicht angefertigten nichts nach. Die ganze Einrichtung ist ziemlich einfach, und es ist daran weiter nichts wunderbar, als wie der Photograph auf seine Kosten kommen will, wenn er eine eigne Dampfmaschine aufstellen muß. Schließt er sich, wie es jetzt in Berlin möglich ist, an eine vorhandene elektrische Beleuchtung an, so wird die Rechnung viel günstiger, ja es scheint, als wenn das elektrische Licht, zum Druckverfahren verwendet, ganz besondre Vorzüge entwickle, weil es nämlich stets zu haben und in der Stärke sehr konstant ist.

Maitland Laws in Newcastle on Tyne wendet zu seinen Aufnahmen sogar Gaslicht, d. h. einen Brenner aus achtundsechzig Flammen und einen Spiegelreflektor an. Hiermit exponirt er acht Sekunden, also halbsolange, als es sonst bei mittlerer Beleuchtung mit der nassen Platte gebräuchlich war. Die Gelatine-Trockenplatten, die wir neulich besprachen, sind auch hier die Voraussetzung. Mit ihnen kann man, um dies nebenbei zu erwähnen, selbst bei völlig

ungenügender Beleuchtung Aufnahmen machen, wenn man nur genügend lange exponirt. Obernetter in München hat Interieuraufnahmen gemacht in fast dunkeln Räumen, in denen er acht Stunden exponirte. Mit diesen Platten ist die Möglichkeit gegeben, Aufnahmen von kürzester wie von längster Beleuchtungszeit zu machen.

Das Negativ besteht, wie wohl allgemein bekannt sein dürfte, aus einer Glasplatte, auf welcher sich ein Kehrbild, d. h. ein solches befindet, das alles Weiße schwarz und alles Schwarze durchsichtig wiedergiebt. Wird dies Negativ auf ein lichtempfindliches Papier gelegt und so dem Tageslichte ausgesetzt, so entsteht das richtige Bild. Die färbende Substanz ist Chlorsilber. Man läßt einen mit gesalzenem Albumin überzogenen Papierbogen auf eigner Lösung von Silbernitrat schwimmen. Der getrocknete Bogen ist zum Gebrauch fertig. Da jedoch Chlorsilber einen häßlichen, rotbraunen Farbenton giebt, so wird das Bild in einem alkalischen Chlorgoldbade getönt. In den Resultaten, in Größe, Eleganz, Tiefe und Sättigung des Tones sind hier enorme Fortschritte gemacht worden, in der Methode fast gar keine. Neuerdings wird als Träger des Chlorsilberbildes Collodium verwendet. Man gießt das Chlorsilber-Collodium aufs Papier, gerade wie sonst auf die Glasplatte. Dies Verfahren giebt bei sehr schneller Fertigung der Abdrücke sehr schöne saftige, detaillirte und dauerhafte Bilder und eignet sich besonders für Dilettanten. Ich selbst benutze nur noch das Chlorsilber-Collodium und bin froh, daß ich nun mit Silberbädern garnichts mehr zu thun habe.

Neben der direkten Kopie ist gegenwärtig besonders auch die Vergrößerungsphotographie in Aufnahme gekommen. Früher war dazu nur das Tageslicht verwendbar, und man bedurfte unbequemer und kostspieliger Apparate; gegenwärtig emanzipirt man sich vom Tageslichte mit größter Leichtigkeit. Mein Vergrößerungsapparat besteht aus einer Staffelei und einem Tische, auf welchem eine Laterna magica (Skioptikon) steht. Das zu vergrößernde Negativ wird in die Laterne eingeschoben und auf eine Fläche projizirt, auf der ein mit Bromsilber-Gelatine überzogenes Papier aufgespannt ist. Zehn Sekunden Beleuchtung durch die Petroleumflamme genügen vollständig. Oder soll ein vergrößertes Negativ angefertigt werden, so läßt man das Schattenbild auf eine Emulsionsplatte fallen und erhält so ein Diapositiv, welches durch nochmaliges Kopiren wieder in ein Negativ verwandelt wird. Diese Vergrößerung ermöglicht es, als Tourist mit ganz kleinem Apparate in die Welt zu ziehen und doch Bilder von respektabler Größe zu gewinnen. Es ist zu verwundern, daß diese Methode zur Herstellung von Wandbildern zu Lehrzwecken noch nicht benutzt worden ist.

Die Gebrüder Winter in Wien führen Vergrößerungen auf Leinwand aus, wobei sie elektrisches Licht anwenden. Taylor in London hat eine ganze Vergrößerungsanstalt. Er benutzt das Tageslicht und vierundzwanzig Vergrößerungsapparate, welche an der Decke angebracht sind und ihr Bild nach unten werfen,

wo auf einem Gestell die empfindliche Collodiumplatte angebracht ist. Andre verwenden Kalklicht und Kondensirungslinsen von dreißig bis vierzig Centimeter Durchmesser und einem Zentner Schwere.

Alle Chlorsilberbilder sind auch bei sorgsamster Herstellung nur von relativer Dauerhaftigkeit; auch ist dies Kopirverfahren für größere Mengen nicht geeignet. So entstand der Wunsch, mit dauerhaftem Pigment, d. h. Ruß, Kohle oder einem Metalloxyd, zu arbeiten und zwar zu drucken. Nach zwei Seiten ist diesem Bedürfnisse genügt worden, durch den Kohlendruck und durch das Lichtdruckverfahren.

Hier verlassen wir die Silberverbindungen gänzlich und haben es nur noch mit doppelchromsauerm Kali und einem Klebestoffe zu thun. Schon bei dem Audra'schen Verfahren wurde angedeutet, daß Gelatine, Albumin, Hausenblase, Gummi und Zucker, welche in Verbindung mit einem doppelchromsauern Salze, Kali oder Ammoniak dem Lichte ausgesetzt werden, ihre Löslichkeit im Wasser verlieren. Hierauf beruht die ganze Reihe der neuerdings in Aufnahme gekommenen Druckverfahren.

Suchen wir uns zunächst den Kohlendruck zu verdeutlichen, in welchem neben andern in Deutschland Braun in Dornach, in Frankreich Géruzet, in England die Autotype Company hervorragendes leisten. Zunächst werden Papierbogen mit einer Mischung von Gelatine und einem Pigment, Schwarz, Purpur, Braun, Rötelfarbe oder was man will, überzogen und getrocknet. Die eben genannte Autotype Company stellt von solchem Papiere täglich durchschnittlich Rollen von tausend Fuß, in den Zeiten starken Bedarfes solche bis zu sechstausend Fuß Gesamtlänge her. Durch Eintauchen in eine Chromlösung werden diese schwarzen oder farbigen Blätter lichtempfindlich gemacht. Hierauf werden sie unter einem Negativ exponirt. Es ist ebenso schwierig wie unerläßlich, die richtige Zeitdauer zu treffen. Wenn nun das schwarze Papier mit warmem Wasser abgespült wird, so löst sich die Gelatine von den nicht vom Lichte getroffenen Stellen und fließt zugleich mit der Schwärze ab. Doch würden hierbei nur harte Bilder entstehen, welche Weiß und Schwarz, aber keine Halbtöne haben; und so sahen auch die vor etlichen Jahren in den Handel kommenden Kohlenbilder aus. Man schlägt daher einen Umweg ein, man überträgt die vom Papier lösliche schwarze Gelatinehaut auf eine weiße Glasplatte und entwickelt sie von hinten her. Jetzt entstehen wirklich gute Bilder, die auf Papier zurückübertragen werden und den Vorzug unbegrenzter Dauer haben. Es ist, wie man sieht, eigentlich kein Druck-, sondern ein Kopierverfahren, wie das Chlorsilberverfahren auch. Es ist übrigens schwierig und unsicher und scheint keine Aussicht zu haben, die gebräuchlichere Methode zu verdrängen. Zu Photographien auf Glas und Porzellan ist es sehr geeignet. Wenn man nämlich statt der Kohle eine Porzellanfarbe als Pigment benutzt, so kann das Bild nach seiner Übertragung auf den Teller oder die Platte eingebrannt werden.

Wird ein Papier mit einer starken Lage von Gelatine überzogen, chromirt und exponirt und darauf mit warmem Wasser abgewaschen, so bleiben die beleuchteten Stellen, weil unlöslich, als erhabene Flächen stehen, während die nicht beleuchteten vertieft sind. Hätte z. B. das Negativ den Buchstaben A vorgestellt, so würde dieser Buchstabe erhaben auf vertieftem Grunde auf dem Papier stehen. Von diesem Gelatine-Relief wird durch Guß, Druck oder Galvanoplastik ein Kopie genommen, welche nun alles zuvor erhabene als Vertiefung wiedergiebt. Eine Kupferstichplatte ist ähnlich beschaffen; die schwarzen Linien sind im Kupfer eingegraben und werden beim Druck mit Druckerschwärze eingerieben, während die weißen Stellen blank abgewischt werden. Dann wird auf feuchtes, schwammiges Papier gedruckt, welches sich in die Vertiefungen preßt und so die Farbe annimmt. Ähnlich ist die Behandlung unsers Reliefs. Es wird mit Druckerfarbe eingerieben und giebt dieselbe in dem Maße, als sie in den Vertiefungen hängen geblieben ist, an das aufgepreßte Papier wieder ab. Man nennt dies Verfahren Heliographie oder Phototypie. Ganz ähnlich ist das in England patentirte Woodbury-Verfahren. Hierbei wird das Gelatine-Relief unter dem gewaltigen Drucke einer hydraulischen Presse in Blei geprägt und zwar so, daß das Bild einen erhöhten Rand erhält. Es erscheint nun als eine flache Schale, auf dessen Boden sich die Zeichnung des Bildes als Erhöhung und Vertiefung befindet. Man gießt in diese Schale gefärbte Gelatine und preßt das Papier mittels einer Presse auf, die einer Kopierpresse gleicht. An den erhöhten Stellen des Reliefs wird die Farbe gänzlich verdrängt, in den Vertiefungen bleibt sie zurück, und zwar in umso stärkerer Lage und dunklerer Färbung, je tiefer das Relief ausgehölt ist. Es handelt sich in der Woodburydruckerei in Ealing um den Druck starker Auflagen. In dem Drucksaal stehen acht runde Tische, deren Platten sich um einen Zapfen drehen. Auf dem Rande jeden Tisches stehen sieben Kopierpressen, und in jeder derselben liegt ein Blei-Relief. An jedem Tische ist ein Drucker beschäftigt, derart, daß er eine Presse nach der andern mit Farbe füllt und mit Druckpapier versieht, wobei die Tischplatte weiter gedreht wird. Wenn die Presse auf ihrem Rundgange wieder beim Drucker anlangt, ist die Gelatine erstarrt und der Druck fertig. Auf diese Weise können an einem Tage dreißigtausend Visitenkarten hergestellt werden.

Waren die eben beschriebenen Verfahren mit dem Kupferstichdrucke verwandt, so führt uns der Lichtdruck und die Photolithographie auf das Gebiet des Steindruckes. Auch hier müssen wir uns zunächst ein wenig orientiren. Senefelder, der berühmte Entdecker des Steindruckes, hatte als armer junger Mensch in Ermangelung von Tinte und Papier einen Wäschezettel seiner Mutter auf einen Kalkstein (Solenhofener Platte) mit einer aus Wachs, Seife und Ruß gemischten Tinte geschrieben. Als er diesen Stein ätzte, fand er, daß sich damit wie mit der Kupferplatte drucken lasse. Es ist jedoch nicht der Unterschied in der Höhe der farbigen und nichtfarbigen Flächen, sondern ein chemischer Prozeß, der den

Steindruck ermöglicht. Die Druckerschwärze bildet mit dem Stein eine Verbindung von oleomargarinsauerm Kalk, welcher die Eigenschaft hat, fettige Schwärze anzunehmen, während der salpetersaure Kalk des angeätzten Steines die Fettfarbe abstößt. Man kann nun auf der Steinplatte mit fettiger Tusche schreiben oder mit Kreide zeichnen, man kann aber auch mit präparirter Tinte auf Papier schreiben und dies Papier auf den Stein legen und „umdrucken.“ Letzteres ist das bekannte autographische Verfahren, welches von Behörden und Industriellen zur Vervielfältigung ihrer Korrespondenzen reichlich angewendet wird.

Statt des mit autographischer Tinte beschriebenen Papiers ist nun auch eine photographisch aufgenommene Zeichnung verwendbar, vorausgesetzt, daß sie mit fetter Farbe hergestellt ist. Aber wie kann man mit fetter Farbe photographiren? Ganz einfach, mit Bichromat und Gelatine. Wir legen ein Negativ auf ein Blatt Papier, welches in bekannter Weise präparirt worden ist, und exponiren. Auf dem gelben Papier entsteht an den beleuchteten Stellen eine bräunliche Zeichnung. Dies Papier wird mit autographischer Schwärze eingerieben und in kaltes Wasser gelegt, bis der Leim angequollen ist. Wird nun das grauschwarze Papier mit einem weichen Schwamme gerieben, so verschwindet die Schwärze überall da, wo sie auf weichem Leim sitzt, haftet aber überall da, wo der Leim infolge des Lichteindruckes hart geblieben ist. Jetzt hat man also ein photographisch hergestelltes fettiges Bild in Händen, das sich ohne Mühe auf Stein umdrucken läßt.

Auf diese Weise können freilich nur Zeichnungen in Strichmanier oder in Kreidemanier auf gekörntem Grunde reproduzirt werden. Die Herstellung eines Halbschattens ist unmöglich. Darum hat die Anwendung der Photolithographie ganz bestimmte Grenzen. Sie ist geeignet für Reproduktion künstlerischer oder technischer Entwürfe, und besonders für den Kartendruck. In der That ist auch letzteres die erste und bevorzugteste Verwendungsart gewesen. Es war im Jahre 1870, die ersten Schlachten waren geschlagen, da marschirten unsre Truppen in wenig Tagen weit über die Grenzen der vorbereiteten und mitgenommenen Karten hinaus. Es kam nun darauf an, mit großer Schnelligkeit neues Kartenmaterial zu schaffen. Albert in München erwarb sich das Verdienst, durch photolithographische Vervielfältigung des Reymannschen Kartenwerkes unsern Truppen den unentbehrlichen Wegweiser zu verschaffen.

Der Name Alberts in München führt uns sogleich auf die nach ihm benannte und außer ihm besonders auch durch Obernetter in München und Löwy in Wien gepflegte Albertotypie, ein Lichtdruckverfahren, welches die Vervielfältigung direkter Naturaufnahmen durch die Presse gestattet. Wieder ist es die Chromgelatine, welche hier Dienste leisten muß. Doch wird das Bild nicht von Papier auf Stein übertragen, sondern man druckt von der feuchten Gelatineschicht direkt ab. Das Verfahren ist, andeutungsweise geschildert, folgendes: Eine dicke Spiegelglasplatte wird mit Chromgelatine übergossen und getrocknet.

Dann wird diese Platte unter einem Negativ beleuchtet, ausgewaschen, durch Alaunlösung gehärtet und getrocknet. Das Bild erscheint jetzt in zarter, bräunlicher Farbe auf der Glasplatte. Zum Drucke wird diese Platte neu angefeuchtet, wodurch bewirkt wird, daß alle diejenigen Gelatineteile, welche unbeleuchtet blieben, also alle hellen und weißen Stellen Wasser annehmen, während die beleuchteten hart bleiben. Wird nun die Platte eingewalzt, so haftet die Druckerfarbe in dem Maße an der feuchten Platte, als sie Lichteindruck empfangen hat, und es entsteht ein druckfähiges Bild. Alles dies spricht sich sehr leicht aus, ist aber von bedeutender Schwierigkeit und fordert große Ausdauer und viel Erfahrung, wenn wirklich gute Resultate erreicht werden sollen. Ist die Platte erst druckfertig, so kann binnen kurzem eine große Anzahl von Abdrücken mit der Schnellpresse gewonnen werden. Albert druckt an einem Tage bis zu zweitausend Blätter.

Als ein interessantes Experiment mag an dieser Stelle auch der photographische Buntdruck erwähnt sein. Man kann durch bunte Scheiben oder noch besser durch Flüssigkeiten, welche sich zwischen zwei Glasscheiben befinden, Lichtstrahlen von bestimmter Färbung absorbiren oder durchlassen. Macht man nun drei Aufnahmen, die eine, welche die blauen Farben, die zweite, welche die roten, die dritte, welche die gelben Farben passiren ließ, überträgt die Negative auf die Druckplatte und druckt gelb, rot und blau übereinander, so entsteht ein Bild von den natürlichen Farben; aber nur unter gewissen günstigen Bedingungen und unter Nachhilfe des Druckers. Denn unsre Pigmente sind viel zu grob, um genügend feine Farbenmischungen zu liefern, und es wird wohl vor der Hand beim Buntdruck bei den 18 bis 20 Farbeplatten bleiben.

Auch der Lichtdruck scheint das Chlorsilber nicht verdrängen zu sollen. Nicht jedes Negativ nämlich ist geeignet zur Übertragung auf die Gelatinedruckplatte, und auch die besten Drucke kommen an Kraft den Silberbildern nicht gleich. Dagegen sind mit großem Erfolge Galeriebilder mit diesem Verfahren, welches außerdem den Vorzug der Billigkeit und Haltbarkeit hat, reproduzirt worden. Auch die Industrie und das Kunsthandwerk haben zur Illustrirung von Katalogen und Musterbüchern den Lichtdruck gern und reichlich angewendet.

Für den Buchdruck ist bei all diesen Neuerungen nichts abgefallen. Die sämtlichen bisher geschilderten Verfahren bedürfen eigner, der Stein- oder Kupferdruckpresse ähnlichen Pressen. Der Buchdruck kann nur solche Matrizen gebrauchen, welche das schwarz zu druckende als hochstehende Fläche enthalten. Beim Holzschnitte wird alles, was weiß erscheinen soll, aus dem Holzstocke herausgeschnitten, der schwarze Kontur oder die Strichlage wird ausgespart und bleibt scharf, wie die Schneide eines Meißels, stehen. So müssen auch photographisch hergestellte Druckplatten sich präsentiren, wenn sie zum Buchdruck Verwendung finden sollen. Nun erinnern wir daran, daß man zum Zwecke

der Photolithographie mittels Chromgelatine und Druckerschwärze auf Papier Strichzeichnungen herstellt, welche auf den Stein umgedruckt werden. Ebensogut können sie aber auch auf eine Zinkplatte umgedruckt werden. Dort werden sie mit einer harzigen Schwärze eingewalzt und leisten dann einer Ätzung in Salpetersäure Widerstand. Diese Ätzung wird solange fortgesetzt, bis die nicht mit Schwärze bedeckten Teile der Platte genügend vertieft sind. So entsteht eine für den Buchdruck geeignete Druckplatte.

Aber so einfach auch dieses Verfahren, welches man Phototypographie oder Chemigraphie oder Zinkhochätzung genannt hat, im Prinzip ist, so schwierig ist es in der praktischen Ausübung. Würde man die Zinkplatte einfach im Ätzwasser liegen lassen, so würden — im vergrößerten Durchschnitte gesehen — folgende Profile herauskommen . Dann würde die unterätzte Linie abbrechen. Um widerstandsfähig zu sein, muß das Profil gerade die umgekehrte Gestalt haben, nämlich so: . Um dies zu erreichen, wird die Platte, sobald sie ein wenig angeätzt ist und anfängt Profil zu zeigen, aus dem Säurebad genommen, abgetrocknet, neu eingewalzt und erwärmt. Jetzt läuft die flüssig gewordene Schwärze an den Profilen herab und deckt die Seitenflächen zu. Man wiederholt das nämliche Verfahren sechs-, siebenmal unter Anwendung immer schärferer Säure, bis das Profil genügende Tiefe hat.

Aber auch mit diesem Verfahren ist ein Halbton nicht herzustellen. Es giebt nur schwarz und weiß. Darum eignet es sich auch nur zur Reproduktion von Strichzeichnungen, Federskizzen, Karten, Kupferstichen, Holzschnitten u. dergl. Für diese hat es aber auch einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht, daß es den Holzschnitt vollständig ersetzt, ja dort, wo es sich um authentische Nachbildungen handelt, übertrifft. Von der Zinkätzung haben Kunstgeschichte und Archäologie bereits erheblichen Nutzen gehabt. Aber auch die illustrirte Zeitschrift hat den Zinkdruck verwendet; zuerst — wenn ich mich recht erinnere — das Daheim bei Einführung seiner Beilagen, zuletzt der Kladderadatsch, seitdem er angefangen, dem Humor den Zugang zu seinem Beiblatte zu eröffnen.

Ein neuer Fortschritt ist von Meisenbach in München gemacht worden, dem es gelungen ist, direkte Naturaufnahmen mit Halbton in geätzte, druckfähige Zinkplatten zu verwandeln. Und zwar gilt hier das Sprichwort vom Ei des Kolumbus. Meisenbach löst durch ein Netz höchst feiner Linien die Halbtöne in Gruppen feiner Punkte und Striche auf. Das Verfahren ist in Deutschland und Österreich patentirt, es läßt sich darüber also auch nichts weiter sagen, als was in der österreichischen Patentschrift mitgeteilt wird: 1. wird das von dem zu reproduzirenden Gegenstande gewonnene Glasnegativ zur Herstellung eines Glaspositivs benutzt; 2. wird nach einer mit sauberer Liniatur oder Punkten versehenen Fläche ein Glasnegativ angefertigt und mit dem oben erwähnten Positiv in engste Verbindung gebracht. Von diesem zusammengesetzten Bilde

wird ein zum Ätzverfahren brauchbares Negativ angefertigt und zum Photographiren auf Metall benutzt. Hieraus wird der Leser schwerlich ein klares Bild gewonnen haben, aber das ist ja auch der Zweck der Patentschrift.

Gegenwärtig ist die Meisenbachsche Anstalt in München die einzige deutsche, welche Autotypen*) herstellt. Sie machen oberflächlich angesehen den Eindruck eines Lichtdruckes oder Kupferstiches in Schabkunstmanier. Erst durch ein Vergrößerungsglas besehen lösen sich die grauen Flächen in Punkte und Striche auf. Doch ist die Voraussetzung eines zufriedenstellenden Resultates, daß man nicht zu kleine Gegenstände zu autotypischer Wiedergabe wählt. Ich habe wenige Centimeter große Tanagrafiguren in dieser Weise dargestellt gesehen; das war ein offenbarer Mißgriff. Die Figuren sahen aus, wie in Canevas gestickt. Jedes neue Verfahren hat seine Vorzüge und seine Grenzen, und es ist begreiflich, daß man um der Neuheit willen über diese Grenzen gern hinausgeht. Beim Auftreten des Autotyp- und Zinkhochätzverfahrens gewann es den Anschein, als sollte der Holzschnitt gänzlich verdrängt werden. Diese Aspiration dürfte schon jetzt überwunden sein. Wo es sich um eine künstlerische Leistung handelt, wird das mechanische Verfahren nie den Sieg davon tragen. Sowenig das Ölporträt durch die Photographie verdrängt worden ist, sowenig ist zu fürchten, daß die Zinkhochätzung den Holzschnitt verdrängen werde.**)

Wenn der für den vorübergehenden täglichen Gebrauch berechnete Holzschnitt durch ein Konkurrenzverfahren einige Aufmunterung erhält, so schadet das durchaus nichts. Wie kommen denn solche manchmal zwei Folioseiten bedeckende Holzschnitte zustande? Der Zeichner zeichnet sein Bild nicht der Natur, sondern der Bequemlichkeit des Holzschneiders auf den Leib; in der xylographischen Anstalt machen sich ein halbes Dutzend Holzschneider darüber her und übersetzen die Zeichnung in ihre technischen Gewohnheiten. So hat man das Vergnügen, in illustrirten Blättern einer stereotypen Langweiligkeit in der Darstellungsform

*) In der Nomenklatur herrscht eine vollendete Konfusion. Die Arbeiten des Münchener Autotypie-Verlages haben mit denen der Londoner Autotype Company in der Technik garnichts gemein. Die ersteren sind Zinkätzungen, die letzteren Kohlenbilder.

**) Unser geschätzter Herr Mitarbeiter sieht diese Dinge doch wohl in zu milder Beleuchtung. Das Meisenbachsche Verfahren ist nach unserm Dafürhalten eine der häßlichsten Vervielfältigungsarten, die je ersonnen worden sind. Die roh mechanische Zerlegung eines Bildes in lauter kleine Vierecke (nicht Punkte!) ist für ein gebildetes Auge in der Nähe garnicht anzusehen. Eines Vergrößerungsglases bedarf es wahrlich nicht, um die ganze Abscheulichkeit des Verfahrens deutlich zu erkennen. Buchillustrationen hängt man doch nicht an die Wand, sondern man legt sie vor sich hin auf den Tisch. Und selbst in der Ferne sehen die Meisenbachschen Bilder stets aus, als ob ein Schleier darüber gebreitet wäre, sind es Landschaften, als ob ein Nebel oder Sprühregen in der Luft läge. Wenn einer, der mit Hüten oder Öfen oder Kinderwagen handelt, sich dieses Verfahrens zur Herstellung seiner Musterkarte bedient — in Gottes Namen. Aber Abbildungen von Skulpturwerken, Nachbildungen von Gemälden und Handzeichnungen sollte doch dem Publikum nicht auf diese Weise vorgeführt werden.

D. Red.

zu begegnen, und es macht einen wahrhaft erfrischenden Eindruck, der durch Phototypographie vermittelten unbeschädigten künstlerischen Persönlichkeit zu begegnen.

Solange das Meisenbachsche Patent läuft, wird eine allgemeine Einführung der Autotypie Hindernissen begegnen. Inzwischen thut die Wiederaufnahme eines schon früher geübten Ersatzverfahrens gute Dienste, wenn nämlich für die Illustration gezeichnet wird. Man wendet nämlich mit einem Kreidegrunde überzogenes Zeichenpapier an, in welches ein enges Gitter sich kreuzender Linien eingepreßt ist, und zeichnet mit einer absolut schwarzen Farbe. Helle Töne entstehen so, daß man leicht über das Gitterwerk hinweggeht und also nur Punktreihen aufsetzt. Jemehr Farbe verwendet wird, destomehr wachsen diese Punkte zu Strichen und Flächen zusammen. Auch kann man mit dem Radirmesser hineinarbeiten. So hergestellte Zeichnungen lassen sich photographisch auf Zink übertragen und hochätzen. Wenn also z. B. Montag Mittag in Kiel eine Flottenrevue gewesen ist, so kann der Zeichner ganz gut bis Dienstag Abend mit seiner Arbeit fertig sein. In der Nacht geht die Zeichnung nach Berlin oder Leipzig, wird Mittwoch früh photographirt und kann Mittwoch Abend druckfertig unter der Presse liegen.

Wir sind am Ende unsrer Wanderung angelangt und hätten nur noch das Einstäubverfahren zu erklären; aber wir können dasselbe übergehen, da es eine Hilfsmethode ist, die nur für die Werkstatt selbst von Bedeutung ist. Natürlich haben wir auf dem eng begrenzten Raume dieser Blätter nichts andres als flüchtige Umrisse liefern können. Immerhin dürfte der Leser den Eindruck gewonnen haben, daß auf photographischem Gebiete, vornehmlich in der praktisch-technischen Anwendung der Photographie, Fortschritte gemacht worden sind, die uns mit Genugthuung erfüllen können.



Die Leipziger Gewandhauskonzerte.



Die Leipziger Gewandhauskonzerte, das älteste und berühmteste Konzertinstitut Deutschlands, stehen in diesen Tagen vor einem wichtigen Wendepunkte: aus dem schlichten, aber um seiner unvergleichlichen Akustik willen weltbekannten Saale des Gewandhauses, in welchem die Konzerte hundertunddrei Jahre ihre Heimstätte gehabt haben, werden sie im Laufe dieses Monats in das neue Konzerthaus übersiedeln, das — vorläufig noch in einsamer Schönheit — auf dem seit einigen Jahren erschlossenen Baugrunde des früheren Schimmelschen Gutes zwischen den beiden neuangelegten Straßen, der Mozart- und der Beethovenstraße, sich erhebt. Durch drei Konzerte, die an drei auf einander folgenden

Abenden, am 11., 12. und 13. Dezember, stattfinden sollen, wird das neue Haus die Weihe erhalten.

Große Hoffnungen sind von vielen Seiten an diesen Schritt geknüpft worden. Vor allem die Hoffnung, daß von nun an der Genuß der Gewandhauskonzerte einem wesentlich größeren Kreise zuteil werden würde als bisher.

Der räumliche Notstand des alten Gewandhaussaales war nachgerade sprichwörtlich geworden. Der größte Teil der Plätze befand sich seit Jahrzehnten in festen Händen. Sich in die lange Liste der Expektanten eintragen zu lassen, galt längst als ein völlig aussichtsloses Beginnen. Man scherzte, daß, wenn ein Vater seine neugeborne Tochter einschreiben ließe, sie einst als Großmutter vielleicht Hoffnung haben würde, an die Reihe zu kommen. Dabei ärgerte man sich, daß es manchen, die noch garnicht so lange auf der Liste stehen konnten, doch gelang — weiß der Himmel, durch was für Mittel und Wege —, Plätze zu erobern. Die Konzertdirektion that alles mögliche, dem Raummangel abzuhelfen. Wo heuer noch irgend ein Eckchen oder Winkelchen unbenutzt gewesen war, fand man im nächsten Winter zu seiner Überraschung ein paar Sitzplätze angebracht. Vor zehn Jahren noch stand ein großer Teil des Mittelganges voll von Herren, welche nicht zu dem schlechtesten Publikum gehörten; eines schönen Tages aber waren auch da numerirte Sitze errichtet, und die alten treuen Stammgäste mußten auswandern und hinaufklettern in den „Hühnerstall,“ wie man den kleinen Eingangsraum neben der Mittelloge der Galerie bezeichnet. Als 1879 das Reichsgericht in Leipzig seinen Einzug hielt, machte die Konzertdirektion eine letzte Anstrengung: sie ließ auf der einen Langseite der Galerie die Wand durchbrechen und — wie ein Badebassin am Vogelbauer — ein Käfterchen mit etwa vierzig Sitzplätzen dort einrichten, das der Volkswitz dann mit dem Namen der „Blindenanstalt“ belegte, weil es ganz unmöglich war, von dort aus „etwas zu sehen,“ das aber trotzdem sofort bis auf den letzten Sitz abonnirt wurde. Damit war die denkbar letzte Möglichkeit, Platz zu schaffen, erschöpft.

Man stellt sich Leipzig immer als die „Musikstadt“ Deutschlands κατ᾽ ἐξοχήν vor, und das ist sie auch in gewissem Sinne. Was Robert Schumann vor vierzig Jahren schrieb: „Leipzig bleibt für Musik noch immer [er meint: trotz Mendelssohns Weggang] die bedeutendste Stadt, und ich würde jedem jungen Talente raten, dahin zu gehen, wo man so viel, und so viel gute Musik hört,“ darf man auch heute noch behaupten; jenes „noch immer“ von 1844 gilt auch 1884 noch immer. Es hat einmal jemand im Scherz gesagt, es gebe in Leipzig wohl wenig Menschen, die schlecht Klavier spielten, und es ist wahr, nirgends wird vielleicht gute Musik im Hause und in der Familie so gepflegt wie in Leipzig. Nirgends auch kann man so viel herrliche Kirchenmusik hören, teils ganz umsonst: in den Sonnabendsmotetten des Thomaschors, teils für weniges Geld: in den Kirchenkonzerten des Riedelschen Vereins und des Bachvereins. Wer Verbindungen hat, kann sich in den wöchentlichen „Abendunter-

haltungen“ des Konservatoriums und im April und Mai in der langen Reihe von „Prüfungen“ desselben, die meist im Gewandhaussaale abgehalten werden und sich zu förmlichen kleinen Konzert- und Kammermusikabenden gestalten, eine Fülle musikalischer Genüsse verschaffen. Bemißt man aber den Rang einer Musikstadt darnach, einem wie großen Kreise gebildeter Musikfreunde Gelegenheit gegeben ist, bedeutende Orchesterwerke — sagen wir: Beethovensche Symphonien — zu mäßigen Preisen in mustergiltiger Ausführung zu hören, so ist vielleicht keine größere Stadt Deutschlands so wenig Musikstadt wie Leipzig. Die Bürgerschaft ist wirklich schlimm dran. Zwar besteht neben dem Gewandhauskonzert ein zweites Konzertinstitut, die „Euterpe,“ die schon seit vielen Jahren ihre Konzerte fast ganz nach Art der Gewandhauskonzerte eingerichtet hat. Aber ihr Orchester, auf dessen Leistungen es doch für jeden Verständigen in erster Linie ankommt, wird im wesentlichen aus einer jener „Kapellen“ gebildet, die heute Tafel- und Ballmusik spielen, morgen Konzert mit Potpourris und Trompetenkavatinen geben, und kann bei allem Eifer, den es aufwendet, nicht entfernt mit dem Gewandhausorchester verglichen werden. Überdies begeht die „Euterpe“ den Fehler, daß sie, statt Werke von kanonischer Giltigkeit vorzuführen, zuviel mit zweifelhaften Novitäten experimentirt, ein mittleres Publikum, das vor allem nach Haydn, Mozart, Beethoven und Mendelssohn lechzt, durchaus in die Schönheiten Liszts, Wagners und sonstiger „neudeutschen“ Größen einweihen möchte. Wer nur einen einzigen Winter lang durch Zufall das Glück gehabt hat, die Gewandhauskonzerte mit anzuhören, dem kommt es schwer an, im nächsten Winter zur „Euterpe“ zurückzukehren; lieber verzichtet er. Das musikalische Publikum Leipzigs hat ein sehr empfindliches Urteil und weiß ganz genau, was es will. Dieselbe Kapelle, die in der „Euterpe“ spielt, versuchte es vor einigen Jahren einmal, auf eigne Faust im Winter einen Cyklus von Symphoniekonzerten mit Bier und Zigarrenrauch zu veranstalten. Sie mußte es bald wieder aufgeben, weil niemand sie hören wollte. Mitte der siebziger Jahre wurde jeden Winter in der Leipziger Tagespresse der Vorschlag laut, man möge doch einfach jedes Gewandhauskonzert zweimal spielen, einmal am Donnerstag und einmal am Sonnabend; der ganze Saal würde sofort zum zweiten male ausverkauft sein. Leider war die Ausführung dieses Gedankens unmöglich; sie scheiterte erstens an dem Verhältnis, in welchem das Gewandhausorchester zum Stadttheater steht, und an den hohen Ansprüchen, welche die Theaterdirektion an das Orchester zu stellen kontraktlich berechtigt ist, sodann an der Schwierigkeit, die umherziehenden Virtuosen, die in der Regel keine Zeit zu verlieren haben, mehrere Tage in Leipzig festzuhalten. Aber auch das Orchester selber hatte Bedenken. Es fürchtete, die Aufführungen möchten durch solche Verdoppelungen einen etwas geschäftsmäßigen Charakter annehmen. Und wenn eine Novität im ersten Konzert halb abgelehnt worden war, mit welchem Gefühl sollte man sie im zweiten wiederholen? Endlich griff die Konzertdirektion

zu einem sehr naheliegenden Auskunftsmittel, gegen das sie sich merkwürdigerweise lange gesträubt hatte: seit 1875 gestattet sie gegen ein mäßiges Eintrittsgeld den Zutritt zu den Proben. Der Erfolg hat gezeigt, welchem ausgedehnten Bedürfnis damit abgeholfen worden ist. Nach diesen Proben wird gewallfahrtet wie nach den Konzerten selbst, der Saal ist immer voll, und man behauptet vielfach, die Proben seien sogar ein größerer Genuß als die Konzerte: als Zuhörer befinde man sich unter einem empfänglicheren und begeisterteren Publikum als in den Konzerten, wo die langjährigen beati possidentes die Bänke drücken, und auch das Orchester sei in der Regel in animirterer Stimmung, ganz abgesehen von der größeren gesellschaftlichen Ungezwungenheit, die in den Proben herrscht, und von dem Reiz, den es gewährt, den Kapellmeister einmal nicht bloß mit dem Taktstock und mit stummem Kopfnicken agiren zu sehen, sondern mündlich mit dem Orchester verhandeln zu hören, das Orchester nicht in Gala, sondern im Hauskleide beim Studium zu beobachten. Leider ist auch hier wieder ein großes Aber dabei: diese Proben müssen, wiederum infolge der Verpflichtungen des Orchesters gegen das Theater, vormittags (Mittwochs) von 9 bis 12 Uhr abgehalten werden. Wieviele Geschäftsleute, Beamte, Lehrer, die sie gern besuchen würden — sie zählen nach hunderten! — sind um diese Zeit schlechterdings nicht imstande, von Amt und Beruf sich loszumachen. An diese Hungrigen und Durstigen kommt nie etwas!

Daß diesem Notstande mit einem Schlage würde ein Ende gemacht werden, das war die eine von den großen Hoffnungen, die sich an die Erbauung eines neuen Konzerthauses in Leipzig knüpfte.

Leider ist es sogut wie sicher, daß diese Hoffnung unerfüllt bleiben wird. Das neue Haus ist auf Stiftungsanteile und Anlehensscheine gebaut, und es ist selbstverständlich, daß den „Stiftern" und den Inhabern von Anlehensscheinen beim Abonnement der Vortritt gelassen worden ist, so sehr man es auch bedauern mag, daß auf diese Weise eine Frage, die bisher doch wesentlich eine Bildungs- und Geduldsfrage war, zu einer reinen Geldfrage geworden ist, und daß in dem neuen Konzerthause ziemlich stark gewisse Elemente vertreten sein werden, über welche die Gründer des Konzerts von 1781, wenn sie davon wüßten, sich vermutlich im Grabe umdrehen würden. Das liebe Geld ist ja in Leipzig eben so häufig anzutreffen wie der Kunstsinn, nur daß die beiden nicht immer beisammen sind. Thatsache ist, daß das neue Haus schon durch die „Stifter" und Anlehensscheininhaber beinahe gefüllt sein und für sonstige Abonnementslustige wenig Raum mehr übrig bleiben wird. Der ganze Saal hat etwa 1530 Plätze. Von diesen sind 1100 an die „Stifter" und die Inhaber von Anlehensscheinen vergeben worden; 300 sollen an sonstige Abonnenten abgegeben werden, 130 für den Einzelverkauf reservirt bleiben. Aber selbst bei diesem Rest der Plätze wird das Geld eine viel bedeutendere Rolle spielen als bisher. Wie man hört, wird der Abonnementpreis, der bisher 66 Mark für

einen Sperrsitz, 40 Mark für einen ungesperrten Platz betrug, im neuen Hause auf 100 Mark erhöht werden; ungesperrte Plätze wird es überhaupt nicht mehr geben. Ein bescheiden situirter Mann, der bisher für 80 Mark sich und seiner Frau den Genuß der Gewandhauskonzerte verschaffen konnte, steht also jetzt vor der Frage, ob er in Zukunft 200 Mark dafür wird aufbringen können. Es ist gar kein Zweifel, daß so manche kunstsinnige Familie, die lange Jahre hindurch zu den ständigen Abonnenten der Konzerte gehört hat, von nun an begüterteren den Platz wird räumen müssen. Hiermit fällt die im Eingange ausgesprochene Hoffnung vollends in nichts zusammen.

Die Kapelle des Dresdner Hoftheaters veranstaltet jeden Winter im Saale des Gewerbehauses in Dresden sechs Symphoniekonzerte. In jedem dieser Konzerte werden drei bis vier größere Orchesterwerke, darunter in der Regel zwei Symphonien gespielt. Das Programm wird — eine höchst löbliche Einrichtung! — für alle sechs Konzerte gleichzeitig veröffentlicht. Zu diesen Konzerten, die sich, was die Leistungen des Orchesters betrifft, unzweifelhaft mit den Leipziger Gewandhauskonzerten messen können, giebt es ein vierfaches Abonnement: zu 18, 12, 6 und — 3 Mark (Stehplatz)! Für drei Mark wird also hier ein Genuß geboten, der in Leipzig von jetzt an genau das Zehnfache kosten wird! In Dresden kann sich ihn der letzte Volksschullehrer verschaffen, in Leipzig wird er in Zukunft ein Privilegium der reichen Leute sein. Wie erscheint die Redensart von der „Musikstadt" Leipzig solchen Thatsachen gegenüber?

Aber noch eine andre große Hoffnung ist an den Bau des neuen Konzerthauses geknüpft worden: die nämlich, daß in dem neuen Hause auch ein neuer Geist in die Konzerte einziehen, daß ganze Institut einen neuen Antrieb und Schwung erhalten werde. Weniger was die Leistungen des Orchesters betrifft, denn diese sind fast immer mustergiltig gewesen, selbst in der schweren Zeit, die das Orchester durchmachen mußte, als ein jüdischer Operndirektor, um seinen Beutel zu füllen, künstlich, mit allen Mitteln der Reklame, eine Art von Wagnertollheit in Leipzig erzeugte und die Kräfte des Orchesters dabei in unglaublicher Weise ausnutzte; wohl aber was die musikalische Ausstattung der Programme betrifft.

Als die Leipziger Gewandhauskonzerte im November 1781 unter Hillers Leitung eröffnet wurden, traten sie an die Stelle eines Konzertinstituts, das unter dem Namen des „Großen Konzerts" bereits seit 1743 in Leipzig bestanden hatte. Sie entpuppten sich sozusagen aus einem Chorgesangverein, den Hiller 1778 gegründet und der dem etwas altersschwach gewordenen „Großen Konzert" bereits einige Jahre lang Konkurrenz gemacht hatte. Der Name „Großes Konzert" übertrug sich im Volksmunde auch auf das neue Institut und wurde erst allmählich durch den Namen „Gewandhauskonzerte" verdrängt. Diesen Namen — „Großes Konzert" — verdienten aber auch beide Institute mit vollem Recht, nicht bloß wegen des für jene Zeit ungewöhnlich

starken Orchesters, das hier zum erstenmale an die Seite der früheren bescheidenen studentischen Collegia musica getreten war, sondern vor allem wegen des großen und immer auf das Große gerichteten Zuges, der diese Institute beseelte. Natürlich gab es auch damals in den Konzerten allerhand musikalischen Kleinkram, Solovorträge der verschiedensten Art und von weit größerer Mannichfaltigkeit als heutzutage. Aber als ihre Hauptaufgabe betrachtete es doch die Konzertdirektion, große Ensemblewerke für Chor, Soli und Orchester — geistliche und weltliche Oratorien u. dergl. — zur Aufführung zu bringen. Eine, bisweilen auch zwei hervorragende Sängerinnen wurden für das ganze Jahr engagirt, ja ihr Engagement oft jahrelang erneuert, und diese Sängerinnen, die mit dem Konzertpublikum in derselben Weise verwuchsen, wie beliebte Opernsängerinnen mit dem Theaterpublikum, sangen außer einzelnen Arien natürlich alle in den Chorwerken vorkommenden Hauptsolopartien. So blieben die Verhältnisse, ja sie gestalteten sich noch großartiger, als neben älteren und neueren Chorwerken so gewaltige Instrumentalkompositionen, wie die Beethovenschen Symphonien, dergleichen die frühere Zeit gar nicht gekannt hatte, auftauchten und nun mit den Chorwerken gemeinsam die Programme füllten. Ihren Höhepunkt aber erreichten die Konzerte in den dreißiger und vierziger Jahren, als Mendelssohn an ihrer Spitze stand, Beethoven dem Publikum so vertraut und unentbehrlich geworden war, daß seine Symphonien zum festen Bestande der Programme zählten, und nun jene neuen Symphonien und Chorwerke ihnen an die Seite traten, die Mendelssohn und Schumann um die Wette schufen und die den glücklichen Leipzigern in ihren Gewandhauskonzerten fast ausnahmslos zuerst vorgeführt wurden. Das müssen herrliche Jahre gewesen sein, wie sie vielleicht niemals wiederkehren werden. Nach Mendelssohns Tode trat eine fühlbare Umwandlung ein. Der frühere Brauch, eine Sängerin für längere Zeit zu engagiren, kam ab, es mußte in jedem Konzert eine neue sein. In den letzten Jahrzehnten sind durchschnittlich zwölf bis fünfzehn Sängerinnen jährlich in den Gewandhauskonzerten beschäftigt gewesen. Daneben machte sich mehr und mehr das Virtuosentum breit und heischte Bewunderung. Die Folge war, daß das Interesse in den Konzerten sich verschob, von der Sache vielfach auf die Person überging, aber auch die Konzerte mehr und mehr in die Abhängigkeit der wandernden Virtuosen gerieten, die Direktion von Woche zu Woche aus der Hand in den Mund lebte. So wurde aus dem ehemaligen „Großen Konzert“ mit der Zeit ein recht kleines. Immer üblicher wurde die Schablone, wonach das Programm im ersten Teile eine Ouvertüre, dann eine Opern- oder Oratorienarie, darauf ein Konzertstück für ein Soloinstrument, dann zwei oder drei Lieder am Klavier und endlich noch ein paar Solostückchen, der zweite Teil erst die ersehnte Symphonie brachte, oft nachdem man sich im ersten die gute Laune bereits gründlich hatte verderben lassen. Unsre herumziehenden Sängerinnen haben größtenteils ein höchst beschränktes Repertoire.

Hunderte der herrlichsten Lieder, die man fürs Leben gern einmal gut hören möchte, kennen sie garnicht, weil — ihre Gesanglehrerin sie nicht kannte, haben sich auch nie darum gekümmert, und wenn sie sie kennen, so singen sie sie wenigstens nicht öffentlich, weil ihnen das oder jenes Nötchen darin nicht bequem „liegt.“ So bekommt man jahraus, jahrein dieselben komisch-pathetischen Arien zu hören — köstlich, wenn nach der Ouvertüre so eine Donna an die Schranken tritt und nun loslegt: Ha, Frevler! du mich treulos verlassen? — und dann die üblichen Liedchen, wie man sie in jedem Theekränzchen hören kann. Und was für mittelmäßige Kräfte sind bisweilen zugelassen und gewiß teuer bezahlt worden! Es ist ja bekannt, daß im Leipziger Gewandhauskonzert gesungen und gefallen zu haben wie eine Art von Maturitätszeugnis betrachtet wird, das dann als Reklame die Runde durch alle Musikzeitungen machen muß. Da drängt sich denn herzu, was irgend Stimme hat. Und nicht viel anders ist es mit den herumziehenden Klavierspielern und Klavierspielerinnen, Geigern und Geigerinnen. Die bedauerlichste Folge aber, welche diese Umwandlung der Konzerte gehabt hat, ist die, daß die Vorführung von Chorwerken, überhaupt größern Ensemblewerken (auch Liedercyklen für eine oder mehrere Stimmen eingeschlossen), immer seltner geworden ist. In den letzten Jahren galt eine Choraufführung im Gewandhauskonzert geradezu für ein Ereignis. Wie Händel klingt — wenn es die Leipziger von heute überhaupt wissen, aus dem Gewandhauskonzert wissen sie es nicht: seit dreizehn Jahren ist dort kein Händelsches Oratorium gesungen worden. Schumanns „Spanisches Liederspiel“ ist — incredibile dictu — noch nie in einem Gewandhauskonzert aufgeführt worden! Die letzten Konzertjahre sind — abgesehen von einzelnen wenigen Abenden — in so ermüdender Einförmigkeit verlaufen, daß man mitunter wirklich an das Schillersche Distichon über die Pegnitz erinnert wurde: „Ich fließe nur fort, weil es so hergebracht ist.“

So oft man auf diesen veränderten Stand der Konzerte hinwies, erhielt man stets zur Antwort, daß nur der böse Raummangel an allem schuld sei. Um ein Oratorium aufzuführen, müsse das Orchester vergrößert werden, dadurch falle eine beträchtliche Anzahl von Sperrsitzen weg, man wolle aber doch den Abonnenten der betreffenden Plätze, wenn sie auch natürlich jede Woche darauf gefaßt sein müßten, nicht gern den Kummer bereiten, daß sie ihren Sperrsitz für ein Konzert einbüßten. „Laßt nur erst das neue Konzerthaus fertig sein, dann wird alles anders werden! Der neue Saal wird ein hinreichend großes Orchester bekommen, überdies eine Orgel, die ja zur Aufführung Bachscher und Händelscher Oratorien unumgänglich nötig ist, und endlich, das ganze Haus wird einen so großartigen Charakter haben, daß eine Fortsetzung der Konzerte in dem bisherigen gemütlichen Schlendergange ganz undenkbar ist.“ Wird diese Hoffnung wenigstens in Erfüllung gehen?

Wir haben das neue Konzerthaus bisher nur von außen gesehen. Es ist unzweifelhaft der schönste Monumentalbau, den Leipzig bisher aufzuweisen hat,

von einem Adel der Formen, einer Ruhe der Linien, einer Vornehmheit der Verhältnisse, die das durch schwülstige und lärmende Barockformen verwöhnte Auge unsrer Zeit kaum genügend würdigt. Es ist Schinkels Geist, der aus diesem Gebäude spricht. Aber auch über die Schönheit des Innern herrscht bei Urteilsfähigen nur eine Stimme. Nicht über jeden Zweifel erhaben scheint dagegen die Akustik des Saales zu sein. Wenigstens würde die Konzertdirektion in den kleinen offiziösen Mitteilungen, die sie bisweilen in der Leipziger Tagespresse ausstreut, hinsichtlich dieses Punktes sicherlich einen siegesgewisseren Ton anschlagen, wenn die bisher veranstalteten Proben dazu einen Anhalt böten. Indessen geben wir vorläufig nichts auf die Unkenrufe, die über „mißlungene Akustik" sich vernehmen lassen. Wir wollens ruhig abwarten. Aber was soll man dazu sagen, daß die obenerwähnten 130 Plätze, die man für den Einzelverkauf reservirt hat, nur deshalb nicht mit zum Abonnement gezogen worden sind, weil sie — bei Erweiterungen des Orchesters in Wegfall kommen! Ist es glaublich? Also man baut ein prächtiges neues Haus, um endlich, endlich einmal dem seit Jahrzehnten bestehenden Raummangel abzuhelfen, das Haus ist fertig und — es ist alles beim Alten! Und welcher Widerspruch! Wenn einmal ein besonders hervorragendes Konzert stattfindet, in dem etwa ein Händelsches Oratorium gesungen wird und zu dem der Einzelverkauf von Billets erweitert und erleichtert werden sollte, da fallen gerade diese Einzelplätze weg! Was soll man unter solchen Umständen von der zukünftigen Gestaltung der Konzertprogramme erwarten? 130 Plätze repräsentiren für jedes Konzert eine Einnahme von 650 Mark. Wie oft wird die Direktion Lust haben, auf diese zu verzichten? Und wird man nicht über kurz oder lang wieder vor der Notwendigkeit stehen, auch diese 130 Plätze zum Abonnement zu schlagen, und auf diese Weise wieder bei der alten Entschuldigung angelangt sein, daß man doch nicht gern die Abonnenten von ihren Plätzen verdrängen wolle? Wir wollten schon sagen, jetzt, nachdem das neue Haus da sei, gehöre es zu den nächsten und dringendsten Aufgaben der Konzertdirektion, einen Chordirektor anzustellen, ein Soloquartett der besten und geschultesten Konzertsänger fest zu engagiren, dafür zu sorgen, daß die Abonnenten in Zukunft bei Beginn jedes Winters wenigstens im allgemeinen über die Pläne der Konzertdirektion unterrichtet werden u. s. w. u. s. w. Wer soll den Mut haben, nun an solche Dinge zu denken?

Hoffen wir das Beste. Wir wünschen herzlich, daß von der edeln und prächtigen Heimstätte, die den Leipziger Gewandhauskonzerten geschaffen worden ist, eine belebende und verjüngende Kraft ausströmen möge auf alle, die darin wirken werden, und daß nie ein Zeitpunkt kommen möge, wo besser als der Satz des Seneca, der auch über dem neuen Orchester wieder geschrieben steht: Res severa est verum gaudium (Es ist gar ein ernstes Ding um eine wahre Freude) ein Satz des Plinius an diese Stelle paßte: Omnia tunc meliora,

quum minor copia (Alles war damals besser, als der Aufwand geringer war). —

Den Anlaß, zum Teil auch die Unterlage zu den vorstehenden Ausführungen hat uns ein Werk geboten, das die Konzertdirektion zur Einweihung des neuen Hauses herausgegeben hat und das bei allen Freunden der Musik und der Musikgeschichte gerechtes Aufsehen machen wird: eine Geschichte der Leipziger Gewandhauskonzerte von 1781 bis 1881 aus der Feder des gelehrten Bibliothekars der musikalischen Abteilung der Leipziger Stadtbibliothek, Alfred Dörffel.*) Das Werk kommt pünktlich zum Feste und doch in gewissem Sinne sehr post festum. Es war nämlich eigentlich bestimmt zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Gewandhauskonzerte, welche am 25. November 1881 stattfand. Damals war nur ein Teil des Werkes fertig geworden und auch ausgegeben worden: die „Statistik." Jetzt, nach Verlauf von drei Jahren, ist auch der umfänglichere und für die Kreise, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, gewiß anziehendere Teil glücklich vollendet: die „Chronik."

Man darf der Konzertdirektion wie dem Verfasser aufrichtigst zu diesem Werke Glück wünschen. Es ist ein Monumentalwerk in jeder Beziehung. In einem stattlichen Quartbande von 48 Bogen ist hier auf Grund eines reichen Aktenmaterials, einer nahezu vollständigen, das ganze Jahrhundert umfassenden Programmsammlung und zahlreicher in Büchern und Zeitschriften zerstreuten Notizen ein Beitrag zur Geschichte der Musikpflege in Deutschland geliefert worden, der in unsrer Kunstliteratur augenblicklich wohl einzig dasteht.

Der Verfasser, in musikwissenschaftlichen Kreisen allgemein geschätzt um der Verdienste willen, die er sich als Schöpfer einer wertvollen musikalischen Privatbibliothek, als Redaktor und Korrektor zahlloser bei Breitkopf und Härtel und bei Peters erschienenen Musikalien, als Verfasser musterhafter thematischer Verzeichnisse zu den Werken Bachs, Mendelssohns und Schumanns erworben hat, ist bei der Abfassung des vorliegenden Werkes recht eigentlich in seinem Elemente gewesen. Er ist ein geborner Sammler, Ordner, Katalogisator, Statistiker. Nicht bloß der früher erschienene zweite Teil des Werkes, die eigentliche „Statistik," sondern auch der soeben ausgegebene erste enthält wieder eine Fülle des interessantesten und lehrreichsten statistischen Materials, das mit der bewunderns-würdigsten Ausdauer, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zusammengestellt ist. Aber der Verfasser zeigt sich seinen Freunden diesmal noch von einer andern Seite, nämlich als ein ganz vortrefflicher Geschichtschreiber. Seine „Chronik" der Gewandhauskonzerte ist in der That viel mehr, als was man unter einer Chronik zu verstehen pflegt: es ist eine, wenn auch äußerlich annalistisch vorwärts-

*) Geschichte der Gewandhauskonzerte zu Leipzig vom 25. November 1781 bis 25. November 1881. Im Auftrage der Konzertdirektion verfaßt von Alfred Dörffel. Leipzig, 1884.

schreitende, doch innerlich wohlzusammenhängende und dabei höchst ansprechend geschriebene Geschichte dieser Konzerte, die auf ihrem Höhepunkte, bei dem Zusammentreffen Mendelssohns und Schumanns, fast dramatisches Leben gewinnt und jedenfalls ein weit über die Lokalgeschichte hinausreichendes Interesse gewährt.

In einem kurzen Nachwort sagt der Verfasser, daß ihm die Konzertdirektion dieses Nachwort ganz zu „eigner Empfindungsäußerung" verstattet habe. Das klingt beinahe so, als ob dies in dem ganzen übrigen Buche nicht der Fall gewesen sei, und bei einer offiziellen Festschrift, die „im Auftrage der Konzertdirektion" geschrieben ist, würde man es auch begreiflich finden, wenn der Verfasser sich hätte einige Reserve auferlegen und mit seiner eigensten Überzeugung hie und da zurückhalten müssen. Dies ist auch ganz offenbar bei der Darstellung und Beurteilung der jüngsten Vergangenheit der Fall gewesen; über diese Periode wird man später einmal anders urteilen. In andrer Beziehung aber scheint doch die Direktionsfessel nicht sehr gedrückt zu haben: die oben von uns gegebene Schilderung der Wandlungen, die sich in den letzten Jahrzehnten in den Konzerten vollzogen haben, ist durchaus unsrer Festschrift entnommen; sie ist nicht bloß virtute, sondern actu darin zu finden, man braucht garnicht zwischen den Zeilen zu lesen. Und in einem Punkte, dem wichtigsten von allen, kann von einer Fessel wohl überhaupt nicht die Rede sein, weil die Konzertdirektion und der Verfasser sich hier vollständig in Übereinstimmung befinden, nämlich hinsichtlich ihres Standpunktes gegenüber den musikalischen Richtungen unserer Tage. Die Tendenz der Gewandhauskonzerte läßt sich hier am besten und kürzesten durch folgende Namenreihe bezeichnen: Beethoven, Mendelssohn, Schumann, Brahms. Wenn Dörffel auf Schumann zu sprechen kommt, so ist es, als ob seine Augen leuchteten und sein Ton ganz besonders warm und herzlich würde, und dasselbe ist bei Brahms der Fall. Dagegen kommen zwei andre Namen so gut wie garnicht in Frage: Lißt und Wagner. Unsre Leser wissen zur Genüge, daß dieser Standpunkt auch der dieser Blätter ist; in dreißig Jahren wird es gar keinen andern mehr geben.

Indem wir uns einige Auszüge aus Dörffels Werk für die nächste Nummer versparen, wollen wir für heute nur noch in Kürze einen Überblick über das Ganze geben.

Die „Chronik" erzählt zunächst die Vorgeschichte der Gewandhauskonzerte bis zum Jahre 1781 und dann die Geschichte der Konzerte selbst von 1781 bis 1881, periodisirt nach den Direktoren: Hiller (1781 bis 1785), Schicht (1785 bis 1810), Schulz (1810 bis 1827), Pohlenz (1827 bis 1835), Mendelssohn (1835 bis 1848, unterbrochen durch Hiller und Gade), Rietz (1848 bis 1860), Reinecke (1860 bis 1881). Innerhalb von jeder dieser Perioden beginnt der Verfasser mit biographischen Mitteilungen über den Direktor, berichtet über die hervorragendsten Solisten, die aufgetreten sind, Sänger und Spieler, auswärtige und einheimische, dann über die Ausstattung der Programme im allgemeinen,

und über einzelne aus irgendeinem Grunde besonders merkwürdig gewesene Konzerte, namentlich auch unter den Extrakonzerten. Hier findet sich reiche Gelegenheit zu Ausblicken aus der lokalen Konzertgeschichte in die Musikgeschichte überhaupt. Namentlich die Nachweise, wie die einzelnen Komponisten auftauchen, sich oben festsetzen oder — wieder verschwinden auf Nimmerwiedersehn, ist im höchsten Grade interessant. Am Schlusse jeder Periode folgen dann noch Mitteilungen über die äußeren Einrichtungen der Konzerte, das Abonnement, den Besuch, den Saal u. s. w.

An die „Chronik" reihen sich eine Anzahl Verzeichnisse: 1. ein Verzeichnis der sämtlichen von 1781 bis 1881 veranstalteten (93) Armenkonzerte mit ihren vollständigen Programmen, und ein gleiches Verzeichnis der (93) zum Besten des 1786 gegründeten Orchesterpensionsfonds veranstalteten Konzerte. Die Armenkonzerte wie die Pensionsfondskonzerte fanden je einmal im Jahre statt und zeichneten sich stets durch ein besonders gehaltvoll ausgestattetes Programm aus. 2. ein Verzeichnis der sämtlichen (755!) innerhalb des geschilderten Jahrhunderts im Gewandhaussaale abgehaltenen „Extrakonzerte," wiederum mit ihren vollständigen Programmen; 3. ein Verzeichnis sämtlicher (79) Mitglieder der Konzertdirektion von 1781 bis 1881 mit biographischen Nachrichten über sie; 4. ein Verzeichnis sämtlicher (323) Orchestermitglieder, ebenfalls mit biographischen Notizen; 5. ein Verzeichnis der dem Gewandhauskonzerte zugeflossenen Stiftungen mit Nachrichten über die besondern Umstände und Zwecke derselben und über die Person der Stifter; 6. allerhand Anmerkungen und Zusätze zum Texte der „Chronik," die eine Fülle des interessantesten Stoffes enthalten, unter anderm Auszüge aus einer Sammlung bisher unveröffentlichter Briefe Schumanns.

Die „Statistik" zerfällt in zwei Teile. Der erste Teil bringt eine vollständige, alphabetisch nach den Komponisten geordnete Übersicht aller in den Gewandhauskonzerten von 1781 bis 1881 aufgeführten Kompositionen mit Angabe des Datums, der zweite Teil eine nach Instrumenten geordnete Übersicht über sämtliche aufgetretene Künstler, ebenfalls mit dem Datum. Welche Arbeit in diesen beiden Übersichten steckt und welche Fundgruben in ihnen sowohl wie in den statistischen Beigaben der „Chronik" dem Musikhistoriker geboten werden, wird jeder halbwegs sachkundige Leser ahnen. Es ist stupend, was alles in diesem Buche steht! Endlich sind der „Statistik" auch einige Abbildungen beigegeben, bei deren Herstellung es leider etwas an sachkundigem Rat gefehlt zu haben scheint: eine Ansicht des alten Konzertgebäudes, eine Innenansicht des alten Saales und eine farbige Nachbildung des seiner Zeit vielgepriesenen Oeserschen Deckengemäldes.

(Schluß folgt.)



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

1.



eine Herren! Wenn ich bisher Bedenken getragen habe, das Wort zu ergreifen, weil Sie das möglicherweise einem, der nicht gewählt worden ist, ja nicht einmal kandidirt hat, als Unbescheidenheit auslegen könnten, so ist diese Besorgnis durch die Rede des verehrten sogenannten Führers der sogenannten deutschfreisinnigen Partei in der Reichstagssitzung vom 26. November zerstreut worden. Herr von Stauffenberg bedauerte, daß der Mittelstand in dem hohen Hause so schwach vertreten sei, weil dessen Angehörige selten Vermögen genug besitzen, um sich den Luxus eines Mandats gestatten zu können. Nun gehöre ich zu jenen weniger gut Situirten, und ich glaube daher einen Wunsch des Redners zu erfüllen, wenn ich mich freiwillig an den Verhandlungen beteilige, und zwar ohne Anspruch auf Diäten zu erheben, sei es aus den Mitteln des Reiches (der Steuerzahler, wie man in andern Fällen zu sagen pflegt) oder aus irgend einem Parteifonds. Denn, das erlaube ich mir sogleich hinzuzufügen, auch Diäten würden mich nicht in die Lage versetzen, mein Geschäft vier Monate im Jahre zu vernachlässigen. Und wie mir, ergeht es der ungeheuern Mehrzahl meiner Mittelstandsgenossen, sodaß durch Einführung der Diäten allein dem — zu meiner freudigen Überraschung — von jener Seite beklagten Mangel an Kaufleuten, Handwerkern und Bauern im Reichstage kaum abzuhelfen sein würde. Zu meiner freudigen Überraschung, sage ich, denn als die Regierung daranging, eben jenen Mangel wenigstens indirekt durch den Volkswirtschaftsrat zu beseitigen, erklärten gerade die Liberalen, im Reichstage seien alle Interessen hinlänglich vertreten. Die Opposition erweist sich also in diesem Falle, wie in dem der Kolonien und der Dampfersubvention, der Belehrung weniger unzugänglich, als sie selbst gern glauben machen will, und man muß nur wünschen, daß sie auch in Zukunft, und nicht erst unter dem Drucke der Stimmung in den Wählerkreisen, ebenso bereitwillig vorgefaßte Meinungen und Fraktionsbeschlüsse der besseren Einsicht unterordnen werde. Übrigens hat es ja die, wie ich der Kürze halber sagen möchte, „klerikalsinnige Koalition" gänzlich in ihrer Hand, eine angemessenere Zusammensetzung des Reichstages herbeizuführen. Sie braucht nur unter den Großgrundbesitzern, Großfabrikanten, Professoren, Anwälten, Kaplänen, Zeitungsredakteuren u. s. w. ihrer Fraktionen Musterung zu halten, die Entbehrlichen durch Bauern, Gewerbsleute, Kaufleute zu ersetzen und diese ausreichend zu entschädigen. Einen Fonds für solche Zwecke besitzen ja die Freisinnigen eingestandenermaßen, und sollten ihre Bundesgenossen eine gleiche Einrichtung nicht besitzen, an den erforderlichen Mitteln gebricht es ihnen gewiß nicht.

Herr von Stauffenberg sieht auch in dem häufigen Wechsel der Personen im Reichstage einen Übelstand. Merkwürdig! Sonst hat man es gerade als einen Vorzug der durch Wahl zusammenberufenen und in gewissen Zeiträumen erneuerten Körperschaften gepriesen, daß ihnen fortwährend frisches Blut zugeführt wird. Freilich muß es einem „Berufsparlamentarier" sehr störend sein, wenn er plötzlich für eine ganze Legislaturperiode Urlaub erhält, um den er garnicht eingekommen ist. Er hat vielleicht seine Existenz auf das Volksvertreten eingerichtet, weiß daher mit seiner Zeit nichts rechtes anzufangen, bedarf der parlamentarischen Aufregungen zu seinem Wohlbefinden, soll seine großen Reden hinunterschlucken oder nur die Familie als Zuhörerschaft haben — eine solche Störung der Lebensgewohnheiten kann gewiß höchst lästige Folgen haben. Aber welches Mittel giebt es dagegen? Höchstens die Ernennung zum Abgeordneten auf Lebenszeit.

Ebenso verdrießlich mag es sein, die Reise, etwa aus einem ostpreußischen Wahlbezirke, nach Berlin nicht mehr über Dresden, München, Heidelberg, Köln, Hamburg machen zu können — kostenfrei nämlich. Doch was diese Frage mit dem Wohle des Vaterlandes, um dessenwillen wir hier versammelt sind und das uns allen ja über alles geht, zu schaffen habe, das ist mir noch nicht eingegangen. Ich hoffte durch diese Debatte darüber aufgeklärt zu werden, sah mich aber getäuscht. Es soll der Würde des Reichstages abträglich sein, wenn der Abgeordnete auf einer Reise, die er nicht in seiner Eigenschaft als Abgeordneter unternimmt, seine Eisenbahnkarte, wie andre Leute, aus der eignen Tasche, anstatt — „aus der Tasche der Steuerzahler" bezahlen muß? Das begreife ein andrer! Ließe sich nicht mit demselben Rechte für alle Staatsbeamten und Militärs freie Fahrt beanspruchen, solange sie im Dienste sind? Und was die „Würde" betrifft, so hätte meines Erachtens diese schwerlich gelitten, wenn die Herren unterlassen hätten, sich eines Vorrechtes so warm anzunehmen. Sie sind ja sonst keine Freunde von Privilegien. Der Herr Kollege Auer meinte, wenn die Benutzung der Freikarte für jede beliebige Fahrt ein Mißbrauch sei, mache er sich eines solchen auch schuldig, indem er auf Reichstagspapier an seine Frau schreibe; es thut mir leid, aber ich muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß dieser Witz ihm Anspruch giebt, bei den Freisinnigen zu hospitiren.

Den größten Genuß verdanken wir wie gewöhnlich Herrn Richter. Als er dem Reichskanzler auf die Bemerkung, er habe sich von ganz Europa nicht imponiren lassen, mit der Entgegnung diente, der Kanzler stelle die Opposition auf eine Linie mit Franzosen und Russen, da sagte sich wohl ein jeder: Glückliches Deutschland, das Männer von solchem Geiste in sein Parlament schicken kann! Und unmittelbar nach dieser eminenten Leistung im Blumenthalschen höhern Lustspielton die anstrengendste Rolle in dem großen Schaustücke „Der Zusammenbruch der Bismarckischen Politik," doppelt anstrengend diesmal, da Herr Windthorst verhindert war, seinen Part durchzuführen. Wenn man uns

sonst zeigte, wie der Reichskanzler das von Herrn Virchow und dessen Freunden aufgerichtete Reich unterwühlt und zu Falle zu bringen sucht, so stützten wenigstens die beiden Athleten das wankende Gebäude. Aber da der andre durch ein kleines Geldgeschäft in Braunschweig festgehalten wurde, lag diesmal die ganze Last auf den Schultern des Herrn Richter. Wir wissen ja, daß das Ganze nur ein lebendes Bild ist, daß die angeblichen Säulen und Quadern nur aus Latten und Leinwand bestehen, und daß die strotzenden Muskeln, welche deren Gewicht Widerstand leisten, in der Kunstsprache ouatons genannt werden. Aber wir wissen auch, daß Sappho, die in die Meeresfluten springt, von weichen Pfühlen und Decken in Empfang genommen wird, und dennoch ergreift uns der Sprung, und wir applaudiren der kühnen Künstlerin. Daß ein Mann, der so vielfältig beschäftigt ist, besonders so viele Reden hält und so viele Zeitungsartikel schreibt, sich nur wenig um das bekümmern kann, was von andern, namentlich im Auslande, geredet und geschrieben wird, das ist natürlich, und nur Parteigeist kann ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er glaubt, die Geschäftskrise existire nur in Deutschland und sei durch die wirtschaftliche Politik des Kanzlers hervorgerufen, während andre Länder viel schwerer leiden — daß er in seiner Unschuld und Bescheidenheit nicht ahnt, sein Geplauder über die Befestigungsarbeiten sei Wasser auf die Mühle aller Feinde Deutschlands und werde benutzt werden, um das Vertrauen zur Friedenspolitik wieder zu erschüttern. Wer kann auch an alles denken, wenn er über alles reden muß?

Nur eins möchte ich noch dem neufortschrittlichen Generalstabschef und einigen andern Herren zu bedenken geben. Ihrer Darstellung zufolge hätte das deutsche Volk nur die Wahl zwischen zwei Extremen: entweder die thatsächliche, nur mit einigen Formalitäten verbrämte Herrschaft einer durch Majoritätswahlen vermöge der abenteuerlichsten Parteikompromisse und bei Enthaltung großer Bevölkerungsmassen zustandegekommenen Versammlung oder — Absolutismus. Im Volke fängt man an, über diese Dinge ganz anders zu denken. Man erwägt hin und her, ob die Glückseligkeit der parlamentarisch regierten Länder wirklich geeignet sei, unsern Neid zu erregen, man simulirt über Wahlsysteme, welche eine Vertretung ermöglichen sollen, die in Wahrheit das verkleinerte Abbild der Gesamtheit wäre, und dabei entfernt man sich immer weiter von dem Glauben an die alleinseligmachende Kraft der Kopfzahlwahlen und des Parlamentarismus. Man räsonnirt: Wenn eine junge Frau im Karneval ihr Tagewerk zwischen Tanzen, Ausruhen vom Tanz und Schmücken zum neuen Tanze teilt, oder ein Student die Frist zwischen zwei Kneipereien nur mit Schlaf und Katzenjammer ausfüllt, so pflegt bei einem so „lustigen" Leben in dem einen Falle das Hauswesen, in dem andern das Studium und in beiden die Gesundheit Schaden zu leiden. Kann es dem jungen Reiche ersprießlich sein, wenn es in fortwährender künstlerischer Aufregung erhalten wird durch Wahlschlachten und

Rüsten für neue? Auf die übermäßige Anspannung muß notwendigerweise Abspannung folgen, und nun gar, wenn so gefährliche Mittel angewandt wurden, um die Gemüter zu erhitzen. In gewissen freien Ländern werden die Wähler durch freien Branntwein zur Ausübung ihrer Bürgerpflicht begeistert, und so schlimm das ist, schlimmer ist die wahre Schnapspolitik unsrer Demagogen — sagen die Leute. Und das Schlimmste ist, daß endlich alle Parteien sich der nämlichen verwerflichen Mittel bedienen müssen, wollen sie nicht ganz und gar mundtot gemacht werden. Wir haben doch noch andre Geschäfte und andre Sorgen, als in Vereinen und Klubs uns jeden Abend versichern zu lassen, daß wir die einzig Gelehrten, die Vaterlands- und Freiheitsfreunde seien, und alle übrigen, vor allem die Regierenden, Strohköpfe oder Verräter. So sagen die Leute, und daß Wahlbewegungen, wie die letzten, und Debatten, wie die vom 26. und 27. November jene Mißstimmung nur fördern können, das dürfte auch den Herren „Klerikalsinnigen" einleuchten. Sie lächeln über die Verstimmung der friedlichen Bürger, welche die Faust nur in der Tasche machen? Lesen Sie doch die Geschichte, und zwar die Geschichte einer Periode, welche vielen von Ihnen vor allen sympathisch ist, der „großen" Revolution. Endlich kommt immer der Tag, wo der friedliche, geduldige Bürger sich zur Energie aufrafft und die zungenfertigen Herren, die sich ihnen als Vorsehung aufgedrängt haben, beiseite schiebt, manchmal sogar recht unsanft. Prägen Sie ihm nur ein, daß ihm, wenn er Ihr Regiment nicht wolle, nichts andres übrig bleibe als der Absolutismus, dann aber wundern Sie sich nicht, falls er einmal Lust bezeigt, nach diesem Äußersten zu greifen!

Berichtigung.

Der Artikel „Die Verstaatlichung der Versicherungsanstalten" (Grenzboten Nr. 46) enthält die aus der Schrift „Materialien für die juristische Beurteilung der in Konkurs befindlichen Nationale" von Dr. F. Wallmann geschöpfte Angabe, im Jahre 1873 habe die „Rostocker Bank" beinahe sämtliche Obligationen der Lebensversicherungsgesellschaft „Die Nationale" übernommen, dafür die 25 Prozent Einzahlung geleistet und für die verbleibenden 75 Prozent ihre Solawechsel gegeben, worauf die gleichfalls aus jener Schrift stammende weitere Behauptung folgt, „die Bank in Rostock" habe 1878 fallirt, was nach dem Vorhergehenden auf die Rostocker Bank bezogen werden muß. Diese Angaben werden uns von dem Syndikus der Rostocker Bank als unrichtig bezeichnet, und wir beeilen uns, dies unsern Lesern mitzuteilen. Die „Rostocker Bank" hat sich niemals auf Geschäfte der erwähnten Art eingelassen, auch 1878 nicht fallirt. Es liegt jenen Wallmannschen Behauptungen wahrscheinlich eine bedauerliche Verwechslung zu grunde, indem in Rostock vor Jahren eine neue Bank „Die Vereinsbank" gegründet wurde, die allerdings 1878 fallirt hat.

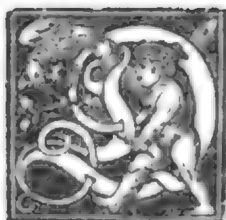
Die Redaktion der Grenzboten.



Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Die alte Christine hatte nichts weiter in der Welt gehabt und kannte weiter nichts als die Mühle, und so hatte sie nun, da es bitterer, blutiger Ernst auch mit ihrem Abschiednehmen wurde, so ziemlich alles verloren, und wenn ein Mensch in der Wüste um sie her sanft und vorsichtig mit ihr umgehen mußte, so war ich das — ich, Ebert Pfister, meines verstorbenen Vaters Sohn und Erbe.

Nun waren die Tage, wo ich sie hier und da sitzend fand, zusammengekauert auf einer Treppenstufe, in einer Bodenkammer, am leeren Mühlkasten oder am Fluß, trotz des warmen Sommers fröstelnd, die beschäftigungslosen Hände in die Schürze gewickelt. So manches Jahr durch hatte sie die lustigen Bänke und Tische unter den Kastanien ihres Meisters fröhlichen Gästen überlassen: jetzt hatte sie dieselben für sich allein, und so fand ich sie eben wieder auf einem der Sitze in einer der Lauben am Bach, während der linde Sommerschauer leise auf das dichte Blätterdach niederrieselte.

Und den schweren alten Kopf mit beiden Händen fassend und den Oberkörper in Angst und Ruhelosigkeit hin und her wiegend, schluchzte sie, als ich zu ihr trat:

O Ebert, daß ich das auszustehen habe! daß ich dieses erleben muß! . . .

Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes, bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondenglanze,
Und ruft vernehmlich durchs Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!

so summte es mir schauerlich aus dem Liede des untergegangenen Dichters, aus der schönen Allegorie, in der sich Gleichnis und Dichtung so vollkommen decken, durch den Sinn. In seinem Liede meint der Sänger mit dem bleichen, schönen Mädchen die Poesie selber, die ihre Mühle im romantischen Walde in die Hand der Tagesspekulanten übergehen sieht; und ich bin Philologe genug, um mich hier darüber auszulassen, aber ich war auch Poet genug, um auch bei grauem Tageshimmel und leisem Regenfall den wundervollen innersten Herzschlag des Erdenlebens da zu erhorchen, von wo er mir in diesem Augenblicke wirklich herklang. Ich hielt die dürre Hand, ließ das trostlose Greisenhaupt an meiner Schulter lehnen und horchte kaum hin, als hinter uns in Pfisters Mühle sich eines der heute noch ganzen Fenster öffnete und mein junges, rosiges Mägdelein sich vorbeugte und rief:

Aber Kinder, ihr werdet ja bis auf die Haut naß bei dem Regen! Was sitzt ihr denn da auf der Bank am Wasser und rührt euch seit einer halben Stunde nicht?

Ich hatte während dieser halben Stunde das alte Weiblein neben mir zu trösten gesucht, so gut ich konnte, und was das Naßwerden betraf, so boten ja an diesem Abend noch die alten Bäume ihren Schutz der Poesie und dem Rechtsnachfolger in Pfisters Mühle. —

O Ebert, laß mich hier! Ich möchte doch hier bleiben und mich in den Grund, den sie übermorgen ausheben wollen, verschaufeln lassen! In meiner Kinderzeit erzählten sie, daß sie immer ein lebendiges Kind mit vermauert hätten, um ein festes Haus zu haben; ich möchte mich nun als ein altes Weib mit vergraben lassen, um ihnen allnächtlich an ihrem Mauerwerk zu rütteln. Ach Ebert, lieber Ebert, so habe ich es mir doch nicht vorgestellt, und überleben thu' ich es nicht und will es auch nicht!

Samse hat es aber ja auch überlebt, arme, liebe Christine.

Ja, der auch! Aber dein seliger Vater nicht! und dem wurde ja noch nicht einmal das Dach über dem Kopfe und der Boden unter den Füßen weggerissen, sondern er hatte nur seinen Ärger und Kummer an den bösen Gerüchen von Krickerode und unseres Doktor Asches dummen Pilzen mit den grausamen lateinischen Namen.

Christine, es müssen die Menschen so vieles ertragen und kommen mit ihren Schmerzen durch. Denke nur an Fräulein Albertine, unsre liebe Freundin, wie schlimm es der in Pfisters Mühle und mit Pfisters Mühlwasser ging, und was sie Schreckliches dadurch erlebte, und nun wohnt sie ja auch in Berlin, und es geht ihr dort recht gut, und du wirst viel Vergnügen an ihren hübschen, gesunden Kindern haben, und — höre, Christine, wir, als wie Emmy und ich, wir können dich ja garnicht entbehren in unsrer jungen, unerfahrenen Haushaltung! Hast mich ja von meiner Mutter Armen genommen und groß gepäppelt und — wer weiß, was die Familie Pfister in dieser Hinsicht noch alles

von dir erwartet, und wer alles auf deine Gegenwart an seiner Wiege fest rechnet!

Ich mochte wohl die richtige Seite in der Alten betrübtem Gemüte angeschlagen haben. Sie trocknete sich die Thränen mit der Schürze ab und seufzte und rückte sich zurecht auf der Bank. Der Regen rauschte immer heftiger auf unser Blätterschutzdach nieder und fing doch an nun durchzuschlagen.

Wir werden wirklich wohl noch naß, wenn wir noch länger hier sitzen bleiben, Ebert. Und dein kleines Frauchen wird wunder denken, was für Geheimnisse wir uns hier anzuvertrauen haben. Und das, was du eben von Fräulein Albertine gesagt hast, hat ja leider seine Berechtigung. Viel Schmerz und Elend seit, wie sie sagen, manchen hundert Jahren hat Pfisters Mühle auch gesehen, trotz aller Lust und guter Kost und Liedersingen und Gläserانklingen rundum. O Gott ja, es ist dies ja derselbige Ort, wo wir ihn fanden, den armen Herrn! Dort der Busch halb im Wasser, an dem er sich gefangen hatte, ist auch noch vorhanden, und hier in diese Laube zogen ihn dein seliger Vater und Doktor Asche zuerst, nachdem sie ihn aus dem Wasser gezogen hatten. Und hier zu unsern Füßen lag er, bis Samse und die Knappen kamen, um ihn in die Gaststube tragen zu helfen. Gütiger Himmel, der Gast da und der Abend, und die Nacht und die darauf folgenden Tage könnten einen freilich schon mit dem Abbruch von Pfisters Mühle aussöhnen! Hast du denn eigentlich deiner kleinen Frau schon das Nähere davon erzählt, wie es kam, daß der berühmte Herr Doktor Lippoldes von unsrer Wirtschaft aus begraben wurde, und wie es kam, daß Fräulein Albertine von der Mühle aus Hochzeit machte?

Ich schüttelte den Kopf.

Wir sind hier in der Sommerfrische, wie man das in der Stadt nennt, gewesen, Christine. Ich habe Emmy hergebracht, um ihr die Sonne, die Bäume, die Wiesen und den Bach von Pfisters Mühle und meiner Jugend noch zu zeigen. Sie würde nicht so harmlos und vergnüglich diese Wochen durch in der für sie doch schon so sonderbaren Mühle gewohnt haben, wenn ihr dieses Trauerspiel drin gespukt hätte. Aber unsre Zeit hier zählt sich ja nur noch nach Stunden. Das Kind wird nicht fortgehen, ohne auch dieses letzte von dem guten alten Hause und Garten an Ort und Stelle zu wissen bekommen zu haben.

Es gehört auch wohl dazu, meinte die Greisin, und dann liefen wir doch ein wenig, um das altersschwache Ziegeldach unsers verlorenen Erbes zwischen uns und den feuchten Segen vom Himmel zu bringen. —

Gegen sechs Uhr hörte es auf mit diesem Segen, und die Abendsonne kam herrlich hervor. Es war zwar ein wenig naß auf den Wegen um das Dorf, aber die Chaussee nach der Stadt binnen kurzem wieder vollkommen trocken. Dorthin richteten wir unsern Abendspaziergang, allen Lustwandlern, die aus der Stadt kamen, entgegen. Es begegnete uns der Architekt, diesmal in Begleitung einiger der vermöglichen Herren, die das neue „lukrativere, zeitgemäßere“

Unternehmen an Stelle von meines Vaters Haus aufrichten wollten. Selbstverständlich standen wir einige Augenblicke zusammen, die gebräuchlichen Höflichkeiten auszutauschen.

Es thut uns wirklich sehr leid, die Frau Doktor nunmehr aus ihrer hiesigen, hoffentlich recht heitern Dorfgeschichte mit feurigem Schwert vertreiben zu müssen, sagte freundlich einer der Herren. Aber da wir vor Herbstes Ende das Etablissement jedenfalls bis zum Sockel in die Höhe zu bringen haben, so läßt sich die Sache leider nicht anders einrichten, gnädige Frau.

O wir sind ganz bereit, Ihnen den Platz auch ohne Ihr feuriges Schwert, Herr Stadtrat, zu räumen! rief meine gnädige Frau fröhlich. Schon heute habe ich alle unsre Siebensachen so ziemlich gepackt, und es war wirklich sehr hübsch und behaglich, und ich sage Ihnen, und auch sicherlich im Namen meines Mannes, unsern besten Dank für diese angenehmen Wochen. Und so ruhig! . . . und so gesund! . . . Ich bin ganz gewiß dieses Jahr viel lieber in Ihrer Mühle als in Thüringen, im Harz oder in der Ramsau gewesen. Das Wetter war ja auch meistens ganz prächtig, und, Herr Baumeister, wenn Sie wieder einmal nach Berlin kommen, müssen Sie jetzt auch uns jedenfalls in unserm dortigen Heimwesen aufsuchen.

Werde gewiß nicht verfehlen, gnädige Frau, sagte der Herr Baumeister.

Sie wanderten weiter nach ihrer Mühle, wir gingen in die Stadt, um einige Einkäufe zu machen. Auf dem Heimwege begegneten wir einander nochmals in der Dämmerung, grüßten uns jedoch bloß, ohne uns nochmals miteinander aufzuhalten. Emmy meinte:

Es sind doch recht nette Leute, und es freut mich, daß ich nun in Berlin doch wissen werde, wer eigentlich hier sitzt und deiner oder unsrer lieben, kuriosen Mühle ein Ende gemacht hat.

Mich auch! seufzte ich. —

Unter den Bäumen im Garten war's an diesem Abend natürlich zu feucht für uns. Die Mühlstube war schon vollgepfropft mit Handwerksgerät; in der Gaststube hatte, wie berichtet, der Architekt seine Plän ausgebreitet liegen, und — ich kann nicht sagen, daß ich nicht gewußt hätte, wie es zuging, daß es sich gerade jetzt mit schärfster Deutlichkeit in die Erinnerung drängte, wie Doktor Felix Lippoldes da gelegen hatte; — es war das beste, daß wir uns wieder an unser Stübchen im Oberstock hielten und nur die laue Luft und, wieder einmal, das Wetterleuchten von ferne zu uns ließen durch die weit offenen Fenster.

Ich hielt meine alte melancholische Pflegerin in diesen unsern letzten Tagen und Nächten in Pfisters Mühle so viel als möglich in meiner Nähe. Sie saß also auch jetzt am Tisch mit ihrem Strickzeug. Ich und mein Weibchen lagen wieder Seite an Seite im Fenster und atmeten den wohligen Duft der Nacht ein.

Es war, als rauschte der kleine Fluß munterer denn je, und auch Emmy fand das und stieß mich an und sagte:

Hör' nur, wie lebhaft dein Bach diesen Abend ist! Es muß im Gebirge wohl noch stärker als hier im flachen Lande gegossen haben.

Das müßte dort gestern oder vorige Nacht gewesen sein, meinte Christine. So lange dauert es wohl an, ehe so ein Wolkenbruch aus den Bergen bei Pfisters Mühle anlangt.

Die Zeitung heute Abend weiß schon davon, sagte ich.

Ja die Zeitung, die Zeitung, murmelte die Alte am Tische. Was wissen die Zeitungen alles! Wie schnell oder wie viel zu spät wissen sie alles und schreiben über alles, was sie wissen und nicht wissen. Erinnerst du dich wohl noch, Ebert, wie sie damals nach geschehenem Unglück über den armen Papa von Frau Albertine redeten? Dein seliger Vater las es uns vor, und uns allen standen die Thränen in den Augen, die blutigen Reuethränen, daß wir ihn in der Welt so wenig ästimirt hatten, da er es doch so sehr verdiente. Selber ich in meiner armen, dummen Seele mußte mit Wehmut mit in das Gefühl einstimmen, daß wir alle so sehr zu der schlechten, unverständigen, undankbaren Welt gehörten, die keinen großmächtigen, berühmten Menschen zu taxiren wüßte.

Was sagten denn diese dummen Zeitungen, Christine? fragte Emmy, lächelnd sich umwendend.

Nun, im Grunde wuschen sie nachträglich sich nur selber die Hände in Unschuld und schoben alles auf uns, die schlechte, unvernünftige Welt, daß er bei Pfisters Mühle aus dem Wasser gezogen worden sei.

Barmherziger Himmel — Ebert! stammelte die arme Kleine. Aus unserm hübschen Bache da? Hier aus dem Wasser? O, das mußt du mir auf der Stelle ganz genau erzählen. Das ist ja zu schrecklich interessant! Mein Gott, dann hat er aber auch wohl hier in eurer Mühle auf dem Stroh gelegen? Ich habe bei Berlin auch einmal ein junges Ding von Mädchen auf dem Stroh liegen sehen. Ich hatte den Papa endlich auch einmal von seinem Kirchhofe weggekriegt, und wir hatten eine Pfingsttour nach Pichelswerder gemacht, und ich vergesse das in meinem ganzen Leben nicht!

Ich hatte doch wohl die Nerven der Großstädterin, und der lieben Weiberchen überhaupt, ein wenig zu sehr unterschätzt, da ich ihr, wie alle andern, den unheimlichen Spuk von Pfisters Mühle verheimlichte. Nun durfte ich schon mit ziemlichem Gleichmut sagen: Es hängt mit dem übrigen zusammen, Liebste; ganz genau mit der Geschichte von Adam Asche und Albertine, und da Christine und du einmal daran gerührt habt, so kann ich die Tragödie Felix Lippoldes wohl auch zu Ende erzählen, ohne dich zum Gruseln zu bringen in den letzten Nächten auf meines Vaters Erbe.

Na na, Närrchen! Bist du nicht bei mir? Etwas andres wäre es wohl, wenn ich hier ganz allein säße mit deinen Gespenstern. Und dann, erinnere

dich nur, Papa hat mich doch lange genug auf seinem lächerlichen Kirchhofe spazieren geführt, als daß ich nicht mit den Geistern auf dem besten Fuße und Du und Du stehen sollte. Und noch dazu als geborne vernünftige Berlinerin!

Sie nahm meine Hand von der Fensterbank auf, hob sie zu ihrem Munde und ließ ihren lieblichen, warmen, lebendigen Atem drüber wehen und lächelte:

Erzähle nur dreist zu. Gerade weil es unsre letzten Stunden hier bei euch sind, paßt es umso besser drein. Und erzähle im einzelnen — halte mich nicht für zu dumm in euern Wissenschafts- und Litteraturgeschichten; im großen Ganzen wußte ich ja auch schon ohne dich und die Christine davon. Papa las ja auch die Zeitungen, und manchmal ein Stück laut, und ich gab darauf hin und wieder Acht, wenn ich damals auch nur ein albernes Schulkind war und an andre Dinge zu denken hatte. Nur daß es gerade eure Mühle war, die durch Frau Albertinens armen Papa so romantisch und interessant werden sollte, wußte ich nicht. —

Ich weiß nicht, ob die Geschichte vom armen Felix Lippoldes so romantisch gewesen ist, wie die des jungen Mädchens bei Pichelswerder; jedenfalls erzählte ich sehr gelassen weiter, und auch mir selber rede ich hier auf diesen Blättern noch einmal davon. —

Ich hatte in Berlin die ersten Semester meiner Studienzeit zugebracht, und ich war auf andern Universitäten Studirens halber gewesen. Nun saß ich wiederum ernstlicher über den Büchern in Berlin, und verkehrte wieder mit meinem frühern Mentor A. A. Asche. Und wie früher, verschwand er auch jetzt dann und wann aus der Mitte seines energischen Thuns und Treibens, wenn auch auf kürzere Zeit. Aber er verschwand nicht mehr in die weite Welt, sondern ich wußte stets genau, wohin er ging, nämlich nach Pfisters Mühle.

Ich habe es nachher mit tiefer Rührung sehr eingehend erfahren, wie die beiden, der Vater und der Freund, nicht nur ihre klugen Köpfe, sondern auch ihre braven Herzen zusammengelegt haben, und zwar nicht bloß zum Besten des großen Prozesses Pfisters Mühle contra Krickerode. Letztern betrieb Doktor Riechei von Instanz zu Instanz mit wechselndem Erfolg, und es ging wieder einmal gegen Weihnachten, als wir vor der letzten standen und ihn gewannen, ohne daß das Abendrot über Pfisters vordem so fröhlicher Mühle dadurch eine Stunde länger am Himmel hätte festgehalten werden können.

Es war ein Nachmittag, wie ich schon einmal beschrieben habe in diesem Sommerferienheft: Schnee in der Luft, Wind in den Gassen, die Gedanken in der Ferne und mancherlei unbestimmtes Bangen und allerlei übler Geruch nahebei und umher. Wie damals meine Schuljahre, so lag jetzt meine Studentenzeit so ziemlich hinter mir. Am Fenster saß ich wieder, wenn auch nicht das Kinn auf beide Fäuste stützend und an den Schulrat Pottgießer in Verbindung mit all den vergangenen lustigen Christbäumen von Pfisters Mühle

denkend. Aber an Pfisters Mühle, Vater Pfister und seine fröhlichen Weihnachtstannen dachte ich, und — wieder — wie damals — kam ein Schritt die Treppe herauf, und jemand klopfte an meine Thür — und beinahe hätte ich im Zwischenlichtshalbtraum wiederum gerufen:

Alle Wetter, das ist ja der Alte! Was will denn der Alte heute noch und so spät am Tage in der Stadt?

Ich bins, mein Junge, sagte Doktor A. A. Asche, und er legte mir seine Hand fast so schwer auf die Schulter, wie damals mein verdrußgequälter, sorgen- und kummervoller Vater. Eberhard Pfister, du bist ein belesener junger Mensch, Philologe noch dazu; — erinnerst du dich vielleicht eines der kleinern Meisterwerke erzählender deutscher Dichtung, welches beginnt: Ein Knabe aß, wie viele Knaben, die Datteln für sein Leben gern —

Und um der Datteln viel zu haben,
Pflanzt' er sich einen Dattelkern,

stammelte ich.

Ganz richtig, Telemachos, oder doch so ungefähr. Nun denn, jener Knabe war ich; aber wenn auch nicht ethisch aufgepusteter, so doch um ein erkleckliches schlauer, als mir der Fabulist in seinen Reimen nachsagte.

Du redest wahrlich in Rätseln, Adam.

Keineswegs für den nur mit einigem Weltverständnis Begabten. Wer nicht seiner Palmen Keime in ein Mistbeet pflanzt, wird sehr selten Datteln davon in seine eigne Tasche, für sein eigen Maul herunterholen. Non olet, wie der römische Allezeitmehrer sagte. Ich werde es durchsetzen, und wie Mr. François Marie Arouet, genannt de Voltaire, werde ich Geld machen, um meine Meinung und jedem Lumpen das, was er wert ist, sagen zu können. Im nächsten Frühjahr legen wir den Grundstein zu A. A. Asches eignem Erdenlappenlumpenundfetzenreinigungsinstitut am Ufer der grauen Spree. Du reisest morgen nach Hause, und ich fahre mit dir und feiere noch einmal, mit gewaschenen Händen, mit euch Weihnachten in Pfisters Mühle.

Ich that einen jauchzenden Schrei:

Asche, das ist ja wundervoll!

Durchaus nicht, seufzte der Freund und Exmentor. Mir ist ziemlich öde und katzenjämmerlich zumute. —

Man kann nicht immer auf den Ellenbogen in der Fensterbank liegen, wenn die Nacht draußen auch noch so schön und duftig ist. So traten wir in den Lichtkreis von Christinens kleiner Lampe zurück; aber wir saßen nicht wieder am Tisch, wir saßen auf unsern Reisekoffern einander gegenüber und verplauderten so den Rest des Abends.

Neunzehntes Blatt.

Felix Lippoldes' erste durchschlagende Tragödie.

Höre mal, Ebert, meinte Emmy, es ist ein wahres Glück, daß ich meinen Freund, den Doktor Asche, so sehr genau kenne. Im Grunde hast du doch während unsers hiesigen Aufenthaltes dein allermöglichstes gethan, ihn mir recht zuwider zu machen mit seinen ewigen gräßlichen Redensarten und alledem, was ihr Männer unter euch und auch nur viel zu viel gegen uns arme, weiche Seelen eure Philosophieen zu nennen pflegt. Na, an einer guten Vorschule hat es mir freilich gottlob ja auch nicht gefehlt: Papa in Berlin ist in dieser Hinsicht das Seinige vollkommen wert.

Kind, wir leben eben in einer Welt, in der ein jeglicher bei weitem mehr auf die Schwächen, Untugenden und Laster des andern angewiesen ist als auf seine Tugenden. Und bedenke, was konnte es für einen fahrigen, unerfahrenen jungen Menschen, der demnächst aus innigstem Herzensgrunde die intimste Bekanntschaft deines Papas zu machen wünschen sollte, außerdem wünschenswertes geben, als einen Patron zur Seite zu haben, der ihn so eines andern lieben Mädchens wegen (denn darauf lief es doch hinaus) zu der letzten Weihnachtsfeier in Pfisters Mühle abholte?

Da magst du Recht haben, sagte Frau Emmy Pfister nach einem längern Nachdenken, und ich — fahre fort, wie ich angefangen habe, und wie mich diese guten Sommertage, so zwischen Traum und Wachen, zwischen Gegenwart und Vergangenheit gleich leise schaukelnden Wellen getragen haben bis an das Ende meiner Schulferien und den Beschluß der Geschichte von Pfisters Mühle — und so gehe ich noch einmal unsern kleinen Fluß aufwärts den Weg nach Krickerode, und zwar mit meinem frühern Lehrmeister und jetzigen Freunde A. A. Asche. —

Meinen Vater fanden wir kränkelnd, kümmerlich, apathisch trotz Riechei und Riecheis vollständigem Siege in Sachen Vater Pfister contra Krickerode. Vielleicht auch gerade darum. Es ist schon recht viel auf der Erde, wenn der Mensch für einen zu spät kommenden Triumph noch ein sauersüßes Lächeln übrig behalten hat.

Jawohl, wie es beliebt, wenn es dir Vergnügen macht, ziehe wieder in den Oberstock, Adam, sagte mein Vater, mit einemmale seinen Schützling wieder mit dem vertraulichen Du aus den Kinderjahren desselben beehrend. Aber mit der Weihnachtsfeier wird es wohl wenig werden. Wenn der Mensch seinen Knick und Knax weg hat, soll er keine Vergnügenskomödie spielen, wenn er's nicht absolut nötig hat.

So wohnten wir, der angehende Kapitalist und der Student der Schulweisheit dieser Erde, noch einmal beim ersten Schneefall in Pfisters Mühle; jeder in seiner Weise an den Bildern dieser Welt weitermalend. Was Adam

Asche anbetraf, so erklärte er sich selber für den größten Pinsel des Universums, und zwar in seinem Verhältnis zu der armen Albertine Lippoldes und ohne im geringsten damit renommiren zu wollen.

Sie will mir keine Last sein, giebt sie als offiziellen Grund an, indem sie mir den Stuhl vor die Thür setzt! murrte er grimmig. Ist es nicht zu dumm?.. Mir eine Last? ... Mehr Ballast, Kind, oder Fräulein, oder Gänschen, oder gnädiges Fräulein, wenn die Brigg nicht beim ersten Umsegeln von Landsend kentern soll! — Hilft alles nichts! Nichts bockbeiniger als Lottchen, Laura oder Beatrice, oder wie sie sonst heißen, die lieben Seelen, diese kleinen braven Feminina, wenn sie das Bedürfnis fühlen, im weißen Schleier drapirt über Unsereinem im Blau dahin zu segeln, wenn sie, um in ihre guten, dummen Herzen hineinzuweinen, ihren Kopf aufsetzen zu müssen glauben! ... Da stehe ich nun mit meiner innigsten Überzeugung, auch einen Schwiegervater zu einer Frau und Familie ernähren zu können. Du hast mich in der Schlehengasse waschen sehen — ich bitte dich um alles in der Welt, du Tropf, sieh mich nicht so sekundanerhaft an! — Du hast mich bei Schmurky und Kompagnie am Werk gefunden, und da sitze ich nun von neuem in Pfisters Mühle, abermals abgeblitzt, und würde ein Königreich mit Vergnügen geben für die Gefühle von Adalbert von Chamissos alter Waschfrau. Ich versichere dir, Bursche: ohne dieses Mädchen wird mir das Resultat meines Lebens so stinkend, so widerwärtig, so über alle Maßen abgeschmackt sein, daß mir nichts übrig bliebe, als eines schönen Morgens mich mittellos wie Papa Lippoldes und seelenlos wie seine sämtlichen tragischen Helden im fünften Akt in Monaco an einem Öl- oder Lorberbaum hängend oder an der Riviera mit „nichts im Herzen als einer Kugel“ finden zu lassen. Sie muß, sie muß! Und nun frage ich dich um Gottes willen, weshalb sollte sie nicht müssen? Habe ich es denn besser als sie in dieser infamen Lappen-, Lumpen- und Fetzenwirtschaft der Mutter Erde? Bei dem reinen Äther über dem rauchverstänkerten Dunstkreis über Pfisters Mühle und Umgegend von Pol zu Pol, ich liebe dieses Frauenzimmer und will es bei mir haben, und es sogut als möglich halten in dieser Welt des Benzins und der vergifteten Brunnen, Forellenbäche und schiffbaren Flüsse. Und die Närrin fürchtet sich bloß, mir das Ideal meiner Jugend, das Pathos, die Thränen und das Herzklopfen meiner Knabennächte, ihren Papa zur Aussteuer mit in den Haushalt aus der Schlehengasse und dem Ödfelde zu bringen! 's ist, um das Herze durchzuprügeln, da es sich nicht abküssen lassen will! Komm mit an deines Vaters Bach, Ebert; man spürt immer die Neigung, draußen Atem zu holen, wenn man innerhalb von vier Wänden dem, was man sein Herz nennt, Luft gemacht hat. —

Nun hatte ich Emmy von dem schlimmsten Tage, den Pfisters Mühle, wenigstens bei Menschengedenken, erlebt hatte, zu berichten, und zwar auf Wunsch der teilnahmvollen Schönen „so genau und so ins Einzelnste wie nur

möglich.“ Es hatte Mühe gekostet, unsre etwas zu vollen Koffer zu schließen, und nun saßen wir ein wenig erschöpft auf ihnen einander gegenüber, und plauderten weiter über vergangene Bilder und Tage, und Jungfer Christine Voigt gab auch ihr kunst- und lebensverständiges Wort darein in der lauen Sommernacht. In meiner Seele und im Rauch meiner Zigarre war es wieder der Tag Adam und Eva, der Tag vor dem heiligen Christ, und ich stand wieder im dichten Nebel an dem Mühlwasser meines Vaters und wieder mit Adam Asche.

Es war zwischen drei und vier Uhr nachmittags; die Abenddämmerung kroch schon leise heran; zu unsrer Linken ragte das Dach, unter dem Albertine ihre Tage kümmerlich verlebte, über das kahle Buschwerk, und Asche sagte:

Hindern kann sie uns wohl nicht, ihrem Vater einen Besuch zu machen. Sie wird dies zwar von meiner Seite taktlos finden; aber bin ich in die Welt gekommen, um feine Gefühle oder mit Feingefühl zu poussiren? Ich, der Ismaelit — unter den Büschen aufgehungert? der wirkliche geflickte Lumpenkönig mit diesen Pfoten des Kehrichtfegers? Ich, dem man sein stänkrig Handwerk auf eine Stunde Weges anriecht? Komm mit, Knabe, es ist mir jedenfalls lieb, daß ich dich vorangehen lassen kann. Es ist lächerlich, aber ich habe eine schändliche Angst vor jedem Nasenrümpfen des lieben, nobeln Herzensmädels!

Der Nebel war wieder so dicht wie an jenem zweiten Weihnachtstage, wo wir ausgingen, um Krickerode in ihm zu suchen; und zwanzig Schritte weiter flußaufwärts blieb der Freund von neuem stehen und brummte:

Was war denn das eben? Dieser Qualm liegt einem nicht bloß vor dem Auge, sondern auch im Ohr. Kam das aus der Luft, vom Lande oder aus dem Wasser? .. Du hast es doch auch gehört?

Gewiß. Es war ein kurioser Laut und schien mir von dort her aus der Richtung der Gärten und Anbauerhäuser zu kommen.

Mir nicht! murmelte Asche, mich hastig weiter aufwärts am Bach durch das Ufergebüsch mit sich ziehend; — das Bett von Vater Pfisters Mühlwasser war wie gewöhnlich um diese Jahreszeit bis zum Rande voll, und die trübe Flut stand an manchen Stellen bis in den engen Fußpfad hinein.

Noch einmal hielten wir an und horchten —

Dummes Zeug! meinte Asche, und einige Augenblicke später klopften wir an Doktor Felix Lippoldes Thür in seinem letzten kläglichen Aufenthaltsort unter den Lebendigen auf dieser Erde. — (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die Nationalitätsidee und der Staat. Eine kulturgeschichtliche Studie über den Einfluß der nationalen Ideen, besonders auf Staaten mit gemischter Bevölkerung. Von **Alfred von Kremer.** Wien, Karl Konegen, 1885.

Dieses Buch des durch seine Forschungen auf dem Gebiete orientalischer Geschichte mehr als durch die Leitung des österreichischen Handelsministeriums (1880/81)

bekannten Verfassers ist aus den Empfindungen des Deutsch-Oesterreichers herausgeschrieben, der sein Vaterland liebt und in dem Nationalitätenhader der Völker Oesterreichs sorgenvoll in die Zukunft sieht. Es besteht aus Aufsätzen, von denen jeder in sich selbst abgeschlossen erscheint, obwohl sie in einem innern Zusammenhange stehen. Dem Verfasser steht eine große Kenntnis der Geschichte zur Verfügung, und er versteht, auch nicht originale Gedanken und bereits erkannte Erscheinungen mit einem interessanten geschichtlichen Hintergrunde zu umgeben. Das Buch ist deshalb in mehr als einer Hinsicht lehrreich. Für den Verfasser ist die Sprache das Merkmal der Nation, und er plädirt für eine Staatssprache, wenn die Verwaltung nicht in einer allgemeinen babylonischen Verwirrung zu grunde gehen soll. Dabei wird doch keineswegs chauvinistisch allein für das deutsche Uebergewicht eingetreten, vielmehr gezeigt, daß in einem gemischten Staate die einzelnen Nationalitäten verpflichtet sind, zur Erhaltung des Staatsganzen Resignation zu üben. Der Leser wird aber auch noch eine andre Erkenntnis aus dem Buche, wenn auch nicht im Sinne des Verfassers, schöpfen. Man gewinnt nämlich die Ueberzeugung, wie der in seinen Nationalitäten ringende Staat die höchsten Kulturzwecke außer Acht läßt und wie dem Politiker, welcher ein Gleichgewicht zwischen Deutschen, Magyaren, Tschechen und Südslaven herzustellen sucht, jedes Verständnis für die sozialen Aufgaben des Staates abgeht.

Die Psalmen aus dem Grundtexte übersetzt und durch eine fortlaufende Besprechung erläutert. Von Dr. H. V. Andreae, Lic. theol. Frankfurt a. M., Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins, 1885.

Diese neueste Bearbeitung der Psalmen läßt sich als eine an die wortgetreue Uebersetzung sich anschließende Paraphrase des Inhaltes und Zusammenhanges jedes einzelnen Psalms charakterisiren. Der Verfasser beabsichtigt durch dieselbe den Freunden des Bibelwerkes, welchen ein durchgreifendes Verständnis bei vielen Psalmen wegen der Verschiedenheit der Anschauungs- und Ausdrucksweise nicht gelingen will, ein Hilfsmittel an die Hand zu geben, welches diesem Mangel an Verständnis abhelfen soll. Daneben bemüht er sich, den Inhalt und Gedankengang der Psalmen in zusammenhängender Darstellung klar darzulegen, ihre sittlich religiösen Anschauungen ins rechte Licht zu setzen, und alle Schwierigkeiten die sich dem Verständnis entgegenstellen ollten, zu erklären. Auch die poetische Schönheit der Psalmen soll dadurch zu rechter Geltung gebracht werden.

Was der Verfasser sich als Aufgabe gestellt hat, ist ihm im wesentlichen gelungen. In der Nachweisung des innern Gedankenfortschrittes findet sich mancher feine Gedanke. Daß er da, wo wertvolle Vorarbeiten von ihm benutzt worden sind, nicht speziell die Quellen, aus denen er schöpfte, angiebt, ist in Rücksicht auf den Zweck des Buches, der durch Einstreuen gelehrter Zitate geschädigt worden wäre, nur zu billigen. Er selbst bekennt, namentlich dem trefflichen Kommentare Delitzschs vieles zu verdanken.

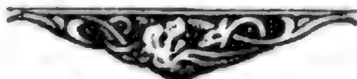
In den kritischen Fragen will sich der Verfasser nicht von vornherein und grundsätzlich den Ergebnissen der historischen Kritik verschließen. Immerhin läßt er sich von der Tradition, sowohl der in den Ueberschriften des hebräischen Textes wie der der ältern Bibelforschung, mehr leiten, als im Interesse seines ja nicht ausschließlich der Erbauung gewidmeten Unternehmens direkt zu fordern wäre. Lassen wir diese mehr wissenschaftliche Forderung beiseite, so kann das auch äußerlich gut ausgestattete Buch recht wohl als geeignet angesehen werden, Verständnis und Liebe für die religiöse Lyrik des alten Testamentes zu wecken.

Sophokles' Tragödien. Uebersetzt von G. Wendt. 2 Bände. Stuttgart, Cotta, 1884.

Es ist kein Wunder, daß viele und namhafte Uebersetzer sich bemüht haben, die Meisterwerke des bedeutendsten der griechischen Tragiker in gutes Deutsch zu übertragen. Sehen wir von den Uebersetzungen einzelner Dramen und von älteren und weniger gelungenen Versuchen einer Uebertragung aller erhaltenen Werke des Sophokles ab, so bleiben immerhin noch die Gesamtübersetzungen von Solger, Donner, Thudichum, Hartung, Minckwitz, W. Jordan, Viehoff und A. Schöll übrig. Ihnen reiht sich nun die Uebersetzung G. Wendts würdig an, die Johannes Brahms gewidmet ist. Wir können es dem Uebersetzer bezeugen, daß er mit Erfolg bemüht gewesen ist, die beiden für jede Uebersetzungsarbeit gefährlichen Klippen allzugroßer Wörtlichkeit, welche dem Genius der deutschen Sprache nicht gerecht wird, und allzugroßer Freiheit der Behandlung, die das eigenartige Gepräge der antiken Dichtung verwischt, zu vermeiden. Auch glauben wir gern, daß die Uebersetzung Wendts seit einundzwanzig Jahren nach und nach entstanden ist. Denn allerorten zeigt sich, daß Wendt darauf bedacht gewesen ist, größtmögliche Klarheit des Ausdrucks und edeln Schwung der dichterischen Diktion trotz engem Anschluß an den Wortlaut des griechischen Originals zu erzielen.

Die antiken Metren sind im wesentlichen von ihm beibehalten worden. Betreffs des Trimeters versteht sich das von selbst und ist auch als selbstverständliche Forderung für eine Uebersetzung ins Deutsche jetzt allgemein anerkannt, zumal da es das naturgemäße Mittel ist, das ernste Pathos der antiken Tragödie wiederzugeben. Wenn dagegen bei der Uebertragung der lyrischen Partien, für deren reimlose, nur durch den Rhythmus wirkende Metra uns Goethe durch eine Reihe seiner schönsten Dichtungen das Verständnis eröffnet hat, auf genauen Anschluß an das Original insofern verzichtet wird, als alle freieren Auflösungen, sowie alle sonstigen Freiheiten vermieden werden, so muß auch dies als durch die Sache selbst geboten, also durchaus berechtigt anerkannt werden. Auch wird die Berechtigung hierzu durch den Erfolg bestätigt, da gerade die Uebertragungen der Chöre wegen des Wohllautes der Diktion als besonders gelungen anzusehen sind.

Den einzelnen Stücken sind kurze Einleitungen vorausgeschickt, die in schöner, dem Gegenstande angemessener Sprache in das Verständnis der Stücke einführen. In der Einleitung zum „Aias" trägt Wendt die zunächst überraschende Ansicht vor, daß es nur in sehr beschränktem Sinne wahr sei, wenn man in der alten Tragödie die Darstellung des Waltens eines unbegreiflichen Fatums sehe, in der neueren dagegen die Darstellung des Sieges der menschlichen Freiheit, welche sich ihr Schicksal selbst bereite. Was Wendt zum Erweise seiner Behauptung anführt, ist der Beachtung und näherer Erwägung wert. In der That ist auch für unsre Weltanschauung der große Gegensatz zwischen Vernunft und Wirklichkeit, das Mißverhältnis von Thun und Wollen des Menschen zu seinem Schicksale nicht ausgeglichen, und eben der ungelöste Rest, welcher für jede tiefere Betrachtung in diesen letzten ernsten Fragen des Daseins bleibt, ist es nach Wendts Darlegung, welcher die tragischen Dichter aller Zeiten vorzugsweise beschäftigt; ihn hinwegzuschaffen, sind sie weder befugt noch durch die Gesetze ihrer Kunst verpflichtet.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Unsre überseeische Politik und ihre Gegner.

Unter den Gegenständen, welche die Thronrede uns angekündigt hat, nimmt die Dampfersubvention heute ein Interesse in Anspruch, welches diese Vorlage bei ihrem ersten Erscheinen im vergangenen Frühling noch nicht hatte. Fragt man nach der Ursache dieses gesteigerten Interesses, so findet man sie in der allgemeinen Mehrung des Interesses für unsre nationalen Aussichten, und zwar in nicht geringem Maße in der Propaganda, welche die Vorlage selbst und die sich daran knüpfenden Kämpfe hervorgerufen haben. Hier hat sich deutlicher als gewöhnlich die Berechtigung der Methode herausgestellt, welche der Reichskanzler gegenüber dem Reichstage befolgt, der Methode, eine einmal beanstandete oder abgewiesene Vorlage wieder und immer wieder an den Reichstag zu bringen und so von dem schlecht informirten Volksvertreter stets an den besser informirten zu appelliren. Nebenbei gesagt, eine Methode, welche noch unlängst fast als eine ungebührende Mißachtung des einmal ausgesprochenen und damit geheiligten Willens der Volksvertretung von gewisser Seite pflegte angesehen zu werden. Es sind fünf Monate her seit der Debatte, infolge deren die Vorlage an die Kommission verwiesen wurde, und in dieser Zeit haben wir Vorgänge auf dem Gebiete kolonialer Politik erlebt, welche unmittelbar als Begründungen, Ergänzungen jener Vorlage angesehen werden können.

Damals hörten wir von Herrn Bamberger eine Rede, mit all der Sorgfalt und Rechenkunst, dem Geist und der Klarheit ausgearbeitet, welche in der Studirstube dieses Herrn zu Hause sind. Dieselben Künste in der That, welchen wir vor Jahren verdankten, daß der erste Versuch kolonialer Politik vonseiten des Reiches in Rücksicht auf Samoa unter den Tisch fiel. Und allerdings sind die Argumente, welche gegen Samoa vorgebracht wurden, dieselben, die gegen die Dampfer-

vorlage gut sind. Man rechnet: tausend Briefe nach Japan mit englischer Beförderung kosten soviel, dieselben mit deutscher Beförderung würden fünfzig oder auch hundertmal mehr kosten; die Fracht nach Hongkong kostet heute so wenig, daß die Rhederei dabei kaum bestehen kann: sie würde bei staatlicher Unterstützung einer bestimmten Linie noch mehr heruntergehen, und die Rhederei würde gar nicht mehr bestehen können; oder: die Landwirtschaft klagt über überseeische Konkurrenz, und würde durch die künstlich herabgedrückten Frachten doch nur umso mehr der Konkurrenz Vorschub leisten u. s. w. Man sagt ebenso: warum denn das Haus Godeffroy unterstützen? Ist sein Unternehmen auf Samoa schlecht, so verdient es zu grunde zu gehen; ist es gut, weshalb dann es noch unterstützen? Oder: wozu eine Dampfersubvention nach Australien? Ist der Verkehr dorthin geringfügig, so ist er einer Unterstützung nicht wert; ist er stark, so bedarf er derselben nicht.

Das hört sich alles so schön an! Es sind ja Zahlen, und diese können doch nicht trügen! Aber bei all meiner Neigung für Zahlen und für den Meister derselben kommt mir doch unwillkürlich in den Sinn: „Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum.“ Nun hat Herr Bamberger in der Debatte über die Dampfersubvention am verwichenen 1. Dezember allerdings sehr viel mildere Töne angeschlagen, als wir sie am 14. Juni von ihm vernahmen. Er erklärte sich sogar dazu bereit, sich überzeugen zu lassen, und stimmte deshalb für die Überweisung an eine Kommission. Weniger nachgiebig als er, waren seine Fraktionsgenossen. Ich rechne Herrn Bamberger diese Nachgiebigkeit besonders hoch an, denn das ist sonst nicht die Eigenschaft seiner Partei, welche vielmehr gemeiniglich alle Dinge grundsätzlich zu behandeln pflegt. Der Grundsatz ist der freihändlerische, und an ihm hängen viele Leute ebenso blind wie andre an religiösen Dogmen. Und doch hat das religiöse Dogma an sich mehr grundsätzliche Berechtigung als der Freihandel.

Wer auf nationalem Boden steht, dürfte, wie mir scheint, erst dann Freihändler werden, wenn das merkantile Übergewicht seines eignen Volkes unzweifelhaft und sicher festgestellt worden wäre. Verschaffen wir uns erst einmal das Übergewicht auf dem Weltmarkte, etwa in zehn oder zwanzig Jahren oder später, nun, dann ließe sich mit unsern Freihändlern wohl nützlich reden. Dann wäre der Freihandel gut, um dieses Übergewicht gegen die andern Völker auszunutzen. Wer nicht national, sondern international denkt, der mag wiederum Freihändler sein, denn er wird damit die wirtschaftliche Herrschaft dem Stärksten überantworten, ohne Rücksicht darauf, wer der Stärkste sei, und er wird vielleicht in gewissem Sinne, nämlich von diesem allgemein menschlichen Kulturstandpunkte aus, recht haben. Aber solange wir noch nationale Politik treiben wollen und solange unsre nationale Produktion und Wirtschaft noch nicht die stärksten in der Welt sind, solange können wir vernünftiger Weise nicht grundsätzlich und überall freihändlerische Politik treiben. Mir erscheint das so klar

und einfach, daß ich nie habe begreifen können, wie aufrichtige und scharfsichtige Männer den Freihandel zu einem heiligen Stein der Kaba haben machen können. Mir ist daher diese Erscheinung stets mehr psychologisch als logisch interessant gewesen. Und diese psychologische Seite des Freihandels ist mir hier bei der Debatte über die Dampfersubvention und bei der Haltung, welche die Freihändler zu der ganzen überseeischen Bewegung, wie sie jüngst bei uns aufgetreten ist, eingenommen haben, wieder mit besondrer Schärfe vor die Augen getreten.

Wie kommt es, daß so genaue Rechner, wie viele Freihändler sind, so weitblickende Köpfe in wirtschaftlichen Dingen, zugleich so oft und so durchaus irren in staatlich-wirtschaftlichen Fragen? Wie kommt es, daß gerade in wirtschaftlichen Fragen oft die sachlichsten Erwägungen, die sorgfältigsten Berechnungen zuletzt falsche Resultate ergeben? Wie hängt es zusammen, daß manchmal das scheinbar Sicherste in der Welt, die Zahl und die Rechenkunst, uns im Stich lassen, wo wir ihnen glauben ganz vertrauen zu dürfen? Was Herr Bamberger uns am 14. Juni mitteilte, enthielt ja doch soviel klare Zahlen, daß die Schlußfolgerung nicht wohl zweifelhaft sein konnte. So schien es in der Nähe besehen, und dennoch wurde man zweifelhaft, sobald man diese Zahlen von einem andern Standpunkt aus betrachtete.

Ginge alles so glatt nach den vier Spezies in der Welt zu, nun, so wäre es ja wohl recht und billig, daß sie von dem Bankier regiert würde. Ohnehin ist die Rechenkunst desselben längst und stets eine der obersten Künste im Staatsleben gewesen. Handelte es sich überall nur darum, Werte zu schaffen und Geld zu gewinnen, so hätte der Freihändler recht. Das Geld ist international, es hat keine Heimat, es wird von jedem geliebt und liebt niemanden, es achtet weder Volk noch Staat. Ist der Geldgewinn einziges Ziel, so wird es völlig gleichgiltig, wie und wo der Gewinn gemacht wird; man mag in Kalkutta erwerben oder in Berlin, mag Engländer, Franzose, Amerikaner werden, heute dies, morgen das — wenn es nur vorteilhaft ist. Darin liegt für uns und unsre Zeit das Besondre des mobilen Kapitals, daß es im Wesen abgelöst ist vom nationalen Boden, auf dem wir sonst mit unserm ganzen Empfinden und mit unserm übrigen Besitz stehen. Darin wurzelt auch das Mißtrauen gegen den Hochsitz des mobilen Kapitals, die Börse. Die Börse hat es uns oft genug erklärt: wenn man mich belästigt, so wandre ich aus, nach London, Paris oder sonstwohin, denn ich lebe dort ebenso gern wie hier. Sie hat von ihrer Natur aus gesehen ganz recht, sie kann ruhig auswandern, denn sie hat keine Heimat. Diese Heimatslosigkeit hängt so sehr und so eng dem Gelde an, daß sie grundsätzlich nichts mit dem Heimatsbewußtsein des Geldbesitzers zu thun hat. Der beste Patriot mag sein Geld wandern lassen, mag an die Pariser Börse übersiedeln und dabei guter Deutscher bleiben, wenigstens bis das Geld ihn doch einmal nach sich zieht. Das Geld hat ja eben seinen inter-

nationalen Wert, hat seinen besondern Charakter durch die internationale, nicht bloß nationale Anerkennung. Alles andre aber, was wir besitzen, ist mehr oder minder fest an den Boden gewachsen, gedeiht oder welkt je nach dem Gedeihen oder Welken des Volkes oder Landes, zu dem es gehört. Welch gewaltiger Unterschied ergiebt sich schon hieraus zwischen mobilem und immobilem Kapital, die so gern als gleichbedeutend behandelt werden! Welche Ungerechtigkeit, welche nationale Unklugheit gehört dazu, um denselben Maßstab in staatlichem Schutz, in Besteuerung, in Vertretung, in sozialem Ansehen für den Grundbesitz wie für den Papierbesitz zu fordern! Der Grundbesitz bildet ein Stück des Volkstums, unlösbar verbunden mit Menschen und Zuständen, auf- und niedergehend mit dem wechselnden Geschick des Landes, des Volkes; er ist der Boden, darauf dieses Geschick sich abspielt, an dem alles haftet, was das Leben eines Volkes ausgemacht hat. Recht, Sitte, Kunst, Wissenschaft, Erinnerungen und Hoffnungen des Volkes, sind sie nicht unlöslich verbunden mit dieser Stadt, jenem Fluß, diesem Berge, jenen Fluren? Ist nicht jeder Bauernhof Thüringens seit tausend Jahren von Bedeutung gewesen für das Leben der Nation? Trägt nicht jeder Gau seit grauer Vorzeit sein Gepräge als Teil dessen, was den Charakter des Volkes ausmacht? Hat nicht jede Stadt erheblichen Einfluß gehabt auf die Gestaltung ihrer Einwohnerschaft, hat die Nahrung an Körper und Geist, die sie ihren Kindern gab, nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert deren Wachstum mit bestimmt? Und dieser Bauernhof, diese Flur, dieser Fluß, diese Stadt, dieses Landgut, sie sollen für das Volk nur soviel bedeuten, als sie in Geld wert sind?

Da ist ein Stück Papier, darauf steht, es sei zehntausend Mark wert. Welchen Wert hat es für unser Volk? Etwa denselben wie jenes Bauerngut an der Saale, das eben für zehntausend Mark gekauft wurde? Wirklich denselben? Man sagt, dieses Papier stelle den Wert von einer Arbeit dar, die geleistet wurde. Das mag oft sein, oft aber auch nicht. Und ist denn etwa jede Arbeit von gleicher Bedeutung für das Volk, den Staat? Ist es einerlei, ob ich in Sachsen meinen Acker verbessert, meine Fabrik vergrößert, Kranke geheilt habe, oder ob ich mir jene zehntausend Mark durch dieselbe Arbeit in Frankreich verdient habe? Ist es einerlei, ob ich zehn Jahre lang Brandenburger Moore kultivirt, Häuser in Berlin gebaut habe, oder ob ich zu meinem Vermögen kam, indem ich ebensolange rumänische Bahnaktien handelte? Ist es gleichgiltig, ob ich unserm Arbeiter billiges Brot schaffte dadurch, daß ich als landwirtschaftlicher Minister den Ackerbau hob, oder ob ich es erreichte dadurch, daß ich als Handelsminister die Einfuhr amerikanischen Korns förderte? Überall Arbeit, aber von sehr verschiednem Wert. Ja, für den Einzelnen freilich, für den Arbeiter, ist französisches Geld sogut als deutsches; für den Kapitalisten ist es gleich, ob die Krone, die er ausgiebt, der Ertrag eines Landstückes ist, oder der Kouponwert einer Aktie oder eines Staatspapieres. Aber nicht für

Volk und Staat. Denn das Landstück gehört nicht nur diesem Besitzer, es ist zugleich ein Teil der Erbschaft, die wir als Volk von unsern Voreltern überkommen haben, es ist untrennbar mit uns verbunden, es gehört zu uns wie wir, das Volk, zu ihm, zum heimatlichen Boden; es soll uns bleiben für alle Zukunft, und auch die Krone Ertrages, die es abwirft, soll bleiben und ist ein dauernder Quell unsrer Nahrung. Wer das Landstück urbar machte, arbeitete zunächst wohl für sich, aber die Krone Ertrag, die er erarbeitete, kommt fortan dem ganzen Volke mit zu Gute. Was aber nützt dem Volke der Koupon eines französischen Papieres, der in Berlin abgeschnitten wird? Doch wohl nur gerade soviel als dieser Koupon, heute geschnitten, heute in Gold wert ist, indem er etwa ausgegeben wird für ein Erzeugnis deutscher Arbeit. Vielleicht aber geht er drauf für eine Flasche französischen Weines, oder für eine Rechnung, die in London zu bezahlen war: dann kam die Krone von dort und ging dorthin — für Deutschland mochte sie auch gleich draußen geblieben sein. Und das Papier, von dem der Koupon geschnitten war, das Kapital? Nun, es bildet heute vielleicht einen Teil des nationalen Reichtums, es trägt seine Steuer, es kann unsre Produktionskraft fördern. Aber morgen kann es davonfliegen, nach Paris, London oder sonst wohin, und hinterläßt keine Spur von sich in Deutschland. Es hieß bis heute mobiles Kapital, galt als Teil des Nationalvermögens, es stellte sich stolz neben jenes Landstück und forderte gleiches Recht, ja es errang sich besseres Recht als das Landstück, entzog sich wohl auch gelegentlich der Besteuerung: und plötzlich ist es fort, ohne daß jemand es merkt, bis die Nation einmal empfindet, wie treulos dieses mobile Kapital doch ist.

Und doch war dieses Papier so schön in Zahlen zu fassen, so klar zu berechnen; doch konnte man so genau die Millionen herzählen, aus denen der Wohlstand der Nation bestehe, von deren Fruchtbarkeit der Wohlstand derselben in Zukunft abhängen werde. Kein andrer Besitz hat diese Klarheit, Einfachheit, diese Fähigkeit, sich rasch und unmittelbar geltend zu machen, wie das Papier. Eben seine Beweglichkeit macht es so thatkräftig, verleiht ihm die Möglichkeit, bald hierhin, bald dorthin sich zu wenden, überall auf dem Platze zu sein, zuerst und in voller Kraft, während der Grundbesitz, an die Scholle gekettet, schwerfällig der wirtschaftlichen Bewegung nachgeht. Das mobile Kapital konzentrirt sich, verbindet sich leicht und handelt, wo es ihm vorteilhaft ist, mit geeinter Kraft; es sammelt sich an den wirtschaftlichen oder politischen Vororten, es übt von dort leicht Einfluß auf Politik und Wirtschaft aus; es erscheint durch seine Geschmeidigkeit stärker, als es in Wirklichkeit ist.

Hat sich in einem Lande das mobile Kapital erst zu einer eignen, selbstbewußten Bedeutung angesammelt, so verfolgt es natürlich gleich jeder andern Macht die Politik seiner Interessen. Es will herrschen, will seine Bedeutung über diejenige der übrigen Volkskräfte erheben. Der Banker sieht nur zu leicht

alles im Staate vom Gesichtspunkte des Geldwertes und des Geldgewinnes an. Er mag der gescheiteste Mann, der beste Patriot sein: seine Anschauungsweise wird durch seine Arbeit, sein Geschäft bestimmt werden, sogut wie die des Ackerbauers durch das seine. Er kommt leichter als andre dazu, alle Dinge nach Mark und Pfennig zu schätzen. Ich rede nicht vom Jobber. Aber wessen Hauptkraft vermöge seiner Anlage und seines Berufes das Rechnen, das richtige Rechnen mit Mark geworden ist, der wird unwillkürlich etwas unter die Herrschaft der Zahlen geraten. Er gewöhnt sich daran, die Dinge auf ihren Nutzen in Geld, auf ihre Bedeutung auf dem Geldmarkte hin anzusehen. Er sagt sich stets, daß er mit seiner Million an französischer Rente zu jeder Zeit diese Fabrik, jenes Rittergut kaufen könne; Rente und Rittergut werden gegeneinander abgewogen, je nach dem Zins, den das eine und andre verspricht, und Rente und Rittergut gewinnen allmählich für ihn einerlei Ansehen, es ist immer nur derselbe Gegenstand mit der Eigenschaft, Zinsen zu tragen. Und zwar Zinsen, die einfach durch richtiges Rechnen, genaue Buchführung, sichere Benutzung der Marktverhältnisse einfließen. So leicht Ackerbauer sich als Börsenspekulanten zu grunde richten, so leicht werden Börsenmänner bankerott, weil sie glauben, als Gutsbesitzer mit derselben Rechenkunst durchzukommen, die sie an der Börse reich gemacht hatte. Börsenmann und Ackerbauer sind eben in diesem Verstande Gegensätze.

Der Gutsbesitzer muß freilich rechnen können. Aber er muß außerdem überall Natur und Menschen praktisch behandeln können; er hat täglich Dinge zu verrichten, anzuordnen, zu schlichten, die sich nicht addiren noch dividiren lassen. Er kann nicht im Zimmer sitzen und bloß Buch führen; er steht täglich im Kampfe mit Natur und Menschen, steht täglich Aufgaben gegenüber, die weder durch Rechnen noch Geistesspekulation gelöst werden können, sondern nur durch praktische Erfahrung, durch Gefühl, praktischen Instinkt. Der Landwirt kann völlig unfähig sein zu weitem, abstraktem Denken, und doch ein vortrefflicher Ackerbauer; ihm mag die große Welt draußen, die allgemeinen Verhältnisse von Staat, Volkswirtschaft, von internationalen Beziehungen, von Geldverkehr ein verschlossenes Buch sein, und er mag dennoch sein Gut vortrefflich bewirtschaften, seine Untergebenen vortrefflich leiten, seine Einkünfte mehren und verwalten. Der Landwirt steht vor allem in engen persönlichen Verhältnissen, hat in erster Reihe mit einzelnen Menschen und Dingen zu thun, mit diesem Manne, diesem Arbeiter, Kaufmann, Fabrikanten, mit diesem Scheffel Korn, diesem Pfund Butter, mit diesem bestimmten nahen Absatzort. Stets ist er auf seine persönliche Kraft angewiesen, und nicht bloß im Geldrechnen, sondern auf seine körperliche Kraft, seine Kenntnis in Ackerbau, Viehwirtschaft, Forstwesen, auf seine sittliche Kraft gegenüber Untergebenen und Nachbarn, gegenüber dem so mannichfaltigen Kreise der ihn umgebenden Gesellschaft. Und dieser Kreis, zu dem seine Arbeit ihn fortwährend in Beziehung setzt, besteht aus Leuten aller Berufsarten; der

Landwirt hat bald den Tagelöhner, bald den Handwerker, bald den Kaufmann vor sich, muß die Art eines jeden genau kennen, womöglich auch die Bedürfnisse, die Lebensweise eines jeden. Immer wieder hat er zu handeln mit dem Menschen, nicht mit der Klasse, mit dem Besondern, nicht mit dem Allgemeinen. Das meiste und beste, was er thut, muß er vollbringen weniger nach allgemeinen Grundsätzen, vorbedachten Schlüssen, sondern nach augenblicklich richtigem Empfinden, nach den Eingebungen von Instinkt und Willen. Jemehr er sich dem Allgemeinen des Geistes, dem unpersönlichen Ideenleben zuwendet, umso schwerer wird er den meisten seiner persönlich besondern Aufgaben gerecht werden, und nur selten werden ausgezeichnete Naturen beide Richtungen völlig in sich versöhnen.

Dem Ackerbauer stehen der Industrielle und der Handwerker am nächsten. Der Industrielle hat eine feste Scholle unter sich gleich dem Landwirt, an die er gebunden ist; er steht inmitten eines ziemlich festen Kreises von Menschen und Dingen; er steht in persönlichem Verhältnis zu jedem, der in der Fabrik mitwirkt, muß zu gehorchen und zu befehlen, persönlich auf Menschen zu wirken, sie zu leiten wissen. Aber je größer das gewerbliche Unternehmen ist, umso stärker macht sich schon hier das unpersönliche Moment geltend, umsomehr tritt der einzelne Arbeiter zurück in die Masse. Je mehr Arbeiter die Fabrik fordert, umsoweniger kann der Fabrikant mit der Individualität des Einzelnen so rechnen, wie noch der Schuster oder Wagner es vermochten. Wo hunderte und tausende von Arbeitern thätig sind, ist für den Leiter der Einzelne meist nur noch eine unpersönliche Kraft, eine Zahl, mit der er als mit einer Durchschnittszahl rechnet, und das persönliche Verhältnis schränkt sich ein auf den Kreis Untergebener, die zwischen ihm und dem Arbeiter stehen. Der Fabrikant arbeitet andrerseits mehr als der Landwirt mit den Interessen großer Klassen, mit allgemeinen Bedürfnissen, allgemeinen Zuständen; er kämpft mit der Konkurrenz so gut auf dem nächsten Lokalmarkte wie auf den Weltmärkten und muß deren Lage stets im Auge behalten. Er ist zur Hälfte Kaufmann, ist es weit mehr als der Landwirt, und muß als solcher den Bedingungen des mobilen Kapitals sich unterwerfen.

Denn der Kaufmann ist vorzugsweise mobiler Kapitalist. Der Ort, wo er handelt, ja die Straße, das Haus sind wohl von Bedeutung für ihn, aber nicht wesentlich; bestimmte feste Kunden sind von Nutzen für ihn, aber nur als Vertreter von Geld, das sie ausgeben, nicht in ihren individuellen Eigenschaften. Der Schwerpunkt der Arbeit ruht nicht in dem Geschäftslokal, sondern in den Waaren darin, welche die Erzeugnisse fremder Arbeit sind. Es wird hier nicht produzirt, sondern getauscht, es wird kein neuer Gegenstand durch Arbeit geschaffen, mit Kunst und Fleiß gestaltet, oder dem Boden abgewonnen durch Anwendung von Körperkraft, von Erfahrung in den Gesetzen der Natur und des Menschenlebens, sondern die Erzeugnisse andrer werden ausgetauscht, indem

weniger auf das Bedürfnis des Einzelnen als der Menge geachtet wird. Je bedeutender der Handel ist, umso bedeutungsloser werden für den Kaufmann der einzelne Produzent und Konsument, desto unwichtiger auch der Ort des Geschäfts, die Stadt, das Land, auch das Volk, mit dem man handelt. Es verschwinden mehr und mehr die realen Faktoren, und an ihre Stelle treten Preisnotirungen, ideale Spekulation, Werte. An der Börse steigt und fällt für den Großhändler der Ertrag seiner Arbeit, ohne daß er in irgendeiner Beziehung stünde zu den Personen, von denen Angebot und Nachfrage ausgehen. Aber noch besteht seine Beziehung zu der realen Waare, zu seinen Lagereien, seinen Kommis, seinen Agenten. Diese fesseln ihn in gewissem Maße doch an den Boden, an seine natürlichen Kräfte, an das Volk, den Staat. Auch das verschwindet für den Papier-Kapitalisten und den Banker.

Das Geld, sagt man, ist nicht mehr Wert, sondern nur Wertzeichen. Und allerdings ist seine Bedeutung eine vorwiegend ideale. Es stellt dar seine von einer großen Menge von Menschen ausgehende Anerkennung als eines Wertmaßes für ihren realen Besitz und ihre reale Arbeit. Dem entsprechend enthält das mobile Kapital nur die Möglichkeit, die Fähigkeit des Erwerbes von realem Besitz, ist aber selbst nicht realer Besitz. Denn das Wertpapier ist selbst wieder nur Wertzeichen für ein andres Wertzeichen, das Geld. Der Papierkapitalist besitzt nichts als die Möglichkeit, wirklichen Wertbesitz zu kaufen. Da er keinen realen Besitz hat, so produzirt er auch nicht reale Werte. Das Papierkapital steigt oder fällt seiner Natur nach mit dem Wechsel der Anerkennung, die man seiner Kaufkraft, dem Wertzeichen, zuwendet. Die Arbeit des Geldbesitzers besteht hauptsächlich in dem Umsetzen von Wertzeichen, die des Geldspekulanten in dem Abwägen und Benutzen der dem Gelde von der Menge der Menschen gewährten Anerkennung als Wertzeichen. Die öffentliche Meinung wird also hauptsächlich zur bestimmenden Macht für den Geldspekulanten.

Dem Banker ist der Einzelne nichts, die öffentliche Meinung alles. Auch ein Rothschild hat für ihn nur soweit Bedeutung, als er die öffentliche Meinung zu lenken vermag. Er hat es mit keinem Individuum zu thun, mit keinem einzelnen Arbeitsgebiet; die Welt der realen Dinge und Menschen liegt ihm fern in Absicht auf ihre tägliche Mühe und Sorge. Er ist keinem Prinzipal, keinem Gutsherrn verpflichtet, noch trägt er die Verantwortung für diesen Tagelöhner, jenen Arbeiter. Er sieht die Menschen nicht an der Arbeit, sieht ihnen nicht Auge in Auge, sieht nicht die Entwicklung der Werte noch der schaffenden Menschen; er übt sein Urteil, seine sittlichen Kräfte nicht inmitten des persönlichen Ringens, sondern über ihm stehend. Sein Blick wird sozusagen leicht übersichtig, wie derjenige des Landmannes leicht kurzsichtig. Er bemerkt bald überall den Geldwert und wird unempfänglich für die realen Bedingungen des Lebens, für die Wechselbeziehungen von Mensch zu Mensch, von dem Bewohner zum Lande, zum Volke. Er berechnet alles mit dem Verstande und

kommt selten in die Lage, seine ganze Persönlichkeit zu bethätigen. Er beobachtet meist die Massen, ihre Bedürfnisse, ihre Bewegungen, ihre Willensäußerungen, ihre Meinungen; aber in der Masse verschwindet ihm die Psychologie des Einzelnen, welche sich von der der Masse sehr erheblich unterscheidet. Ihm erscheinen die einzelnen Volkskreise leicht als bloße Maschinen für Erschaffung von Geldwerten, als berechenbare Ziffern, aus denen sich eine gewisse Summe von Ertrag, von Geld ergiebt. Die wirkliche Welt der Leidenschaften, der sittlichen Kräfte, des Instinkts muß er mehr als andre außerhalb seines Berufes aufsuchen, wenn er sie kennen lernen will, und steht ihr dann doch nur als Zuschauer, Beobachter gegenüber. Seine Arbeit fesselt ihn weder an Menschen noch an Orte, weder an Volk noch an Land. Denn die Anerkennung seiner Wertzeichen, des Geldes oder Papieres im Schrank kann er finden, ob er hier oder bei den Antipoden lebt: der ideale Wert und die Verwertung seines Besitzes ist weniger an Volk und Land gebunden als die meisten andern Besitztümer. Er ist seinem Berufe nach weder Sachse noch Deutscher, sondern internationaler Mensch.

An der Geldbörse setzen sich dem Geschäftsmanne alle menschlichen Kräfte und Handlungen leicht in Geld um. Bedeutung gewinnt, was Geld zu schaffen vermag, und praktisch, real erscheint das, was Geldgewinn zum Ziele hat. Da der Weg, den die Arbeit des Börsenspekulanten bis zum Erwerb zu machen hat, ein meist sehr kurzer ist, da er oft in Minuten Summen gewinnt, zu deren Erwerb in realen Werten, in Waaren der Fabrik, des Handwerks, des Ackerbaues Jahre gehören, so verwischt sich dem Börsenspekulanten leicht überhaupt das Bewußtsein der Arbeit sowohl als das der realen Werte, welche seinem Gewinn zu grunde liegen oder doch zu grunde zu liegen scheinen. Für ihn ist es dasselbe, ob er tausend Mark an der Börse durch richtiges Rechnen verdiente, oder ob jener Gutsbesitzer durch eine gute Ernte ebensoviel an Einkünften mehr von seinem Gut erzielte. Geldgewinn ist ja das Ziel allen Erwerbes; so ist die eine Art, sofern sie redlich ist, so gut wie die andre, und vom Standpunkte der Allgemeinheit diejenige die beste, welche das Ziel, den Gewinn, am sichersten und leichtesten erreicht. Reich zu werden als Einzelner oder als Volk scheint von diesem Gesichtspunkte aus das Hauptziel aller Arbeit, ja leichtlich das einzige Ziel, und indem man die Bedeutung der produktiven Arbeit unterschätzt, überschätzt man diejenige des Geldes. Warum denn noch mit der Hand arbeiten, wenn man durch Spekulation mehr verdienen kann? Eine Frage, die der Einzelne wohl für sich aufwerfen mag, die aber, von einem Volke im Sinne des Börsenmannes beantwortet, sicherlich die Volkskraft lähmen würde.

Indem nun der Geldmann dazu neigt, die eigentliche produktive Arbeit aus dem Auge zu verlieren und nur das eine Ziel derselben, den Geldgewinn, zu beachten, indem er in diesem Sinne leicht übersichtig wird, bildet sich bei ihm doch auch wieder eine große Schärfe des Blickes für die entlegenen und all-

gemeinen Dinge aus, soweit sie sich in Geld oder Geldeswert darstellen lassen. Das spekulative Arbeiten mit Zahlen und mit Gegenständen, die sich in Ziffern auflösen lassen, entwickelt in ihm die spekulativen Fähigkeiten des Geistes überhaupt. Scharf zu denken, sicher und weit Schlußfolgerungen zu ziehen, wird ihm eigen; er bewegt sich im Gebiete der Abstraktion leichter und sicherer als derjenige, welcher gewohnt ist, mit einzelnen Menschen und Dingen sich zu beschäftigen. Man kann täglich erfahren, wie sehr kluge, sehr geistvolle Leute außer stande sind, den Zusammenhängen des Gelderwerbes zu folgen, die der Geldmann spielend entwirrt und verknüpft. Während der Geldmann bei Vorgängen sittlicher Natur oft ins Leere blickt, bemerkt er sehr genau Beziehungen allgemeinster Art, soweit sie materielle Wirkungen hervorbringen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die lange Beschäftigung mit Zahlen in dem jüdischen Volke nicht allein die wunderbare Rechenkunst entwickelt hat, sondern auch die auffallende Begabung für spekulative Geistesarbeit. Und wenn ich mir eine Abschweifung erlauben darf, so meine ich, daß dieser Einfluß der vorwiegenden Beschäftigung mit Zahlen sich geschichtlich sogar bei diesem Volke gezeigt hat. Es dürfte kaum zu gewagt sein, anzunehmen, daß die heutigen Juden schwerlich wieder einen Mann erzeugen werden von so praktischer Thatkraft, wie der große Gesetzgeber Moses war, und daß die jüdische Geschichte von jenem ersten Moses bis zu dem dritten Moses, dessen die Juden sich rühmen, in dem Unterschiede sich wiederspiegelt, den wir zwischen dem Geiste jenes Moses und dem von Moses Mendelssohn oder Spinoza bemerken. Die unvergleichliche Schärfe und Tiefe bei diesen spekulativen Philosophen ist bezeichnend für die spekulative Geistesübung von Jahrtausenden. Was aber für die eine Thätigkeit eine gewaltige Kraft ist, kann für die andre oft ein Hindernis sein. Spinoza und Moses Mendelssohn hätten die Juden schwerlich aus Ägypten geführt noch den jüdischen Staat gegründet.

Ein Staat, der nur nach den Interessen des Geldmarktes regiert würde, könnte vielleicht große Reichtümer anhäufen, hätte aber geringen Wert für die Kultur seines Volkes. Die eigentliche kulturliche Volkskraft, die sittliche, würde von der intellektuellen so sehr zurückgesetzt werden, daß sie erschlaffte. Und der Mann, der vorwiegend mit Zahlen arbeitet, läuft Gefahr, die instinktive Thatkraft sowohl als die Urteilskraft für die realen Unterlagen seiner Abstraktion zu schwächen. Die staatlichen Dinge sind zumeist verknüpft mit Fragen des materiellen Wohles, die in gewisser Richtung in Geld und Zahlen auslaufen. Mehrung des Reichtums ist einer der obersten Zwecke des Staates. Indem aber dem Geldmanne die staatlichen Angelegenheiten schnell sich in Geldwerte umsetzen, verliert er leicht die Fühlung mit andern Bedingungen des Volkswohles. Als in Spanien die Silberflotten Westindiens den Reichtum mühelos mehrten, schien alles erfüllt zu werden, was nötig war, um das Wohl des Volkes zu sichern; und doch trugen diese Reichtümer wahrscheinlich zum Nieder-

gange Spaniens bei. Für den Einzelnen, wie für ein Volk, ist es eben oft wichtiger, wie Reichtum erworben wird, als wieviel erworben wird.

Das ist es, was der Geldmann oft aus dem Auge verliert. Ist es ehrlich gewonnen, so erscheint ihm meist ein Geld sogut wie das andre. Und das Unternehmen ist ihm das beste, welches das meiste Geld in der kürzesten Zeit abwirft; für schlecht begründet aber hält er dasjenige, bei welchem der Geldgewinn zweifelhaft ist. Das ist der richtige Standpunkt der Börse, aber ein übles Staatsprinzip. Wenn ein Staat diesem Prinzip auf wirtschaftlichem Gebiete stets und allein folgen wollte, so würde die Thatkraft des Volkes ohne Zweifel darunter leiden und das wesentliche, dauernde, nationale Vermögen des Volkes gefährdet werden. Dieses Prinzip ist auch in dem sogenannten Manchestertum enthalten. Der Freihandel insbesondre fördert den Gelderwerb desjenigen Volkes, welches die überwiegende Produktionskraft besitzt, er ist gut für ein bestimmtes, zur Zeit den andern hierin überlegenes Volk; er ist auch richtig von dem Gesichtspunkte der allgemeinen menschlichen Kultur aus, indem er die schwächeren Völker zur Konkurrenz anreizt, freilich um sie, wenn sie die Konkurrenz nicht aushalten, niederzutreten, und indem er die stärkeren Völker auf Kosten jener schwächeren umso schneller und sicherer Werte erwerben, Werte schaffen läßt. Aber national im Prinzip ist der Freihandel nicht. Er läßt schnell und sicher Geld gewinnen, vorausgesetzt nur, daß man der Stärkere sei und unbekümmert um Volk und Land. Die Mehrung der Werte, des Geldes ist ihm an sich Zweck, nicht für dieses bestimmte Volkoder Land. Und das Manchestertum ruht völlig auf diesem Prinzip der ungehinderten Herrschaft des Geldes, welches international ist.

Die Gegensätze der oben gekennzeichneten Berufsklassen finden sich nun größtenteils wieder in den Anschauungsweisen, welche unsre politischen Parteien beherrschen; die Gewohnheiten des Papierkapitalisten wirken mit in der Behandlung, die der überseeischen Politik und der Dampfersubvention zuteil wird.

Der in der Junirede des Herrn Bamberger inhaltlich, wenn auch nicht genau wörtlich enthaltene Satz: „Ist der überseeische Postverkehr Deutschlands stark, so bedarf er der Unterstützung nicht; ist er schwach, so verdient er sie nicht" — dieser Satz ist ganz korrekt manchesterlich. Ist der Verkehr stark, heißt hier soviel als: wird von Deutschland aus nach übersee viel geschrieben, gehandelt, wird übersee viel Geld verdient. Das ist, was auch Herr Bamberger wünscht, und das ist alles, was er wünscht in Rücksicht auf unsern überseeischen Handel; das Wie dieses Handels ist nebensächlich. Welche Erschwerungen dem Deutschen daraus erwachsen, daß der Verkehr nach übersee in fremden Händen ist, welche Ermunterung und welcher Schwung dem deutschen Handel aus eignen Dampferlinien zufließen würden — das bedeutet wenig, wenn nur Geld drüben gewonnen wird; noch weniger hat es zu sagen, daß der Deutsche, der nach übersee einen Handel unternimmt, meist sofort auf fremden Boden tritt, sowie er den deutschen Hafen verläßt. Die Heimat hört dem Deutschen an der Mündung von

Elbe oder Weser auf; von da an geht er meist auf englischen Boden hinüber, erst auf dem Schiff, dann in der Kolonie. Umgekehrt bleibt der Engländer stets in England, ob er auf dem Ozean schaukelt oder in einem fremden Erdteil sein Geschäft unternimmt. Der Deutsche findet drüben englischen Boden, englische Sprache, englisches Recht und Gesetz, englische Beamte und englische Sitten; was er aus der Heimat hört oder erhält, was er dorthin sendet oder berichtet, geht meist durch englische Dampferlinien; wenn er um sich noch Deutschtum sieht, so ist es seltener und privater Art; den Staat, die öffentliche Macht seines Volkes sieht er nicht, fühlt er nicht, der Zusammenhang mit Deutschland als Staat ist unterbrochen. Und bei solcher Lage macht man ihm, wenn man national denkt, zum Vorwurf, daß er bald sich aus einem Deutschen in einen Engländer umwandelt; und wenn man international ist, bemerkt man das garnicht oder hält es für nicht der Rede wert, denn: er verdient ja drüben viel Geld. Das war ja der Zweck, um dessenwillen er hinausging, und was will man denn noch mehr, als daß er seinen Zweck erreicht? Sehen wir nicht, sagt man, in allen Weltteilen den deutschen Kaufmann, meist hochangesehen, oft im Besitz des größten Einflusses, oft den Handel des Landes beherrschend? Ein klarer Beweis doch wohl, daß es ihm drüben gut geht! Was also bedarf es noch mehr der Unterstützung? Ja freilich, es geht ihm meist gut, d. h. er gewinnt Geld. Wem kommt das zu gute? Diesem Kaufmann doch wohl, diesem einzelnen Menschen, also vorläufig ein ganz privater, persönlicher Gewinn, wie er einen menschenfreundlichen deutschen Mann auch bei einem portugiesischen Kaufmann freuen müßte.

Es ist dieselbe Sache wie mit den Kolonien. Was bedürfen wir der Kolonien, sagt der Freihändler, da wir in englischen Kolonien eben jetzt unsre Kaufleute soviel Geld verdienen sehen? England nimmt die Last auf sich, Kolonien zu schaffen, zu verwalten, zu schützen, und wir gehen hin und verdienen auf diesem mit fremden Mitteln und Mühen vorbereiteten Boden unser gutes Geld. Sollen wir Kolonien erwerben, mit staatlichen Mitteln erhalten, beschützen, Ausgaben uns auferlegen an Marine und Konsulaten und Reibungen in der auswärtigen Politik, während wir Handel treiben können, wo es uns gut scheint, in fremden Kolonien? Sollen wir Kolonien gründen, weil unser Kaufmann, unser Auswanderer in den fremden Kolonien gut fortkommt? Dann brauchen wir ja nicht selbst uns die Mühe zu machen. Sollen wir welche gründen, weil unser Kaufmann oder Arbeiter in den fremden Kolonien schlecht fortkommt? Dann ist das ein Beweis, daß er nicht für Kolonien taugt, und es wäre überflüssig, welche zu haben.

Solcherlei Erörterungen liegt immer und überall nur der eine Gesichtspunkt zu grunde: Gelderwerb. Wenn nur Mark sich zu Mark fügt, so ist der Zweck des Handels erreicht. Ja, für den Einzelnen, für diesen Kaufmann wohl, und auch für den Politiker, dessen Staat sich auf Mark und Papier aufbaut.

Könnte ich mir ein Volk denken, das ausschließlich sich mit Geldgeschäften abgäbe, dessen König ein Banker wäre, dessen Staat von einer Börse geleitet würde, dessen Glieder ohne Land nur in Geldgeschäften arbeiteten, so müßte dieses Volk solche internationale Geldpolitik treiben, denn seine ganze Kraft läge in dem internationalen Gelde. Aber für das deutsche Volk ist es nicht gleichgiltig, was aus dem Kaufmann, dem Arbeiter in der englischen Kolonie wird, abgesehen vom Gelderwerb. Mich freut es zu erfahren, daß dieser wohlhabender Farmer, jener Millionär geworden ist. Aber wenn sie zugleich nur noch mit England Handel treiben, nur noch für Schutzzölle in den Vereinigten Staaten, die sich gegen Deutschland richten, kämpfen, wenn sie im Geschäft, in Sitte sogar in der Sprache Engländer oder Amerikaner geworden sind: nun, so habe ich keinerlei Interesse mehr, weder an ihnen selbst noch an ihrer Farm oder Million. Sie werden mir sogar leicht persönlich unangenehm und politisch unbequem werden. Selbst das Geld, welches sie gewonnen, wird mir vielleicht durch seine Konkurrenz auf dem Markte als ein Verlust und keineswegs ein Gewinn für mein nationales Interesse erscheinen. Was dem Freihändler als der oberste Zweck der Auswanderung erschien, was für ihn die Summe der politischen Erwägungen war: „Der Mann verdient ohne unsre staatliche Hilfe Geld“ — das verkehrt sich mir nun in eine sehr beklagenswerte Thatsache. Ich hätte vielmehr gewünscht, daß er kein Geld verdient hätte, oder daß er es, wenn auch mit staatlicher Hilfe, in andrer Weise verdient hätte.

Denn die Opfer, die diese Auswanderer brachten, um das Geld zu verdienen, sind zu groß. Sie opferten ihr Volkstum — das könnte ich verschmerzen, weil bloß ein paar Menschen unserm Volk verloren gingen. Sie opferten aber auch die nationalen Interessen, indem sie ihr Geld und ihre Arbeitskraft einem andern Volke dienstbar machten, welches vielfach als wirtschaftlich-nationaler Gegner uns gegenübersteht. Ich hätte gewünscht, daß diese Leute drüben weder eine Farm noch eine Million erworben hätten. Und ich hätte noch stärker gewünscht, daß diese Leute mit geringeren oder mit keinen solchen Opfern wie persönliches Volkstum und nationale Interessen ihre Farm und ihre Million erworben hätten. Ich hätte gewünscht, daß sie durch den Staat wären in die Lage gesetzt worden, in enger Verbindung mit Volkstum und nationalen Interessen zu bleiben, und dadurch in ihnen der Mangel an nationalem Halt, der ihnen nun einmal eigen war, ausreichend wäre ergänzt worden. Nach den Äußerungen mancher unsrer Freihändler zu schließen, wäre es indessen ziemlich gleichgiltig, was aus jenen Leuten sonst würde, es wäre alles in Ordnung und gutem Gange, da sie ja Farm und Million in der Tasche hätten. Das wird wohl Herr Bamberger nicht meinen; aber seine weithin tönenden Worte verführen durch die äußere Glätte und geldgeschäftsmäßige Folgerichtigkeit nur allzuleicht manche Menschen zu dem Glauben, er habe es gemeint, oder verleiten andre zu der Meinung, mit diesen Worten sei alles abgethan

und Geldgewinn das Einzige, was bei der Frage der Dampfersubvention oder der Kolonisation in betracht komme. Vielen fällt es eben nicht ein, über den Unterschied nachzudenken zwischen dem Auswanderer, der deutsch blieb, und dem, der englisch wurde; sie sehen eben auch nur, daß beide reiche Leute wurden.

On n'emporte pas la patrie au bout des semelles — soll Danton gesagt haben, als er zur Flucht aufgefordert wurde. Darauf eben kommt es an, daß man, indem man auswandert, die Heimat mit sich nimmt. Das thut der Engländer, und noch neulich sagte mir jemand, er würde, um als Auswanderer deutsch zu bleiben, beobachten, wie der Engländer sich national draußen betrage, und dann genau dasselbe als Deutscher thun. Darin lag die Anerkennung dessen, daß der Engländer es verstehe, die Heimat überallhin mitzunehmen. Aber niemand wird im Ernst von uns Deutschen verlangen, daß wir uns überall ebenso zu Hause fühlen wie der Engländer. Denn es liegt einfach nicht in der Macht des Einzelnen, die Heimat mit sich zu nehmen. Der Engländer fährt durch alle Meere von einer englischen Station zur andern, wir aber nicht; der Engländer erwartet überall draußen staatlichen Schutz und Hilfe sogut wie in London oder Edinburg, wir haben diese Gewohnheit aber nicht. Der Engländer ist so begierig, Geld zu erwerben, wie nur einer in der Welt, aber er will es überall möglichst auf englischem Boden, auf englische Weise, mit englischen Mitteln, er will es thun, indem er vollkommen englisch bleibt. Zu solchem Willen haben unsre nationalen und staatlichen Verhältnisse uns bisher nicht berechtigt noch erzogen. Der deutsche Auswanderer wäre einfach unvernünftig, wenn er in der fremden Kolonie darauf bestünde, deutsch zu reden oder nach deutschen Sitten oder Rechtssätzen zu leben: er würde sich von der Gesellschaft selbst ausschließen, würde weder Million noch Farm erwerben. Er muß sich der fremden Kultur fügen, um zu leben, um zu arbeiten; er mag persönlich noch so reich werden, noch so gut auf sein Volkstum halten: das ganze öffentliche Leben, das ganze Geschäftsleben um ihn her ist englisch und fordert in gewissen Grenzen Unterwerfung. Sein Geschäft nötigt ihn zur Unterwerfung, so sehr, daß er oft auch mit deutschen Geschäftsfreunden in der Kolonie englisch verkehren, seine Bücher englisch führen muß. Selbst in seinem Verkehr mit der Heimat muß er englische Vermittlung wählen, englische Wechsel, englische Adresse brauchen. Was unterstützt da das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Deutschland in ihm? Wo empfindet er das Volkstum, die nationale Gemeinheit des Staates? Er ist froh, wenn ein Konsul ihn gegen persönliche Vergewaltigung schützt; gegen die Übermacht des nationalen Wesens schützt ihn nichts als etwa seine eigne außerordentliche nationale Zähigkeit. Eine Zähigkeit, die Einzelne wohl besitzen, die man aber vom Durchschnitt nicht erwarten kann, heute wenigstens nicht. Denn unser bisheriges staatliches Leben hat wahrlich solche Zähigkeit nicht gefördert, vielmehr das nationale Bewußtsein lange und arg geschädigt. Hat nun der Staat etwa das Recht, eine nationale Tugend von seinen Bürgern zu fordern,

gegen welche Jahrhunderte und die Staaten Deutschlands bisher stets gesündigt haben? Wir sollten auch vom Gesichtspunkte des Staates gegen unsre Auswanderer im Prinzip, in ihrer Allgemeinheit billig sein. Wenn wir dieses nationale Bewußtsein fordern, so sind wir nur insoweit dazu berechtigt, als wir es durch solche Forderung zu kräftigen, hervorzurufen wünschen; wir sind nicht berechtigt, unser Verhalten gegenüber dem Auswanderer praktisch von dem Vorhandensein dieses nationalen Bewußtseins abhängig zu machen. Der Staat schaffe, stärke erst ein solches nationales Bewußtsein, dann mag er es auch von Einzelnen fordern. Denn das nationale Bewußtsein ist eine Frucht nationaler Kultur, nicht menschlicher Natur.

Für den Gesichtspunkt des reinen Geldmannes freilich hat das nationale Bewußtsein wenig Wert. Kann ich damit Geld verdienen? Nein; vielmehr ist es häufig, wie die Dinge bisher lagen, sogar gewöhnlich, nur ein Hindernis des Gelderwerbes, ein offenbarer Nachteil. Denn je leichter ich mich in das fremde Volkstum in der Kolonie schicke, umso leichter fasse ich dort Fuß; je eher ich Engländer werde, umso eher finde ich mich auf dem nun einmal englischen Weltmarkte zurecht. Also konsequenter Weise schnell fort mit meinem lästigen nationalen Bewußtsein!

Unser Freihändler wünscht nun zwar, daß der Auswandrer deutsch bleibe, aber der Staat soll nichts dazu thun, wenigstens nicht durch Dampfersubvention oder Kolonialerwerb. Er wünscht den deutschen Handel zu erweitern, aber ohne staatliche unmittelbare Hilfe. Der Staat soll draußen nicht unmittelbar helfend auftreten, sondern bloß mittelbar, indem er den deutschen Kaufmann oder auch Arbeiter gegen Vergewaltigung, Rechtsverletzung schützt. Wir andern wünschen zwar gleichfalls vor allem ausreichenden staatlichen Schutz und sind dem Reichskanzler dankbar für die Anstrengungen, welche er in seiner gesamten bisherigen auswärtigen Politik in dieser Richtung gemacht hat, und für die stete Sorge, der deutschen Macht übersee allenthalben Anerkennung zu schaffen. Aber wir wünschen außerdem positive Unterstützung. Die Heimat soll ausgedehnt werden, dem Einzelnen soll die Möglichkeit gewährt werden, sie mit sich hinauszunehmen, auf deutschem Schiff nach deutscher Erde hinauszuwandern, in regelmäßiger direkter Verbindung mit der Heimat zu bleiben. Das ist nicht bloß von sittlicher Bedeutung, stärkt nicht bloß das nationale Bewußtsein, sondern ist auch von großer materieller Wirkung.

Wer Herrn Bamberger am 14. Juni d. J. hörte, neigte im ersten Augenblicke dazu, zu sagen: Ja, zwei mal zwei ist vier; wenn die Zahlen des Herrn Bamberger, was kaum zu bezweifeln, richtig sind, und wenn diese Zahlen in der vorliegenden Sache maßgebend sind — was ebenfalls kaum zweifelhaft sein kann —, so muß die Dampfersubvention eine sehr nutzlose Ausgabe werden. Kaum aber erholte man sich von der arithmetischen Kunst des Redners, so überkam — wenigstens mich — die Empfindung: Herr Bamberger hat dennoch

vollkommen unrecht! Diese Zahlen beweisen nicht die ganze Wahrheit. „Empfindung! wird Herr Bamberger ausrufen, Empfindung gegen Zahlen! Empfindung in einer Frage der Politik, der Volkswirtschaft!“

Ja, Empfindung, das ist es gerade, was unsern Freihändlern nur zu oft abgeht und weshalb ihre Zahlen oft Nullen sind. Die Empfindung für das, was sich in Zahlen und Mark nicht einsperren läßt, für die wirklichen nationalen staatlichen Kräfte und Bedürfnisse; Empfindung des nationalen Bedürfnisses, zu handeln, auch wo das Ergebnis der That nicht genau voraus berechnet werden kann; der Notwendigkeit, noch um andre Macht zu ringen als die bloße Geldmacht; des Dranges, übersee mehr zu sein als bloße schweifende Geldsucher. Unser Freihändler leidet eben auch etwas an Übersichtigkeit. Wäre es nach ihm gegangen, Amerika wäre vielleicht heute noch nicht entdeckt und das Vorgebirge der guten Hoffnung nicht umschifft; denn bei diesen Unternehmungen war die Wahrscheinlichkeit des Verlustes größer als die des Gewinnes. Herr Bamberger hätte eine ebenso schlagende Rede als am 14. Juni gegen die Einführung des Pfennigportos gehalten, denn tausend Briefe zu zehn Pfennig bringen mehr ein als tausend zu einem Pfennig; und: „sollen wir das Briefporto herabsetzen, weil der Briefverkehr stark ist? dann wäre es unnütz; oder weil er schwach ist? dann verdient er keine Unterstützung.“ Der Reichskanzler verglich am 1. Dezember zutreffend diesen Standpunkt mit demjenigen, von welchem aus einstmals gegen die ersten Eisenbahnen geeifert wurde. Was gegen die staatliche Unterstützung von Handel und Kolonisation gesagt wird, konnte ebenso gut gegen den Bau der Gotthardbahn gesagt werden oder paßt in Zukunft auf den Bau des Nord-Ostsee-Kanals; wenigstens insoweit, als die Verzinsung dieser Unternehmungen im voraus nicht hergerechnet werden konnte. Herr Bamberger gehört eben, wie der Reichskanzler mit dem ihm eignen sichern Empfinden entgegnete, zu den klugen Leuten, die mit ihrer Klugheit den Augenblick des Handelns versäumen; er übersieht das Einfache und Nahe, während er die Welt mit Zahlen umspannt. Er beweist ganz genau, daß in Afrika nichts zu holen sei, während der Engländer ohne viel Besinnen hingeht und Goldfelder entdeckt. Der Mann hat eben Instinkt und Unternehmungssinn. Der Börsenmann aber kommt dann allenfalls hinterher und errichtet eine Goldwäscherei auf Aktien. Wer von ihnen ist der Mann der That, wem gehört die Arbeit, der neu erschlossene Boden? Soll ein kräftiges Volk nur immer hinterher durch Aktiengesellschaften gewinnen, oder soll es selbst Goldfelder suchen?

Von dem Standpunkte des reinen Gelderwerbes aus wäre der Aktiengewinn vorzuziehen, denn er ist sicherer, leichter zu berechnen. Wo der Engländer, der Holländer und andre vorbereitet haben, mag der Deutsche hingehen und schaffen und gewinnen; das ist sicherer, als der Erste auf unbekanntem Boden zu sein. Der Gewinn ist freilich weder bei der Dampfersubvention noch bei Kolonial-

erwerb deutlich herzurechnen, nämlich der Gewinn an Geld; das Unternehmungskapital aber, der Einsatz ist klar und baar. Allein es handelt sich eben nicht bloß darum, soundsoviel Mark mehr nach Deutschland zu bringen. Ob Herr Schulze in Berlin eine Million durch ein Aktienunternehmen in Afrika gewinnt, ist für das Gemeinwohl nur wenig bedeutsamer, als ob Herr Schmidt in Kalkutta, der sich Mr. Smith nennt, dort seine Million zusammengebracht hat. Mr. Smith zieht vielleicht nach London und Herr Schulze auch, denn ihre Millionen sind ja nicht an Deutschland gebunden. Aber etwas andres ist es, wenn Herr Schulze durch Absatz seiner Kattune nach Kamerun reich wurde oder Herr Schmidt durch Handel mit Berliner Fabrikaten. Und dazu sollen die Dampfersubvention und die Kolonialpolitik beitragen. Die direkte regelmäßige Verbindung mit Deutschland soll die Beziehungen erleichtern, beschleunigen, beleben. Die deutsche Flagge des Postschiffes erscheint alle vier Wochen in Bombay, auf Samoa, in Korea; Nachrichten, Menschen kommen und gehen, Waarenproben werden gewechselt, die Handelsinteressen gemehrt zwischen dem dortigen Deutschen und der Heimat, die Sicherheit des Zusammenhanges wird gestärkt, die Sprache selbst, die auf dem Postschiffe herrscht, hat ihre Bedeutung. Wollen wir abwarten, bis Fracht und Rückfracht so vollauf vorhanden sind, daß jeder Postdampfer schnell und sicher Ladung findet, dann wäre es sehr berechtigt, die Dampfersubvention zu bekämpfen. Wir warten ab, und inzwischen erscheint ein Frachtgut nach dem andern auf den Märkten hüben und drüben, welches wegen mangelnder Verbindung mit Deutschland andre, englische Wege einschlägt oder nicht die fremde Konkurrenz überwinden kann. Wäre die Dampferlinie da, so würde Deutschland wenigstens mit gleichen Mitteln des Verkehrs die Konkurrenz aufnehmen. Gerade weil unsre Industrie eben jetzt auf manchen Gebieten erstarkt, müssen wir sorgen, daß ihr der Verkehr in dem Augenblick in genügender Weise zu Gebote stehe, wo sich der Waare ein neuer, überseeischer Absatz öffnet oder ein altes Absatzgebiet sich erweitert. Ist die deutsche Handelsverbindumg im rechten Augenblick nicht fertig zur Stelle, so läuft uns eben der besser vorbereitete Engländer den Rang ab. Und ohne Zweifel wird dem deutschen Postschiffe der deutsche Wechsel folgen durch Errichtung überseeischer Banken.

Ähnlich in der Kolonialsache. Ich meine, daß Lüderitzland schon heute einen großen Nutzen für uns gehabt hat und hat bloß dadurch, daß es das Bewußtsein der Kraft und das Vertrauen in die Zukunft sehr gemehrt hat. Der sittliche Einfluß dieser ersten Kolonie auf die Nation ist offenbar ein günstiger und großer, der Vorteil dieses wüsten Landstriches für uns bereits gesichert, obgleich noch kein Pfennig Gewinn in die Tasche des Volkes, noch auch — soviel ich weiß — des Herrn Lüderitz selbst geflossen ist — ein Gewinn, der freilich außerhalb der zahlkräftigen Argumentationen unsrer Freihändler steht. Jedes neue Stück Kolonialland, das hinzukommt, mehrt den erwachten Unternehmungsgeist, Triebe,

deren Ziele in ihrer Unberechenbarkeit unsern Freihändlern vielleicht sehr bedenklich vorkommen und die in ihrer halb instinktiven Begründung doch das Richtige treffen. Unsre Freihändler werden wahrscheinlich gegen jede Ausgabe sich sträuben, welche das Reich zum Schutze, zur Organisation solcher Kolonien auf sich nehmen soll. Sie werden abermals sagen: „Blüht die Kolonie, so bedarf sie der Ausgaben nicht; welkt sie, so verdient sie dieselben nicht.“ Und manche übersichtige Leute werden sich von diesem Satze blenden lassen. Aber sogut Angra Pequena (welches nun wohl einen bequemeren Namen verdiente) bereits die von Herrn Lüderitz darauf gewandten Kosten im nationalen Sinne bezahlt hat, sogut werden die Anstrengungen sich national verzinsen, die das Reich etwa für die neuen Erwerbungen machen wird. Und nicht nur in moralischer Art, sondern voraussichtlich auch in materieller. Wahrscheinlich hat Herr Woermann auch vor 1884 in Kamerun gute Geschäfte gemacht. Ich meine jedoch, daß er nach 1884 bessere machen wird. Wenn dort die deutsche Kriegsflagge sich bekannt gemacht hat, ein Postschiff regelmäßig anlegt, deutsche Verwaltung und Recht sich festsetzen, die Bedingungen des Handels, der industriellen Ausbeutung, der Ansiedlung, des Plantagenbaues in Kamerun durch den regelmäßigen Verkehr hin und her bei uns bekannt werden: so wird die Kolonie geschützt sein gegen die Wahrscheinlichkeit, englisch zu werden. Menschen, Waaren, Geld, Briefe, Nachrichten, Sitten und Gewohnheiten werden aus Deutschland hinüberkommen, nicht aus England. Das alles aber kam bisher aus England überall dorthin, wo englische Kolonie war, auch wenn der Handel großenteils oder auch ganz in den Händen von deutschen Handelshäusern lag. Herr Woermann und die nach ihm in Kamerun sich niederlassen, werden ihre Waaren aus Hamburg und nach Hamburg bringen, ihre Wechsel, ihre Beamten und Arbeiter aus Deutschland senden, während der Hamburger Kaufmann in Kapland über England und durch England seine Geschäfte betreibt, während er seine Beamten erst die englische Sprache, englisches Recht, Handelsgewohnheiten, Handelswege lernen lassen muß. Dieser Hamburger Kaufmann mag aus dem Handel in Kapstadt viel Geld verdienen, aber mit erheblichen Kosten, die ihm erspart blieben, wenn Kapland deutsch wäre. Und wieviel er auch verdient, Kapland hat für uns national heute vielleicht geringere Bedeutung als Kamerun. Denn sein Verdienst, das Geld, ist international oder unnational; Menschen, Boden, Sitten, Sprache aber sind die Besitztümer des Volkes, die Grundsteine seiner Kultur. Und die werden nicht durch Geld aufgewogen.

Wenn der Reichskanzler nicht die deutsche Flagge in Afrika vor etlichen Monaten aufgepflanzt hätte, so wären Kamerun und Lüderitzland gar bald englisch geworden, wie soviele deutsche Niederlassungen vor ihnen. Wenn die Dampferlinien nicht zustande kommen, so wird der deutsche Handel an den Punkten, welche berührt werden sollen, sich dem fremden Übergewicht wie bisher unterwerfen müssen. Wir werden im Reichsschatz einige Millionen

jährlich sparen und werden vielleicht noch mehr Millionen jährlich nicht gewinnen, die uns durch vermehrten Absatz deutscher Erzeugnisse und Verstärkung direkter Handelsbeziehungen hätten zufließen können. Wenn hierfür und für energische Kolonialpolitik die Mittel verweigert werden, können wir Millionen weniger ausgeben, aber auch Millionen weniger einnehmen und sicher tausende von Menschen national verlieren. Der Säckel wird geschont sein und die Arbeitskraft des Volkes geschädigt. Wir werden die nationale Kultur und den Besitz andrer durch persönlichen Fleiß fördern wie bisher, und selbst national sinken. Denn wer heute auf dem Weltmarkte, auf dem überseeischen Arbeitsfelde nicht vorschreitet, erwirbt, sich national ausdehnt, der sinkt im Verhältnis zu solchen, die es thun. Nachher können wir vielleicht einmal reich sein wie die Holländer und ebenso bedeutungslos wie sie.

Berlin. **E. von der Brüggen.**



Populäre Naturwissenschaft.

ugleich als dritte Auflage seiner populären wissenschaftlichen Vorträge hat H. v. Helmholtz eine Sammlung von Vorträgen und Reden erscheinen lassen, die sich zu einem großen Teil über dem Niveau des allgemeinen Verständnisses hält, stellenweise sich sogar an ein ausgewähltes naturwissenschaftliches Publikum wendet Ein paar stattliche Bände, die in anregendster Form das wissenschaftliche Credo des berühmten Physikers enthalten. Und was ein Mann von der wissenschaftlichen Bedeutung des Autors uns als die richtigste Anschauungsweise des natürlichen Geschehens empfiehlt, hat ja wohl Anspruch darauf, sowohl bei der Bildung eigner Überzeugungen als auch bei der Beurteilung fremder recht gründlich von uns berücksichtigt zu werden. Auf jeden Fall ist der verwirrenden und täglich wachsenden Vielheit von Theoremen und Ideen gegenüber eine klar und konsequent zu Ende gedachte geistige Perspektive von erheblichem Nutzen, und wir haben allen Grund, dem Autor für seine Gabe dankbar zu sein.

Wenn wir nun trotz allem diesen Dank mehr aus Pflichtgefühl und bereitwilliger Anerkennung geistig hervorragender Leistungen als aus innerer Freude und mit wahrhafter Genugthuung abstatten, was ist es, das uns zu dieser anscheinenden Absonderlichkeit treibt? Was wollen wir denn mehr noch als bedeutende, stichhaltige Gedanken in anziehender und musterhafter Form? Oder ist es eben dies — Bedeutung des Inhalts und Anziehungskraft der Form —,

das uns um eines andern bedeutenden Interesses willen verstimmt? Oder doch wehmütig berührt in den lebhaften und innigen Wünschen, die wir für dies andre bedeutende Interesse und seine allgemeine Wertschätzung hegen? Wie, wenn uns angesichts dieser folgerichtig und überzeugend entwickelten naturwissenschaftlichen Anschauungen die Hoffnung sänke, es möchten sich andre einschränkende und modifizirende Anschauungen von höchstem Wert und von entscheidender Bedeutung für die gesunde Entwicklung des menschlichen Geistes ebenso klar und, was die Hauptsache ist, ebenso allgemein überzeugend entwickeln lassen? Denn nicht alles, was verstandesgemäß in das menschliche Bewußtsein aufgenommen werden soll, läßt sich so einfach und in allen seinen Zusammenhängen verständlich darstellen, daß es sich seinen Eintritt mit unmittelbar überzeugender Gewalt von selbst erzwingt. Und wir alle wissen ja, wie leicht Menschen mit geringer Denkübung die unmittelbare Anschaulichkeit einer Idee unbefangen als Bürgschaft für ihre innere Wahrheit nehmen, wie gern sie sich die Mühe ersparen, auf rauherem und weniger hell beleuchtetem, wenn auch nicht minder festem Wege eine Überzeugung zu gewinnen, zumal wenn ihnen eine andre bequeme und handliche dargeboten wird, nach der sie nur den Arm auszustrecken brauchen. Was aber könnte an Einfachheit der Voraussetzungen, an Faßlichkeit des innern Zusammenhanges, an unumstößlicher Gewißheit der Thatsachen sich mit der modernen Naturwissenschaft messen? Die Anschauungsweise, die ihr zu grunde liegt, hält in weite Kreise triumphirend Einzug; wir aber, die wir der Ansicht sind, daß sie von dem beschränkten Boden, dem sie entwuchs, nicht ohne weiteres auf fernliegende Gebiete der geistigen und sittlichen Welt übertragen werden dürfe, wir sehen in einem Buche wie dem vorliegenden hinter aller literarischen und wissenschaftlichen Vortrefflichkeit zu deutlich die Gefahr einer einseitigen Beeinflussung der „Gebildeten," als daß wir uns seinem Eindrucke mit unbefangener Anerkennung hingeben könnten. Wir lassen uns auch nicht durch den Einwand bestimmen, daß doch die Möglichkeit, mißverstanden zu werden, keinen Tadel begründe. Es ist ein sehr verhängnisvolles Mißverständnis — wenn es überhaupt in den Augen des Autors als solches gilt —, um das es sich hier handelt, und es wäre immerhin der Mühe wert, zu untersuchen, ob die naturwissenschaftlich-mechanische Anschauungsweise nicht zu dem gehört, was besser garnicht verstanden als mißverstanden wird.

Seit den Jahren, welche die Gründung der Kulturstaaten des römischen und griechischen Altertums sahen, sind an die hundert Generationen dahingesunken. Hundertmal hat das nachfolgende Geschlecht die Erbschaft des vorhergehenden angetreten — soweit es überhaupt gestattet ist, den ewigen Prozeß des Absterbens und der Verjüngung in einzelne Stufen zu zerlegen —; hundertmal ist das, was wir Weltanschauung, geistigen Besitz, mit einem Worte Bildung nennen, von den Vätern auf die Söhne übergegangen. In diesen hundert Gestaltungen, zu denen das überkommene geistige Besitztum in fort-

laufender Kulturarbeit umgebildet wurde, sind mithin alle die Strömungen enthalten, in denen die seelische Thätigkeit des Menschengeschlechts, soweit sie auf die Gegenwart noch Beziehung hat, jemals sich bewegte. Wieviel demnach an fruchtbringender Bearbeitung des unendlichen Inhalts der modernen Zivilisation auf jede einzelne Generation kam, wird nur der recht verstehen, der des unablässigen Auf- und Abwogens gedenkt, in dem von jeher die Denk- und Empfindungsweise der Menschen sich äußerte, der immer wiederholten Umsetzung aller geistigen und sittlichen Werte, der unaufhörlichen Verluste, der stets geforderten Kämpfe um Wiedergewinnung des Verlorenen und Sicherung des Bedrohten. Wir haben rapiden Verfall und langsame Wiederherstellung gesehen, und zumeist entsprang jener nicht einer absichtlichen Verschleuderung des überlieferten Besitzes, sondern einer einseitigen Vertiefung in einzelne Richtungen des seelischen Lebens neben einem sorglosen Gehenlassen aller übrigen. Wir sind nicht mehr imstande, die einzelnen Generationen einigermaßen genau zu kontroliren in bezug auf eine gewissenhafte Ausführung der auf sie fallenden Kulturarbeit, denn wir können auch nicht einmal annähernd beurteilen, wieviel von ihren Errungenschaften etwa in der Folgezeit verloren ging. Nur das glauben wir bei der Abschätzung der Jahrhunderte zu erkennen, daß die Menschheit viel Zeit und Kraft verloren hat bei dem Schwanken von einem Extrem ins andre. Das mag ein unabwendbares Gesetz aller Kulturentwicklung sein, bedingt durch die Natur unseres Denkens und Fühlens, die an den Kontrast die Lebhaftigkeit und Bestimmtheit bewußter Seelenvorgänge geknüpft hat. Aber es zeigt, wie schwer und gefährlich es ist, die Grundlagen des Kulturlebens durch Erweiterung, Klärung und Anpassung ererbter Anschauungen weniger als durch Schaffung ganz neuer Grundzüge sichern zu wollen. Das hat seinen guten Grund. Denn nicht auf die Lösung einer Aufgabe schlechtweg, auf die Bereicherung der Welt mit einer möglichst großen Anzahl neuer Entdeckungen, Anschauungen, Ideen kommt es an. Die kulturbildende Thätigkeit ist verantwortungsvoll, nicht oder doch nicht lediglich weil es gilt, den gegenwärtigen Besitzstand zu erhalten, sondern weil bei stetig sich ändernden Bedingungen des Lebens Altes und Neues einem einzigen Zweck unterworfen werden muß. Und dieser Zweck, an sich immer derselbe, bedarf zu seiner Realisirung einer stetigen Berücksichtigung der herrschenden Strömungen im ganzen weiten Gebiet des Geistes. Nur die Generation kann deshalb hoffen, ihren Anteil an der gesamten Kulturarbeit des Menschengeschlechtes befriedigend und in Gestaltungen von bleibender Bedeutung zu leisten, die nicht in blinder Hast Gedanken und Strebungen zügellos sich überstürzen läßt, um nur Fortschritt, Fortschritt um jeden Preis, herbeizuführen, sondern die in besonnener Selbstkontrole sich vor Schritten bewahrt, die in der Folgezeit ein einsichtigeres Geschlecht wieder zurückthun muß. Dieser Zweck, der sich bereits durch die Arbeit für ihn charakterisirt, ist die vollkommene Zivilisation. Was man darunter zu verstehen habe, ist uns namentlich

durch die geistige Bewegung in der zweiten Hälfte des vorigen und im Anfang unsers Jahrhunderts klar gemacht worden, und vor allen sind die Heroen unsrer klassischen Literaturperiode bestrebt gewesen, die Idee des Humanismus als des bezeichnenden Ausdruckes für Zweck und Inhalt der Zivilisation zu entwickeln. Und deshalb, obgleich jener Ausdruck ja zweifellos und schon seiner Wortbedeutung nach die Entwicklung des vollen und ganzen Menschen in allen Teilen seiner seelisch-körperlichen Organisation im Sinne hat, so ist doch, wie billig, dem Kinde ein spezifischer Zug, entsprechend der geistigen Richtung seiner Väter, aufgeprägt. Das Ideal des zivilisirten Menschen, wie dasselbe im Lichte der Lessing-Schiller-Goethischen Gedankenkreise erschien, ist, ungeachtet aller sonstigen Universalität der Gesichtspunkte, so entschieden literarisch-idealistisch angehaucht, daß es bereits fast typisch geworden ist für eine spezifisch deutsche Zivilisation. Trotzdem schließt es sich im großen und ganzen an die Vorstellungen andrer Kulturvölker widerspruchslos an. In einem freien, d. h. durch Rechtsgrundsätze geordneten und geleiteten Staat soll dem Individuum die allseitige Entfaltung seines seelischen Ich soviel nur immer möglich gewährleistet werden. Das ist einfach; aber nun fängt auch sofort die Verwirrung an! Ein Volk kann sich ja diesem erstrebten Zustande nur nähern, wenn öffentliche Einrichtungen, Bildungsanstalten und das in den Köpfen der Gebildeten vorhandene geistige Kapital sich zu diesem bestimmten Zwecke thätig vereinigen. Bei aller Toleranz gegen persönliche Ansichten kann es offenbar nicht geduldet werden, daß gewisse, niedern Kulturstufen angehörende Lebensordnungen und Anschauungen Platz greifen. Von *einer* Weltanschauung aus — sie sei im übrigen soweit wie möglich gefaßt — muß die ganze Arbeit des Bildens, Ordnens und Schaffens ausgehen, und zweckentsprechend natürlich von der, die den Weltprozeß am richtigsten anschaut und deutet. Aber welche ist das? Die großen Strömungen ethischen und religiösen Lebens laufen ja in unsern zivilisirten Staaten solange schon nebeneinander, ohne daß die Frage, welche denn dem Kulturfortschritt am günstigsten sei, in einer allgemein überzeugenden Weise beantwortet wäre. Mag nun, um an früher Gesagtes wieder anzuknüpfen, die bisherige Grundlage der zivilisatorischen Thätigkeit allmählich zu schwach erscheinen, um das Gewicht neuer Gedanken und Entdeckungen zu tragen, so möchte es trotzdem immer das sicherste sein, ihre eigenartige Konstruktion nicht unnötig zu erschüttern, und besonders nicht früher, als bis eine andre zuverlässige bereit steht. Wer, um zivilisatorischen Bestrebungen nachzugehen, die Weltanschauung der Menschen auf neuen Grund stellen will, muß sich auf jeden Fall vorher orientiren, was ihm denn den Erfolg seines Versuchs garantirt. Und umgekehrt kann man wohl annehmen, daß in einer zweitausendjährigen Entwicklung einiges, was bei allen Umwälzungen des geistigen Bewußtseins immer wieder zum Durchbruch gekommen ist, sich als wirklich notwendig für eine gedeihliche und beglückende Ordnung der menschlichen Lebensverhältnisse erwiesen hat. Mag es schon ge-

wagt sein, diese dauerhaften Gedanken und Empfindungen als unwahr, d. h. in der wahren Ordnung der Welt unbegründet, zu brandmarken, trotz der zweitausendjährigen Bedürfnisse der menschlichen Seele, die freilich auch zwei Jahrtausende lang irren kann, so ist es sicher unbeschreiblich frivol, sie anzutasten, ehe man den Beweis ihres realen Unwertes wirklich erbracht, und zwar in allgemein einleuchtender Form erbracht hat. Und selbst unter diesen Umständen möchte es noch immer die Frage sein, ob nicht die Menschenseele, wie sie nun einmal ist, durch jene Irrtümer fester als durch irgend etwas andres an wichtige, für die Zivilisation unentbehrliche Anschauungen gebunden wird. Die Wahrheit ist bisweilen ein Danaergeschenk, und es ist kindisch, zu glauben, was wahr sei, müsse unmittelbar auch gut sein. In dieser Beziehung verläßt sich auf die landläufige Annahme, daß die allgemeine Ordnung der Welt den Interessen des Menschen und seiner seelisch-körperlichen Wohlfahrt günstig sei, niemand fester als der sonst überhaupt einen Sinn in der Weltordnung leugnende moderne Materialist. Es wäre ja in der That möglich, daß die Wahrheit über die Welt derart sei, daß nur starke und in sich gefestigte Seelen sie ohne Schädigung ertrügen. Viel zu sehr, und zu unserm Unglück in manchen Dingen, ist bei uns die doktrinäre Meinung verbreitet, den Menschen bilden sei gleichbedeutend damit, ihn mit neuen Gedanken nicht nur, sondern mit allem, was für richtig gilt, zu überschütten.

Wir klagen die moderne Naturwissenschaft an, daß sie in ihren nach außen gerichteten Kundgebungen Erwägungen dieser Art fast ausnahmslos vergißt, daß sie infolge dessen viel mehr, als für die Ruhe und Gleichmäßigkeit unsrer Kulturentwicklung gut ist, ihre Resultate unter die Leute bringt, und daß die Form, in der diese Resultate vor uns treten, sowie die Methode, nach der sie zusammengefaßt werden, obwohl vielleicht für die weitere Forschung sehr zweckdienlich, doch zu dem Aufgehen in das Bewußtsein der Einzelnen absolut ungeeignet, als Baustein für eine veränderte Konstruktion unsrer Weltordnung völlig inkorrekt ist. Es wird seit langen Jahren auf diese Weise ein unverzeihlicher Eingriff in den Schatz unsrer Gesamtbildung geübt; es wird getilgt und verstümmelt, was uns und andern als die schönste Zierde und das kostbarste Besitztum unsrer nationalen Bildung galt, und was, einmal zerstört, in Jahrhunderten nicht wieder zu ersetzen ist. Ein zweischneidiges Schwert wird jedem in die Hand gedrückt, der den Arm darnach ausstreckt, und wenn alle, die so bereitwillig sind im Verteilen der gefährlichen Waffe, eben diese Gefährlichkeit leugnen, so fließt das sicher bei den wenigsten aus einem unbekümmerten Vertrauen in die eigne Kraft. Viel häufiger, leider, sind die, welche der Gefahr, die sie leugnen, bereits erlegen sind. Unter solchen Umständen erwächst in der Zeit des freien Wortes und Gedankens — des glücklicherweise, trotz alledem, freien — für den, der die drohende Gefahr zu erkennen glaubt, die Verpflichtung, Abwehr zu üben, soviel er vermag. Aber der Einzelne vermag hier nicht viel,

es ist Sache der Vielen, zu prüfen, was sie den gefährdeten Gütern verdanken und ob es denn in der That für den denkenden Menschen so unabwendbar notwendig sei, ihnen zu entsagen.

Was ist Bildung? Wie wird sie erworben? Wozu nehmen wir Wissen in uns auf? Und in welcher Form am besten? Ein wunderliches Schicksal hat es gefügt, daß bei dem ersten dieser Begriffe die ursprüngliche Wortbedeutung in den Hintergrund getreten und eine Menge abenteuerlicher Definitionen zutage gefördert worden ist. Bezeichnete doch, um ein charakteristisches Beispiel zu nennen, Eduard Lasker — in einem für die Deutsche Rundschau geschriebenen Aufsatze — Bildung als die Fähigkeit, sich in jeder Lage des Lebens schnell zurecht finden zu können. Unwillkürlich hat sich der schlagfertige Parlamentarier mit dieser Erklärung selbst charakterisirt; aber so wunderlich sie ist, so streift sie doch wenigstens einseitig den Kern der Sache. Bildung ist Form und Inhalt zugleich, aber Form in erster Linie und hauptsächlich. Der ist gebildet, dessen Geist methodisch geschult ist, um alle Gebiete des Wissens mit der, jedem einzelnen derselben eignen Betrachtungsweise seines Inhaltes zu durchdringen, der also, um Extreme zu nennen, die ästhetische Motivirung eines Dramas nicht nach mathematischen Prinzipien und die Gesetze des Sternenhimmels nicht nach ethischen Gesichtspunkten zu bestimmen versucht. Zu dieser Schulung des Geistes ist natürlich auch Wissen erforderlich. Mindestens soviel muß aus jedem Wissensgebiete aufgenommen werden, daß daran der in ihm herrschende Denkmodus erkannt werden kann, und zwar muß diese Aufnahme in der Form erfolgen, die am sichersten zum Endzweck, zur Erkennung jenes Denkmodus führt. Aber durch diese Umgrenzung ist der Wissensinhalt eines gebildeten Geistes noch nicht erschöpft. Es gilt auch, zu wissen, in welchem Verhältnis alle jene einzelnen Wissensgebiete untereinander stehen und wie sie sich zusammenordnen, um ein Totalbild der Welt zu liefern. Denn nur wer dies Totalbild mit allen in ihm wirksamen Faktoren lebendig im Bewußtsein trägt, wird ein sicheres Verständnis für die Bedeutung jedes einzelnen Teils besitzen. Nun trennen sich zwar alle Wissensgebiete in zwei große Gruppen, deren eine die gesamte Thätigkeit des menschlichen Geistes umfaßt und deren treibende Faktoren aus diesem Grunde ein Spiegelbild menschlicher Seelenkräfte bilden, während die andern die Kreise des vom Menschen unabhängigen natürlichen Geschehens umfaßt. Trotz dieses Gegensatzes aber erscheint die Welt nicht nur dem unmittelbaren Bewußtsein, sondern auch dem denkenden Verstande als Einheit. Denn nur durch ein verborgenes einheitliches Prinzip läßt es sich verstehen, daß unsre Denkgesetze fähig sind, die Naturgesetze aufzufinden und zu formuliren, und daß uns die Dinge der Welt als zusammenhängend und vergleichbar erscheinen. Hieraus erwächst für die Inhalte der verschiednen Wissensgebiete, dem bildungsbedürftigen Geiste gegenüber, noch eine weitere Aufgabe, die fast wichtiger ist als jene erste, ein Totalbild des Geschehens in der Welt zu

liefern. Es gilt, Aufschluß über jene vorausgesetzte Einheit der Welt zu geben. Wird nämlich die in jedem Wissensgebiet herrschend Art und Weise des Geschehens auf ihren letzten, klarsten und allgemeinsten Ausdruck gebracht, so muß sich zeigen, ob die Möglichkeit besteht, sie alle unter einen einzigen allgemeinen Ausdruck zu bringen oder nicht. Ersterenfalls ist in diesem gesuchten Ausdruck das einheitliche Gesetz für alles Geschehen in der Welt gefunden, also die Einheit selbst, die man voraussetzte. Aber auch wenn der Fund selbst nicht gelingt, so würde doch vielleicht über die Wahrscheinlichkeit des spätern Gelingens und über die Form, in der dies letzte, allgemeinste Gesetz sich äußern möchte, ein Urteil zu gewinnen sein. Alle diese Fragen sind vielleicht dem eigentlichen Gelehrten in jedem Kreise des Wissens viel gleichgiltiger als einige spezielle und ein weit näheres Ziel erstrebende. Der Bildungsbedürftige greift mit Recht immer wieder auf sie zurück, weil es ihm nicht um die Tiefe seiner Einzelkenntnisse, sondern um die Weite und Klarheit einer allgemeinen Umschau zu thun ist. Und deshalb kann er von jedem Wissensinhalt, der ihm dargeboten wird, verlangen, er solle, sobald er diese Fragen überhaupt berührt, dieselben konsequent soweit als möglich zu Ende führen, weil die Vorstellung, die das versäumt, sofort inkorrekt und schädlich wird. Sie rückt dem vor der Hand Urteilslosen gerade die für ihn wichtigsten Gedanken und Thatsachen in falsche Perspektive.

Hier setzt eine weitere Erwägung ein. Bildung ist Selbstzweck, sagt man, aber ohne Zweifel doch nur in der festen Überzeugung, daß sich das Individuum im Besitze der Bildung befriedigter, glücklicher fühle. Wir haben bereits davon gesprochen, daß diese Annahme in ihrer Allgemeinheit durchaus unhaltbar ist. Unter allen Umständen zutreffend ist sie nur bei der Minderzahl derer, denen der Besitz einer klaren Einsicht wertvoller ist als eine Befriedigung ihrer Empfindung. Denn diese letztere könnte eines Tages arg gestört werden, wenn es sich zeigen sollte, daß etwa jene beruhigende Einheit der Welt nur auf Kosten dessen zu erkaufen sei, was unser Empfinden als Heiligstes und Wertvollstes hoch hält. Nun sind offenbar die charakteristischen Inhalte der einzelnen Wissensgebiete für den bildungsbedürftigen Geist von sehr ungleicher Bedeutung. Aus dem einen sind vielleicht Maximen für das handelnde Leben zu ziehen, aus andern Aufschlüsse über Zusammensetzung und gegenseitiges Verhältnis der menschlichen Seelenkräfte; wieder andre sind vielleicht vorzugsweise dazu berufen, Einsicht in den letzten Zusammenhang aller Dinge zu eröffnen und speziell sich mit der Frage nach einem allgemein dem Geschehenen zu grunde liegenden Weltprinzip zu beschäftigen. Es ist gewiß, daß diese letztern für das Glück der Menschen die meisten Gefahren enthalten, insofern sie vielleicht zu einem Resultate führen, das den bisherigen Grund unsrer seelischen Befriedigung über den Haufen wirft. Es ist wohl der Mühe wert, zu untersuchen, ob es denn so unbedingt notwendig sei, auch diese letzten gefährlichen Wissenskreise in

die allgemeine Bildung einzuführen, und ob man nicht vielleicht mehr schade als nütze, indem man die wichtigsten Untersuchungen über die Begründung und den Wert sittlicher und im allgemeinen idealer Überzeugungen zu jedermanns Gebrauch auf den Markt wirft. Eins freilich soll uns hierbei von vornherein feststehen: Wahrheit, sichere, zweifellose Wahrheit soll auch nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Was in sich völlig abgeschlossen und klar ist, soll auch als unabweisliches Bildungselement gelten. Und wenn es einen Traum zerstört, in welchem sich die Menschheit bisher glücklich fühlte, so hegen wir gerade aus der gegenseitigen Übereinstimmung von Natur- und Denkgesetzen die Überzeugung, daß es dem Menschen unter allen Umständen gelingen werde, auf dem Grunde der erkannten Wahrheit sein seelisches Glück wieder zu erbauen. Untersuchungen der besprochenen gefährlichen Art aber, die noch nicht abgeschlossen sind, deren Ergebnis in seiner endgiltigen Fassung noch nicht feststeht, könnten sich als Bildungselemente doch nur dadurch empfehlen, daß sie von unentbehrlicher Wichtigkeit wären für die Ordnung des Lebens oder für die Erkenntnis der Welt. Dann aber würde es unermeßlich frivol sein, sie nicht mit vollster Ehrlichkeit bis an die äußerste Grenze des Erkannten zu führen und eben dadurch zu zeigen, daß sie noch nicht vollendet sind. Durchblicken zu lassen, daß es bei den bisher erreichten Resultaten nun wohl mit den bisherigen Grundlagen der menschlichen Seelenharmonie aus sein dürfte, ohne den Weg zu zeigen, auf dem sich doch vielleicht unter verändertem Umständen ein neuer Grund finden läßt, zeugt von einer seelischen Rohheit, die ihre Lust am Umpflügen des Idealen findet.

Sehen wir uns unter dem Einfluß dieser Erwägungen im Kreise der modernen Naturwissenschaft um. Überlegen wir, welchen eigentümlichen Inhalt sie besitzt und welchen Gewinn ein bildungsbedürftiger Geist aus ihr ziehen kann. Daraus wird sich dann ergeben, in welcher Form sie am korrektesten vor die Öffentlichkeit der allgemeinen Bildung tritt, und eine Prüfung der modernen für die Welt dieser allgemeinen Bildung bestimmten naturwissenschaftlichen Literatur wird uns ein Urteil darüber ermöglichen, wie weit sie berechtigten Anforderungen nachgekommen ist.

Jede Wissenschaft geht im letzten Grunde darauf aus, die Beziehungen zwischen den Objekten des ihr zugehörigen Gebietes festzustellen und, soweit möglich, in Form von Gesetzen auszudrücken; die Naturwissenschaft allein erkennt überhaupt keine andern als gesetzmäßige Beziehungen an und ist bestrebt, ihre Notwendigkeit zu zeigen, indem sie dieselben in Kausalzusammenhang bringt. Folgerichtig haben die Dinge nur soweit Bedeutung, als sie entweder Ursache oder Wirkung sind, und es existirt nur ein Maßstab für sie: die Größe der Kraft, die sie besitzen, also der Wirkung, die sie ausüben können. Da aber die Feststellung der Größe und Lebhaftigkeit, mit der die Dinge aufeinander wirken, nur gelingen kann, wenn man zu ihrer Messung ganz objektive, fest-

stehende Maße wählt, so liegt auf der Hand, daß alles Geschehen in der Welt für die Naturwissenschaft nur soweit Wert besitzt, als es meßbar ist, und daß seine Bedeutung mindestens für den engern Kreis von Vorgängen, dem es angehört, einzig in der Größe seiner meßbaren Kraft liegt. Bei diesem System von Ursache und Wirkung ist es nun offenbar notwendig, daß jeder bestimmten Wirkung eine bestimmte Ursache entspreche, daß also Ursache und Wirkung immer in einem festen Verhältnis stehen, weil es sonst illusorisch sein würde, irgend ein Objekt in bezug auf seine Kraft messen zu wollen. So stellt sich denn die Welt als ein Mechanismus dar, dessen Vorgänge mit Notwendigkeit nach den beiden Gesetzen des Kausalzusammenhanges und der festen Proportion zwischen Ursache und Wirkung erfolgen. Diese Auffassung ist, weit entfernt, das Resultat einer Auswahl unter mehreren gleich möglichen zu sein, vielmehr die einzige, die eine strenge Gesetzmäßigkeit des Geschehens begründet. Mechanismus ist bestimmt geordnete Bewegung zum Zwecke der Hervorbringung von Kraft, und so entstammt nach modern naturwissenschaftlicher Anschauung alle Kraft der Bewegung von unsichtbar kleinen Körpern, den Atomen.

Hierbei ist eins hervorzuheben. Der Mann der Wissenschaft, der ein den natürlichen Dingen fernliegendes Gebiet bearbeitet, hat immer, außer den Verhältnissen seiner Objekte unter sich, ihre Beziehungen zur Gegenwart vor Augen. Sein Stoff ist stets ein historischer nicht in dem Sinne, daß seine Wissenschaft selbst eine Geschichte hat, sondern so, daß die einzelnen Probleme wechseln und die Untersuchungen nur unter Berücksichtigung der Zeitumstände, der Beziehungen der Objekte zu den einzelnen Zeiterscheinungen, korrekt zu führen sind. Ein gewisser historischer Sinn ist hier unerläßlich, während er in dieser Weise der Naturwissenschaft fremd bleibt. Die Sonnenstrahlen brachen sich zu Cäsars Zeit ganz nach demselben Gesetz wie heute, und deshalb ist ein Naturereignis heute aus denselben Gesetzen verständlich wie vor 2000 Jahren, während z. B. die Triftigkeit eines Rechtsgrundsatzes heute unanfechtbar und in hundert Jahren unbegreiflich sein kann.

Von einem Bildungsmittel, das so abgelöst von allen zeitlichen Zusammenhängen der Dinge, sich ausschließlich im Rahmen eines durchaus klaren, verstandes- und gesetzmäßigen Begreifens bewegt, ist natürlich unter allen Umständen eine große Wirkung auf den bildungsbedürftigen Geist zu erwarten. Zunächst freilich wird ihn noch nicht die durchsichtige Denkmethode selbst, sondern ihr großartiges Resultat anziehen. Und das fühlen wir ihm freudig nach. Die Naturwissenschaft hat über alle Grenzen räumlicher Anschaulichkeit hinaus die Gleichartigkeit der Himmelskörper nach Ursprung und stofflicher Zusammensetzung bewiesen, sie hat die Gesamtheit der Lebewesen mit einem unsichtbaren Bande verwandtschaftlich verknüpft, sie strebt, auch das organische Leben in den Kreis allgemeiner Bewegungsgesetze hineinzuziehen und so für die sinnlich erfaßbare Welt in der That eine Einheit von wahrhaft erhabener Einfachheit zu schaffen.

So legt sie das gesamte Universum in einer selbst für mittelmäßige Köpfe erfaßlichen Weise aus und eröffnet Perspektiven, bei deren Ansicht Geist und Phantasie sich bereichert und gehoben fühlen. Ja indem sie den Menschen sich selbst als ein Stäubchen im unendlichen Weltall, seine Erde als winziges Körnchen an irgendeiner Stelle des Raumes betrachten lehrt, vermag sie indirekt auf das sittliche Bewußtsein zu wirken. Dazu kommt, daß ihre eigenartige Denkmethode mit ihrer klaren Faßlichkeit in ausgezeichneter Weise zur nüchternen und verständigen Führung des praktischen Lebens anleitet. So kann noch vieles gerühmt werden, ohne das Rühmenswerte zu erschöpfen. Wenn nur, nach dem Worte unseres Dichters, der Lauf der Welt ein ganz klein wenig durch „Philosophie" zusammengehalten würde! Unsre Durchschnittsmenschen mit ihrer Bildung suchen nicht bloß in körperlichen Leiden bei einem gepriesenen Universalmittel Hilfe. Es ist so leicht verständlich, daß Denkmethoden, für die sinnliche Welt konstruirt, bei Fragen des geistigen Lebens zur Ermittlung des Wahren mindestens nicht früher dienen können, bis auch die Menschenseele in den Kreis des auf Atombewegung gegründeten natürlichen Bestehens einbezogen ist. Es ist so selbstverständlich, daß naturwissenschaftliche Maximen, auf das geistige Leben angewendet, mindestens dieselben Verwirrungen erzeugen müssen, wie einst geistreiche philosophische Spekulation bei der Erklärung der physischen Natur. Aber der „Gebildete" hängt sich seine naturwissenschaftliche Anschauung als Palladium zur Abwehr aller geistigen Bedürfnisse um und ist glücklich, nun endlich ganz genau zu wissen, wie die Welt denn eigentlich beschaffen sei. Die gesamte mechanische Betrachtungsweise wird auf das seelische Leben übertragen, nicht als erklärendes Prinzip, was mindestens sehr verfrüht wäre, sondern als leitendes, was geradezu verhängnisvoll ist. Wie mit einem Zauberschlage üben alle jene wundervoll klärenden Grundsätze eine verwirrende Macht. Der Mensch auf seiner kleinen Erde ist nicht der Mittelpunkt der Schöpfung. Wohlan, umsoweniger kann er für die Welt etwas bedeuten. Er *ist*, und mit seinem Sein hier unter dem Wechsel vergänglicher Dinge ist alles erschöpft, was die Welt von ihm fordern kann. Wie kann irgendetwas eine Bedeutung besitzen, die sich nicht durch seine Wirkung auf andres ausdrückt? Und was kann man noch mehr wollen? Kultus des Schönen, Wahren und Guten? Phantasie mit ihrem holden Flügel, der uns über die Enge des Lebens erhebt? Ja giebt es denn ein Maß, ihre Wirkung auf irgend etwas andres zu messen? Rufen sie Gegenwirkung hervor, die einigermaßen dem Kraftwert entspricht, welcher aufgewendet werden mußte, um sie zu produziren? Es sind unfruchtbare Verirrungen. Was sollen denn überhaupt Seelenbewegungen, die nicht verstandesgemäß verwertbar sind? Sie gleichen einem Schlag ins Wasser, einer Dampfentwicklung ohne Kolben und Räder, sie nutzbar zu machen. Welch ein thörichtes Ding in einer mechanisch arbeitenden Welt! Ach und in diesen thörichten Dingen ist doch alles enthalten, was uns die eisernen Fesseln des Lebens freundlich

mit Blumen umwand, alles, um dessenwillen es ein Genuß war, zu leben! Aber was will die Lust an den idealen Gütern der Menschheit, die ohnehin nur in wenigen ohne äußern Anstoß so recht lebendig ist, was will sie sagen gegen die offizielle Bestätigung einer bornirt realistischen Auffassung des Lebens? Hunderttausenden ist es eben recht, wenn die Wissenschaft, hierzu passend oder nicht, ihnen beweist, daß sie in ihrer ausnahmslosen Verfolgung grobsinnlicher Interessen allezeit klug gethan; hunderttausende fühlen sich durch die systematische Begründung und Rechtfertigung ihrer niedrigen Lebensinstinkte im Innersten befriedigt. In einer Zeit, die von jedermann einen harten Kampf ums Dasein fordert, ist so vielen die herkömmliche Ehrfurcht vor dem „Idealen" eine unbequeme Last; mit Wonne ergreifen sie die Gelegenheit, sie abzuschütteln. Und wie hübsch paßt es zu der allgemeinen Jagd nach dem Glück, daß schon die große Lehrmeisterin Natur lehrt, man könne von jeder Wirkung eine Gegenwirkung verlangen, mithin natürlich von jeder Leistung eine Gegenleistung. War es bisher ein Kennzeichen edler Naturen, weniger zu fordern als man durfte und mehr zu geben als man mußte, so sind wir heute praktisch und wissen genau, daß jede Wirkung ihrer Ursache hübsch proportional sein muß. Und wie hübsch ist es zu alledem, daß der Geist, der sich so vornehm dünkte, nun auch nichts andres ist als der Körper! Das ist die wahre demokratische Gleichheit! Und dann das schauerlich-schöne Gefühl, daß es eines Tages aus sein wird mit der Herrlichkeit der Welt und das Schweigen des Todes über die verödete Erde sich lagern wird — wir sind ja glücklicherweise nicht mehr dabei! Kaum der schönste Roman leistet so viel und so vieles!

Abusus non tollit usum. Weder Methode noch Ergebnis der Naturwissenschaft ist für die übeln Wirkungen verantwortlich zu machen, die ihre mißbräuchliche Anwendung mit sich führt. Dennoch liegt es zu einem guten Teil an ihr selbst, dergleichen Mißbrauch zu verhüten, und angesichts der täglich wachsenden Herabwürdigung unsrer besten Kulturerrungenschaft durch diesen Unfug ist es schwer begreiflich, daß nicht ernsthafte Sorge für die Würde ihrer Wissenschaft die denkenden Vertreter moderner Naturforschung zur Abwehr treibt. Wie die Sache jetzt steht, ist der Wert der Naturwissenschaft als Bildungsmittel den ruhig Urteilenden bereits sehr zweifelhaft geworden. Der Bildungswert eines bestimmten Wissensgebietes richtet sich ja nicht nach dem Einfluß, den es auf die Weltanschauung der Zeit ausübt, sondern nach der Kraft, mit der es die Menschen an ihre höchsten Aufgaben fesselt und sie zur Erhaltung und Festigung ihrer idealen Güter befähigt. Und nun werfen wir getrost die Frage auf, ob denn nicht frühere Geschlechter, ohne die Einwirkung dieser mißbrauchten naturwissenschaftlichen Anschauungen erfahren zu haben, im ganzen ein höheres und reiferes Seelenleben geführt haben als die hunderttausende, die heute bei ihrem Suchen nach erweiterter Weltanschauung Steine statt Brot erhalten. Und noch bleibt es abzuwarten, ob nicht am Ende auch

im praktischen Leben die naturwissenschaftliche Schulung klarer, verstandesgemäßer Auffassung der Verhältnisse durch den Nachteil, den ihre völlige Abkehr von aller geschichtlichen Auffassung mit sich bringt, eine sehr erhebliche Herabsetzung erfahren wird. Es wäre sicher uns allen zu gönnen, daß wir unsre Zivilisation ein wenig mehr frisch von der Leber weg konstruiren dürften. Aber die verwickelten historischen Bedingungen unsers Lebens erfordern von jedem, der an der Fortentwicklung desselben thätigen Anteil nehmen und besonders etwa politisch thätig sein will, daß er imstande sei, geschichtlich zu denken und dementsprechend Fragen des Kulturlebens nicht durch logische Bearbeitung gegebener Prämissen zu lösen. Und Zufall ist es doch nicht, daß in religiösen und politischen Angelegenheiten die Vertreter naturwissenschaftlicher Bildung der großen Mehrzahl nach in den Reihen extremer und vorwiegend negirender Parteien zu erblicken sind. Was hat die mechanische Auffassung alles Geschehens direkt mit religiös-politischem Freisinn zu thun? Läuft das nicht schließlich darauf hinaus, daß man entgegengesetzte Anschauungen als nicht durch praktische, die historischen Beziehungen anerkennende Erwägungen, sondern durch mangelnde Klarheit und Konsequenz des Denkens entstanden ansieht? Welch eine gefährliche und wirklich recht unwissenschaftlich unklare Ansicht!

Die Enthusiasten der mechanischen Weltanschauung werden ohne Zweifel darauf pochen, daß dieselbe durch tausendfache Verquickung der Naturwissenschaft mit dem praktischen Leben so fest im Bewußtsein der Zeit stehe, daß sie alle Angriffe ruhig ertragen könne. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß eines Tages eine kräftige Reaktion gegen die Umwandlung des theoretischen Materialismus in einen ethischen sich geltend mache, und die Folge davon würde unzweifelhaft eine unbillige Hintansetzung naturwissenschaftlicher Anschauungen im Bewußtsein der Gebildeten sein: ein recht unfruchtbares und thörichtes Ding. Wieder einmal würde die seelische Strömung der Kulturmenschheit von einem Extrem ins andre vor sich gehen, so lehrreich auch frühere Beispiele uns davor warnen. Wiederum würde die Idee Nahrung erhalten, daß zur Schmach der menschlichen Vernunft eine Warnung vor der Gefahr erst dann nützt, wenn bereits nichts mehr ausreicht, sie abzuwehren. Mühsam und unter vielen Verlusten würde für den menschlichen Geist gerettet werden müssen, was jetzt, bei ein wenig gutem Willen und Einsicht, mühelos ein edler Besitz desselben werden könnte.

Wie das zu machen sei? Mit der Selbstgefälligkeit freilich nicht, mit der uns heute in hundert und aber hundert Aufsätzen, Broschüren, großen und kleinen Büchern jede neue naturwissenschaftliche Entdeckung als ein neuer Schritt zur Seligkeit, als ein Stück wahrer, untrüglicher Weltweisheit angepriesen wird. Auch nicht mit der neidenswerten Selbstgewißheit, die uns lehrt, das letzte Geheimnis der Natur sei nun enthüllt in dem einen Wort: Atombewegung, und es käme nun bloß noch darauf an, dieselbe in allen Dingen ihrer eigen-

artigen Form nach darzustellen. Und endlich auch nicht mit der Selbstverherrlichung, die keine andern Götter neben sich dulden will. Also wohl mit Bescheidenheit, mit schlichtem, wahrhaftem Sinn, der bei Dingen, die das Allgemeinste und Höchste berühren, auch wirklich nur das Allgemeine und Hohe im Auge hat. Mit einfacher Klugheit, die sich gemerkt hat, daß verschiedne Wege nach Rom führen und daß es im Grunde ein unbilliges Verlangen sei, alle Weisheit allein zu besitzen. Davon zuerst ein Wort.

Wenn jemand, der mit den verschiednen Denkweisen des letzten Jahrhunderts nicht vertraut ist, die Schmähungen liest, mit der in unsrer naturwissenschaftlichen Literatur mit seltener Einmütigkeit die Metaphysik übergossen wird, muß er nicht glauben, die Metaphysiker seien samt und sonders verächtliche Narren gewesen? Verzeihung, mein Herr; einige von ihnen waren wirklich imstande, bis vier zu zählen und einen Stein von einem Maulwurf zu unterscheiden. Und die ihnen zuhörten und ihre Lehren weitertrugen, waren, wie oft, Männer, denen unser Jahrhundert einige seiner besten geistigen Besitztümer verdankt. Es giebt in der Welt nichts Häßlicheres und obendrein Schieferes, als diese geflissentliche Herabsetzung der Metaphysik. Es ist kein Naturforscher, und sei er noch so klein, der nicht eine Genugthuung darin fände, einen unsrer großen Philosophen mit Kot zu bewerfen. Ein Mops, der den Mond anbellt — Verzeihung für dies Wort, aber es ist bezeichnend. In Helmholtzens Buch, das zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben, steht die Bemerkung, philosophische Polemik pflege umso gröber zu werden, je mehr sie innerlich schwach sei. Ich hätte, als Vertreter der Naturforschung, dies Urteil nicht fällen mögen: die Übertragung auf die Naturwissenschaft gegenüber der Metaphysik liegt gar zu nahe. Unglücklicherweise hat einer, der ein Philosoph war, gemeint, die Metaphysik habe keinen wissenschaftlichen Wert, sie sei lediglich Begriffsdichtung. Das Wort ist sehr unglücklich, denn es beschimpft entweder die Dichtung oder ehrt die Metaphysik. Auch die Richtigkeit des Satzes erlauben wir uns bei aller Achtung vor dem Geiste seines Autors entschieden in Frage zu stellen. Trotzdem ist er der Schild geworden, hinter dem sich die philosophische Wehrlosigkeit von hundert naturwissenschaftlichen Autoren zu verkriechen liebt. Metaphysik ist unter anderm, was auch wir nicht gelten lassen, sehr wesentlich Kritik der Begriffe, die auch die Gegner wohl werden respektiren müssen. Nur leider besonders Kritik naturwissenschaftlicher Begriffe, und es ist garnicht hübsch, daß durch sie die so wunderbar sichere und klare mechanische Weltanschauung immer wieder getrübt wird. Daß der Mechanismus einen nicht mechanischen Ursprung voraussetze, daß die Wechselwirkung zwischen zwei Dingen nur unter Annahme einer beide in sich begreifenden Potenz möglich sei, daß endlich das Bewußtsein, weil es einheitlich ist, jede stoffliche Begründung zurückweise, das ist freilich sehr störend, nachdem alles so hübsch durch Atombewegung erklärt war. Und daß die Metaphysik die Einheit der Welt, die sie aus der Analyse der Wechselwir-

kung entwickelt, eben nun nicht weiter bezeichnet, ist am Ende bescheidener als die mechanische Anschauung, die einen übersinnlichen Faktor in sinnlich anschauliche Formen zu kleiden wagt.

Hier sei ein Mißverständnis abgewehrt. Nicht das tasten wir an, daß vorzugsweise in Büchern, die für die Allgemeinheit bestimmt sind, jene höchsten Fragen mit Vorliebe behandelt und der allgemein herrschenden mechanischen Auffassung unterstellt werden. Ginge man dabei nur ehrlich, ganz offen und ehrlich, zu Werke, so könnte es ja nur ein Gewinn sein, zu hören, wie diese Probleme sich in naturwissenschaftlicher Denkweise darstellen. Aber jene grenzenlose Nichtachtung von Einwürfen philosophischer Natur verführt dazu, kaum noch wesentliche Schwierigkeiten zu sehen, die Sache für prinzipiell entschieden zu halten und dementsprechend über die bestehenden Lücken als unwesentlich und den Leser nur verwirrend hinwegzugleiten. Von allen andern Motiven zu schweigen, ist dies eine umso verderblicher, als es zu dem Glauben verleitet, den einzig nützlichen Weg zur Lösung der Probleme vor sich zu haben, und deshalb von vornherein Denken und Einbildungskraft in ihrer Richtung beeinflußt.

Dies leitet zu einem andern Gedanken über. Dem wirklich wissenschaftlich Denkenden muß daran liegen, seinen Lesern die Wahrheit nicht als fertigen Gebrauchsartikel zu übergeben, sondern sie finden zu lassen, wie er selbst sie fand. Die Darstellung der Methode sollte daher, ganz allgemein, für jedes naturwissenschaftliche Buch die Hauptsache sein, zumal da es die Methode, nicht das Resultat ist, was die Naturwissenschaft zu einem Bildungsmittel macht. Wozu also z. B. in Darlegungen der Spektralanalyse gleich hinter der allgemeinen Einführung in die Sache Spektren von Fixsternen neben denen irdischer Stoffe? Ist die Sache beweisender, weil der Gegenstand ein Fixstern ist? Überläßt man nicht besser dem Leser selbst, die im engern Sinne garnicht hingehörende Frage aufzuwerfen, wie weit die beobachteten Thatsachen Geltung besitzen? Was also hat man gewollt? Den Leser verblüffen? Ihm, wozu gar keine Veranlassung vorlag, gleich unter der Hand eine mechanistische Überzeugung oktroyiren? Das sind, um einen andern Jargon zu reden, Mätzchen, zu denen kein ehrlicher Künstler greift. Und doch, wie oft kann man dergleichen unwissenschaftliche Vermischung von Notwendigem und Überflüssigem, von richtiger Darlegung und unrichtiger Anwendung fast in jedem der Bücher nachweisen, aus denen unsre „Gebildeten" ihre naturwissenschaftliche Bildung schöpfen!

Der Einwand liegt nahe, es könne doch eine Anwendung und Vergleichung, wie die obenerwähnte, unmöglich schädlich sein, da sie ja bewiesene Wahrheit enthalte. Dann bliebe doch aber die praktische Unzulässigkeit, die Verhüllung der reinen Methode zu gunsten frappirender Resultate wohl noch immer bestehen. Und wie verhält es sich denn mit diesen angeblich bewiesenen Wahrheiten? Hat die Naturwissenschaft vergessen, daß fast alle ihrer physikalischen

Theoreme in Widerspruch stehen mit der Unendlichkeit des Raumes und des Stoffes? Daß sie alle nur für begrenzte Räume und Massen zutreffend sind? Da entpuppen sich denn wohl alle jene interessanten Vorhersagen über das einstige Ende der Welt, sowie über die räumlich und zeitlich ausgedehnte Geltung irdischer Gesetze als logische Spielereien, bestenfalls als vorläufige Annahmen? In der Welt des unendlich Kleinen ist es nicht anders. Soll es schon vergessen sein, daß der Begriff des Atoms, des allbeherrschenden, eine Hypothese ist, die allerdings mit überwältigender Überzeugungskraft auftritt, aber deshalb doch sogleich zu Widersinnigkeiten führt, sobald man den Begriff, realistisch gefaßt, zergliedern will? Was wissen wir denn vom Innern, also von der innern Wirksamkeit dieser Atome? Welche geringste Andeutung besitzen wir über die Prozesse, die sich im Innern der Atome abspielen und jedenfalls die Kraft besitzen, um die physische Weltentwicklung in einer von uns ungeahnten Weise zu modifiziren? Oder haben die Atome kein Inneres? Dann sind sie also auch der Ausdehnung baar, und es kann von einem Weltmechanismus im Sinne der modernen Anschauung keine Rede sein. Denn so uneingeschränkt er auch im Gebiete des sinnlich Wahrnehmbaren Geltung besitzt, dieser Grenzbegriff des Atoms begrenzt auch ihn, und wir wissen nicht, wo und wie. Das aber wissen wir, daß es dem „Gebildeten" besonders um diese Grenzgebiete zu thun ist, die ihm am dunkelsten sind, daß deshalb ein selbstgewisses Ausdehnen der Gesetze und Anschauungen der sinnlichen Welt auf das Unendliche und Übersinnliche nichts anderes heißt als: die Überzeugungen von Hunderttausenden gerade in ihren wichtigsten Gebieten fälschen. Ein Naturforscher, und zwar ein sehr geschätzter, hat es ausgesprochen, was immer und immer wiederholt werden sollte: unsre Erfahrungen über das Endliche dürfen auch nur zu Schlüssen innerhalb des Endlichen benutzt werden. Und das sicherlich am meisten Menschen gegenüber, die nicht selbst zwischen Erkenntnis und Hypothese unterscheiden können und leider nur zu geneigt sind, mit der Phantasie statt mit dem Denken zu arbeiten auf Gebieten, welche ausschließlich dem denkenden Geiste offen stehen. Aus der kritiklosen Bereitwilligkeit, mit der das Publikum die abenteuerlichsten und gefährlichsten Hypothesen verschlingt, sollte ein edler Geist doch die Überzeugung gewinnen, daß er gerade mit der Einführung in die naturwissenschaftliche Methode ein Werk wahrer geistiger Erziehung und Aufklärung verrichten kann, und daß ein frivoles Spiel mit frappirenden Resultaten ihn selbst und seine Wissenschaft schändet.

Sapienti sat. Der Idealismus ist selten geworden in der Welt; dürfen wir hoffen, daß ihm zu Liebe die naturwissenschaftlich-literarische Produktion auf ihre wohlfeilen Erfolge verzichten wird, um in ehrlicher Weise zu zeigen, wie weit man mit ihrer Methode gelangen kann? Oder daß die Bildungsbedürftigen unter uns nicht mehr blindlings sich führen lassen, wohin es einem abenteuernden Literaten beliebt? Daß sie wirklich naturwissenschaftlich, d. h.

klar denken lernen und erkennen, wo diese Klarheit aufhört? Wir haben es im Eingange dieser Zeilen schon gesagt: es ist uns bange zu Mute, ob die Einwände verständigen Denkens jemals klar und anziehend genug dargestellt werden, um dem starken Zauber naturwissenschaftlicher Märchenbücher die Spitze bieten zu können. Bei der heutigen Strömung des Geistes wirken selbst besonnene und maßvolle naturwissenschaftliche Darstellungen vielfach wie ein narkotisches Gift. Die Rettung läge darin, daß die Autoren selbst freimütig die notwendige Grenze zögen, daß sie lieber auf jede Weiterführung ihrer Ideen über die Darlegung der Prinzipien hinaus verzichteten, als Anlaß zu falschen Weiterführungen zu geben. Hoffnungsloser Wunsch! Selbst in Büchern wie dem vorliegenden von Helmholtz, dem sicher kein Mensch Unwissenschaftlichkeit oder Mangel an Vornehmheit der Gesinnung nachsagen wird: selbst in ihm finden wir jene Herabwürdigung der Metaphysik, deren Anerkennung der erste Schritt zur Besserung sein würde.

Da ist es denn übel bestellt um unsre gefährdeten Güter. Aber warnen wollen wir doch, und über die naturwissenschaftlich-mechanische Hochflut unsrer Tage rufen wir ein ernstes: Videant consules.



Ein Roman aus den dreißiger Jahren.



Mit großem Trommellärm und dazwischen erklingenden schmetternden Trompetenstößen wird in gewissen Zeitungen ein neuer Roman von dem beliebten und in seiner Weise (wie wir gleich vorausschicken wollen) in der That vortrefflichen Erzähler Otto Müller unter dem etwas leihbibliothekenmäßig klingenden, übrigens dem Inhalt entsprechenden Titel Altar und Kerker angekündigt.*) Dabei fällt auf, daß die Besprechungen nicht sowohl das poetische Verdienst der Erzählung, das doch zunächst in Frage kommt, hervorheben — sie verbreiten sich nur flüchtig über Erfindung und Gestaltenschöpfung, über Leben und Stimmung des Romans —, sondern über die dem Roman zu grunde liegenden Thatsachen leitartikeln. Diese Thatsachen sind im wesentlichen die Geschichte und das unselige Ende, welches der Pfarrer Weidig von Obergleen, der frühere Rektor von Butzbach, im Jahre 1837 im Kerker zu Darmstadt gefunden hat.

---

*) Altar und Kerker. Ein Roman aus den dreißiger Jahren. Den Manen Weidigs gewidmet von Otto Müller. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp., 1884.

Eine der traurigsten und widerwärtigsten Episoden aus dem unterirdischen und von beiden Seiten gleich gehässigen Kampfe, der in manchen deutschen Kleinstaaten der dreißiger Jahre zwischen der Regierung auf der einen, der Oppositionspartei auf der andern Seite stattgefunden hat, eine blutige Erinnerung, an welche jeder wahrhaft konservativ Gesinnte nur mit zorniger Schamröte denken wird, und welche je nachdem von Patrioten wie von Demagogen auch unter den gänzlich veränderten Verhältnissen der Gegenwart in usum delphini angewendet oder sophistisch ausgebeutet werden kann, ein Stück Geschichte herzpressender Natur, zu allem andern besser geeignet als zum Stoff eines poetischen Werkes, ein historischer Vorgang, der nur dadurch, daß man die Thatsachen völlig umgestaltet, überhaupt darstellungsfähig wird, giebt einen schönen Anlaß, eine Reihe von Deklamationen zu erneuern, die nach Lage der Sache längst unnütz, aber in gewissen Kreisen leider noch nicht so wirkungslos als unnütz geworden sind. Gegen die wunderliche Beurteilung, welche das Buch hie und da findet und in welcher wieder einmal einem gläubigen Publikum versichert wird, daß der politische Kern desselben die Erörterung des literarischen Verdienstes unnötig mache (womit wir denn gleichfalls glücklich in die dreißiger Jahre, in die Tage des jungen Deutschland zurückversetzt wären), oder nach welcher die allgemeine Bedeutung eines Stoffes auch die Vorgänge der Ausführung bedingt wird zunächst Protest einzulegen sein. Der Romanschriftsteller besitzt ein gutes Recht, auch gegen seine Lobredner geschützt zu werden, und wenn er wirklich ein Werk der poetischen Darstellung gegeben hat, nicht dem Verdacht anheimzufallen, er habe ein politisches Pamphlet in belletristischer Form in die Welt schicken wollen. So peinlich und widerwärtig, so gänzlich unpoetisch uns die realen Vorgänge erscheinen, welche der Erzählung „Altar und Kerker" zu grunde liegen, so können sie dem Romanschriftsteller in ganz anderm Lichte erschienen sein. Otto Müller ist Oberhesse, der Vogelsberg seine Heimat, die Katastrophe der hessischen Geheimbündler in der Mitte der dreißiger Jahre hat ihn jedenfalls tiefer ergriffen und erschüttert als die ferner und draußen stehenden, die Erinnerungen an Thatsachen, welche in seine Jugendzeit gefallen sind, können sich so mächtig und unwiderstehlich aufgedrängt haben, daß ein poetisches Muß für ihre Gestaltung vorhanden war. Eine glückliche Einbildungskraft mag ihm selbst für einen so wenig günstig liegenden Stoff zu Hilfe gekommen sein, und die Verknüpfung seiner Erfindung mit dem historisch gegebenen Schicksalen Weidigs mag einen immerhin interessanten Roman ergeben. Der Name des Erzählers ist mit Recht ein wohlangesehener, einzelne seiner Erzählungen wie „Der Stadtschultheiß von Frankfurt" und „Die beiden Krüglein," vor allem aber die im hessischen Vogelsberg spielenden Novellen „Der Tannenschütz" und „Münchhausen im Vogelsberg" sind anspruchslose, aber lebensvolle und sorgfältig ausgeführte Arbeiten. Warum sollte ihm nicht wieder ein frisches Lebensbild, in welchem eine dunkle und blutige Episode Aufnahme gefunden, gelungen sein?

Leider treffen von allen diesen Voraussetzungen nur wenige zu, und der Roman „Altar und Kerker,“ welcher mit soviel Reklamegeräusch zu einem der besten Romane Otto Müllers nicht nur, sondern der Gegenwart überhaupt erhoben wird, ist eines jener unerfreulichen Zwittergebilde, die wieder einmal entscheidend beweisen, daß sich nicht Feigen vom Dornenstrauche pflücken lassen, daß es nicht möglich ist, zu gleicher Zeit eine gute Erzählung und ein politisches Pamphlet zu schreiben, ja daß die Verherrlichung politischen Märtyrertums in jeder andern poetischen Form besser und glücklicher erfolgen kann als in der des Romans. Selbst den Manen Weidigs ist damit der schlechteste Dienst geleistet, daß der Verfasser völlig in Zweifel läßt, wie weit sich denn eigentlich die Verschuldung des unglücklichen Pfarrers von Obergleen erstreckt habe, und die Thatsache, daß er Teilnehmer, beziehentlich Leiter eines politischen Geheimbundes gewesen, in Schatten rückt. Wenn der Roman irgendwem ein tieferes Interesse an der Persönlichkeit und dem Schicksal einflößen soll, welche dem Verfasser vorgeschwebt haben, so kann die in diesen drei Bänden beliebte Art der Darstellung daran wahrlich nur einen geringen Anteil haben.

Der Verfasser hat gefühlt, daß er, um überhaupt eine Handlung zu gewinnen, Zusammenhang und Folge in die Szenen seines Romans zu bringen, seiner eignen Erfindung mehr vertrauen müsse als dem aktenmäßigen Material. Die ersten paar Seiten führen uns mit dem jungen Dr. juris und Hofgerichtsaccessisten Ernst von Diemar im Frühling 1830 nach dem Städtchen Hessenfeld, wohin sich der stattliche und gebildete junge Mann selbst verbannt hat, um die Enttäuschung zu überwinden, welche ihm seine junge und schöne, von ihm seit Knabentagen geliebte Cousine Irene von Arnet bereitet hat. Fräulein von Arnet hat an einem verwachsenen Fuß ihres Vetters so entschiedenen Anstoß genommen, daß sie sich die Bewerbung des Rittmeisters von Klingenberg, den sie nicht liebt, gefallen läßt und um die Zeit des Beginnes der Erzählung eben dessen Gemahlin werden soll. Ernst von Diemer hat sonach Grund genug, sich einsiedlerisch in dem kleinen oberhessischen Nest pessimistischen Gedanken zu überlassen, und da er ein fein- und hochgebildeter Mann ist, so wird es ihm niemand verargen, daß er an der Geselligkeit von Hessenfeld kein Behagen findet. Es wäre poetischer und dem Tone eines Romans angemessener, der Autor ließe uns durch einige Momente dieser Geselligkeit die Eindrücke, die Herr von Diemer empfangen muß, lebendig mitempfinden. Müller zieht es indessen vor, eine Schilderung des Städtchens aus eignen Mitteln zu geben.

„Obgleich kaum ein Menschenalter seit jenen Tagen, von denen wir jetzt erzählen wollen, verflossen ist, hat doch unsre heutige Generation keinen Begriff von den damaligen gesellschaftlichen Verhältnissen in einer süddeutschen Provinzialstadt, mit vielleicht einem Dutzend sogenannter Honoratiorenfamilien aus dem Beamten- und ebensoviel Haushaltungen aus dem bessern Bürgerstande, vom regierenden Herrn Bürgermeister Rothgerber bis herab zum Spezereihändler

an der Stadtkirche, der neuerdings sein Geschäft ansehnlich erweitert hatte, indem er seine Kolonialwaaren nicht mehr wie sonst durch commis voyageurs bestellte, sondern sie direkt vom Grossisten in Frankfurt am Main bezog, wohin der Frachtfuhrmann, solange es die Witterung und der Zustand der Straßen erlaubte, alle vierzehn Tage mit seinem zweirädrigen Karren fuhr, da er einen schwunghaften Butter- und Eierhandel dorthin betrieb und von wo er denen, welche nach den höheren Genüssen des Lebens verlangte, alles Gewünschte als Rückfracht mitbrachte. Zwar litten die feinen Luxus- und Modeartikel nicht selten durch den mehrtägigen Transport auf dem plumpen Fuhrmannskarren unter den vielen andern minder diffizilen Frachtgütern. Aber einmal gab es keine andre regelmäßige Fahrgelegenheit nach der etwa zwanzig Stunden entfernten Handelsstadt, und zum andern gehörten solche Havarien auf dem Festlande zu den gewohnten ortsüblichen Mißständen, die man geduldig hinnehmen mußte, wie die übrigen Mängel und Entbehrungen in diesem entlegenen Erdenwinkel, z. B. eines guten Pflasters, einer Straßenbeleuchtung, einer städtischen Promenade, und vor allem einer angenehmen Geselligkeit mit geist- und gemütanregenden Elementen, wozu man aber leider trotz aller Anläufe niemals gelangen konnte."

Nachdem der Kaffeeklatsch und die Fraubaserei als die eigentlichen Ursachen der trübselig geselligen Verhältnisse ehrlich bezeichnet worden sind, fährt die Schilderung gleichwohl wörtlich fort: „Wie ein dumpfer Druck lastete das Metternichsche Regime auf allen Geistern, und wer diese Zeit der krassesten Reaktion mit erlebt hat, erinnert sich auch noch des traurigen Anteils, welchen dieses politische Bevormundungssystem an der Verkommenheit des geselligen Lebens hatte, besonders in den Kleinstaaten mit ihrer inhumanen Büreaukratie und der über alles Lob erhabenen Loyalität ihres Bürgertums."

Welch eine oberflächliche oder sophistische Kausalverbindung zwischen dem Metternichschen System und der geistigen und gemütlichen Armseligkeit in einer kleinen oberhessischen Stadt! Als ob das System Metternichs je einen Augenblick jene freieste, edelste und unter den beschränktesten Verhältnissen zu behauptende Bildung beeinflußt hätte, die ihre Wurzeln in Kant, Goethe, Schiller und Beethoven hat. Zu den wunderlichsten Fabeln. die freilich in jedermanns Munde sind, gehört die vom Verfasser hier aufgetischte, daß die wahren und vermeinten Mängel der politischen Verfassung die selbstgefällige Roheit und den bildungslosen Dünkel eines guten Teils des deutschen Mittelstandes verschuldet hätten. Die Probe ist seitdem gemacht worden, es ist ein politischer Umschwung der weitreichendsten Art eingetreten, und die Armseligkeit, die Bedürfnislosigkeit in allen über den grob materiellen Genuß hinausragenden Dingen ist in weiten Kreisen dieselbe geblieben, oder vielmehr, sie ist schlimmer geworden. Man thäte wohl, vor der eignen Thür zu kehren, Metternich, der wahrlich genug auf dem Kerbholz hat, nicht für die Sünden des deutschen Schlafrockphilisteriums, der geistigen Trägheit und der anmutlosen Gewohnheit im Hausleben und im persönlichen Ver-

fehr verantwortlich zu machen. Der Verfasser von „Altar und Krone" weiß an andrer Stelle seines Romans sehr gut, wie wenig die konstitutionellen Verfassungen und der vielgepriesene Aufschwung der materiellen Verhältnisse an der herzpressenden Kleinlichkeit unsrer mittleren und leidergottes auch eines großen Teils unsrer sogenannten guten Gesellschaft geändert haben. Das zweite Kapitel seines zweiten Bandes leitet Otto Müller mit den Worten ein: „Die Zeit, von der wir erzählen, unterschied sich auch darin von der gegenwärtigen, daß unter den jüngeren Personen beiderlei Geschlechts in dem gebildeten Mittelstande noch ungleich mehr Vertiefung und poetische Innerlichkeit herrschte als heutzutage, wo ein freies öffentliches Leben mit seinen vielfachen Interessen und Anregungen den Geist der Menschen mehr nach außen führt; während damals der auf der Gesamtheit lastende Druck von oben dem Gemütsleben zugute kam, indem er die Gebildeten auf ihre innere Welt als die einzige Zufluchtsstätte für die schönen Ideale dieses Lebens hinwies und ihnen den Verkehr mit gleichgesinnten Freunden doppelt wünschenswert und notwendig machte. Deshalb war aber auch die Geselligkeit in den großen und mittelgroßen Städten Süddeutschlands eine geistig viel belebtere und genußreichere wie heutzutage." Ein wunderliches Eingeständnis, das dem Verfasser hier nebenbei entschlüpft ist. Das „Metternichsche System" mag sich für das Kompliment und der Liberalismus für den Vorwurf, die ihm diese Worte erteilen, bedanken; wir ziehen nur eine Konsequenz daraus: der Romanschriftsteller soll darstellen nur durch Darstellung, aber nicht durch Räsonnement überzeugen. Was er von seinen Anschauungen und seinen Kenntnissen der Zustände im lebendigen Bilde, in Handlung und Gestalten wiederzugeben vermag, wollen wir gelten lassen, was er dazwischen leitartikelt, setzt ihn in Gefahr, mit sich selbst in Widerspruch zu geraten oder doch jede poetische Wirkung aufzuheben.

Herr Ernst von Diemar, um auf die Geschichte zurückzukommen, erfährt in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in dem entlegenen Amtsstädtchen, daß sein Vorgesetzter, der Amtsrichter Ruthart, ein roher Trunkenbold, der im delirium tremens bereits Mäuse sieht, den Pfarrer Friedrich von Oberwiesen ingrimmig haßt. Herr von Diemer beschließt den Pfarrer bei guter Gelegenheit zu warnen, denn so loyaler Unterthan der junge Amtsverweser ist, so hat er doch auf der Universität die Ideale der Burschenschaft in sich aufgenommen und ist überhaupt durch seine ganze Bildung der Atmosphäre, in der sich ein Ruthart wohl fühlt, enthoben. Über den Pfarrer von Oberwiesen kann er freilich nicht ins Klare kommen, die Mischung von idealem Pathos, von edler Berufstreue und einem Demagogentum, das mit Geheimbünden und heimlich gedruckten Brandschriften gegen das alte System wirkt, bleibt für den Helden der Geschichte wie jetzt für die Leser derselben vielfach dunkel und unverständlich.

Pfarrer Friedrich, der in Oberwiesen amtirt und der sich zur Zeit des Beginns der Geschichte auf einer Reise nach Schwaben und der Schweiz befindet,

ist nun eben der unglückliche Weidig. Um seine Erzählung einigermaßen zusammenzuhalten, um sie mit der halb ernsten, halb humoristischen Darstellung des oberhessischen Bauernaufruhrs im Herbste 1830 lebendiger zu machen und dem Pfarrer von Oberwiesen die Gloriole eines Ordnungsstifters ums Haupt zu legen, läßt Otto Müller seinen Pfarrer Friedrich schon um die Zeit der Julirevolution in einem Vogelsberger Dorfe leben. Thatsächlich war Weidig damals seit einer Reihe von Jahren Rektor zu Butzbach. Er gehörte zu jenen isolirten Naturen, welche unter gänzlich veränderten Verhältnissen die Träume und Stimmungen des zweiten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts festhielten. Er war bis zu den Karlsbader Beschlüssen im wesentlichen ein Anhänger der konstitutionellen Partei in Hessen gewesen, aber hatte sich seitdem durch den Ingrimm über die Verwaltung des Ministers du Thil und den Bundestag von kühnen und wagehalsigen Naturen weiter treiben lassen. Er ward ein Mitwisser, wenn auch nicht Teilnehmer des Frankfurter Attentats von 1833, er widersetzte sich der straffen Organisation, welche der radikale Georg Büchner den geheimen Zusammenkünften der Gleichgesinnten geben wollte, und beteiligte sich dann doch an den Unternehmungen der von Büchner gestifteten Gesellschaft der Menschenrechte, korrigirte Büchners sozialistisches Brandpamphlet „Der hessische Landbote," versah dasselbe mit biblischen Zitaten und bot, wenn auch widerwillig, die Hand zum Geheimdruck und zur Verbreitung der Schrift. Infolge der Denunziationen eines Butzbacher Bürgers, Kuhle (des bösen Genius der hessischen Demokraten und Geheimbündler), ward Weidig zuerst vergeblich in Untersuchung genommen und dann zur Strafe als Pfarrer nach Obergleen gesandt. Also erst seit dem Herbste des Jahres 1834 war das Urbild des Pfarrers Friedrich in geistlicher Thätigkeit. Doch käme auf diese Umbiegung der Geschichte nicht allzuviel an, wenn dadurch nur irgendetwas für den weitern Gang des Romans gewonnen wäre.

Referendar von Diemar, der anfangs im Begriff steht, sich in die Schwester der Frau Pfarrer Friedrich, eine schwärmerische Anhängerin der Überzeugungen und der (im guten Sinne) dämonischen Natur ihres Schwagers, zu verlieben, wird hier von seinem intimsten Freund, dem Maler Flambo, abgelöst. Der Bauernaufstand bricht aus, und in seinem Gefolge und nachdem er an Stelle Rutharts Amtsrichter zu Hessenfeld geworden ist, überzeugt sich der Held, daß Pfarrer Friedrich nicht bloß ein idealistischer Schwärmer ist, sondern der realen Agitation nahe genug steht. Da er aber einige Zeit später durch Nachrichten von seiner in Darmstadt lebenden Mutter und über seine Cousine Irene (welche am Tage vor der Hochzeit den ungeliebten Bräutigam, Rittmeister von Klingenberg, verabschiedet hat), zur Rückkehr nach Darmstadt bestimmt wird, so kann er sich um die weitere Enträtselung des unverständlichen Treibens und um die nächsten Schicksale Friedrichs zunächst nicht kümmern. Ernst von Diemar läßt sich nun als Rechtsanwalt in der Residenz nieder und widersteht noch längere

Zeit dem eignen Herzen, das ihn zu Fräulein Irene von Arnet zurückdrängt. Die jungen Leute verkehren äußerlich kühl miteinander, Irene kommt täglich ins Haus der Forsträtin von Diemar, der Mutter Ernsts, aber bleibt dem Vetter gegenüber auf einer Art Kriegsfuß, denn sie hat sich fest und heilig geschworen, „daß der erste Irrtum ihres Herzens auch ihr letzter gewesen sein solle fürs ganze Leben; es sei denn, daß Vetter Ernst zu ihr zurückkehre und ihr reumütig seinen bedeutenden Schuldenteil an diesem Irrtum ihrer unerfahrenen Jugend eingestünde." Dazu bezeugt Herr von Diemar vor der Hand wenig Lust, aber die Katastrophe, die über das Pfarrhaus in Oberwiesen hereinbricht und der wir nicht unmittelbar beiwohnen, sondern von der wir nur hören, bringt die Entscheidung. Irene von Arnet nimmt die unglückliche Schwägerin des verhafteten Pfarrers Friedrich, die nach Darmstadt kommt, um Hilfe und Gerechtigkeit für den „unschuldig" Verhafteten zu suchen, mutig bei sich auf, nötigt dadurch ihre loyal gesinnte, aber menschlich gute und hilfreiche Tante, der Ärmsten ein Asyl zu bieten, und bricht mit einemmale das Eis der Mißverständnisse, das sich zwischen ihr selbst und Ernst von Diemar gebildet hat. Freilich ist in den Augen vieler Darmstädter die Aufnahme Auguste Welckers in das Haus der alten Forsträtin nichts andres als eine offne Parteinahme für den des Hochverrats angeklagten Pfarrer, dessen Verhaftung bald im ganzen Lande das größte Aufsehen erregte; zumal da von oben alles geschah, diesen Justizakt als eine staatsrettende That darzustellen, indem man in ihm das Haupt einer weitverzweigten Verschwörung entdeckt haben wollte, nach welchem die Polizei schon seit dem Frankfurter Attentat auf die Konstablerwache vergebens geforscht hatte. Wie dem immer sei, die Diemars bleiben bei ihrem menschlichen Interesse für die armen Frauen der Friedrichschen Familie und für den Eingekerkerten selbst. In diesem Mitgefühl finden sich auch die getrennten Herzen Ernsts und Irenens wieder zusammen, Fräulein von Arnet wird die Braut des Rechtsanwalts, und es gewinnt fast den Anschein, als sollte der Friedrichsche Fall nur dazu gedient haben, um dieses Stück des Romans zum Abschluß zu bringen. Denn der Fortgang desselben wird nur dadurch gewonnen, daß die Erzählung, nachdem humoristisch geschildert worden ist, wie Diemar und seine Braut dem Präsidenten von Arnet und dessen würdiger Gattin die Einwilligung zu ihrer Vermählung abzwingen, zu den Schicksalen der Schwägerin Friedrichs und ihren treuen und vergeblichen Bemühungen, dem unglücklichen Gefangenen zu helfen, überspringt und im übrigen die Erlebnisse dieses Gefangenen im Darmstädter Arresthaus bald unmittelbar vorgeführt, bald nur angedeutet werden.

Plötzlich und ganz unvermittelt läßt der Verfasser die Fiktion, nach der er Weidig als Pfarrer Friedrich einführte, fallen und leitet seine neue Darstellungsweise mit den Worten ein: „Wir schreiben keinen Gefängnisroman im Genre von Le mie prigioni von Silvio Pellico, diesem berühmtesten Märtyrer

von Italiens Freiheit, dessen Name noch heute jeder Italiener mit Stolz und Ehrfurcht nennt; wir schreiben auch keinen nervenerschütternden, physiologischen Vivisektionsroman, wie die „Letzten Tage eines Verurteilten“ von Victor Hugo; wir schildern nur in Form und Brauch des Romans, mit schuldiger Rücksicht auf noch lebende Personen, den Charakter, die Zeitgenossen und die Schicksale des größten politischen Märtyrers Deutschlands, den leider selbst unter den Gebildeten heutzutage nur noch wenige kennen und dessen Bild auch vielfach durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt wurde. Diesem Lebens- und Charakterbilde liegen teils mündliche Mitteilungen von noch lebenden oder erst kürzlich verstorbenen Freunden des Pfarrers, sowie Briefe von ihm und seinen nächsten Verwandten — darunter selbst zwei von vielen Thränen aus treuen Augen halbverlöschte Originalbriefe des Gefangenen und seiner Frau —, teils unsre eignen Jugenderinnerungen an den seltenen Mann zu grunde, dessen Name als Patriot und mutiger Freiheitsmann sich schon in unsrer Kindheit einer großen Popularität in unsrer ganzen Provinz erfreute und zu dem seine zahlreichen Schüler und Anhänger wie zu einem Apostel der Freiheit emporsahen!“

Das alles mag wahr und im Sinne des Verfassers wohlgemeint sein, poetisch ist es nicht. Die Erzählung und die dazwischen geschobenen Erinnerungen an Weidig machen von hier an nicht mehr den Eindruck einer Komposition, sondern den einer Zusammenstoppelung. Die Szenen, in denen über die Schutzmaßregeln beraten wird, welche man für Pfarrer Friedrich aussinnt und welche sich alle als unwirksam erweisen und den letzten trüben Ausgang, den Selbstmord des Eingekerkerten, nicht aufhalten, sind als Romanepisoden so langweilig als möglich, zu einer Art Handlung kommt es bis zum Schlusse des Romans nicht wieder, der Versuch, die Erzählung nach Oberwiesen zurückzuversetzen, ebenso wie der, für die Liebe des Malers Heldmann (Flambo) zu Auguste Welcker zu interessiren, verläuft ziemlich im Sande. Die Mitteilung „thatsächlichen“ Materials, das heißt einer Anzahl Gedichte und Briefe Weidigs, die zum Roman nur durch den Eindruck, welchen sie auf die junge Schwägerin hervorrufen, in Beziehung gesetzt sind, unterbricht immer wieder die wirkliche Darstellung. Es ist schwer zu verstehen, wie ein gewandter und geübter Erzähler, wie der Verfasser der „Charlotte Ackermann“ und des „Stadtschultheiß von Frankfurt“ (wir nennen absichtlich zwei seiner Romane, bei denen er mit besondern Stoffschwierigkeiten kämpfte und die im großen und ganzen vortrefflich durchgeführt sind) nicht gemerkt hat, daß er hier eine wahrhaft selbstzerstörende Manier befolgt. Er hat im ersten Teil des Romans den Märtyrer, den er verherrlichen will, viel zu sehr in den Hintergrund gerückt und uns viel zu sehr für eine kleine Gruppe andrer Persönlichkeiten interessirt, um so plötzlich, wie es vom zweiten Teil an geschieht, seine Position wechseln zu können. Die Anstrengungen, welche er gegen den Schluß hin macht, in den Ton reiner Darstellung wieder einzulenken, sind anerkennenswert, aber vergeblich. Mit wiederkehrender poetischer Empfindung

breitet er über das blutige Ende Weidig-Friedrichs im Gefängnis einen wohlthätigen Schleier, während die stille Libation, die ein Kreis von jungen Männern dem unbekannten Dichter einer schwungvollen Ode in der gleichen Nacht gebracht hat, auf dies Ende vorbereitet. Die Wiederanknüpfung an den Roman, in der glücklichen Vereinigung Flambos mit Auguste, gelingt darnach nicht, und Ernst von Diemar und seiner Irene sind mit einemmale so verschwunden, als ob sie der Verfasser ganz vergessen hätte.

Die Rückkehr zur jungdeutschen Methode, die Mischung poetischer und publizistischer Momente, hat sich in „Altar und Kerker" empfindlich gerächt; als poetisches Werk ist der Roman ganz unfertig und untergeordnet, als Pamphlet wird er nur eine mäßige Wirkung thun, weil niemand in der Welt die Nötigung begreift, die Dinge, welche hier erzählt werden, in das Gewand der Dichtung nicht sowohl einzuhüllen, als mit demselben und noch dazu so dürftig und unzulänglich zu drapiren. Wäre „Altar und Kerker" in den letzten dreißiger oder ersten vierziger Jahre geschrieben worden, so hätte man sich auf die Zensur berufen können, die dergleichen Versteckspielen notwendig machte. Heute geht das nicht mehr an, und so protestiren wir auf das allerenergischste, daß der Roman in den Dienst einer andern Macht als denjenigen der Poesie gestellt werden.

Wir haben schon eingangs hervorgehoben, daß wir den Stoff dieses Romans für einen durchaus unglücklichen halten. Versuchen wir aber uns auf den Standpunkt zu stellen, von dem der Verfasser ausgegangen ist, so gab es zwei Wege, die zum Ziele, zu einem geschlossenen Werke, einem künstlerisch wertvollen Buche führen konnten. Entweder Otto Müller schrieb einen historischen, vielmehr kulturhistorischen Roman, in welchem die Zustände eines deutschen Mittelstaates in den dreißiger Jahren in lebendiger Gestaltung, anschaulich, eindringlich vorgeführt wurden, in welchem der Rektor von Butzbach und Pfarrer von Obergleen mit seiner vollen Persönlichkeit auftrat und uns psychologisch klar gemacht wurde, wie der ursprünglich reine und edle Charakter durch die Enge der Verhältnisse starrsinnig und kurzsichtig, durch die Gehässigkeit, mit welcher in jenen Tagen politische Kämpfe geführt wurden, verbittert, durch die zweifelhaften und verzweifelten Genossen, welche sich an ihn drängten, immer weiter geführt und schließlich in ein tragisches Schicksal verstrickt worden ist. Oder er nahm Persönlichkeit und Geschicke Weidigs nur als Grundlage für einen freigeschaffenen Charakter, den Typus des idealistischen Agitators aus den Tagen des kleinstaatlichen Elendes, und sucht für diesen Teilnahme zu wecken. Die jetzt vorliegende Mischung beider Gestaltungsweisen, nach jeder Seite unzulänglich, oft zur plattesten und mattesten Prosa des bloßen Referirtons herabsinkend, kann niemand befriedigen, auch die Gesinnungsgenossen des Verfassers und des Helden nicht. Auf das Publikum darf sich Otto Müller dabei nicht berufen: daß im allgemeinen der roheste Stoffhunger und die armseligste Zerstreuungs-

sucht das Gefühl für poetischen Gehalt, poetische Stimmung und den Reiz der Ausführung verdrängt haben, ist wahr, aber für diesen Erzähler kein Argument. Er hat uns nicht gewöhnt, ihm in der Reihe derer zu begegnen, welche den Romandichter aus dem Halbbruder des Dichters in seinen verkommensten Vetter verwandeln. Weil dem aber so ist, müssen wir aufs entschiedenste den Lobpreisungen widersprechen, mit denen aus tendenziösen Gründen ein durch und durch unfertiges und in sich widerspruchsvolles Buch angekündigt wird. Wir sind uns bewußt, dem verdienten Verfasser mit keinerlei unfreundlichem Vorurteil gegenüberzustehen, aber des alten Horaz goldenes Wort:

Nec tamen hoc tribuens dederim quoque cetera, nam sic
Et Laberi mimos ut pulchra poëmata mirer

muß auch in diesem Falle in Ehren bleiben.



Ungehaltene Reden eines Nichtgewählten.

2.



So sehr ich auch von der Notwendigkeit des Sparens überzeugt bin, so glaube ich doch die Erhöhung einer Position in Anregung bringen zu dürfen, nämlich der Dotation der Reichstagsbibliothek. Es ist ein leidiger Zustand, wenn ein Abgeordneter zum Studium einer Frage, über welche er am nächsten Tage eine Rede halten will, nichts zu seiner Verfügung findet, als etwa die erste Auflage des Rotteckschen Staatslexikons, Zeitungen aus den Jahre 1848, Publikationen des Cobden-Klubs und alte Jahrgänge der „Germania," weil alles andre schon zu dem gleichen Zwecke mit Beschlag belegt worden ist. Und daß solche „Zwangslagen" vorkommen, haben die letzten Debatten wohl zur Genüge dargethan. Mir ist allerdings bekannt, daß die Hauptsache ist, daß, nicht was und wie geredet wird. Allein die Mühe wäre ja nicht größer, wenn Argumente herangezogen würden, welche nicht schon hundertmal widerlegt sind, und Theorien aufgestellt, über die nicht schon unsre Väter gelächelt haben; deshalb brauchten die neuen noch nicht besser zu sein, sie brächten wenigstens einige Abwechslung. Welche ehrwürdigen Quellen muß z. B. der Abgeordnete Bebel für seine große Budgetrede benutzt haben! Da wurde die schöne Bürgerwehr- und Freischarenzeit mit ihrer gemütlichen Disziplin wieder lebendig, die Zeit, in der es noch ein Vergnügen war, gelegentlich den Schießprügel auf

die Schulter zu nehmen. Hatte man zum Exerziren keine Lust, oder gab es gar die Möglichkeit, daß anders als blind geschossen werden könnte, nun, so blieb der Vorsichtige zu Hause, um bei Kirchen- und Fensterparaden desto eifriger im Dienste zu sein. Und konnte der Herr Hauptmann sich auch nicht auf die Subordination seiner Untergebenen verlassen, hatte er etwa zuviel fürs Vaterland getrunken, so erprobten sie sich wenigstens als gute Nachbarn und brachten ihn wohlbehalten zur bange harrenden Frau Hauptmännin. Leider sollte diese ganze Poesie mit rauher Hand zerstört werden. Von jenem Apriltage bei Bau angefangen (um von den vielen burlesken oder tragikomischen Abenteuern zu schweigen) lehrten ungezählte Fälle, daß selbst Begeisterung und Tapferkeit keinen Ersatz für Kriegserfahrung und Mannszucht leisten können. ein Garibaldi scheiterte, wo immer er auf ernsthaften Widerstand regulärer Truppen stieß, und der Triumphzug von 1860 hätte kein gutes Ende genommen ohne das Eingreifen der piemontesischen „Söldlinge," und die Nordamerikaner bedurften einer mehrjährigen blutigen Schule, um endlich des Südens Herr zu werden. Von alledem weiß Herr Bebel nichts, auch davon nicht, daß die republikanischen Scharen Frankreichs siegten, weil das deutsche Reich von damals ein andres war als das heutige, auch davon nicht, daß gerade die ehrerbietige Scheu Friedrich Wilhelms des Dritten, altersschwache Oberoffiziere ihrer Stellen zu entheben, zu dem Unglück von 1806 das ihrige beigetragen hat. Oder weiß er es, und sagt er sich vielleicht, daß, solange dieses Heer besteht, ein neuer Bauernkrieg keine besseren Aussichten habe, als die früheren? Sind seine Sympathien noch auf seiten der Pariser Kommunisten?

So unangenehm es den Herren sein mag, ihr Wahlerfolg wird sie zwingen, endlich Farbe zu bekennen, und wenn sie die Aufforderung des Reichskanzlers ignoriren zu können glauben: ihre eignen Anhänger werden jetzt etwas andres von ihnen verlangen als Negation. Sie vertreten die „Arbeiter." Acceptiren wir diese schlechte Uebersetzung des Wortes ouvrier, schlecht, weil es heute überhaupt kaum noch einen Nichtarbeiter giebt; lassen wir diese Bezeichnung für die ehemalige „der vierte Stand" gelten. Wo haben dessen Bestrebungen, eine gesichertere Existenz zu erringen, jetzt noch Gegner? Einzig in den Reihen derer, welche sich mit Vorliebe Bürger nennen, ja diesen Namen als ihr ausschließliches Eigentum beanspruchen, aber mit allen Kräften dahin wirken, den Bürgerstand zu vernichten, in den vierten Stand hineinzudrängen und diesen in einer Abhängigkeit von den großen Unternehmern und Spekulanten zu erhalten, welche viel schlimmer ist als die einstige Hörigkeit. Außer den Emporkömmlingen der Industrie, welche mit Neid nach jenen Ländern hinüberblicken, wo Ihresgleichen Adelstitel blühen, erkennt jedermann die Notwendigkeit einer sozialen Reform an. „Gezwungen, aus Furcht," sagen Sie. Möglich, daß das in Ausnahmsfällen zutrifft, was kümmert Sie das? Wenn nicht aus Sentimentalität, sondern im eignen Interesse Ihnen die Hand zum Vertrage geboten wird, so liegt ja darin eine gute Bürgschaft für die Absicht, etwas Dauerndes, die Gewähr des Bestandes Insichtragendes zu schaffen. Ist Ihnen wirklich an der Besserung der Zustände gelegen, so dürfen Sie sich nicht um jeden ernsten Vorschlag mit der fadenscheinigen Demagogenausrede herumdrücken: „Das genügt nicht, das ist nur ein Palliativ." Heraus mit der Sprache, was nach Ihrer Ansicht genügt. Glauben Sie an ein Ikarien? Halten Sie es für möglich, die Welt in ein Phalanstère zu verwandeln, die Freude am Besitz, den Ehrgeiz, die Leidenschaften auszurotten? Das darf ich einem verständigen Handwerksmann nicht

zutrauen. Dann hören Sie aber auch auf, in den Massen der mit ihrem Loose Unzufriedenen nebelhafte Vorstellungen zu erzeugen, die, wie Sie recht gut wissen, niemals Wahrheit werden können. Mögen Sie noch so energisch gegen die Gemeinschaft mit den sogenannten Anarchisten protestiren: diese sind die Früchte der von gewissen Herren „Führern" der Sozialdemokraten unablässig ausgestreuten Saat, und diese Herren Führer laden eine ebenso schwere Schuld auf sich, wie Mazzini, der fort und fort Verblendete in die Kerker oder in den Tod schickte, ohne die Italiener der ersehnten Einheit um einen Schritt näher zu bringen.

Da lobe ich mir Herrn Richter! Welche erhabene Lebensaufgabe dieser sich gestellt hat, weiß wenigstens ein jeder, nämlich: den Reichskanzler zu ärgern. Allein er wird sich doch nächstens um neue Mittelchen umthun müssen, die alten, allbekannten scheinen nicht mehr zu ziehen. Als er neulich seinem bedrängten Freunde Bamberger beispringen wollte, machte dieser ein Gesicht, als wollte er sagen: „Wenn ich schon mit meinen Feinden nicht fertig werde, sollten mich wenigstens meine Genossen nicht noch lächerlicher machen." Die so schlagende Parallele des Kanzlers zwischen dem einzigen büraukratischen Bedenken gegen eine Bahn von Berlin nach Magdeburg und Bambergers schlauer Berechnung der Unfruchtbarkeit einer Dampferlinie erklärte Herr Richter für nicht treffend, weil es sich im ersteren Falle um eine neue Kraft gehandelt habe, im letztern nicht. O weiser Daniel, gerechter Richter! Wird auf einer Strecke, die bisher von einer Botenfrau bedient wurde, eine Postverbindung eingerichtet, so kann diese rentiren, weil eine neue Kraft ins Mittel tritt; ging dort jedoch schon ein Hauderer, falls gerade Passagiere vorhanden waren, so kann der regelmäßig gehende Postwagen den Verkehr nicht erhöhen, denn er ist ja keine neue Kraft! Wie doch ein einziges genial hingeworfenes Wort Licht verbreitet! Hätte Carlyle diesen „Gedankenblitz" noch erlebt, er würde die von Froude mitgeteilten despektirlichen Aeußerungen über parlamentarische Versammlungen sofort feierlich zurückgenommen haben.

Apropos Parlamente! Es thut Herrn Windthorsts „deutschem Gefühle" weh, das deutsche Parlament so wenig geachtet zu sehen. Welchem deutschen Gefühle thäte das nicht weh nach den großen, stolzen Erwartungen, mit welchen diese Institution begrüßt wurde! Aber das kann gleich besser werden, wenn das deutsche Gefühl bei den Herren Windthorst und Genossen nur recht lebendig ist und bleibt, und sie sich jeden Morgen auf dem Wege zum Sitzungslokale ins Gedächtnis rufen, wozu sie eigentlich zusammenkommen. Wenn aber die Parteihäupter beim Abschluß von Bündnissen auch ferner einen so weitgehenden Liberalismus walten lassen, wenn das deutsche Gefühl des Herrn Windthorst und der Seinen sich nicht dagegen sträubt, für das Polentum gegen das Deutschtum und für das Judentum gegen das Christentum Geschäfte zu besorgen, dann ist wenig Aussicht auf Erhöhung des Respekts vor dem Parlamente. Herr Windthorst ist freilich so unschuldig wie — Herr Bebel. Er weiß gar nichts von den Hoffnungen und Plänen des polnischen Adels, die Zeitungen, in welchen galizische Grafen und Fürsten mit unaussprechlichen Namen ihr Programm entwickelten, waren vermutlich eben „in der Hand," als der Abgeordnete für Meppen sie zu lesen verlangte, und nachher hatte er nicht mehr die erforderliche Zeit. Also wird hoffentlich auch er meinen Antrag auf Vermehrung der Bibliotheksmittel unterstützen.



Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)



Fräulein Albertine erhob sich von ihrem Stuhl am Fenster, und wenn mein Exmentor sich vor der jungen Dame so sehr fürchtete, so geschah doch augenblicklich nicht das geringste, was ihm fernerhin Gründe dazu hätte geben können.

Ruhig reichte das Fräulein uns beiden ihre Hand.

Sie sind dem Vater nicht begegnet, Herr Doktor? Er hatte die Absicht, Sie in der Mühle aufzusuchen, Herr Pfister — wollen die Herren sich nicht ein wenig setzen?

Sie wies uns an die zwei schlechten Bauerschemel mit der Handbewegung einer königlichen Prinzessin, die sie auch war. So unbefangen, wie nur die vornehmste Dame unter den bänglichsten gesellschaftlichen Umständen sein kann, nahm sie selber wieder Platz. Ihre schöne, mutige Seelenkraft trat in der ärmlichsten, kahlsten, trostlosesten Umgebung nur umso glorreicher hervor, und sogar lächelnd wiederholte sie ihre Handbewegung.

Aber Adam Asche, der vor Minuten noch alles, was er in der Welt bedeutete, für einen dieser Stühle hingegeben haben würde, zögerte jetzt in sonderbarer Unruhe, Besitz zu nehmen.

Er fingerte nervös an der Lehne des seinigen.

Nach Pfisters Mühle? ... Dann müßte er uns doch begegnet sein! ... Sollte er nicht wieder einmal den Weg nach Krickerode gegangen sein, Fräulein A— gnädiges Fräulein ...?

Nun war es eine Thatsache, daß der arme Tragödiendichter seit längerer Zeit mit Krickerode auf dem vertrautesten Fuße lebte. Unter dem jüngern Beamtenpersonal der großen Fabrik, den Kommis, Buchhaltern und Technikern, hatte er Freunde gefunden, die, wenn sie nicht zu seinem Wohlergehen, so doch zu seinem Wohlbehagen, wie er das jetzt leider verstand, ein erkleckliches beizutragen vermochten. Mit einer gewissen respektvollen Scheu noch machten sich die Herren über ihn lustig; denn noch immer kamen Momente, in denen er die jungen Leute durch sein Pathos, seinen grimmigen Witz und Sarkasmus und vor allem durch sein Talent, seine Dichtungen selber vorzutragen, in Enthusiasmus und auch Rührung versetzen konnte. Und da die Herren fast sämtlich Lebemänner

im kleinen Stil waren, so fand er auch immer in ihrer Gesellschaft das, was er jetzt allem übrigen vorzog, trotz ästhetischer Leidenschaft, Erhabenheit, Empfindung und hoher Ironie, nämlich eine Flasche mit feinem Rum oder dergleichen. Es war auch in dieser Hinsicht nicht gut, daß Krickerode sich so nahe bei Pfisters Mühle angesiedelt hatte, und schon der Name des gewinnbringenden Institutes aus Asches Munde wirkte beängstigend auf die Tochter von Felix Lippoldes.

Selbst zu einem gleichgiltigen Gespräch über das Wetter und das nahe Fest, wie es sich der Freund vorgestellt haben mochte, kam es nun nicht mehr mit der jungen Dame. Adam setzte sich wohl endlich, aber er rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her, und bald sagte er, hastig von neuem aufspringend:

Es liegt mir doch daran, den Papa heute noch zu sprechen, Fräulein. Seien Sie unbesorgt — nur eine Feuilletonsredaktionsangelegenheit, eine Zeitungsverlegersache, Fräulein Albertine. Die Leute machen Reklame für A. A. Asche und Kompagnie, und kurz — was meinst du, Ebert, wenn wir dem Doktor ein wenig nach Krickerode entgegenliefen?

O thun Sie es, meine Herren! rief Albertine mit gefalteten Händen und einem Dankesblick auf meinen Exmentor, für den sie nicht verantwortlich war, weil sie nichts dafür konnte, der aber wie ein Blitz aus dem Reiche alles Lichtes auf die Firma A. A. Asche und Kompagnie fallen mußte.

So gehen wir, Knabe! rief der „eminente“ Gewerbschemiker mit merkwürdig erstickter Stimme und sich nach der Gurgel greifend, wie um dem Organ auch von außen zu Hilfe zu kommen. Vor der Hausthür sah er sich scheu nach dem Fenster des Fräuleins um, und als wir soweit von dem Hause im Garten entfernt standen, daß der Nebel uns jedem möglichen Nachblicken entzog, packte er mich an der Schulter, schüttelte mich und rief:

Mensch, hast du jemals etwas an oder in mir bemerkt, was auf das hindeutete, so man zweites Gesicht, Ahnungen nennt, oder wie die Altweiberhirngespinnste sonst heißen mögen?

Nicht daß ich wüßte!

Nun, so nenne du mich jetzo wie du willst; aber seit einer Viertelstunde fühle ich mich auch diesem Menschlichen nicht mehr fremd. Eberhard Pfister, es wäre zwar nicht unfolgerichtig, aber doch greulich, wenn da eben eine menschliche Tragikomödie in einer Weise zum Abschluß gelangt wäre, die freilich diesmal sensationell genug wäre, um das Publikum für längere Zeit mit Felix Lippoldes zu beschäftigen!

Ich begreife dich nicht —

Etwa ich mich? . . . Es ist ja wohl auch nur eine verrückte Einbildung von mir, der nichtsnutzige Nebel wird mir auf den Nerven liegen, aber eine Wohlthat würde es unbedingt sein, wenn ich jemand persönlich für diesen neuen Zug in meiner Seele verantwortlich machen könnte. Nun, die Genugthuung, mich selber in fünf Minuten zu maulschelliren, bleibt mir wenigstens; aber es hilft in diesem Moment nichts, komm also rasch mit an den Fluß, euern verteufelten Provinzialstyx. Zum Henker, ich würde viel drum geben, wenn wir auch diesmal Samse wieder zur Begleitung hätten.

Aber —

Der Ruf von vorhin klingt mir jetzt von Sekunde zu Sekunde mehr wie seine Stimme auf dem Trommelfell nach.

Samses Stimme?

Ärgere mich nicht! schrie der wunderliche Mann grimmig. Felix Lippoldes' Gekräh, ohne Pathos, aber in wirklicher dramatischer Not. Beim Zeus, ich bin ein Narr, ein Esel, meine selige Tante Kassandra, aber ich wollte, wir begegneten der Unglückskreatur bald — einerlei, in welchem Zustande.

Asche?

Ja, Asche, Asche! Komm jetzt mit hinauf gegen Krickerode zu und möglichst rasch und so dicht als möglich am Wasser. Ich traue jetzt diesem Pfisterschen Familien-Phlegethon durchaus nicht. Ich habe mich wohl vordem ein wenig zu unbefangen, familiär gegen seine heimtückischen Nymphen und Nixen benommen — bis an den Hals steigt mir die unheimliche Brühe. Vorwärts!

Wir drangen nun durch das Buschwerk, dann und wann in den in den Weg getretenen Sümpfen stecken bleibend, einer den andern in seiner Aufregung steigernd. Und plötzlich hatte ich einen Schreckenslaut auszustoßen. Unter einer steil abfallenden Böschung, an der das Wasser wie in einem Miniatur-Hafen sich lautlos im Kreise drehte, wurde in diesen winzigen Wirbeln ein mir seit Jahren bekannter, zerdrückter, abgetragener, weitkrempiger Filzhut mit herumgezogen. Und ein Arbeiter aus Krickerode, der von der Fabrik her jetzt gerade im Nebel uns entgegenkam, gab uns dazu die Nachricht, daß der Herr Doktor an diesem Nachmittage wohl in Krickerode und mit den Herren sehr laut und lustig gewesen sei, daß er aber vor mehr als einer Stunde schon Abschied genommen habe, und zwar nicht auf recht gesunden Füßen: na na, Sie werden schon wissen, was ich meine . . .

Es ist einfach entsetzlich, sagte Emmy auf ihrem Koffer, die Hände im Schoße zusammendrückend. Und die Art und Weise, wie wir uns das jetzt so hier an unserm vorletzten Tage, hier in deiner Mühle erzählen, macht mich auch wirklich ganz nervös. Und du malst das alles so deutlich, wie du da in Hemdsärmeln auf unserm Gepäck sitzest, daß es dadurch fast noch schrecklicher wird. O Gott, wie froh mußte die arme Albertine sein, als sie endlich auch so weit war, wie wir heute, nämlich fertig zur Abreise aus Pfisters Mühle! Sie hat doch, trotz aller Schönheit der Gegend und Lieblichkeit der Natur rund umher, fast zu viel hier erleben und ertragen müssen, und es war sehr lieb vom Doktor Asche, daß er sie endlich doch daraus wegnahm und zwar — sobald als möglich!

Und Kinder, nun nehmt doch einen Rat von der Alten an, sagte Christine die Hände über ihrem Strickzeuge faltend, laßt die Sonne oder wenigstens den hellen Tag auf den Rest von der Geschichte scheinen. Die junge Frau hat ganz Recht: Herr Doktor Asche hat seine Sache wohl recht schön gemacht; aber du bist nun daran, deinem lieben Frauchen zu berichten, was dein seliger Vater von dem Seinigen dazu gethan hat, Ebert; und dazu solltest du die Morgensonne abwarten — wir kriegen gewiß morgen das beste Wetter! — und unsern letzten Tag in Pfisters Mühle dazu anwenden. Der Wächter im Dorfe hat schon längst gerufen, und es hat auch schon elf vom Kirchturm geschlagen, o Gott, o du mitleidiger Herrgott, und ich werde nun nimmer und nimmermehr darauf zuhorchen können!

Ich ließ den Hut des auf dem Wege von Krickerode her verlorengegangenen genialen Dramatikers auf meines Vaters trübem Mühlwasser im Kreise sich drehen, und — gottlob, mein junges, weichherziges Weib sprang lebendigst empor, legte bestürzt, zärtlich der Alten den Arm um den Nacken, küßte sie töchterlich auf die gebeugte Stirn und trocknete ihr mit dem Taschentuch, immer

liebe, abgebrochene Trostworte flüsternd, die Thränen aus den Augen und von den runzligen Backen.

Zwanzigstes Blatt.

Alte schöne Lieder von ferne; die letzte schöne alte Müllerin auf dem Hausthürtritt.

Es ist in Wahrheit ein Sommerferienheft, zu dessen losen Blättern ich jetzt die letzten zusammensuche, ehe ich es mit einem blauen Umschlage versehe, zusammenrolle, von meiner jungen Hausehre ein rotes Bändchen drum binden lasse und es in die tiefsten Tiefen meines Hausarchivs versenke. Wie ist das Gekritzel zusammengekommen? Die Buchstaben, die Klexe, die Gedankenstriche und Ausrufungszeichen müssen selber ihr blaues Wunder in der Dunkelheit ihrer Truhe unter meinem Schreibtisch in der großen Stadt Berlin haben! Das wurde unter Dach geschrieben, das unterm Busch auf der Wiese; auf diese Seite fiel der helle, heiße Julisonnenschein, hier ist die Schrift ineinandergeflossen und trägt, so lange das Papier halten will, die Spuren, daß das Ding mit Not aus einem plötzlichen Platzregenschauer in Emmys Handkörbchen gerettet wurde. Gar glatt liegen die Bogen nicht aufeinander; der Wind hat dann und wann allzulustig damit gespielt; und — hier ist eine Seite, auf der ich alles mitnehme, was mir von dem Erdboden auf meines Vaters Erbe übrig geblieben ist. Der Wind trieb es vor sich her durch Vater Pfisters Mühlgarten, und ich hatte ihm lange genug um die Kastanienbäume nachzujagen, bis ich es unter der letzten Bank am Wasser wieder erhaschte.

Wo bleiben alle die Bilder?

Wie ich die Sache im „Spiel der Gedanken" angefangen habe, so muß ich sie nun beenden, und der bitterste Ernst wird sich auch auf diesen letzten Blättern in die seltsame Form finden müssen, welche ihm nur eine solche ungewöhnliche Sommerfrische geben konnte.

Die Morgensonne, auf welche uns Jungfer Christine hingewiesen hatte, fiel lachend in unser Gemach, und wir hatten den letzten Tag unsers Aufenthaltes in Pfisters Mühle vor uns. Noch einmal *diese* Welt in voller Schöne!

Der nächste Morgen sah uns mit unsern kuriosen Vagabunden-Haushalts-Habseligkeiten auf der Fahrt, zurück in den Alltag, zu dem „eignen Herd," den lateinischen Exerzitien und regelrechten deutschen Aufsätzen — kurz, allen normalen Stilübungen und soliden Lebensbedingungen, und wie Emmy sich ganz richtig ausdrückte, zu „unserm jetzigen eigentlichen Dasein auf dieser Erde." Es ging nicht, es ging nicht an, es war eine Unmöglichkeit, diesen letzten Heimatssonnentag, wie ich es mir vorgenommen hatte, ganz den vergangnen, verblichenen Bildern zu widmen! Blieb uns doch auch noch der letzte Abend, wenn nichts dazwischenkam und mich hinderte, die Geschichten vom Ausgange von Pfisters Mühle meiner Frau zu Ende zu erzählen.

Es ging, solange diese letzte Sonne mir über meines Vaters Hause stand, nicht an, von neuem mit Adam Asche nach dem Hut in der trüben Schlammflut von Vaters Pfisters Mühlwasser fischen zu gehen. Emmy kannte ein Gehölz, wo „wundervoller Epheu" wuchs, und wir waren schon im Thau dort, einen Busch mit Wurzeln für unsern Fenstergarten in Berlin auszugraben.

Laß es mit Albertinens armem Papa, bis wir zum letzten mal wieder zu Tisch hier nach Hause kommen, meinte das Kind. Dieser Morgen ist noch einmal zu wonnig und die Geschichte zu traurig. O und ich hoffe, dies soll gut anwachsen, und dann ziehen wir die Ranken um deinen dummen, langweiligen Schreibtisch und haben so immer etwas Grünes aus deiner so lustigen und traurigen Heimat und von deines Vaters Mühle um uns; und ich werde dabei ganz gewiß noch manch liebes mal an diese im ganzen doch so reizenden Wochen hier denken.

Wir kamen mit dem Busch nach Hause, das heißt diesmal noch nach Pfisters Mühle heim, und fanden den Garten voll Lärm und Gezänk und den Architekten sehr erbost inmitten seiner Fuhrleute und Bauführer. Wie war es da möglich, unter den Kastanien, selbst auf der entlegensten Bank, zu einem stillen letzten Worte über die vergangenen Bilder des Ortes zu gelangen? Der Nachmittag wäre vielleicht geeignet gewesen, doch den verschlief mein Weibchen, ermüdet von dem frühen Ausflug in den Wald, vom Blumenpflücken und Epheuausgraben, zum größten Teil.

So blieb uns nur der letzte Abend in Pfisters Mühle übrig, wenn nicht wiederum etwas dazwischen gekommen wäre; nämlich gegen fünf Uhr ein Billet vom Doktor Riechei, der sich darin, wie er sich ausdrückte, uns zur Gesellschaft für die uns vielleicht sonst ziemlich ungemütlichen letzten Stunden auf Vater Pfisters vielbedrängtem und seinerzeit glorreich in integrum restituirtem Erbe anmeldete.

Famos! meinte der Baumeister. Da bleibe ich auch! Und das beste ist in diesem Falle, da hier doch wohl schon Schmalhans ein wenig Küchenmeister ist, wir machen ein Picknick draus, Frau Doktor. Ich jage einen Boten in die Stadt mit einer Notiz an unsern advocatus diaboli, einen anständigen Tropfen mit herauszubringen. Im übrigen begnügen wir uns mit dem, was das Dorf liefert, und damit werden sich die gnädige Frau und Jungfer Christine gern beschäftigen. So, meine ich, kann Ihnen, lieber Eberhard, der Seiger allhier die letzten Sandkörner noch am behaglichsten ausrinnen lassen. Morgen, wenn Sie und Frau Gemahlin uns verlassen haben, werde ich die Uhr sofort umkehren und der Sand mag von neuem laufen; — und aber nach fünfhundert Jahren will ich desselbigen Weges fahren. So sagt ja wohl der selige Rückert?

So sagt er! sagte ich. —

Wie hatte ich mich im tiefsten Grunde meines Herzens vor diesem allerletzten Abende unter dem Dache meines Vaters und meiner Väter gefürchtet! Und nun war er da und ging vorüber in der trivialsten Weise, bei der angenehmsten, aber auch allergewöhnlichsten Unterhaltung. Die beiden Herren, meine sehr guten Freunde, thaten das ihrige, daß das kuriose Abschiedspicknick so vergnüglich als möglich ausfiel. Sonst begnügten sie sich gern mit dem, was wir zu geben hatten, und waren vor allen Dingen noch einmal gesprächig heiter in der Gewißheit, daß ich damals doch ein recht gutes Geschäft bei dem Verkauf von meines Vaters Anwesen gemacht hätte, und daß ich, eins ins andre genommen, heute im innersten Gemüte herzlich froh sei, es von der Seele und aus der Hand los zu sein. Die Bereitwilligkeit des „Konsortiums," mir und meiner Frau noch einmal einige Wochen einer vergnügten Villeggiatura in Pfisters Mühle zu gestatten, wurde dann auch von mir von neuem gebührend anerkannt und von Emmy auch sehr gewürdigt. Dann redeten wir Bismarck, Kulturkampf, soziale Frage und was sonst so dazu gehört, um einen Abschieds-

abend unter guten Freunden hinzubringen, ohne zu sehr zu merken, wie die Zeit läuft.

Ich that wahrlich nichts dazu, die Unterhaltung wieder auf Pfisters Mühle zu bringen. Die alten Baumkronen über unserm vergnügten letzten Gartentisch waren auch ganz still. Viel Sterne flimmerten am dunkeln Himmel. Nicht der leiseste Lufthauch bewegte die Flamme unter der Glaskuppel unsrer entliehenen Lampe. Ich hörte in die Unterhaltung hinein wie in das Rauschen des Flusses, der immer noch von Krickerode herkam, aber nächste Woche schon zum letzten male an Pfisters Mühle vorbeirauschen sollte.

Das sind die Teutonen drüben in der neuen Schenke jenseits des Dorfes, sagte Riechei. Wie oft haben wir das hier unter diesen Bäumen — auch an diesem Tische — bei deinem Vater — dem guten, alten Vater Pfister gesungen, Ebert —

Und dem Wandersmann erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten zart und mild!

Gaudeamus igitur, summte der Architekt. Krambambuli, das ist der Titel —

Die Mühlen können nichts erwerben,
Sobald das Wasser sie nicht treibt —

Ich aber hielt es bei dem fernen Singen der alten Couleur und bei dem nahen Potpourri des Baumeisters nicht länger aus in der Gemütlichkeit der Stunde. Ich schlich vom Tische dem Hause zu, wo auf dem Thürtritt der alten Mühle, die das Wasser nicht mehr trieb, noch jemand kauerte und den letzten Abend auf Vater Pfisters Anwesen zu überwinden suchte.

Wenn sie nichts mehr im Hause zu schaffen und sorgen hatte und die Gartenbewirtung ihr ebenfalls freie Hand ließ, pflegte an schönen Abenden Christine Voigt immer da zu sitzen und die müden Hände in die Schürze zu wickeln. Und ich saß jetzt nieder zu ihr, wieder wie sonst als Kind und als Knabe, als das Lied von der Saale hellem Strande und das Gaudeamus noch unter unsern Kastanien im vollen Chor erklang und ich mit klopfendem Herzen horchte.

Nun hatte ich die alte blaue Schürze der alten Pflegerin von den Augen zu ziehen:

Mutter, wir bleiben ja zusammen! ... Ich wollte mein Herzblut darum geben, wenn ich's hätte ändern können! Aber selbst der Vater sah es, daß es nicht anders ging, und es war so sein Wille, wie es gekommen ist heute! Er wußte es ja auch, daß wir noch übrig blieben und beieinander — auch in fremdem Lande, wo es auch sei!

Wohl bis zu Ende, wenn du mich mitnehmen willst, Ebert; aber, o Gott, wenn ich nicht gedächte, daß deine liebe Frau und du mich doch noch wenigstens als Aushilfe gebrauchen könntet, ließe ich mich am liebsten hier vergraben. Der Kirchhof, wo dein Vater und deine Mutter liegen, wäre mir nicht lieber.

Natürlich, hier sitzt er wieder bei seiner Alten, Frau Doktor! rief Riechei, von dem Tisch am Wasser mit den Händen in den Hosentaschen auf uns zuschreitend, vergnüglich über die Schulter zurück. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, Frau Pfister, würde ich doch allgemach ein wenig eifersüchtig. Na, wo steckst du denn, Pfister? Man vermißt dich ungewöhnlich lange mit deinem

Pfropfenzieher. Den solltest du zum Angedenken an diese urgemütlichen Abschiedsstunden doch von deinem Reisegepäck zurück- und mit dem Grundstein von Neu-Pfisteria verscharren lassen. Ich werde dann jedenfalls eine vidimirte Abschrift des Schlußerkenntnisses in Sachen Vater Pfister contra Krickerode beilegen und der Baumeister dort seine Visitenkarte.

Geh' nur hin, geh' nur wieder zu deiner kleinen, guten Frau, Ebert, flüsterte mir meine Pflegemutter zu. Ja, der Meister, dein seliger Vater, hatte ganz Recht, als er einsah, daß es nicht anders ging. Die Herren haben auch ganz Recht, daß sie sich nicht mehr, als nötig ist, aus dem letzten Abende von Pfisters Mühle machen.

Ich nahm ziemlich fest den lustig dargebotenen Arm des wohlberufenen Advokaten und rechtsgelehrten Beistandes und Siegers in unserm Prozeß gegen Krickerode —

Schön' Müllerin schließt's Fenster zu,
Und alles liegt in tiefer Ruh,
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben; — — — —

— — — — — — — — der nächste Morgen sah uns auf der Eisenbahn.

Den Rest mußt du mir nun doch lieber im Waggon erzählen, oder noch besser zu Hause im Ganzen und der Ordnung nach vorlesen, meinte Emmy, als wir in meines Vaters Hause uns zum allerletzten male schlafen legten. Sie erinnerte sich, todmüde von dem fröhlichen Abend, nicht daran, daß sie im Eisenbahnwagen stets leicht Kopfweh bekommt und unfähig wird, auf das Interessanteste hinzuhorchen.

Einundzwanzigstes Blatt.

Auf dem Schub und im Frieden.

Wir stiegen gerade in den Wagen, der uns mit unsern Hutschachteln und Koffern und meiner alten Christine nach der Stadt und dem Bahnhof bringen sollte, als die erste Kastanie unter der Axt fiel. Der Architekt stand an dem teilweise schon niedergelegten Zaun von Pfisters Garten und winkte uns mit dem Hute vergnügt nach. Nun hatte ich nur noch am Bahnhofe den schönen Strauß zu überwinden, den Dr. jur. Riechei, welcher den berühmten Prozeß Pfister gegen Krickerode so glänzend ausfocht und gewann, meiner Frau ins Coupé reichte, und dann war Pfisters Mühle nur noch in dem, was ich mit mir führte auf diesem rasselnden, klirrenden, klappernden Eilzuge, vorbei an dem Raum und an der Zeit.

Da brauchte ich dann wohl nicht mehr zu fragen: Wo bleiben alle die Bilder?... Die von ihnen, welche bleiben, lassen sich wohl am besten betrachten im Halbtraum vom Fenster eines an der bunten, wechselnden Welt vorüberfliegenden Eisenbahnwagens. —

Wie unauslöschlich fest steht Pfisters Mühle gemalt in meiner Seele!

Mir gegenüber hatte ich die geröteten Augen meiner alten Pflegemutter; meine junge Frau lehnte meistens ihr Häuptlein an meine Schulter. Von den wechselnden Wagengenossen und den kleinen Abenteuern der Reise ist mir diesmal nichts in der Erinnerung hängen geblieben! Ich begrub den armen tragischen Poeten, Doktor Felix Lippoldes, noch einmal von Pfisters Mühle aus;

ich trug meinen lieben Vater — den guten Vater Pfister — von seiner Mühle aus zu Grabe und hatte nicht zu suchen und zu fragen, wo die Bilder geblieben waren. Wie könnte ich zum Exempel den Ton vergessen, mit dem mein Vater, als wir die Leiche des Poeten dicht vor unserm Wehr fanden, sagte:

Kinder, es stimmt ganz mit mir!

Aber er sagte auch, und zwar mit einem ganz andern Ton und Ausdruck:

Doch das arme Mädchen gehört mir auch an. Ihr zwei, du Ebert und du Adam vor allem, werdet euch am besten wohl aus dem Hause scheren und euch wo anders unterbringen, im Dorf, in der Stadt, und wenn Ihr mir in den nächsten paar Tagen mit dem Schriftlichen zur Hand gegangen seid, auch wieder in euerm Berlin. Ich hab' es Ihnen wohl vorausgesagt, Doktor Asche, daß es nichts mehr werden würde mit den Weihnachten in Pfisters Mühle.

Nun war es rührend, auch von fern aus anzusehen und halb zu ahnen, wie zart der alte Mann, Müller und Schenkwirt mit der jungen Dame in seinem Hause und winterlichen Garten umging.

In dem Anbauerhause, in dem Albertine Lippoldes ihren Vater bei Tag und Nacht in Dürftigkeit und Scham mit ihren klugen, unruhigen Augen bewacht hatte, ohne ihn vor seinem endlichen Schicksal bewahren zu können, war nichts mehr, was ihr gehörte, wie sich sofort nach Verbreitung des Gerüchts vom Tode des berühmten Mannes durch Wort und Zeitung fand. Aber mein Vater sagte, auf mich zeigend:

Das da ist mein Erbe; aber du, liebes Kind, bist mein letzter Gast. Hole eine Leiter und nimm das Schild von der Thür, Samse. Wir schließen mit heute die Wirtschaft; laß mir deine Hand, armes Mädchen, gute Tochter — Vater Pfisters letzter, liebster Gast in dieser lustigen Welt! . . . .

Auf dem Wege nach dem Dorfwirtshause, hinter dem Schubkarren her, der unser Reisegepäck trug, schnarrte Asche grimmig und mit dem Regenschirm an die niedere Mauer des Kirchhofes, an welchem wir eben vorbeischritten, klopfend:

Eberhard Pfister, sie werden wieder mal keine Ahnung haben, welchen großen wirklichen Dichter sie mit Rasen bedecken, wenn sie deinen Vater — den Vater Pfister hier neben dem Doktor Felix Lippoldes seinerzeit verscharren werden. Der Himmel wende es noch lange ab!

Das hat nun der Himmel freilich nicht gethan, aber er hat dem einst so fröhlichen und allezeit hilfreichen Herzen des letzten Wirtes von Pfisters Mühle Zeit gelassen, noch ein oder zwei gute Werke zu verrichten und ein heiter glänzend Licht vor die dunkle Pforte zu stellen, die sich hinter ihm so bald, leider so bald für immerdar schließen sollte. —

Es ist meiner Frauen Bette, das dir die Christine in der Kammer unterm Dach aufschlagen soll, Kind, sagte der alte Meister. Bleibe bei mir, Herz; wenigstens bis du wieder mehr Ruhe hast. Was willst du, obgleich du eine vornehme junge Dame und eine junge, schöne Gelehrte bist und alle Sprachen kannst, in der Fremde? Bleibe bei mir, denn hier hast du mit keinem weiter zu schaffen als mit meiner seligen Frau und mir, der auch mit keinem mehr zu thun haben will. Die Christine da kannst du, wenn du sie erst besser kennen gelernt haben wirst, auch zu uns zweien rechnen. Und sieh mal, wen findest du obendrein da draußen, der deinen Papa besser kannte und mehr ästimirte, als der alte Pfister von Pfisters Mühle? Wenn sie vor Jahren auf ihn sahen wie auf ein Wunder, wenn er uns mit seiner Gegenwart im Garten oder

in der Gaststube beehrte; wer hat bei seinen hohen, fließenden Worten das Herz höher in seinem Halse gefühlt als wie ich? Da unter den kahlen Bäumen, wenn sie in Blüten, im Laube und im Mondlicht standen, und in der Winternacht, wenn er so gegen zwei Uhr morgens ging und noch keiner aus der Stadt seinetwegen die Beine unterm Tisch vorziehen konnte: wer hat da mehr seinen Stolz an dem Herrn Doktor gehabt, als er selber noch seinen Stolz hatte? Wenn er so deklamirte, liebes Kind, seine Ehre und sein Ruhm ist da manch liebes mal meine Ehre und Glorie gewesen, wenn ich hinter seinem Stuhl stand oder mit am Tische sitzen konnte. Nun hat er seinen Prozeß verloren, und mir hat Doktor Riechei den meinigen gewonnen, und es ist ganz ein und dasselbige; — weiß Gott! .. Ich fühle mich wie er da liegt, und du thätest ein Werk der Barmherzigkeit, wenn du bei mir bliebest. Ich weiß es ja wohl, du hast mich garnicht nötig; — du kannst morgen schon als kluge, studirte junge Dame in die Welt gehen und findest dein Brot überall; aber thue es deines Vaters guten Stunden in Pfisters Mühle zuliebe, bleibe fürs erste hier! Ich gebe dir mein Wort, es soll dir keiner — weder mein Junge noch sonst wer — in den Weg kommen, so lange du selbst etwas dagegen hast. Also, bleibe bei uns für jetzt und mache mit mir den Beschluß von Pfisters Mühle, mein armes, liebes Mädchen.

(Schluß folgt.)



Notiz.

Nochmals die Zeugenvereidigung. In einer der letzten Nummern dieser Zeitschrift fand sich unter der Überschrift „Die Zeugenvereidigung nach den geltenden Prozeßgesetzen" ein Aufsatz, der mir recht aus der Seele herausgeschrieben war. Er berührte kurz, aber klar und scharf fast alle die Mißstände, welche die jetzige Art und Form der Zeugenvereidigung mit sich bringt, nicht nur für die Behandlung der einzelnen Strafsachen, sondern, was beinahe noch wichtiger ist, für das Rechtsbewußtsein des Volkes, das naturgemäß in seiner großen Masse viel mehr als Zeuge, wie als Angeklagter mit dem Gerichte in Berührung kommt. Aber ich glaube, eines hat der Verfasser nicht genügend hervorgehoben. Es ist ja richtig, daß die Entscheidung der Fragen, ob Vor- oder Nacheid (vor oder nach der Vernehmung zu schwörender Eid), ob Vereidigung auch schon im Vorverfahren oder lediglich in der Hauptverhandlung u. s. w. von der allergrößten Bedeutung ist. Aber der Kern der ganzen Frage scheint mir doch der zu sein: es wird zuviel geschworen vor den deutschen Gerichten. Die Strafprozeßordnung schreibt vor, daß jeder Zeuge vor seiner Vernehmung zu vereidigen sei. Nur ganz wenige Ausnahmen, fast nur aus persönlichen Beziehungen zu dem Angeklagten oder dem einzelnen Straffall heraus, werden zugelassen. Auch kann ausnahmsweise die Vereidigung bis nach der Vernehmung ausgesetzt werden. Die Regel ist aber die: jede als Zeuge von der Staatsanwaltschaft oder dem Angeklagten benannte Person wird vor oder auch nach ihrer Vernehmung vereidigt, gleichviel, ob sie überhaupt etwas oder auch nur unerhebliches weiß oder endlich, ob alle Beteiligten — Gericht, Staatsanwaltschaft und Angeklagter — sie für vollständig oder doch jedenfalls in bezug auf das Wenige, was sie sagen kann, glaubwürdig halten. Das

scheint mir zu weitgehend. In solchen Fällen müßte meines Erachtens mit Zustimmung aller Beteiligten von dem Eide abgesehen werden können. Stellt es sich heraus, daß der Zeuge überhaupt nichts oder nur unerhebliches weiß, oder daß seine Aussage seiner Person und der Natur der Sache nach durchaus glaubwürdig ist, und wird von dem Gericht, der Staatsanwaltschaft und insbesondre dem Angeklagten die Vereidigung nicht gefordert, dann sollte sie unterbleiben dürfen. Ohne Zweifel würde durch eine solche Bestimmung die Zahl der jährlich vor den deutschen Gerichten geschworenen Eide um ein Bedeutendes vermindert werden, ohne daß damit das öffentliche Interesse an der Erforschung der materiellen Wahrheit irgendwie geschädigt würde. Man denke nur an eine Schöffengerichtsverhandlung nach dem geltenden Prozeßrechte. Hier werden oft an einem Vormittage dreißig, vierzig oder noch mehr Eide heruntergeschworen über Thatsachen, um die es sich wahrlich nicht der Mühe lohnt. Zweifellos soll auch in kleinen Sachen der Wahrheit zum Siege verholfen werden; indessen sollte es doch zulässig sein, wenn keiner der Beteiligten es anders verlangt, das einfache Ja oder Nein eines glaubwürdigen Zeugen gelten zu lassen, anstatt darüber, ob der Nachbar die Straße gekehrt, ob er die Ruhe gestört habe u. s. w., unter allen Umständen einen feierlichen Eid abzunehmen. In vielen solchen und auch schwereren Fällen wird das Gegenüberstellen der Zeugen und des Angeklagten genügen, um dem Gerichte einen vollständigen Einblick in die Sachlage zu gewähren und eine richtige Beurteilung zu ermöglichen. Ist das nicht der Fall oder verlangt der Staatsanwalt oder der Angeklagte die Vereidigung, dann kann sie ja immer noch vorgenommen werden. Jedenfalls würde durch eine solche Einschränkung der Zahl der Eidesleistungen schon Bedeutendes gewonnen werden. Nicht nur die Art und Weise, wie der Eid abgenommen wird, und die Eidesformel sind vom Übel, sondern vor allem scheint es mir nicht gut, daß das Volk sich daran gewöhnt, daß ihm wegen jeder Kleinigkeit ein Eid abverlangt wird. Die Eidesleistung wird nicht mehr als etwas besonders Feierliches, Wichtiges, sondern als das unvermeidliche, oft recht unbequeme Zubehör jeder gerichtlichen Zeugenaussage angesehen. Daß sie dadurch an Bedeutung für das Volk einbüßt, das ist klar, ebenso, daß eine solche Einbuße die Folge hat, daß der unter allen Umständen verlangte Eid leichtsinniger geleistet und es mit der Wahrheit der auf ihm ruhenden Zeugenaussage nicht genau genommen wird.

Darmstadt. Karl Meisel.



Literatur.

Grundzüge der Geschichte. Von Dr. Gottlob Egelhaaf, Professor am obern Gymnasium zu Heilbronn. Erster Teil: Das Altertum. Mit Zeittafel. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1885.

Auf Grund langjähriger Erfahrung hat der Verfasser dieses Buches es unternommen, für den Unterricht in den obern Klassen der Mittelschulen — zunächst der Gymnasien — einen Leitfaden zu schreiben, der ein Seitenstück zu seinen „Grundzügen der deutschen Literaturgeschichte“ bilden soll. Von einem derartigen Lehrbuch der Geschichte verlangen wir, daß es in gedrängter Fassung ein aus-

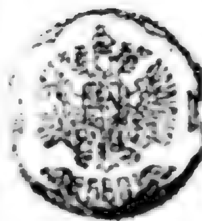
reichendes Maß von Stoff in leichtfaßlicher Form gebe. Die Darstellung namentlich soll lesbar sein, nicht bloße zusammenhangslose, notizenhafte, kaum verständliche Sätze bieten, und sie soll ferner trotz ihrer unvermeidlichen Lückenhaftigkeit ein anschauliches Bild der geschilderten Zeit gewähren. Egelhaafs „Grundzüge" scheinen uns diesen Anforderungen in besonderm Grade zu entsprechen. Auf dem engen Raume von zweihundert Seiten werden mit sorgfältigster Auswahl des Stoffes die wesentlichen Personen und Ereignisse der alten Geschichte kurz vorgeführt, keineswegs aber ist alles, wie in einem historischen Repertorium, ohne Unterschied der Wichtigkeit aufgenommen worden. Dem Texte sind, soweit wir sehen, überall die neuesten und besten Erscheinungen der historischen Literatur zu grunde gelegt. Die sagenhafte Ueberlieferung der ältesten griechischen und römischen Geschichte ist hinreichend als solche gekennzeichnet, die Sagen selbst aber sind mit vollem Rechte in das Buch aufgenommen worden. Literatur- und Kunstgeschichte haben nach Maßgabe des Ganzen Berücksichtigung gefunden. Mit einer klaren und fließenden Darstellung, in welche kurze Zitate aus antiken Geschichtschreibern geschickt verwebt sind, vereinigt sich eine praktische und übersichtliche Anordnung. Den technischen griechischen Ausdrücken ist regelmäßig eine Uebersetzung beigegeben. Die Namen sind, wenn sie die ersten male vorkommen, mit Accenten versehen. Mit Vergnügen missen wir die Zierde lateinischer und griechischer Schulgrammatiken, die zahllosen kleingedruckten Anmerkungen und Zusätze. Dem Lehrer geben diese „Grundzüge" die Möglichkeit, den einen oder den andern Abschnitt im Vortrage ausführlicher zu behandeln und für die kürzer gefaßten Perioden den Schüler auf ein Buch zu verweisen, welches er ohne Beihilfe verstehen kann, welches aber keineswegs den Vortrag ersetzen soll. Wir können also diesen Leitfaden namentlich den Gymnasiallehrern als zweckmäßiges Hilfsmittel empfehlen und dem Buche im Interesse des Geschichtsunterrichts nur weite Verbreitung wünschen.

Abriß der Geschichte Chinas seit seiner Entstehung. Nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet von Siegmund Ritter von Fries, kaiserl. chines. Beamten der Seezollverwaltung. Wien, Wilhelm Frick, 1884.

Dieses dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich gewidmete Buch ist zu guter Stunde erschienen, denn die Augen der gebildeten Welt sind auf die Vorgänge in China mehr als gewöhnlich gerichtet. Es kommt aber auch im übrigen allen denen gelegen, die sich für die mehr als fünftausendjährige Geschichte jenes merkwürdigen Landes der Mitte interessiren. Die bisher erschienenen Werke über chinesische Geschichte sind teils in fremden Sprachen geschrieben, dazu sehr umfangreich, sodaß das Studium derselben erschwert wird, und außerdem veraltet, wie die Werke von Mailla, Gützlaff und Thornton, teils bieten sie nicht eigentliche Geschichtsforschung als vielmehr Reisebeschreibungen mit eingestreuten geschichtlichen Notizen. Das vorliegende Buch dagegen ist ein Abriß der chinesischen Geschichte, knapp gehalten und deshalb handlich, es fußt ausschließlich auf chinesischen Quellen, und der Stoff ist übersichtlich geordnet, sodaß auch der Laie an die Lektüre hinangehen kann, ohne daß er zu fürchten braucht, sie alsbald wieder aufgeben zu müssen. Ueber die Richtigkeit der Annahme des Verfassers, daß das mythische Zeitalter in der chinesischen Geschichte schon um 775 v. Chr. aufhört, läßt sich bei der Unklarheit der Quellen wohl streiten. Eine schätzenswerte Beigabe enthält das Werk in den angefügten zahlreichen Karten Chinas.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.





Aus der Diplomatenschule.

4. (Schluß.)



ie geschäftliche Thätigkeit des Gesandten in dauernder Mission zerfällt in die, welche sich auf den Verkehr desselben mit der Regierung seines Heimatsstaates bezieht, und in die, welche die Verhandlungen mit den Diplomaten des Landes betrifft, bei dessen Souverän er beglaubigt ist. Der Verkehr mit der heimischen Regierung findet meist schriftlich, bei Urlaubsreisen und bei wichtigen Ereignissen auch mündlich statt. Bismarck z. B. reiste während des Krimkrieges in einem Jahre dreizehnmal von Frankfurt nach Berlin, um sich hier mit dem Könige und Manteuffel über den Gang der Dinge und die einzuschlagenden politischen Wege zu besprechen. Die Berichte schriftlicher Art, welche der Gesandte entweder direkt an seinen Souverän (Immediatberichte) oder an seinen obersten Chef, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, zu erstatten hat, erfolgen teils regelmäßig in bestimmten Perioden, allwöchentlich oder monatlich, bei sehr fernen Legationen, in Chile, China oder Japan z. B., auch vierteljährlich, teils bei Vorkommnissen von besondrer Bedeutung. Außer den in regelmäßigen Zwischenräumen erfolgenden Berichten wird in der Regel auch ein Hauptbericht am Schlusse einer jeden wichtigeren Verhandlung oder nach Beendigung der ganzen Mission überhaupt erstattet. Von der letzteren Art haben wir in dem „kleinen Buche,“ d. h. in der letzten umfangreichen Denkschrift, die der Bundestagsgesandte von Bismarck nach Berlin sandte, ein mustergiltiges Beispiel. Hinsichtlich aller Berichte der Diplomaten gilt, was Alt (a. a. O. S. 172) von ihnen verlangt, wenn er sagt: „Bei der Abfassung der Berichte muß sich der Gesandte zur Pflicht machen, Treue und Wahrheit zu beobachten und das

wirkliche Ereignis nicht mit seinen individuellen Ansichten oder parteilichen Urteilen zu vermischen, zweifelhafte Nachrichten von authentischen wohl zu unterscheiden wissen, und die ersteren darf er nur als solche vortragen, ohne jedoch zu unterlassen, alles das mitzuteilen, was zur Aufklärung beitragen kann... Größte Genauigkeit und Vollständigkeit sind fernere Erfordernisse der Berichte, damit der Empfänger ein möglichst anschauliches Bild gewinnt... Mit der Wahrheit müssen sich eine gedrängte Darstellung sowie eine klare und verständliche Sprache verbinden. Gegenstand des Berichts dürfen nur Begebenheiten von Wichtigkeit oder überhaupt Interesse, aber niemals unnütze Tagesneuigkeiten sein." Diesen Anforderungen entsprachen einst die Berichte der venetianischen Gesandten, die bereits im sechzehnten Jahrhunderte denen andrer Staaten als Beispiel vorgehalten wurden. In neuerer Zeit scheint das Ideal nicht häufig erreicht worden zu sein, und zwar auch von deutschen Gesandten und Botschaftern nicht. Wenigstens klagt Bismarck (Busch, Unser Reichskanzler I, 4) wiederholt über die Leerheit und den geringen Wert von Berichten solcher Diplomaten. Das einemal meinte er, viele dieser Arbeiten enthielten in gefälliger Form nichts wesentliches. „Es ist Feuilletonarbeit, geschrieben, damit was geschrieben wird. So waren da die Berichte unsers Konsuls in Paris. Man liest sie durch und denkt immer: nun solls kommen. Es kommt aber nicht. Es klingt ganz hübsch, und man liest weiter und weiter. Am Ende aber findet man, daß wirklich nichts darin steht — alles taub und leer." Ein andermal bemerkte der Minister von der diplomatischen Schriftstellerei im allgemeinen: „Es ist großenteils Papier und Tinte darauf. Das schlimmste ist, wenn sie's lang machen. Ja, bei Bernstorff (früher Botschafter in London), wenn der jedesmal ein solches Ries Papier schickt, mit veralteten Zeitungsausschnitten, da ist man's gewohnt. Aber wenn einmal ein andrer viel schreibt, da wird man verdrießlich, weil doch in der Regel nichts darin ist." Dann fuhr er fort: „Wenn sie einmal Geschichte darnach schreiben, so ist nichts ordentliches daraus zu ersehen. Ich glaube, nach dreißig Jahren werden ihnen die Archive geöffnet; man könnte sie viel eher hineinsehen lassen. Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal was enthalten, solchen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich. Wer weiß da nach dreißig Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte? Eher sieht man noch was aus den Zeitungen, deren sich die Regierungen ja auch bedienen, und wo man häufig deutlicher sagt, was man will... Die Hauptsache aber liegt immer in Privatbriefen und konfidentiellen Mitteilungen, auch mündlichen, was alles nicht in die Akten kommt." Daß das Vermögen, zwischen Wichtigem und Irrelevantem und zwischen Wahrheit und Phantasie zu unterscheiden, den Verfassern diplomatischer Berichte mitunter nicht verliehen ist, schließen wir schon aus der Unvollkommenheit der Menschen überhaupt, es wird

aber von Busch (a. a. O. S. 237) auch mit drastischen Beispielen belegt. Über dem Glanze von Nebensachen ist ihnen, heißt es da, der Sinn für den Kern der Dinge verloren gegangen. Sie berichten über Nichtigkeiten, die nur höheres oder niederes Hofgesinde interessiren können, etwa: „Der Beinschaden Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin X. scheint sich verschlimmert zu haben" — mit ausführlicher Motivirung der Ansicht, oder Depesche 101: „Das Befinden Seiner Majestät [einer für ganz Deutschland, ausgenommen ein paar Hofmarschälle von Kalb und zwei oder drei Ordensjäger, durchaus irrelevanten kleinen Majestät] bessert sich." Depesche Nr. 102 [am nächsten Tage]: „Se. Majestät haben vergangne Nacht gut geschlafen." Depesche Nr. 103: „Die Krankheit Sr. Majestät ist im Abnehmen." Sie erstatten, auf einer Reise begriffen, ihrem Minister über jeden Empfang, der ihnen während derselben zuteil wird, sagen wir in Pest, in Rustschuk, in Varna, beim Großwessir, beim Sultan detaillirteste Meldung. Sie werden in betreff ihres Urteils über Zustände und Personen von der mehr oder minder aufmerksamen Behandlung abhängig, die man ihnen persönlich widerfahren läßt, und damit zu Wetterfahnen, die heute dies und morgen das entgegengesetzte anzeigen, selten oder niemals aber das rechte. Sie lassen sich, unerfahren in den Verhältnissen, die außerhalb des Hofes und des high-life sich gebildet haben oder im Entstehen begriffen sind, wenigstens nur ganz oberflächlich mit ihnen bekannt, die absurdesten Fabeln, Mißverständnisse und Übertreibungen aufbinden, die sie dann, zuweilen in hochkomisch pathetischer Rede, ihren Mitteilungen an die heimische Regierung einverleiben. „Ich habe, erzählt der Verfasser, Referate eines auswärtigen Gesandten [am Dresdener Hofe?] vor Augen gehabt, in welchen über die Demokraten und Sozialisten in Sachsen und Böhmen Dinge zu lesen waren, deren Abgeschmacktheit und Sinnlosigkeit geradezu gen Himmel schrie, und welche die betreffende Exzellenz gleichwohl als baare Münze hingenommen hatte und nun ihrem Kanzler hinzählte, damit er seinen Schatz von Kenntnissen mit ihnen bereichere. Ich bedauere aber hinzufügen zu müssen, daß ich gegründete Ursache habe, anzunehmen, es werde in dieser und ähnlicher Beziehung auch intra muros gesündigt, nur habe ich den Trost, daß dergleichen Unsinn bei dem, welchem er diplomatisch berichtet wurde, die rechte Würdigung gefunden haben wird."

Der schriftliche Verkehr des Gesandten mit der Regierung, bei der er akkreditirt ist, wird durch Übersendung von einfachen Zuschriften, von Denkschreiben, unterzeichneten Noten, Verbalnoten unterhalten. Alle wichtigen Geschäfte werden auf diese Weise behandelt, weil durch schriftliche Mitteilungen leichter Mißverständnissen vorgebeugt werden kann; andrerseits aber lassen sich geringe Umstände und Bedenken auf mündlichem Wege rascher beseitigen, und so verbindet man bei Verhandlungen gewöhnlich beide Methoden in der Art, daß man die schriftliche Erörterung durch eine mündliche vorbereitet. Ausführliche Noten, welche eine Auseinandersetzung, ein Anerbieten oder die

Annahme eines solchen enthalten, werden immer unterzeichnet, wodurch sie bindende Kraft gewinnen, Verbalnoten dagegen, die meist nur kurz an eine schwebende Frage erinnern, bleiben in der Regel ohne Unterschrift, und dasselbe gilt von den sogenannten „vertraulichen Noten" (notes confidentielles), in welchen der diplomatische Agent mehr seine persönliche Ansicht auszusprechen als sich nach amtlichem Auftrage zu äußern pflegt. Schließlich ist noch der „kommunizirten Noten" zu gedenken, die der Gesandte nicht im Original, sondern nur in Abschrift übergiebt oder lediglich durch Vorlesung zur Kenntnis des Hofes bringt, bei welchem man ihn beglaubigt hat.

Natürlich kann jeder Staat sich bei den Verhandlungen der Sprache bedienen, die ihm dabei geeignet erscheint, dagegen kann er nicht beanspruchen, daß ihm in derselben Sprache geantwortet werde. Vermögen sich die Parteien, falls die Sprachen beider verschieden sind, nicht über den gemeinschaftlichen Gebrauch einer der beiden Sprachen zu vereinigen, so bedient sich jeder Teil der eignen oder einer dritten, und zwar mit oder ohne Übersetzung des betreffenden Schriftstücks in die Sprache des andern Teiles. Um Unzuträglichkeiten und Unklarheiten, die dabei vorkommen können, zu vermeiden, schrieb man früher lateinisch, später — etwa von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an — französisch, was lange Zeit selbst zwischen Staaten von gleicher Zunge üblich war. Die Friedensschlüsse von Münster und Osnabrück, desgleichen die von Nymwegen, Ryswick und Utrecht, 1713, und der von Baden, 1714, ferner die von Wien, 1725 und 1738, endlich die Londoner Quadrupelallianz von 1718 waren in lateinischer Sprache abgefaßt. Am längsten hat sich der Gebrauch der letzteren im Geschäftsstile der römischen Kurie erhalten, aber auch der kaiserliche Hof in Wien schrieb im diplomatischen Verkehr noch bis zu Anfang unsers Jahrhunderts wenigstens zum Teil lateinisch, da das ehemalige deutsche Reich nur diese und die deutsche Sprache als seine Amts- und Staatssprache gelten ließ. Der Luneviller Friede vom Jahre 1801 wurde, obgleich er in französischer Sprache abgefaßt ist, doch von Kaiser und Reich in lateinischer ratifizirt. Das Französische wurde zuerst bei dem zwischen Österreich und Frankreich abgeschlossenen Aachener Frieden, 1748, angewandt. Der Wiener Frieden von 1738 ist lateinisch und französisch, der Belgrader von 1739 türkisch und lateinisch, der 1774 zwischen Rußland und der Pforte abgeschlossene in drei Sprachen, nämlich (das russische Exemplar) russisch und italienisch, und (das türkische Exemplar) türkisch und italienisch ausgefertigt. Der Londoner Vertrag von 1867, zwischen England, Frankreich, Rußland, Österreich, Preußen, Italien, Belgien und Holland zur Beilegung des Streites über Luxemburg abgeschlossen, ist in allen acht Urkunden in französischer Sprache abgefaßt, nur Titel, Einleitung und Ratifikationsklausel sind je in den Sprachen der einzelnen Aussteller ausgedrückt, mit Ausnahme des österreichischen Exemplars, wo diese Teile der Urkunde lateinisch abgefaßt sind. Die Protokolle und Beschlüsse der Berliner Konferenz von 1878 sind französisch,

wie man bei den Verhandlungen gesprochen, niedergeschrieben und gedruckt worden. Auch von vielen andern diplomatischen Schriftstücken der letzten Jahrzehnte gilt dies; trotzdem kann von einer Verpflichtung der Staaten zur Annahme des Französischen als allgemeiner Diplomatensprache nicht die Rede sein, und der häufige und bis vor kurzem fast ausschließliche Gebrauch desselben war immer nur Herkommen. In der Wiener Kongreßnote heißt es sogar ausdrücklich im Artikel 120: „Wenn die französische Sprache in allen Abschriften des gegenwärtigen Vertrages ausschließlich angewendet ist, so erklären die zu diesem Akte zusammenwirkenden Mächte, daß der Gebrauch dieser Sprache für die Zukunft durchaus keine Folgen nach sich ziehen soll, sodaß jede Macht sich vorbehält, bei zukünftigen Verhandlungen und Übereinkünften die Sprache zu adoptiren, deren sie sich bisher bei ihren diplomatischen Beziehungen bedient hat.“ Der ehemalige deutsche Bund erklärte sich nur in deutscher Sprache und verlangte bei Mitteilungen von andrer Abfassung eine Übersetzung. In neuester Zeit pflegen verschiedne Regierungen sich nur in der Sprache ihres Landes andern Mächten gegenüber zu äußern, aber dem betreffenden Schriftstück immer eine Übersetzung beizugeben. So verfährt nach Alt das britische Auswärtige Amt schon seit Anfang dieses Jahrhunderts: es verkehrt mit dem in London residirenden diplomatischen Korps amtlich nur in englischer Sprache. Erst später wurde es üblich, auch die Mitteilungen, die der Minister den britischen Gesandten an fremden Höfen zu machen hatte, englisch abzufassen und ihnen eine Übersetzung beizulegen, aber seit 1851 ist letzteres weggefallen. In ähnlicher Weise hat man vor einigen Jahren in Rußland den Versuch gemacht, den Gebrauch der französischen Sprache auf diplomatischem Gebiete einzuschränken, indem eine Verordnung des vorigen Zaren bestimmte, daß alle russischen Diplomaten ihre Noten, wenn sie nicht fremden Regierungsbehörden vorgelesen werden sollten, russisch abzufassen hätten. Endlich haben auch die Vereinigten Staaten von Amerika, Schweden, Dänemark und die Niederlande, wie Alt berichtet, in Verträgen sich ihrer eignen Sprache bedient und dadurch Anlaß zur Ausfertigung in mehreren Sprachen gegeben.

Wie es seit Bismarcks Amtsantritt mit diesen Dingen in unserm Auswärtigen Amte gehalten wird, hat er selbst mit einem Anfluge von guter Laune berichtet (Busch, Unser Reichskanzler, II, S. 399 ff.): „Ach Keudell, sagte der Kanzler eines Tages während der Verhandlungen mit den Franzosen plötzlich, da fällt mir ein, ich muß eine Vollmacht haben vom Könige — natürlich deutsch. Der deutsche Kaiser darf nur deutsch schreiben. Der Minister kann sich nach den Umständen richten. Der amtliche Verkehr mit den Diplomaten muß in der Landessprache geführt werden, nicht in einer fremden. Bernstorff [der unmittelbare Vorgänger Bismarcks im Auswärtigen Amte] hat das zuerst durchsetzen wollen bei uns. Er war aber damit zu weit gegangen. Er hatte an alle diplomatischen Vertreter des Auslandes in Berlin deutsch geschrieben,

und alle antworteten ihm — nach einem Komplott natürlich — in ihrer Muttersprache, russisch, spanisch, schwedisch und was weiß ich alles, sodaß er einen ganzen Schwarm von Übersetzern im Ministerium sitzen hatte. So fand ich die Sache, als ich ins Amt trat. Budberg schickte mir eine russische Note. Das ging doch nicht an. Wollten sie sich revanchiren, so mußte Gortschakoff an unsern Gesandten in Petersburg russisch schreiben. Das war das Richtige. Aber mir in Berlin auf ein deutsches Schreiben russisch antworten, das war unbillig. Ich bestimmte also: was nicht deutsch oder französisch, englisch oder italienisch eingeht — Sprachen, die wir verstehen müssen — bleibt liegen und geht zu den Akten. Budberg schrieb nun Exzitatorien über Exzitatorien, immer russisch. Keine Antwort, die Sachen waren in den Aktenschrank gewandert. Endlich kam er selbst und fragte, warum wir denn garnicht antworteten. Antworten? sagte ich zu ihm mit verwunderter Miene. Auf was denn? Ich habe nichts gesehen von Ihnen. Nun, er hätte uns vor vier Wochen das und das geschrieben und dann mehreremale daran erinnert. — Richtig, da besinne ich mich, sagte ich ihm, unten liegt ein Aktenstoß in russischer Sprache, da mag's wohl dabei sein. Unten aber [im Zentralbureau] versteht kein Mensch russisch, und was in einer unverständlichen Sprache ankommt, geht zu den Akten. Sie waren darauf eins geworden, daß Budberg in Zukunft französisch schreiben sollte, und das Auswärtige Amt gelegentlich auch."

Bei den schriftlichen Mitteilungen der Diplomaten ist der richtigen Etikette und Courtoisie die Ehre zu geben und der rechte Stil anzuwenden, der hier eingeführt ist und der mit der Ausdrucksweise identisch sein soll, welche am sichersten zum Ziele führt. Namentlich muß derselbe Gedrängtheit mit Genauigkeit und kühle Ruhe mit größter Klarheit verbinden und doppelsinnige Worte und Wendungen der Rede, sowie selbst scheinbar nichts bedeutende Nachlässigkeiten vermeiden. Martens bemerkt in dieser Beziehung (Bd. I, § 204): „In der Diplomatie reicht es nicht hin, gedrängt zu schreiben, man muß sich auch mit einer solchen Präzision ausdrücken, daß die feinste Arglist die Rede nicht verdrehen oder mit Hilfe eines zweideutigen Ausdrucks den Sinn fälschen und im entgegengesetzten Interesse auslegen kann." Anderswo (§ 207) sagt er: „Wir wiederholen, daß man denen, die diplomatische Schriftstücke redigiren, nicht genug empfehlen kann, mit der Genauigkeit des Gedankenganges den konzisen Stil zu verbinden. Umschweife, Epitheta, große Worte, gesuchte Ausdrücke, lange Perioden, schmückende Redensarten, oratorische Gemeinplätze sind durchaus nicht angebracht in derartigen Staatsschriften, wo alles, da sie ernst und wichtig sind, direkt aufs Ziel losgehen muß." Flassan lehrt: „Der diplomatische Stil darf, auf welchen Gegenstand er sich auch beziehe, nicht der des Geistmachers oder des Akademikers, sondern muß der eines kühlen Denkers sein und mit der reinen und sorgfältigen Ausdrucksweise eine durch nichts unterbrochene logische Entwicklung verbinden. Die Wärme, die fast immer den Erfolg der Bered-

samkeit ausmacht, ist von den Depeschen auszuschließen.“ Endlich äußert sich Heffter treffend über den diplomatischen Stil, wie er sein soll, aber selten ist, folgendermaßen: „Muß irgendeine Ausdrucksweise sich von allem niedrigen fernhalten, so ist solches ganz besonders von der diplomatischen zu erwarten und zu fordern. Freilich kann sie sich von dem Menschlichen nicht lossagen, sie kann auch keine Sprache der Götter sein; aber sie hat den Gedanken klar und in reiner, edler Form darzustellen, gemessen und ernst, fern von Pathos und ohne Wortputz. Sie muß die reine Objektivität der Dinge in sich tragen, die leichte Hülle einer logischen Gedankenfolge sein; sie verträgt sich weder mit metaphysischen Spitzen noch auch mit der Sprache des Redners.“

Um standesgemäß auftreten zu können, muß der Gesandte einen hinreichenden Gehalt haben, der den Verhältnissen des Ortes angemessen ist, an welchem er seinen Souverän vertritt, und bei dem er sich nicht gezwungen sieht, sein eignes Vermögen anzugreifen. Ohne in Prunksucht zu verfallen, hat er seine Stelle auch in äußerlicher Hinsicht mit Ehren und der Bedeutung des von ihm repräsentirten Staates gemäß auszufüllen. Einen Gegensatz gegen dieses Erfordernis bildete der Diplomat, dessen Auftreten der Graf Oxenstierna sarkastisch mit den Worten schildert: „Ich habe an diesem selben Hofe einen andern Gesandten gekannt, welcher in einer Winkelkneipe wohnte, indem er offenbar meinte, das ganze Verdienst eines Gesandten bestehe darin, daß er seinem Herrn ein paar Thaler erspare. Er hatte von einem Fuhrmann zwei Pferde für seinen Wagen gemietet, wenn er zu Hofe ging; man sagte mir, er sei hier seit fünfzehn Jahren Gesandter, und die Livree seines Kutschers und seines Kammerdieners sei von demselben Datum. Er hatte die Haltung einer Hopfenstange, den Kopf eines Hechtes und die Stimme der Pfeife einer zerbrochnen Drehorgel, kurz, er war eine wahre Jammergestalt, ein longissimus Andreas. Ich schließe mit ihm, denn er erscheint mir als das Postskriptum aller Gesandten, die ich je gesehen habe.“ Man muß Bismarck sein, wenn man, wie dieser in Petersburg, seinen Staat mit knappen Mitteln würdig und erfolgreich vertreten will, und man muß ein Ansehen wie Friedrich der Große besitzen, um wie dieser einem preußischen Gesandten am Hofe von St. James, der sich beschwert hatte, daß er sich nicht einmal Wagen und Pferd halten könne, antworten zu dürfen: „Wenn Ihr im Mietwagen zu Hofe fahrt, so sieht dessen ungeachtet mein Bruder Georg [der König von England] mich hinter Euch stehen an der Spitze von hundertundfünfzigtausend Preußen.“ Freilich wollte der Reichskanzler diese Anekdote einmal (im November 1871 im Reichstage) nicht gelten lassen, aber man hätte manchen von seinen Ausführungen hier sein eignes Petersburger Beispiel entgegenhalten können. Es handelte sich damals im Reichstage um Erhöhung der Ausgaben des Auswärtigen Amtes und namentlich der Gehalte von Gesandten, und der Kanzler sagte u. a.: „Es liegt in der That in den Geldverhältnissen sowohl wie in den politischen, daß

der Etat des deutschen Reiches seinen Höhenpunkt bisher nicht erreicht hat. [Jetzt ist das anders, obwohl englische, russische und französische Gesandte noch immer besser besoldet sind als deutsche. Der Gesandte in Konstantinopel z. B. bekommt außer freier Wohnung jährlich 120000 Mark, erheblich mehr als der Reichskanzler.] Einmal vermindert sich der Wert des Geldes, und das, was für die Gehälter gekauft werden muß, wird teurer.... Dann aber steigt der Anspruch auf würdige Vertretung mit der Größe und Bedeutung des vertretenen Reiches. Ich möchte bitten, ein- für allemal die angebliche Äußerung Friedrichs des Großen zu Grabe zu tragen. Derselbe hat einen viel zu guten Geschmack gehabt, um von seinem Gesandten zu verlangen, daß er an den Degen schlage, wenn es sich darum handelte, ein Diner zu erwiedern, und sage: Ich gebe kein Diner, es stehen hunderttausend Mann hinter mir. Ich will nicht behaupten, daß der Einfluß eines Gesandten notwendig mit der Höhe seines Gehaltes steige. Ich glaube, der Einfluß, den er in dem Lande, in dem er akkreditirt ist, für das Land, das ihn entsendet, mit den Hilfsmitteln, die ihm sein Gehalt verschafft, auszuüben vermag, beruht weit mehr auf Traditionen früherer Zeiten, wo es noch möglich war, mit einem guten Diner einen tieferen Eindruck zu machen. Heutzutage essen alle gut und die Diplomaten nicht am besten. Aber aus denselben Gründen und in demselben Sinne, in welchem das deutsche Reich sich ein Gebäude für ein Ministerium, für ein Parlament errichtet, welches nicht bloß dem strengsten praktischen Bedürfnisse nach dem Anschlage des Mindestfordernden angemessen sein, sondern in würdiger Ausstattung davon Zeugnis ablegen soll, wie das deutsche Reich ein großes, mächtiges Gebilde ist und sich auch als solches fühlt, in demselben Sinne möchte ich Sie bitten, darauf zu halten, daß das deutsche Reich im Auslande in einer Weise vertreten sei, die dem Auge des durchschnittlichen Beobachters auch äußerlich den Eindruck macht: hier stehen die Mittel und das Selbstgefühl eines großen Landes dahinter.... In einem Lande von hoher politischer Bildung wird das Gefühl, das aus dem Worte Friedrichs des Großen von den hunderttausend Mann spricht, leichter Eingang finden. Es gehört aber dazu schon ein festeres Abstraktionsvermögen. Der gemeine Mann auf der Straße einer Residenz, der Matrose im Hafen, der einen deutschen Gesandten in einem kleinen Hause aufsucht, taxirt ihn leicht nach seinem Hausstande. Unwillkürlich ist das Urteil bei mittlerem Bildungsdurchschnitt ein klein wenig durch die Art der Vertretung gefärbt. Wer in weniger zivilisirten Ländern gelebt hat, der wird diese Behauptung in noch höherm Grade für giltig halten müssen. Dort ist unser äußeres Auftreten immer auch ein Teil der Förderung unsrer Interessen. Aber selbst bei den zivilisirtesten Nationen sind die großen Massen noch nicht auf dem Grade der Bildung, daß sie ganz frei wären von dem Eindrucke des gesellschaftlichen Ansehens, welches der Vertreter des deutschen Reiches dort genießt, wo er akkreditirt ist."

Jeder Gesandte nimmt auf seinen Posten ein Gefolge von Beamten und Dienern mit, dessen Größe sich nach dem ihm beigelegten Range richtet, und das an seinen wesentlichen Privilegien, namentlich an seiner Unverletzbarkeit und Exterritorialität, Anteil hat. In die oberste Kategorie dieser Begleiter gehören die Botschafts- oder Legationssekretäre, die zuweilen auch den Titel Botschafts- oder Legationsrat führen und den Chef der betreffenden Gesandtschaft, wenn er abwesend ist, vertreten. Dazu kommen dann ein Kanzleivorstand, Kanzlisten, Chiffreure, Praktikanten, Couriere, Kanzleidiener, zuweilen ein Gesandtschaftsprediger, ein Arzt der Legation, ein Militärattaché, ein Courier und ein Zahlmeister. Endlich zählen zu diesem Gefolge auch die vom Gesandten gehaltenen Privatdiener, der etwaige Hauslehrer, Läufer, Kutscher, Köche u. dergl. Früher, wo man mehr als jetzt auf prunkhaftes Auftreten gab, erschienen die Diplomaten vornehmster Klasse mit sehr zahlreichem und glänzendem Gefolge. So brachte 1610 der Herzog von Feria, der Botschafter des Königs von Spanien bei Ludwig XIII. von Frankreich, „eine kleine Armee von Dienern“ mit. So bestand ferner das Gefolge des moskowitischen Gesandten, der 1650 am polnischen Hofe erschien, aus nicht weniger als sechshundert Personen. Und so war der Marschall von Belle-Isle, der 1741 als Vertreter Frankreichs zum Wahltage in Frankfurt abgeordnet wurde, von vierzig Kavalieren, sowie von einer großen Anzahl von Hausoffizianten und Livreedienern begleitet. Jetzt haben nur Botschafter ein einigermaßen zahlreiches Gefolge, ein aus mehreren Sekretären oder Räten, Kanzlisten und ähnlichen Beamten zusammengesetztes Büreaupersonal und sonstige amtliche Begleitung um sich, und die der Gesandten zweiten Ranges besteht in der Regel nur aus einem Legationssekretär und einem Kanzlisten, wozu bisweilen noch ein Kanzleidiener und, im Orient, ein Dolmetscher kommt. Die Arbeiten, denen sich die Sekretäre oder Räte der Legation zu unterziehen haben, bestehen in der Anfertigung von Berichten und ähnlichen Schriftstücken, im Chiffriren und Dechiffriren, in der Aufnahme von Protokollen, in der Ausstellung und Visirung von Pässen, in der Führung des gesandtschaftlichen Tagebuches und in der Verwahrung des Archivs. Selten nur sind diese Aufgaben anstrengend, bei den größern Gesandtschaften sogar bleibt den Herren sehr viel Muße für den Salon und für Vergnügungen übrig, und bei den kleinen giebt es oft garnichts zu thun als die Abstattung zeremonieller Visiten. Sie sind nicht viel mehr als kostspielige Ornamente und Sinekuren für den Adel. Macht der Gesandte in Behinderungsfällen von der Befugnis Gebrauch, sich durch seinen Legationssekretär vertreten zu lassen, so pflegt letzterer gewöhnlich den Titel eines Geschäftsträgers anzunehmen, in welcher Eigenschaft er dann ordnungsmäßig bevollmächtigt und beglaubigt wird und nun Noten verfassen und an Konferenzen teilnehmen kann. Sehr oft kommt es gegenwärtig vor, daß man den Botschaften und Gesandtschaften Attachés beigiebt, die man als diplomatische Lehrlinge bezeichnen darf, indem sie, ohne

Besoldung zu beziehen, an den gesandtschaftlichen Geschäften teilnehmen und sich so auf die diplomatische Laufbahn vorbereiten. Wenn Moser die Bemerkung macht: „Da der Gesandte mehrmalen nur der Zeiger an der Uhr ist, so kommt das meiste auf einen ihm zugegebenen tüchtigen Legations-Sekretarium an,“ so galt das nicht bloß von seiner Zeit, sondern ist, wie wir aus guter Quelle versichern können, auch heute noch nicht selten; ja zuweilen schmücken diplomatische Exzellenzen sich mit Elaboraten von Unterbeamten ihrer Legation.

Hinsichtlich der Auswahl der Dienerschaft, die ein Gesandter hält, macht Kölle in seinen „Betrachtungen über Diplomatie“ (S. 145) folgende treffende Bemerkung: „In der Wahl seiner Diener muß der Diplomat mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Man beurteilt den Herrn nach ihnen, und an sie wendet sich die Polizei zuerst und oft nicht vergebens. Der Botschafter einer großen Macht sollte in seiner Wohnung, wie die Kardinäle, eine geheime Thür haben. Zum Kammerdiener möchte geraten sein einen Deutschen, zu Livreedienern Engländer, zur Küche Franzosen, zur Konditorei Italiener zu nehmen, den Stall sollten Slaven besorgen, und am täglichen kleinen Tische wäre Bedienung durch einen Taubstummen das zweckmäßigste; bei großen Mahlen möchten alle Diener ohne Gefahr zuhören.“

Die Stellung des deutschen Reiches als einer europäischen Großmacht hat die Schaffung einer diesem Verhältnis entsprechenden Vertretung im Auslande notwendig gemacht, und diesem Bedürfnis ist von 1871 an und namentlich in dem Geschäfts- und Rechnungsjahr 1877 bis 1878 entsprochen worden. Wir entnehmen dem für diesen Geschäftskreis für jenes Jahr festgestellten Plane, der seitdem nur einige meist wenig bedeutende Abänderungen erfahren hat, folgende alphabetisch geordnete Mitteilungen, denen wir einige Notizen über das Auswärtige Amt des deutschen Reiches (mit dem das Ministerium des Auswärtigen speziell für Preußen verbunden ist) voraussenden.

Im Auswärtigen Amte in Berlin selbst wirken unter dem Chef desselben in zwei Abteilungen (einer politischen und einer vorzüglich für kaufmännische und juristische Geschäfte im Auslande bestimmten) ein Staatssekretär, jetzt Graf Paul Hatzfeldt, ein Unterstaatssekretär, jetzt Busch,*) ein Direktor (in der zweiten Abteilung), 15 vortragende Räte, 6 ständige Hilfsarbeiter, 5 Beamte des Zentralbüreaus (in der politischen Abteilung), ein Vorstand des Chiffrirbüreaus, 11 Beamte desselben, 16 Expedienten, 9 Geheime Registratoren, ein Rendant, 2 Buchhalter, ein Kassensekretär, ein Geheimer Registratur-Assistent, ein Vorstand der Geheimen Kanzlei, ein Geheimer Kanzlei-Inspektor, 19 Geheime Kanzleisekretäre, ein Kastellan und eine Anzahl Beamter unterster Stufe: Kanzlei-Hausdiener und Portiers.

*) Nicht zu verwechseln, wie seit Jahren oft geschehen, mit unserm geschätzten Mitarbeiter Moritz Busch, dem Verfasser von „Graf Bismarck und seine Leute“ und „Unser Reichskanzler,“ der ohne Titel und amtliche Stellung als Privatmann in Berlin lebt. D. Red.

Das Personal der deutschen Gesandtschaften ist folgendes:

Athen: ein Gesandter mit einem Legationssekretär, einem Legationskanzlisten und einem Dolmetscher.

Bern: ein Gesandter, ein Legationssekretär, ein Legationskanzlist.

Brüssel: dasselbe Personal.

Buenos-Ayres: ein Ministerresident und ein Legationskanzlist.

Caracas: desgleichen.

Haag: ein Gesandter, ein Legationssekretär und ein Legationskanzlist.

Konstantinopel: ein Botschafter, zwei Botschaftssekretäre, zwei Dolmetscher, ein Kanzleivorstand, ein Botschaftskanzlist und ein Botschaftsprediger.

Kopenhagen: ein Gesandter mit einem Legationssekretär und einem Legationskanzlisten.

Lima: ein Ministerresident und ein Legationskanzlist.

Lissabon: ein Gesandter, ein Legationssekretär, ein Legationskanzlist und ein Gesandtschaftsprediger.

London: ein Botschafter, zwei Botschaftssekretäre, ein Kanzleivorstand, ein Botschaftskanzlist, ein Botschaftsprediger und ein Kanzleidiener.

Madrid: ein Gesandter, ein Legationssekretär und ein Legationskanzlist.

Mexiko: ein Ministerresident mit einem Legationskanzlisten.

Paris: ein Botschafter, drei Botschaftssekretäre, ein Kanzleivorstand, zwei Botschaftskanzlisten und ein Kanzleidiener, sowie außerdem ein Rechtskonsulent der Botschaft und ein Militärbevollmächtigter.

Peking: ein Gesandter mit einem Legationssekretär und einem Dolmetscher.

St. Petersburg: ein Botschafter, ein Militärbevollmächtigter, drei Botschaftssekretäre, ein Kanzleivorstand, zwei Botschaftskanzlisten, ein Dolmetscher, ein Rechtskonsulent der Botschaft und ein Kanzleidiener.

Rio de Janeiro: ein Gesandter, ein Legationssekretär und ein Legationskanzlist.

Rom: ein Botschafter, zwei Botschaftssekretäre, ein Kanzleivorstand, ein Botschaftskanzlist, ein Botschaftsprediger, ein Organist, ein Kirchen- und ein Kanzleidiener.

Santa Fé de Bogota: ein Ministerresident und ein Legationskanzlist.

Santiago: dasselbe Personal.

Stockholm: ein Gesandter mit einem Legationssekretär und einem Legationskanzlisten.

Tanger: ein Ministerresident (beim Hofe von Marokko) und ein Dolmetscher.

Teheran: ein Gesandter (erst seit dem Jahre 1884) mit einem Legationssekretär, einem Legationskanzlisten und einem Dolmetscher.

Washington: ein Gesandter mit einem Legationssekretär und einem Legationskanzlisten.

Wien: ein Botschafter, zwei Botschaftssekretäre, ein Kanzleivorstand, ein Botschaftskanzlist und ein Kanzleidiener.

Yedo: ein Ministerresident mit einem Legationssekretär und einem Dolmetscher.

Zu dieser deutschen Diplomatie kommen noch preußische Gesandten in Rom beim Papste, sowie an den Höfen von München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Weimar, über welche der Reichskanzler am 16. November 1871 im Reichstage bemerkte, man behalte sie bei, um mit diesen Höfen beständig in Rapport zu bleiben. Wenn die Minister der kleineren Staaten beständig in Berlin wären, so könnte diese Verbindung vielleicht überflüssig werden. Der

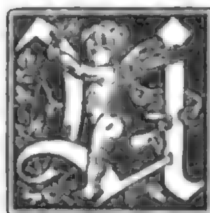
deutsche Kaiser sei zugleich König von Preußen und gebe auch in letzterer Eigenschaft Instruktionen über speziell preußische Geschäfte.

Deutsche Generalkonsulate bestehen in Alexandrien, Belgrad, Bukarest, Guatemala, London, Newyork, Pest und Warschau, wozu im Jahre 1884 noch das in Zanzibar getreten ist, deutsche Konsulate in Algier, Amoy, Bangkok, Barcelona, Beirut, Chicago, Christiania, Damaskus, San Francisco, Galveston, Galatz, Havanna, Havre, Helsingfors, Hiogo (Japan), Jerusalem, Kairo, Kanton, Kapstadt, Konstantinopel, Kopenhagen, Kowes, St. Louis, Marseille, Messina, Moskau, Odessa, St. Petersburg, Port au Prince, Serajewo, Shangai, Singapore, Smyrna, Stockholm, Tientsin, Tiflis und Yokuhama, Vizekonsulate in den Dardanellen und in Jassy.

An fortdauernden Ausgaben für den auswärtigen Dienst waren in dem erwähnten Haushaltungsplane 5 938 255, an einmaligen 1 184 050 Mark aufgeführt,*) und zwar befanden sich unter den letzteren Ansätze zum Neubau des Botschaftshotels in Konstantinopel, zum Bau eines solchen in Wien und eines solchen in Peking, zur Errichtung eines Hauses für das archäologische Institut in Rom und zur Förderung der Ausgrabungen auf der Stätte des alten Olympia, sowie einige ähnliche Ausgaben, die seitdem weggefallen sind.



Eine Reformbewegung im Judentum.



Unter den Schriften des Institutum Judaicum in Leipzig enthält das vierte, im Mai dieses Jahres erschienene Heft äußerst interessante Dokumente der national-jüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland (Erlangen, Deichert, 1884): Professor Franz Delitzsch hat sie im hebräischen Originale und in deutscher Übersetzung veröffentlicht.

Es handelt sich um nichts geringeres als um eine Bewegung unter den bessarabischen Juden, welche bereits 200 Familien ergriffen hat und deren Absicht auf die Gründung einer national-jüdischen christlichen Gemeinde gerichtet ist. Diese judenchristliche Tendenz führt uns in die Anfangszeit der Kirche zurück, wo die ersten Bekenner der Lehre Christi noch nicht, weder innerlich noch äußerlich, die Ablösung vom Judentum vollzogen hatten, sondern nach wie vor in den Satzungen des mosaischen Gesetzes und der väterlichen Tradition

*) Im Etatsjahr 1883 bis 1884 betrugen die letzteren nur 462 083 Mark.

lebten, nur daß sie den Glauben hatten, daß in Christus der von ihrer Nation längsterſehnte, dann aber bei seinem Auftreten von ihr verworfene Messias erschienen sei. Wie lange dieses Übergangsstadium zwischen Judentum und Christentum sich in der christlichen Urzeit forterhalten hat, zeigt am besten die dem zweiten Jahrhundert angehörige älteste Kirchenordnung, die „Belehrung der Apostel," welche eben jetzt von dem griechischen Kirchenhistoriker Bryennios ans Licht gezogen worden ist. Diese judenchristliche Richtung ist erst ganz allmählich durch das Überhandnehmen des heidenchristlichen Elements in der Kirche und nicht ohne langandauernde Reibungen mit diesem überwunden worden, und dadurch erst wurde die völlige Trennung des Christentums vom Judentum auf der Basis der freieren Anschauungen der Heidenchristen vollzogen.

Als in der nun folgenden Zeit der Gegensatz gegen das Judentum sich verschärfte, trotzdem daß die christliche Kirche schon der ersten Jahrhunderte innerlich, in Kultus und Leben, von dem überwundenen jüdischen Standpunkte vieles entlehnte, wurden dadurch zugleich alle Wurzeln eines Wiederauflebens jener judenchristlichen Entwicklungsstufe abgeschnitten. Denn je mehr man sich gewöhnte, in jedem Juden nur den Nachkommen jener Generation zu erblicken, deren Obere einst den Herrn dem Kreuzestode überliefert hatten, destoweniger war für die jüdische Nationalität und deren einzelne Individuen die Möglichkeit eines Übertrittes zum Christentume vorhanden. In dieser Stellung zum jüdischen Volke hat auch die Reformation nichts geändert, und wie sich die innere Stellung der evangelischen Christen zu den Juden von der der Christen des Mittelalters zu ihnen nicht wesentlich entfernte, so änderte sich auch die soziale Stellung der Juden in den evangelischen Ländern nicht, und somit wird auch die Möglichkeit des Übertrittes der Jahrhunderte hindurch geknechteten und dadurch vielfach verbitterten Juden in keiner Weise erleichtert. Selbst die neuere und neueste Zeit mit ihrer Judenemanzipation und der gesetzlichen Anerkennung der Gleichberechtigung der Juden in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, sowie auf der andern Seite mit den Reformbewegungen unter den Juden selbst und ihrem aufklärerischen Verleugnen sowohl der altväterlichen als jedweder gläubigen und positiven Überzeugung hat die Hinneigung der Juden zum Christentume nur wenig gefördert.

Es mag sein, daß wie für die ältere strenggläubige Generation der Bruch mit den Traditionen der Väter, so für diese freigeisterischen Reformvertreter das Eingehen in ein neues festbegrenztes Ganzes ein unübersteigliches Hindernis bildete, da eben der Übertritt des Einzelnen nur durch Anschluß an diese oder jene der christlichen Sonderkirchen, also durch Aneignung ihres dogmatischen Bekenntnisses und Eingehen auf ihren eigentümlichen Kultus sich vollziehen konnte. Es ist leicht einzusehen, daß das Verhältnis der Juden zum Christentum sich sofort völlig ändern würde, sobald einerseits der Bruch mit den nationalen Gewohnheiten und Sitten weniger schroff zu sein brauchte und andrerseits das

Aufgehen in eine neue Gemeinschaft mit engbegrenzten und festgeschlossenen Formen und Ordnungen nicht mehr die unerläßliche Bedingung für den Übertritt zum Christentum bildete.

In dem gegenwärtig sich vollziehenden Übertritte südrussischer Juden scheint nun die Form sich anzubahnen, unter welcher die oben bezeichneten Hindernisse des Übertrittes ganzer Gemeindekomplexe von Juden in Wegfall kommen können. Denn wenn gleichzeitig massenhafte Austritte aus dem Judentum erfolgen, so ist dadurch die Möglichkeit gegeben, daß die Austretenden für sich eine neue selbständige Gemeinde bilden, in welcher der Gottesdienst mit unmittelbarem Anschluß an den synagogalen Kultus gestaltet werden kann, sodaß zugleich die bisherige Forderung des Eingehens in eine mit fremden nationalen Elementen versetzte Religionsgemeinschaft und des Aufgebens nicht nur der religiösen, sondern damit auch verschiednen nationalen Eigentümlichkeiten nicht länger aufrecht erhalten zu werden braucht.

Welche Frucht die in diesem Sinne sich vollziehende christentumfreundliche Bewegung unter den bessarabischen Juden haben wird und ob in noch weit größerm Umfange Judengemeinden dieser Bewegung sich anschließen werden, läßt sich natürlich nicht voraussehen. Sicher würde aber eine derartige freiere Stellung zu den jetzt herrschenden und durch eine langandauernde Entwicklungsvorgeschichte historisch berechtigten Sonderkirchen nicht ohne Rückwirkung auch auf diese bleiben. Ist eine derartige freie Stellung nicht nur zum Kultus, sondern auch sogar zum Bekenntnis möglich, wie ihnen thatsächlich nach beiden Seiten hin die Berechtigung zu einer freien, selbständigen Ausbildung zugestanden worden ist, so ist die Frage wohl berechtigt, ob nicht auch die festen Formen unsrer konfessionellen Lehr- und Kultusgestalt teilweise einer Erneuerung fähig sind, zumal da gerade die formulirten Bestimmungen der Dogmatik und der im Kultus ausgeprägten religiösen Anschauungen von gewisser Seite als ein Hauptgrund für die nicht zu leugnende Entfremdung weitester Kreise vom kirchlichen Leben bezeichnet werden.

Und für das Festhalten jener judenchristlichen Gemeinden Bessarabiens an den Satzungen der Väter, sofern dieselben nicht dem christlichen Geiste und seiner ersten Urkunde, dem neuen Testamente, widersprechen, läßt sich ja das anführen, daß in dem konservativen Zuge, der jene Bewegung charakterisirt, eine Gewähr liegt, daß nicht völlige Befreiung von Glauben und religiösem Brauche wie etwa in den Kreisen der Reformjuden, sondern gläubige Anerkennung des für wahr erkannten Messiasamtes Jesu, „ihres Bruders," und seiner weltgeschichtlichen Mission sie dem Christentum entgegengeführt hat, sodaß die völlige Ablösung von den Gebräuchen ihrer Väter unbedenklich der Zukunft überlassen werden kann. Anders wäre es freilich, wenn das jetzt alle Verhältnisse beherrschende Nationalitätsprinzip die Triebfeder ihres Festhaltens am nationalen Brauche und der väterlichen Sitte sein sollte. Denn in diesem Falle wäre die

Anerkennung Jesu nichts als eine Glorifikation der jüdischen Nation und ein Versuch, auch unter den völlig veränderten Verhältnissen der Gegenwart sich den exklusiv jüdischen Charakter zu bewahren, ohne sich zugleich des Genusses der Vorteile einer völligen staatlichen und sozialen Gleichstellung und der mit dem Christentum unauflöslich verknüpften Bildung der modernen Zeit zu berauben.

Um sich in diesen schwierigen Fragen die Möglichkeit eines selbständigen Urteils zu verschaffen, ist es nötig, sich einen nähern Einblick in die Entstehung und Entwicklung der neuen Bewegung auf Grund der von Delitzsch herausgegebenen Dokumente zu verschaffen.

Die Seele der südrussischen Christentumsbewegung ist der Advokat Joseph Rabinowitz, ein bei seinen Volksgenossen in weiten Kreisen angesehener Mann, der sich schon längst mit Gedanken über die Verbesserung der Lage und die Hebung der Bildung seines Volkes getragen hat. So war er mit thätig zur Begründung einer Gesellschaft für Beförderung des Ackerbaues unter den Juden Bessarabiens, und in der südrussischen Verfolgungszeit des Jahres 1882 faßte er die Wiederbevölkerung des heiligen Landes ins Auge. Mit welcher Energie er die Durchführung seiner Pläne in Angriff nahm, läßt sich daraus ersehen, daß er zur Empfehlung des Ackerbaues unter den Juden selbst mit seinem Hause Gartenbau zu treiben anfing, und daß er durch eine Reise nach Palästina sich über Mittel und Wege zu der von ihm geplanten Wiederbevölkerung desselben an Ort und Stelle zu unterrichten suchte. In die Zeit nach seiner Rückkehr von dieser Reise fällt der Umschwung seiner religiösen Überzeugung. Derselbe erfolgte, ohne daß christliche Missionäre oder die bis dahin in Kischinew übergetretenen Proselyten irgendeinen Einfluß auf ihn ausgeübt hätten, wie dies von jüdischer Seite behauptet worden ist. Vielmehr ist in ihm selbst, nur auf Grund der Lektüre des Neuen Testaments in der hebräischen Übersetzung von Professor Delitzsch, lange und langsam der Gedanke der Bildung christlicher Gemeinden jüdischer Nationalität gereift.

Der Schwerpunkt seines Glaubensbekenntnisses liegt in den drei Worten: „Jesus, unser Bruder.“ In „dreizehn Thesen“ erklärt Rabinowitz, daß die Juden Rußlands, um von der Verschrobenheit und Mißlichkeit ihres moralischen und geistigen Zustandes geheilt zu werden, eines Helfers bedürfen, eines Arztes, dessen Person und Heilmittel die Probe bestanden, und daß er und seine Gesinnungsgenossen diesen Helfer nach sorgfältigem Forschen gefunden haben in Jesus von Nazaret, welcher in Jerusalem getötet wurde, weil die Weisen unter seinen Zeitgenossen seine Lehre und den heilsamen Zweck, den er für seine jüdischen Brüder im Auge hatte, noch nicht zu begreifen vermochten, das nämlich, daß er den Nachdruck auf Beobachtung der auf Kopf und Herz bezüglichen Gesetzesvorschriften legte und nicht auf die Kleinlichkeiten äußerer Handlungen und Werke, welche bestimmt sind, nach Ort und Zeit und politischem Zustand zu wechseln.

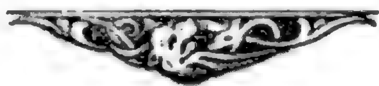
Angesichts dieser wichtigen Auffassung der Mission Jesu gegenüber dem in Werk- und Selbstgerechtigkeit versunkenen Judentum und seinen damaligen Hauptvertretern, den Pharisäern, muß es nun allerdings befremden, daß Rabinowitz und seine Gesinnungsgenossen die Beschneidung und den Sabbat beizubehalten beabsichtigen, weil diese beiden altjüdischen Gesetzesvorschriften und Gebräuche nicht mit dem Wesen des Christentums in Widerspruch stünden. Aber wenn sie auch erklären, daß sie sich zur Beobachtung des mosaischen Gesetzes, soweit es national ist und es die Umstände ermöglichen, nicht religiös — denn nach seiner religiösen Seite sei es in Christus völlig erfüllt —, sondern nur patriotisch verpflichtet halten, so ist immerhin die Gefahr vorhanden, daß die Judenchristen in diesen zwei Dingen doch religiöse und nicht bloß nationale Motive haben. Was im übrigen ihre Stellung zu jüdischer Lehre und Norm betrifft, so hat Rabinowitz erklärt, daß das Alte und das Neue Testament für die Christen jüdischer Nationalität genau gleiches kanonisches Ansehen haben sollen. Talmud und Schriften der Rabbiner dagegen hätten keine autoritative Bedeutung, sondern seien Denkmäler der Zeit, wo Israel in Blindheit und Herzenshärtigkeit im Dunkeln umhertappte. Alle diese Erklärungen haben die Vertreter der Christentumsbewegung national-jüdischen Charakters in einer am 14./26. März dieses Jahres zu Kischinew unter der Leitung des Divisionspredigers Faltin abgehaltenen Konferenz gegeben. Nach einer von Rabinowitz entworfenen Liturgie, welche Delitzsch gleichfalls in den „Dokumenten" mitteilt, haben mehrere „an den Messias Jesus von Nazaret gläubige Israeliten" auch bereits das Passahfest in diesem Jahre gefeiert.

Mittlerweile hat die evangelische Bewegung unter diesen bessarabischen Judenchristen die Duldung und Anerkennung der russischen Regierung und des orthodoxen Episkopats gefunden, welche der Bewegung als einer mit den Staatsgesetzen nicht kollidirenden, vielmehr christlicher Sympathie würdigen ihre wohlwollende Aufmerksamkeit zugewendet haben. Hierüber, wie überhaupt über den weiteren Fortgang der Bewegung berichtet eine neue, in diesen Tagen erschienene Schrift des Institutum Judaicum in Leipzig, in welcher Delitzsch *Fortgesetzte Dokumente der national-jüdischen christgläubigen Bewegung in Südrußland* mitteilt und zugleich zur Herstellung eines Bethauses für die Christgläubigen aus Israel in Kischinew einen Aufruf ergehen läßt. Letzterer macht sich deshalb nötig, weil es nach dem in Rußland bestehenden Rechte den Juden, welche sich dem christlichen Bekenntnisse anschließen möchten, fast unmöglich gemacht wird, sich von dem bestehenden zeremonialgesetzlichen, synagogalen Gottesdienste abzusondern. Ohne ein eignes Bethaus würden sie in der That nicht wissen, wie sie es halten sollen, wenn ihnen Söhne geboren werden, wie sie Kinder zu verheiraten, wie sie ihre Toten zu begraben haben, weil das Staatsregiment nach der die Juden betreffenden gemeingiltigen vaterländischen Gesetzgebung sie verpflichtet und nötigt, sich dem jüdischen Rabbi ihres Sprengels unterzuordnen.

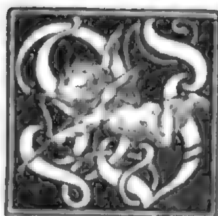
Außer dem Bau eines Bethauses und der Erlangung eines Teiles des jüdischen Begräbnisplatzes empfinden sie noch das dringende Bedürfnis, auf literarischem Wege dem übrigen Israel im russischen Reiche nahezukommen, um auch weitere Kreise in ihre Bewegung hineinzuziehen. Dies wird ihnen freilich von seiten der übrigen Juden möglichst erschwert. Besonders sind die jüdischen Zeitungen in jeder Weise bemüht, der Bewegung durch Verleumdung und Verdächtigung zu schaden, zumal seitdem durch einen Aufsatz in der Times auch außerhalb Rußlands und der vorläufig dafür interessirten deutschen Kreise Interesse für das Gedeihen derselben geweckt worden ist. So haben zwei jüdische Redakteure ihren Lesern das Märchen aufgetischt, daß Rabinowitz von den Missionären nach der Anzahl der Köpfe, die er für das Christentum gewinne, einen bestimmten Preis in klingender Münze erhalte.

Aber wie es so oft geschieht, so haben auch hier die eifrigen Agitationen der Gegner, welche in den Zeitungen den Mund recht voll nahmen, hauptsächlich dazu beigetragen, daß man in den höchsten staatlichen und kirchlichen Kreisen Notiz von der Sache nahm. Die von Delitzsch veröffentlichten Dokumente wurden ins Russische übersetzt und gingen bis zum Minister und bis zur Versammlung der russischen Bischöfe in Kiew. Auch erhoben sich auf den verschiednen Gebieten Fürsprecher und Verteidiger der Sache, sodaß am 23. Oktober (4. November) — ohne daß von Rabinowitz und seinen Anhängern etwas gethan worden war — ein Schreiben von dem Zensurkomitee eintraf, in welchem mitgeteilt wurde, daß zufolge besondrer Entscheidung des Ministers die Verbreitung dieser Dokumente und noch einiger andrer von Rabinowitz verfaßten Schriften genehmigt werde. Auch der Gouverneur und der Chef der Gensdarmerie stehen wohlwollend zur Sache. Von welcher Bedeutung diese Unterstützung der Staatsbehörden gerade in Rußland ist, liegt auf der Hand; ohne dieselbe wäre auf eine weitere gedeihliche Entwicklung der ganzen Angelegenheit schlechterdings nicht zu rechnen.

Durch diese wider Erwarten günstige Stellung der kaiserlich russischen Regierung ist auch, für jetzt wenigstens, die bereits geplante Anrufung der Fürsprache des Fürsten Bismarck, welcher der Judenmission freundlich gegenübersteht, unnötig geworden. Die Hauptsache bleibt freilich die innere Stellung dieser Judenchristen selber. Die neuen Dokumente zeigen ihren Glauben an die Fundamentalsätze der christlichen Lehre in fortgehender Vertiefung begriffen; für eine völlige Einverleibung in den Geist und die Ordnungen der christlichen Kirche wird aber schließlich doch das Aufgeben gewisser gesetzlicher Observanzen, wie des Sabbats und der Beschneidung, zu fordern sein, da sich eine Beibehaltung derselben schwerlich mit dem Weltreligionscharakter des Christentums vereinigen läßt.



Die Zustände in der Campagna.

Wer sich aus den italienischen Zeitungen ein Bild von den Zuständen in der Campagna machen wollte, würde zu völlig falschen Anschauungen gelangen. Die römische Publizistik berichtet lediglich über Räubereien, welche zur Kenntnis der Polizei kommen, verschweigt aber — ob mit oder ohne Absicht, ist gleichgiltig —, daß diese sogenannten grassazioni, wenn auch keineswegs gering an Zahl, dennoch nur einen geringen Teil der vorkommenden Eigentumsverbrechen ausmachen. Der wohlhabende Bürger irgendeiner kleinen Stadt der Provinz, welcher ein Gewehr über eine Mauer hervorragen sieht und dem Befehle des oder (in den meisten Fällen) der feigen Schurken, die dahinter stecken, seine Baarschaft und seine Uhr auf den Weg niederzulegen, nachkommen muß, wird sich wohl hüten, der Polizei Anzeige zu machen, selbst wenn er weiß oder zu wissen glaubt, wer hinter der Mauer lag. Ob die Polizei ihm hilft, ist zweifelhaft, ob die Geschwornen den Gauner verurteilen, den der Advokat regelmäßig mit Irrsinn oder Unzurechnungsfähigkeit verteidigt, ist noch zweifelhafter; daß ihm aber die Anzeige einen Messerstich oder eine wohlgezielte Kugel einträgt, ist so gut wie sicher.

Die Mörder des Advokaten Basile, der im August bei Monte Rotondo getötet wurde, fuhren den Tiber hinauf, landeten gegenüber von Foglia, und versteckten sich in der waldigen Gegend von Civita Castellana und Gallese. Daß die Gauner sich in der Gegend herumtrieben, war bekannt, aber umsonst bemühte sich der Graf Ginnasi, dem Foglia gehört, um polizeiliche Hilfe. Der Prätor (Chef des Sicherheitsdienstes) glaubte nicht an Räuber, der Sindaco von Magliano war zu seiner Erholung auf dem Lande, und ein Landmann, der kurz vorher angefallen worden war und die Sache unvorsichtigerweise denunzirt hatte, wurde wegen „Mystifikation der Behörde“ im Gefängnis gehalten.

Am 24. September ritt der Sindaco von Civigliano, Basilio Pascucci, aus Gallese, wo er seine verheiratete Tochter besucht hatte, nach Hause. Die Länge des Weges beträgt zehn Kilometer. Als er nur noch etwa drei Kilometer von Civigliano, dessen Glocken er eben zum Avemaria läuten hörte, entfernt war, fielen in dem dichten Walde, durch welchen der Reitweg geht, zwei Flintenschüsse, die ihn in den Rücken trafen. Zwei Kerle stürzten aus dem Dickicht auf ihn zu, rissen ihn vom Pferde, nahmen ihm die Brieftasche mit tausend Franks Inhalt, sowie sein Pferd und ließen ihn in seinem Blute liegen. Die

Kühle der Nacht weckte ihn aus seiner Ohnmacht, kriechend schleppte er sich bis nach Hause und starb in den Armen seiner Familie. Jede Spur der Mörder war verschwunden.

Auf diese Weise geht allmählich die Umgegend Roms ähnlichen Zuständen entgegen, wie sie unter päpstlicher Herrschaft gewöhnlich waren, wenn auch damals wenigstens die unmittelbare Umgegend Roms fast durchweg sicher war. Der wirkliche, innere Grund liegt offenbar in dem tiefen Elend, in welchem sich die Landbevölkerung befindet und welches darin seine Erklärung hat, daß niemand sein Land selbst bewirtschaftet, sondern der Grundherr von dem Ackerbauer oder Hirten durch die Mittelsmänner getrennt ist, ohne die nun einmal nichts besorgt wird und die das Aussaugungssystem bis auf die Spitze treiben.

Freilich läßt sich dieser Übelstand garnicht oder nur sehr schwer abstellen, weil er mit den ganzen Lebensgewohnheiten seit uralter Zeit untrennbar verbunden ist. So beschäftigen sich denn auch die Zeitungen nur mit dem Aufsuchen von Palliativen, welche dem Übel wenigstens vor der Hand steuern können. Hierbei kommen die abenteuerlichsten Vorschläge zutage. Hat doch neulich ganz ernsthaft eine Zeitung dem Präfekten den Rat gegeben, sich eine Anzahl Polizisten als Jäger oder Hirten verkleiden zu lassen; in dieser Vermummung sollten sie die Campagna durchstreifen und die Übelthäter fassen. Was muß der Erfinder dieses Heilmittels für einen Begriff von der Schlauheit des italienischen Landmannes haben, der die questurini nicht augenblicklich erkennen würde, von allen andern Ungeheuerlichkeiten, die der Gedanke in sich birgt, zu schweigen.

Scheinbar fruchtbarer ist ein andrer Vorschlag, der vielfach auftaucht, nämlich mit der Regulirung der Wasserläufe in der Campagna endlich Ernst zu machen, da dieselbe, einmal entwässert, gesund und bewohnbar werden, und dort, wo jetzt menschenleere Weiden sind, Dörfer und Ansiedlungen entstehen würden. Freilich, wäre es möglich, die Fieberluft auszurotten und der Campagna eine dichte, ackerbauende Bevölkerung zu verschaffen, so wäre die ganze Frage in der erwünschtesten Weise gelöst.

Die Entwässerung der Campagna würde natürlich ungeheure Kapitalien verschlingen, und sollten dieselben flüssig gemacht werden, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß sie von geschickten Geschäftsmännern ebenso verwertet werden würden, wie die für Casamicciola gesammelten Summen, d. h. so, daß der Campagna nichts davon zu gute käme. Alle diese Vorschläge haben meistens, wenn sie nicht überhaupt nur Phrasen sind, Hintergedanken zur Basis, denen es nicht lohnt, weiter nachzugehen. Am unschuldigsten sind sie noch, wenn sie nur Redensarten sind, wie jene prunkhafte Inschrift in Neapel, welche verkündet, daß, als der Herzog von San Donato Sindaco von Neapel war, die Fondaci weggeräumt worden seien, während diese entsetzlichen Höhlen des furchtbarsten Elends heute noch bestehen und nie ein Stein von ihnen entfernt worden ist. Ob die Neapolitaner sich nicht diese Inschrift angesehen haben, als der Minister-

präsident Depretis feierlich verkündigte, Neapel solle dezentralisirt (sventrare) werden?

Vielleicht glauben manche Leute wirklich an die Möglichkeit, aus der Campagna eine Landschaft zu machen wie die Umgegend von Florenz oder Neapel. Mit Geld ist freilich viel zu erreichen, und falls die Anlegung neuer breiter Straßen in Rom, das Niederwerfen großer Stadtteile und ähnliche, auf die gründliche Verwandlung der Stadt in ein modernes Verkehrszentrum mit schönen, schnurgeraden Häuserreihen — alle in dem herrlichen Stile aufgeführt, der dem Kunstsinn eine so lebhafte ironische Beruhigung gewährt, wie er sie braucht, um nach Bramantes und Peruzzis Bauten zum Vollgenuß der schönen Gegenwart zu gelangen — abzielende Bestrebungen noch viel übrig lassen sollten, so wäre bei wirklich gutem Willen vielleicht etwas für die Campagna zu erwarten. Wahrscheinlich ist es freilich nicht, daß ein Erfolg abzusehen ist; nur einmal ist die Campagna relativ gesund und fieberfrei gewesen: in den Zeiten, wo Rom die erste unter den ackerbauenden Städten Latiums war. Daß damals die Fieberluft durch intensive Bodenkultur, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, gebannt wurde, weiß jeder; aber es ist klar, daß dies nur dadurch möglich wurde, daß Latium übervölkert war und man jeden Fuß breit Land bis aufs äußerste ausnutzte. Ob das jemals wieder der Fall sein wird, kann niemand von denen sagen, welche die Campagna entwässern wollen; die alten Latinerstädte, die jetzt in Trümmern liegen oder gänzlich vom Erdboden verschwunden sind, haben auf ihre Art die Entwässerung vollzogen, den spröden Boden urbar gemacht und dem Genius des Fiebers Altäre errichtet — aber erst, umgekehrt wie jetzt in Neapel, nachdem sie die Krankheit wirksam und siegreich bekämpft hatten.

Wer im Sommer aus irgendeinem Thore Roms hinausgeht, der wird gewiß einer Anzahl (einzeln oder in Scharen einherziehender) Jünglinge begegnen, die, nach römischer Sitte mit möglichst schmutzigen Leinewandjacken angethan, bewaffnet mit einer verrosteten Büchse und begleitet von einem verhungerten Hunde, auf die Jagd gehen. Die Jagd ist in Italien frei, ein Jagdschein kostet fünfzehn Lire und wird keinem verweigert, der nicht geradezu verdächtig ist. Auf diese Weise ist die schöne Gewohnheit, auf jeden Vogel loszupaffen, zu einer nationalen Belustigung geworden, die, abgesehen von dem Schaden, der durch das Wegschießen so vieler nützlichen Vögel für die Landwirtschaft entsteht, eine außerordentlich ernste Seite hat. Die wenigen Carabinieri, welche die Umgegend Roms abpatrouilliren, können unmöglich jeden Büchsenträger nach seinem Jagdschein fragen, abgesehen davon, daß erfahrungsmäßig Leute wie Mazzini stets regelrechte Pässe gehabt haben, und ebenso voraussichtlich die schlimmsten Subjekte gewiß immer, und wenn es auch nur durch Vermittlung eines Freundes wäre, einen Jagdschein besitzen werden — es scheint aber keinem einzufallen, daß eine der einfachsten Maßregeln zur Verhinderung des Brigantentums die Aufhebung der Jagdfreiheit und des Rechtes, Waffen zu tragen, sein dürfte. Allerdings

ist dazu ein Akt der Gesetzgebung erforderlich, und dazu wird sich eine Regierung, die vor jedem Worte der Opposition zittert, niemals entschließen. Natürlich würde sich die Opposition diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um über Tyrannei und Willkürherrschaft zu peroriren, denn die Jagdfreiheit ist ein Palladium der italienischen Jugend, und wer sich wie der Fürst Chigi in dem Walde am Strande von Ostia das Herumpaffen auf seinem Grund und Boden nicht gefallen lassen will, sondern seine Gitterthore gegen jeden Jäger zusperrt, handelt — doch wie er nach der Ansicht der jagenden Jugend handelt, wollen wir lieber verschweigen.

Gegen Sonnenuntergang kommen gewöhnlich die berittenen Carabinieri von ihren Patrouillenritten durch die nächste Umgebung Roms zurück. Da, wo die Via Cassia mit der Via Flaminia kurz vor Ponte Molle zusammenstößt, konnten wir diese armen Leute häufig beobachten. Sie hatten regelmäßig ganz junge, rohe Pferde, welche sie, obgleich fast sämtlich gute Reiter und kräftige junge Männer, alle Mühe hatten, zu bändigen. Statt ihnen gut zugerittene, zuverlässige Pferde zu geben, werden sie auf ihren Sicherheitsdienst auf Pferden ausgeschickt, die auch der beste Reiter nur bis auf einen gewissen Grad beherrschen kann und die für den beabsichtigten Zweck völlig untauglich sind. Ein solches Pferd über eine Mauer, über einen Graben zu bringen oder angebunden stehen zu lassen, wenn ein verdächtiger Bursche verfolgt werden soll, ist völlig unmöglich, und etwa zu glauben, daß die Campagnolen, die besten Reiter, die es giebt, sich bloß vor Pferden fürchten werden, ist denn doch zu einfältig.

Aber wären auch diese Einrichtungen ganz anders, als sie in Wahrheit sind, so würden sie dennoch in keiner Weise genügen können; es giebt nur ein Mittel, welches freilich auch schwerlich jemals angewendet werden wird: die ganze Umgebung Roms müßte in ihren Hauptpunkten militärisch besetzt und von starken Patrouillen fortwährend durchzogen werden. Für die Soldaten wäre das immerhin eine angenehmere und für das Land eine sehr viel nützlichere Aufgabe, als wenn sie dazu verwandt werden, die Cholera einzusperren und Handel und Verkehr der cholera-infizirten Orte zu ruiniren.

Hamburg. F. Eyssenhardt.



Paul Heyses Gedichte.



Zu keiner gelegeneren Stunde konnte Paul Heyse seine Gedichte sammeln und die lyrischen Produkte seines ganzen Lebens, ein Bild seiner gesamten Entwicklung darbietend, zu einem zierlichen Bande vereinigt dem deutschen Publikum vorlegen.*) Man darf wohl sagen: wie auf keinen seiner dichterischen Zeitgenossen sind die Blicke der deutschen Nation auf ihn in diesem Momente gerichtet. Er hat sich durch eine stattliche Reihe von geistvollen und schönen Novellen ein treues und verehrungsvolles Publikum geschaffen; er hat in zwei großen Romanen die tiefsten Probleme der nach Klarheit und Befriedigung suchenden Gegenwart behandelt, und die Anerkennung seiner Bemühungen um die höchste dichterische Kunstform, um die dramatische, ist ihm schließlich nach langem, hartem Ringen durch die höchste Auszeichnung zuteil geworden, welche das Vaterland seinem Dichter gewähren kann. Wie keine andre Anerkennung, muß den idealisch nach der Gunst des Volkes strebenden Dichter eben jene letztere erfreut haben, da er keiner von denen ist, die auf erworbenen Lorbern behaglich ruhen bleiben, ohne immer vorwärts zu streben. Kein zweideutiges Urteil hat ihn je mehr geschmerzt, als wenn man sein Drama mit dem Lobe des Novellisten achtungsvoll ablehnte. Elegisch und spöttisch zugleich äußerte er sich darüber in einem „Reisebriefe an Wilhelm Herz“ vom 11. Februar 1878:

Denn jene Zeit ist längst entflohn,
Da ein begnadeter Musensohn
In seines Wesens mächt'gem Ring
Die sieben freien Künst' umfing,
Und es sich schier von selbst verstand,
Daß eines bildenden Meisters Hand,
Gewohnt, den Marmor zu behauen,
Auch müsse wissen ein Haus zu bauen,
Ein Bild zu malen, Laute zu schlagen,
In Versen seine Liebe zu klagen. . . .
Doch heut verfeindeten sie sich kläglich,
Schaut jede eifersüchtig drein,
Will ihren Mann für sich allein,
Ja selbst in eignen Reiches Grenzen
Soll er durch weise Beschränkung glänzen

---

*) Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch“ und den „Versen aus Italien“ vermehrt. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1885.

Und sich bornirend früh und spät
Ausbilden eine „Spezialität.“
Wer Bäume malt, soll klugermaßen
Von Menschen seinen Fürwitz lassen,
Wer etwa lernte Novellen schreiben,
Nur ja dem Drama ferne bleiben,
Kein Mannesschuster sich unterstehn
Auch ein Paar Fräuleinsschuh' zu nähn.

Die Lyrik eines Autors, der vornehmlich als objektiver Erzähler seinem Publikum bekannt ist, bildet für dieses zunächst ein persönliches Interesse. Der liebenswürdige, geistreiche Mann, der ihm durch den süßen Fluß seiner Rede und die Tiefe seines Blickes ins menschliche Herz soviele schöne Stunden geschaffen, erregt schließlich Teilnahme für sich selbst. Zwar hat Heyse oft genug mit einem persönlichen Ich, als Selbsterlebnis, seine Geschichte vorgetragen, oder er erschien vielleicht gar selbst als Nebenheld in ihr verstrickt (Lottka). Aber dieses Ich des Epikers ist ein andres als das des Lyrikers, es ist viel allgemeiner und selbstloser; es befriedigt die spezifisch moderne Neugier nach den künstlerischen Persönlichkeiten viel zu wenig. So ist es denn zunächst ein biographisches Moment, welches wohl den meisten von uns die Neugier nach Heyses Gedichten erregt. Daß sie diese befriedigen, wie wir gleich verraten wollen, macht nicht ihren geringsten Wert aus; denn wie man schließlich auch über den mehr oder weniger hohen Wert einer lyrischen Erscheinung vom rein ästhetischen Standpunkte urteilen mag, so ist das, was uns an einer solchen fesseln kann und wirklich festhält, doch vornehmlich eben das rein Stoffliche, es ist der Gehalt, der in ihr geboten wird, das Leben, dessen wechselnde Schicksale sich in ihr in Lauten der Klage oder Freude, der Betrachtung oder der Leidenschaft abspiegelt, das gesamte Bild eines lebendigen, nach Entwicklung und Fortschritt strebenden Menschen. Möglich, daß Heyse von einer rein stofflichen Betrachtung und Anerkennung der Genießenden nicht befriedigt wäre; der Künstler, der nach dem Lorber des Tragikers strebte, wird den des Lyrikers, welcher ja die erste fundamentale Zeugenschaft dichterischer Begabung ablegen muß, nicht minder schwer vermissen. Doch muß man wieder hervorheben, daß das spezifisch biographische Element in seinem Gedichtbuch einen auch räumlich starken Platz einnimmt, also im Gesamteindruck desselben sich entschieden bemerkbar macht.

Bei einem so ganz modernen Dichter, wie Paul Heyse es ist, kann indes ein solches Hervortreten mit der ganzen Person nicht besonders auffallen. Es ist schwer, die Grenze anzugeben, wie weit der Lyriker, der sein eigenes innerstes Leben als Objekt künstlerischer Behandlung auffaßt, in der Vertraulichkeit mit der Welt gehen darf. Es würde noch schwieriger sein, aus rein ästhetischen Prinzipien eine solche Grenze zu ziehen; sie ist die Konsequenz der tiefsten Eigenschaften des einzelnen Lyrikers; sie ist mehr Sache des persönliches Taktes als künstlerischer Prinzipien. Gleichwohl läßt es sich nicht

leugnen, daß viele moderne Lyriker hierin — in dieser rückhaltlosen Offenheit — weitergehen, als es unsre Klassiker, als Goethe und Schiller, vollends der so keusche Uhland gethan haben. Die Lyrik gewann dadurch stark an subjektivem Gepräge, und noch immer ist das energische Hervortreten der vollen Subjektivität von anziehendstem Reize gewesen; nur muß man diesen Reiz vom rein künstlerisch formalen zu trennen wissen.

Zu diesen Bemerkungen giebt der Dichter durch seine eigne Reflexion die Anregung. Überhaupt dürfte es schwer sein, etwas Wesentliches über ihn zu sagen, was er nicht selbst schon mehr oder minder deutlich irgendwo ausgesprochen hätte; auch dieser Zug gehört zu seinem persönlichen Charakterbilde. Das Motto, welches er der Abteilung „Kunst und Künstler" voranstellt:

Was den Modernen gebricht? Sie gehn zur Natur von der Kunst aus.
Glückliche Alten! Natur leitet' euch sicher zur Kunst —

dieses Motto darf gewiß, ohne Ungerechtigkeit, über Heyses eignen Entwicklungsgang gesetzt werden. In wunderbarer Mischung vereinigt er in sich Naturell und Reflexion. Nicht immer haben diese beiden Anlagen in Frieden bei einander gestanden. Heyse hat die ganze Tiefe des Zwiespaltes derselben wie nur je einer durchgefühlt, hat sie ja auch, beiläufig bemerkt, in einer seiner bedeutendsten Novellen geistvoll dargestellt (Erkenne dich selbst). Aus der ureigensten Erfahrung, aus dem Selbsterlebnis beim Gange durch die Welt hat er sich seine Lebensideale eben aus der Erkenntnis dieses Zwiespalts und der sehnsuchtsvollen Verehrung der harmonischen Natur geschaffen; was man „Glück" nennt, ist ihm ein relativer Begriff geworden, der nur durch die volle Befriedigung des natürlichen Strebens nach Einheit mit sich selbst realisirt werden kann; und seine Entwicklung als Künstler nahm schließlich den höchsten Zug, Natur und Reflexion zu vereinigen, da ihm nur so allein persönliches Glück wie Meisterschaft in der Kunst bestehen kann. In einem der gehaltvollsten von den gedankenreichen „Reisebriefen," welche Heyse im Winter 1877 bis 1878 aus Rom an seine Freunde schrieb, in den Terzinen an Arnold Böcklin in Florenz, faßt er diese Gedanken in die schönste Form. Er erzählt, wie ihm bei der neulichen Wanderung auf Stätten, wo er vor fünfundzwanzig Jahren, „ein grüner, junger Dichter," in Gesellschaft mehrerer Maler eine bacchantisch übermütige Künstlerstunde verbracht, die Erinnerung an einen Freund Franz kam (das Original des gleichnamigen Helden in „Erkenne dich selbst"?), der mitten aus dem tollen Treiben der Künstler sich davonschlich, um seinen Grübeleien nachzuhängen. Heyse schlich ihm damals nach und vernahm einen philosophirenden Monolog des nachdenklichen Freundes. Und er schließt:

Genug! Laß mich Erinnrung nicht entweihn,
Nachstammelnd jene gottverworrnen Worte,
Die mir das Blut erregt wie heißer Wein.

Ihm lauschend lag ich am geweihten Orte
Wohl eine Stunde lang, indessen er
Stets neues Gold mir bot von seinem Horte.
Wie war er reich! Wie schien er die Gewähr
Des höchsten Kranzes in der Brust zu tragen!
Und dennoch gab er seiner Zeit nicht mehr.
Natur, die weich auf Händen ihn getragen,
Ihm Aug' und Seele mütterlich gefeit,
Was mußte sie dem Liebling Eins versagen,
Wodurch allein sie Herrschgewalt verleiht:
Die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle,
Die seine Wurzeln tränkt mit Lauterkeit!
Sein Auge war zu scharf, sein Geist zu schnelle;
Er ward zu klug aus allem, was er schuf;
Der Baum erkrankt bei steter Lampenhelle.
Zu willig folgte Weisheit seinem Ruf
Und lehrte sinnend ihn das All umfassen,
Da Schranken heischt des Schaffenden Beruf.

Der Mann, der so tief den Gegensatz und die innerste Unverträglichkeit künstlerischer und reflektirender Geistesrichtung bezeichnete, der ihn in einer seiner Novellen als sittliches Problem (das Hamletmotiv damit ergreifend) darstellte, hat ihn auch selbst qualvoll durchlebt. Es war in jenen düstern Zeiten, da ihm ein geliebtes Kind nach dem andern, in der Knospenzeit des Lebens, hinwegstarb, und da ihn der Verlust des kaum erwachsenen geliebten dritten bis an die Grenze des Wahnsinns brachte:

Ich weiß, ein Wahn ist's und zum Wahnsinn bringt's,
Ihm nachzuhängen.

Über die Alpen war er geeilt, sich selbst gleichsam zu entfliehen, und doch nur allmählich konnte er unter dem schönen Himmel des seit froher Jünglingszeit wohlvertrauten Italiens Fassung, Ruhe, Ergebenheit finden. Damals hatte der Schmerz den ganzen Mann, von der Zehe bis zum Wirbel, ergriffen, sein ganzes Denken aufgerüttelt, alle Saiten seiner Seele bis auf den Grund erschüttert. Nichts blieb fest, alles wurde in das Bereich des mißtrauischen Zweifels gezogen, alle Fragen der Religion und Weltanschauung wurden neu gestellt, mit allen fand eine neue Auseinandersetzung statt: es war ein Fegefeuer auf Erden, bei welchem nur das reinste Gold, die wahrste Natur aus der Schlacke übrig bleiben konnte. Die strenge Zucht, welche ihm eine überreich die Gaben ausspendende Natur bis dahin erlassen, übernahm das Schicksal, und dem so vielfach bevorzugten Menschenkinde, welches am liebsten alle sieben Künste in sorgloser Freiheit hätte üben mögen, blieb kein Schlag erspart, es zum Manne zu hämmern.

Dies ist das Schicksal, welches dem Leser sich aus dem (absichtsvoll und klar geordneten) Zusammenhange der Gedichte Heyses vors Auge stellt.

Die ersten Abteilungen der Gedichte, insbesondre die „Jugendlieder“ und „Reiseblätter,“ bieten Töne, Anschauungen, Stimmungen, welche später fast nirgends wiederkehren. Das Glück und der Leichtsinn der Jugend, froher Genuß und sorglose Heiterkeit sprechen aus ihnen:

Nun stehn die Rosen in Blüte,
Die Liebe webt ihr Netz so fein.
Mein flatterhaft Gemüte,
Dich fangen sie nicht ein.

Und blieb' ich träumend hangen
In dieser jungen Rosenzeit
An schönsten Rosenwangen,
Meine Jugend thäte mir leid.

Ich mag nur lachen und singen,
Durch blühende Wälder schweift mein Lauf;
Mein Herz will sich erschwingen
Bis in die Wipfel hinauf. (Rosenzeit.)

Nirgends will sich der Dichter binden; die Liebste läßt er stehen und ruft ihr zu:

Und willst einen Liebsten haben,
Such dir einen andern aus.
Ich hab' ja nur zwei Flügel,
Ich hab' nicht Hof und Haus. (Vorüber.)

Es ist der Egoismus der Jugend, der sich hier frei und naiv ausspricht. In diesen graziösen, nicht eben tief gehenden Jugendliedern und Reiseblättern steckt Heyse noch in den Schuhen des Lehrlings. Es ist ein verwandtes Naturell, welches seine Nachahmungen der Goethischen Jugendlyrik liebenswürdig macht. Da ist er auch noch erfüllt von Motiven des Volksliedes; es fehlt nicht an jugendlich sentimentalen Tönen, welche den Verlust der Geliebten beklagen; auch „Mädchenlieder“ sind da, in denen der durchaus städtische Poet sich in das ihm fremde Dorfleben hineinwagt. „Rückkehr zur Natur“ bezeichnet er ein schönes Gedicht, welches sein intimes Verhältnis zu der ihm bisher nur im Sonntagskleide bekannten ausspricht:

Als hätt' uns lang ein Zwist geschieden,
Der nun geschlichtet wunderbar,
So trat ich ein in deinen Frieden
Und ward im Tiefsten still und klar.
Ich sah das Meer sich leuchtend dehnen,
In Frühlingswonnen stand die Flur,
Da warf ich wieder mich in Thränen
An deine Mutterbrust, Natur.

Ich kannte dich, und doch im Stillen
Trotzt' ich der Liebe, die mich zwang,
Die um den spröden Eigenwillen
So zarte Fesseln freundlich schlang.
Am Geiste sucht' ich mein Genügen,
Und zahme Schwäche schien mir's nur,
Mich unter deine Zucht zu fügen
Und still zu wandeln deine Spur &c.

Aber allmählich vertieft sich der Dichter und befreit sich von den Fesseln der im Ohre liegenden großen Muster zum eignen Tone. Noch lange bleibt das Zierliche, Kleine, Anmutige seine Liebhaberei; er beneidet die Lacerten:

Die ihr an der Mauer tänzelt
Durch die lichten Rebengärten
Sorglos in der Sonne schwänzelt —

bis mit einer neuen Liebe (Neues Leben) aller Jugendtändelei ein Ende gemacht wird und die tiefe Leidenschaft einzieht. Doch merkwürdig: mit dem Fortschritt des Ernstes verliert sich die zuströmende Fülle der Bildlichkeit im Ausdruck. Ein so bildliches Gedicht wie „Liebesdienst,“ welches noch der frühern Periode angehört, findet sich in den folgenden nicht mehr. Dafür treten die bleibenden Züge der Heyseschen Muse hervor. Sie geht nicht auf im Objekt, sie schwebt immer noch freien Geistes darüber; sie ist schwerer im Gehalt als in der Empfindung; sie erscheint in vollendeter Form, ohne den Naturlaut zu treffen. Mit diesen Gedichten wird auch das Gebiet der erotischen Poesie, in dem der Dichter den gesunden, unbefangenen Ausdruck zartester Sinnlichkeit nicht scheut, hinfort verlassen; bräutliche und eheliche Liebe werden da gefeiert, aber auch schon jener Ton angeschlagen, der Heyses größte lyrische Kraft offenbaren sollte:

Ich war schon so frech,
Nun bin ich so fromm
Und blicke voll Andacht zur Sonne.
Schön ist die Welt!
Meine Liebste hält
Am Busen ihr Kind voll Wonne.

Es ist das Gefühl der Vaterliebe, das früh bei ihm sich kundgiebt, und das, im tiefsten ergriffen, der Quell seiner schönsten lyrischen Poesien werden sollte. Die Cyklen: „Marianne,“ „Ernst“ und „Willfried“ bilden den Höhepunkt der Sammlung dieser Gedichte. Sie sind das Originellste, was Heyse geschrieben, und zugleich eines der modernsten Motive, welches unser Jahrhundert in die Poesie eingeführt hat. Victor Hugo hat den Anfang gemacht, Rückert brachte einem frühgestorbenen Kinde ein vielleicht allzureiches Totenopfer, und in allerjüngster Zeit ist die Poesie des Kinderlebens vielfach auch in Romanen behandelt worden (Björnson, Kielland, S. Farina). Am eigentümlichsten ist die Behandlung Heyses. Mit der doppelten Liebe des Vaters und des Phantasiemenschen vergegenwärtigt er sich das Leben der dahingegangenen Lieben; aber der Verlust des teuersten Besitzes wirkt auch auf seine eigne Entwicklung in der Weise, daß sie den sorglos Genießenden zu der Selbstbesinnung leitet, in der er sein Verhältnis zu den Mächten des Lebens einer neuen Klärung unterzieht. Wundersam vereinigt der Dichter diese beiden Elemente der Einbildung und der Reflexion. Jede Erinnerung an die Eigentümlichkeiten des dahingegangenen Kindes weckt neu den Schmerz auf und führt zu neuer Grübelei. Und das Versinken in derselben bildet gleichsam die Peripetie der Läuterung. Diese Zustände werden mit der größten objektiven Kunst entwickelt, man sieht ein Anwachsen der Verbitterung, einen Kampf und eine Resignation. Darum sind auch reine Gedankengedichte dieser Reihe voll Poesie, weil sie aus dem reinmenschlichen Bedürfnis nach Klärung entstanden sind. Reicher an Bildlichkeit und überhaupt gemäßigter

als die folgenden ist der erste Cyklus „Marianne,“ da folgt ein liebenswürdiges Kinderbild dem andern; auch ist der Ton verhältnismäßig heiterer:

Wie hast du nur hinweg dich stehlen können
Aus dieser Lichtwelt, ohne — böses Kind! —
Mir einen Scheideliebesblick zu gönnen!
Hast, da ich arglos ferne war, geschwind
Dich fortgeschlichen, ohn' ade zu sagen,
Und ich in Thränen suche nun mich blind!
Sonst, wenn du frühe schon an Sommertagen
Spazieren gingst und ließest dich hinab
Die Treppe nur bis in den Garten tragen,
Da klopftest du, bis ich dir Einlaß gab,
Und botst das Mäulchen mir, bewegtest winkend
Schalkhaft das kleine Händchen auf und ab.
Und ich von deinen Lippen Freude trinkend,
Zog dich ans Herz und gab dich zögernd frei,
Mich aller Väter glücklichsten bedünkend.
Nun brachst du scheidend mir das Herz entzwei.

Oder der Dichter gedenkt der Vaterfreuden bei dem ersten Versuche des Mägdleins zu tanzen, wie er sie auf den Arm nahm, mit ihr herumhüpfte und die Kleine immer mehr, mehr! bat, wie die Eltern stolze Pläne machten: „Wie über sechzehn Jahr wir nächtelang dasitzen würden, unsern Schatz bewachend“ — und nun! Oder er gedenkt ihres Stimmchens, das ihn täglich weckte, und nun soll er den Tag, den sonnenlosen, überleben, wo man erwacht ist ohne Lerchenschlag! Endlich in der achten Elegie das Glaubensbekenntnis, in welchem Heyse sein ganzes Heidentum offenbart:

Fassung? — Ich bin gefaßt. — Geduld? — Ich dulde.
Aufbäumen wider das gewalt'ge Muß
Ist eine Thorheit, die ich nicht verschulde.
Ich weiß, in strenger Kette, Schluß an Schluß,
Reiht sich der Wandel aller ird'schen Dinge,
Und unaufhaltsam rinnt des Werdens Fluß.
Nur daß zum Danken ich die Lippen zwinge,
Wenn ich beraubt ward, daß ich, wenn der Geier
An meiner Leber zehrt, Tedeum singe,
Daß hinter jenem nie gehobnen Schleier
Ich eine Macht mir träume liebevoll
Und Huldigung ihr stamml' in frommer Feier:
Das fordre niemand. Weder Haß und Groll,
Noch minder Liebe trag ich jenem Einen,
Der alles ist und wirket, was er soll.
Ich bin ein Teil von ihm, samt allem Meinen.
Wie winzig ihm, der auf das Ganze denkt,
Muß des Atoms, des Stäubchens Weh erscheinen! . . .
. . . Und ihm, dem Unerforschlichen, der nie
Mir brechen will sein unnahbares Schweigen,

Ihm sollt' ich kindlich liebewarm das Knie
Umfassen, gut' und böse Gabe danken,
Im Wahn, daß er sie väterlich verlieh?
Niemals! Uns trennen himmelhohe Schranken.
Muß er mich leiden lassen, sei's darum!
Dem Weltall dient vielleicht des Wurmes Kranken.
Doch eh' mir seine Weisheit das Warum
Nicht offenbart, schweigt mir von Vatergüte!
Wo blieb' ein Vater seinem Kinde stumm,
Wenn schon aus einem Wort ihm Trost erblühte?

Ob wohl der Dichter da noch weit entfernt ist vom Pessimismus, mit dem er, ein gewiß historisch bedeutsamer Typus, oft so mächtig ringt? Denn die hier entwickelten Gedanken, welche das Gegenteil von der religiösen Gläubigkeit an die Existenz einer sittlichen Weltordnung bekunden, das Gegenteil von der frommen Ergebung in den unerforschlichen Willen Gottes, sind einmal eben der dichterische Ausdruck des Pessimismus, welcher ja aus der Verzweiflung an die Einheit von Natur und Sittlichkeit entspringt, und dann keineswegs bloß vereinzelte Stimmung des Dichters, sondern wiederholt ausgesprochene Überzeugung. In dem dritten Cyklus, der die im ersten und zweiten berührten Motive wiederbringt, befindet sich ein „Fragment," welches in andern Bildern im Grunde dieselben Gedanken ausspricht:

Des ungewordenen
Allvaters Kronos
Weltalte Zwillingstöchter,
Natur und Schicksal —
Feindlichere Schwestern
Sah nie das Licht.

Wenn die Jüngere,
Die Lebengebärerin,
Kräftesprühend
Ihre Geschöpfe
Mit mannichfaltigen
Gaben segnet,
Oder gedankenlos
Ihr Geschenk
Durch Widerstreitendes
Wieder zerstört:
Nicht Tück' und Neid,
Nur der Unbedacht
Spielender Kraft
Macht sie furchtbar
Ihren Geschöpfen. . . .

Aber die Ältere,
Die nie ein Götter-
Und Menschenauge
Lächeln sah,
Die finstere Heimarmene, —
Was sie thut,
Ist immer unhold,
Ob es auch gut wäre;
Denn alles Seelenvolle,
Gütige, Zarte
Ist ihr fremd.

Doch sieht sie wen,
Dem ihre Schwester
Liebgesinnt war,
Den sie mit ihrer Gaben begehrtesten,
Liebenswertesten ausgestattet,
Ergrimmt die Arge,
Da, wer geliebt wird,
Ihrer spotten mag.
Solche zu verderben
Sinnt sie tückisch. . . .

Diese Anschauung vom Gegensatze zwischen der launischen, also sittlich indifferenten Natur und dem tückisch, also sittlich bewußt bösen Schicksal, giebt dem Schopenhauerschen Pessimismus kaum etwas nach, und der Dichter kennt sich

selbst nicht, wenn er in einem Sonett denselben ablehnt (Ob in der argen Welt). Und doch, wie natürlich erscheint uns dieses Glaubensbekenntnis Heyses! Wie sehr im Einklang mit seinem ganzen künstlerischen Wesen! So wollen wir ihn auch nicht auf pedantisch philosophische Weise in etwaige Widersprüche verfolgen, sondern ihn als jene vollkommene künstlerische Einheit nehmen, als die er uns erscheint; denn nur der Künstler in ihm ist es, welcher die unbewußt schaffende Natur dem nüchtern richtenden Schicksal feindlich gegenüberstellt, und es ist ganz künstlerisch, wenn er in jenem Sonett gegen die Optimisten und Pessimisten Stellung nimmt:

Ich hab', indes ich wandelt' hier auf Erden,
Vom Süßesten und Bittersten genossen
Und kenne dieses Daseins Stärk' und Schwächen.

Im Einzlen hoff' ich klüger noch zu werden,
Doch über's Ganze bin ich fest entschlossen
Superlativisch niemals abzusprechen.

Und kann er sich nicht entschließen, objektiv an eine sittliche Weltordnung zu glauben, so trägt er doch als Frucht des schweren Leides, welches er erfahren, die Liebe zur Menschheit und zur Welt davon.

So früh hab' ich zurück dich geben müssen
Ans All, aus dem du flüchtig aufgetaucht;
Nun kann der Trost nur meinen Gram versüßen,
Daß aus dem All zurück dein Wesen haucht —

damit schließt der Dichter seine Elegien an Marianne und ähnlich die an seinen Ernst:

Zu herzlich hing mein Herz an diesem Knaben.
Nun sei die Menschheit meines Lieblings Erbe,
Auf daß der Schatz, den ich für ihn gespart
An Liebeskraft, nicht herrenlos verderbe.

In dem neunten „Reisebriefe“ (an Wilhelm Hemsen), in welchem Heyse anmutig dem Freunde aus Rom berichtet, daß er dieselbe Wohnung innehabe, in welcher Goethe vor neunzig Jahren sich aufgehalten, wirft er die Frage auf, wie es Goethe getragen haben würde, wenn ihn so Herbes getroffen hätte.

Hätt' ein Gott ihm gegeben, auch das vom Herzen zu singen,
Sein verlornes Geliebtes mit dichtender Kraft zu verew'gen?

Es ist bekannt, daß auch Goethe Unglück in seiner Familie hatte, daß ihm Kinder gestorben sind, und daß er in gewaltigem Schmerze sich zu Boden warf, als er die Nachricht vom Tode seines ersten Kindes empfing. Aber charakteristisch für seine Kunst: ein Gedicht darüber scheint er, soviel bekannt ist, nicht geschrieben zu haben. Für Heyses lyrische Kunst wurden die schweren Leiden jener Ereignisse Anlaß zu glänzendster Entfaltung, und nicht bloß der Unter-

schied der Zeit, sondern auch des ganzen Charakters der beiden Kunstübungen spricht sich in diesen Verschiedenheiten aus. —

Noch zu zahlreichen Bemerkungen böte die Sammlung Anlaß, denn Heyse hat in allen Gattungen der Lyrik sich versucht: er hat „Landschaften mit Staffage“ geschrieben, ein Titel, der ein poetisches Prinzip in sich verbirgt; er hat eine größere Anzahl Epigramme auf „Kunst und Künstler“ gedichtet, „Vermischte Gedichte,“ unter denen die feinfühligen, verständnisreichen „Dichterprofile“ sich finden, endlich eine Reihe Balladen und kleinere Erzählungen, die zu dem Besten gehören, was wir besitzen. Insbesondre ist das „Festmahl des Alten“ wegen seiner klassischen Schönheit hervorzuheben. Doch auf alles dieses können wir in dieser Skizze des Heyseschen Geistes nicht mehr eingehen, wir müssen uns mit dem kurzen Hinweis darauf begnügen. Aber selbst diese Skizze wird hoffentlich das Urteil motivirt haben, daß wir mit Heyses Gedichten eine bedeutsame und in sich selbst individuell vollendete lyrische Erscheinung in die Reihe der deutschen Lyriker einzuordnen haben.



Die Leipziger Gewandhauskonzerte.

(Schluß.)



ie festlichen Abende der Einweihung des neuen Leipziger Konzerthauses sind vorüber, und alle Sorgen und Befürchtungen, die man wegen der Akustik des Saales gehegt hatte, sind in nichts zerronnen: „es klingt wundervoll“ — das ist das Urteil, das man aus aller Munde hören kann. Nicht nur der rauschende Strom des vollen Orchesters, auch jedes einzelne Instrument, nicht nur ein breites und getragenes Bläserforte, auch die zartesten und flüchtigsten Geigenpassagen, nicht nur die Instrumentalmusik, auch der Gesang, und nicht nur der volle Chor, sondern auch die einzelne Männer- oder Frauenstimme — alles klingt gleichmäßig klar, deutlich und schön. Dieses Ergebnis ist umso überraschender, als die Einrichtung des Saales noch in den letzten Wochen, wo freilich die Gerüste noch standen, selbst die Nächststehenden und Eingeweihten nicht mit voller Zuversicht erfüllte. Um den ganzen Saal läuft in mäßiger Höhe eine Galerie, die zwar an den Langseiten nur bescheiden vorspringt, an den Schmalseiten aber sich verbreitert, weil sie hier auf der einen Seite, über dem Orchester, in den Orgelchor übergeht, auf der andern, dem Orchester gegenüber, zu einer tiefen Mittelgalerie sich erweitert; über dieser Mittelgalerie erhebt sich außerdem noch

ein ziemlich weit ausladender Balkon. Vergleicht man diese Einrichtung mit dem völlig schachtelförmig gebauten alten Saale, dessen Galerien und Logen gleichsam hinter der durchbrochenen Schachtelwand liegen und in welchem die Schallwellen völlig ungehindert an den glatten Wänden hinstreichen können, so mußte man allerdings wegen des Einflusses, den namentlich die vorspringenden Galerien des neuen Saales auf die Schallwellen haben würden, in einiger Besorgnis sein. Der Klang erweist sich aber überall auch bei großer Kraft so rund, weich und edel, daß man sich unwillkürlich fragt, ob die Rede von der unvergleichlichen Akustik des alten Saales nicht am Ende eine bloße fable convenue gewesen.

Freilich wollen wir nicht übersehen, daß zu dem überraschend günstigen Ergebnis, welches die ersten Konzerte geliefert haben, auch der überraschende Eindruck beiträgt, den die reiche künstlerische Ausschmückung des imposanten Saales auf jeden Besucher gemacht hat. Als die ersten Takte Beethoven erklangen, hatte man das Gefühl wie Goethes Sänger:

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch, hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

In den schlichten, anspruchslosen Räumen des kleinen alten Saales mit seinem gedämpften Lichte und seinen verdeckten Logen wurde das Auge durch garnichts in Anspruch genommen, höchstens durch einen oder ein paar in nächster Nähe mechanisch wedelnde Damenfächer — eine recht abscheuliche Unsitte mancher Konzertbesucherinnen —; nur das Ohr war beschäftigt. Anders im neuen Saale. Hier heißt es: Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae; eine Flut von Licht ergießt sich bis in die äußersten Ecken und Winkel, nirgends, vielleicht mit Ausnahme einiger Sitze unter der Galerie, ist ein Plätzchen, wo man behaglich in recessu lauschen könnte, das ganze Publikum sitzt wie auf dem Präsentirteller, und dazu nun die Farbenpracht der Decken- und Wandmalereien, der Glanz der Orgel und der Kronleuchter — ist es ein Wunder, wenn die Sinneseindrücke sich anfangs vermengen, die Wonne des Schauens und die Wonne des Hörens in einander fließen? Die Zeit erst wird hier volle Klarheit schaffen, und sie wird es jedenfalls bald thun. An nichts gewöhnt sich ja der Mensch schneller als an eine prächtige Umgebung; ist diese Gewöhnung erst erfolgt, dann wird sich mit voller Bestimmtheit sagen lassen, ob der erste Gesamteindruck auch der richtige gewesen. Wir zweifeln indes nicht daran, daß dies der Fall sein wird, und darum stimmen wir schon jetzt mit vollem Herzen in die Siegesfreude ein, die alle Beteiligten ob des gelungenen Werkes erfüllt.

Eben diese rasche Gewöhnungsfähigkeit des Menschen legt aber noch einen andern Gedanken nahe. Die Konzertdirektion hat mit den drei Einweihungskonzerten (Ouvertüre „Die Weihe des Hauses,“ Psalm von Mendelssohn und Neunte Symphonie im ersten, der Messias im zweiten, Haydns Es-dur-Sym-

phonie, die große Leonorenouvertüre und Schumanns D-moll-Symphonie im dritten Konzert) einen vielverheißenden Anlauf genommen zu einer Regeneration der Konzertprogramme, wie sie dem neuen Hause und — notabene! — den neuen Eintrittspreisen gegenüber doppelt notthut; für fünf Mark mag niemand mehr ein Theegesellschaftsprogramm hören. Auch die Ausführung war vollendet, zum Teil hinreißend schön. Das war wieder ganz das alte Gewandhausorchester aus den Tagen, wo David mit seiner grimmigen Miene und seinem feurigen Bogenstrich am ersten Geigerpulte stand. Hoffentlich bleibt es nicht bei diesem vereinzelten Anlaufe. Sonst möchten Stiftungsanteile und Anlehensscheine bald für ein Billiges zu haben sein, denn über eine Rückkehr zu den Schablonenprogrammen der letzten Jahre dürfte sich das Publikum durch alle Pracht des neuen Hauses doch nur kurze Zeit hinwegtäuschen lassen.

Aber wir hatten ja versprochen, noch einige Mitteilungen aus unsrer trefflichen Festschrift zu machen. Freilich: was soll man auswählen? Wo man nur den Finger hineinsetzt, liegt reiches Material, und die Freunde der Musikgeschichte werden lange an dem Bande auszuschöpfen haben. Ein besonders interessantes Kapitel ließe sich schreiben über „Mendelssohn und Schumann in Leipzig": vielleicht behandeln wir das später einmal. Heute wollen wir nur in Kürze zeigen, wie lehrreich eine gründliche Konzertgeschichte für die Beurteilung gewisser musikalischer Tagesfragen werden kann. Auch auf diesem Gebiete erweist sich die Geschichte — wenn man ihre Stimme nur hören will — als eine Lehrmeisterin ersten Ranges.

Der erste Teil der Dörffelschen „Statistik" zählt nicht weniger als 868 Komponisten auf, von denen im Laufe eines Jahrhunderts Kompositionen in den Gewandhauskonzerten aufgeführt worden sind. Dabei sind allerdings nicht bloß die von der Konzertdirektion veranstalteten Konzerte, sondern auch die sämtlichen (755) Extrakonzerte berücksichtigt, die innerhalb des behandelten Zeitraumes im Gewandhaussaale stattgefunden haben, und mit Recht; denn da die Konzertdirektion zu diesen Extrakonzerten den Saal zu vergeben hat, und da sie bei der Verfügung darüber sich nie durch die Rücksicht auf pekuniären Gewinn, sondern immer nur durch die Rücksicht auf die darum anhaltenden Künstler und die von ihnen zu erwartenden Leistungen hat leiten lassen, weil sie für das, was im Gewandhaussaale geboten wird, stets eine gewissermaßen moralische Verantwortlichkeit zu haben geglaubt hat, so sind auch die Extrakonzerte in den Rahmen der Gewandhauskonzerte mit hereinzuziehen und können bei einer Statistik derselben nicht beiseite gelassen werden.

Von diesen 868 Komponisten sind wohl die meisten dem heutigen Geschlechte unbekannt. Ihre Namen stehen im musikalischen Konversationslexikon, einen Teil von ihnen kennt der Musikhistoriker, aber von ihren Werken wird nichts mehr aufgeführt. Was Dörffel von dem Eröffnungskonzert vom 25. November 1781 sagt, nachdem er das Programm aufgezählt: „Wir kämen heute in die

größte Verlegenheit, wenn wir nur eine einzige Note von all diesen damals trefflichen Werken herbeischaffen sollten," das gilt auch noch von hunderten der später aufgeführten Werke, sie sind verschollen und vergessen. Und dieses Loos hat keineswegs nur die kleinen und kleinsten Geister getroffen; auch solche, die in dem Dörffelschen Verzeichnis fett gedruckt sind, und unter deren Namen eine lange Liste aufgeführter Werke steht, die also zu ihrer Zeit sich einer gewissen Popularität erfreuten, sind aus dem heutigen Musikleben völlig verschwunden. Wer fragt noch nach Hasse, Naumann, Gyrowetz, Paer, Cimarosa, Paisiello, Righieni, Sacchini, Salieri, Sarti u. a.?

Doch wir brauchen garnicht zurückzugehen bis an das Ende des vorigen oder den Anfang unsers Jahrhunderts, nein, Erscheinungen, die uns zeitlich noch viel näher stehen, geben uns die gleiche Lehre. Wie ist Friedrich Schneider, der Dessauer Kapellmeister, der Komponist des „Weltgerichts," seiner Zeit gefeiert worden! Seine Symphonien und Ouvertüren kehren in den ersten vier Jahrzehnten unsers Jahrhunderts fort und fort in den Programmen wieder; dann erscheint er 1848 noch einmal mit einer neuen Symphonie, 1854 führte man noch einen Psalm von ihm „zum Gedächtnis des Komponisten" auf (gestorben 23. November 1853), 1856 noch eine Hymne für Männerstimmen, 1859 seine Ouvertüre über das Gaudeamus; seitdem ist er aus den Programmen verschwunden. Fast genau so ist es Ludwig Spohr ergangen. Einige seiner Violinkonzerte werden zwar noch lange zu den Lieblingen unsrer großen Geiger zählen, aber seine Symphonien, seine Ouvertüren und sonstige Opernnummern und zahllose kleinere Kompositionen, die früher jahrzehntelang die Programme geschmückt haben, sind in der letzten Zeit seltener und seltener geworden, und wie lange wird es dauern, so fragt auch nach ihnen niemand mehr. Die „Weihe der Töne" ist 1869 zum letztenmale gespielt worden, nachdem sie von 1834 bis 1860 sechzehn Aufführungen erlebt hatte, von 1834 bis 1839 sogar jedes Jahr gespielt worden war.

Aber wir können noch näher an die Gegenwart herangehen und gewahren selbst da dieselbe Erscheinung. Julius Rietz hat drei Symphonien und mehrere Ouvertüren geschrieben, die in den vierziger und fünfziger Jahren sehr gern gehört wurden. Dann kamen sie seltener, und endlich fielen sie ganz aus. 1877 wurde noch einmal „zur Erinnerung" an ihn (gestorben 12. September 1877) seine Konzertouvertüre und seine Es-dur-Symphonie gespielt — seitdem nicht eine Note wieder, und Rietz ist von 1848 bis 1860 der Dirigent der Gewandhauskonzerte gewesen! Diese Konzerte „zur Erinnerung" oder „zum Gedächtnis" scheinen etwas Ominöses zu haben; es ist, als ob mit ihnen gerade die Erinnerung zu erlöschen anfinge.

Und giebt es nicht selbst Lebende, deren Ruhm schon halb verblichen ist? Wie ist es mit Gade, mit Hiller, mit Lachner? Es ist bitter, daß man es sagen muß, aber wir sprechen ja keine persönliche Ansicht aus, es sind die

gemeinen Zahlen unsrer „Statistik," welche reden. Gade erschien zuerst 1842 mit seiner Ouvertüre „Nachklänge aus Ossian," welche von Spohr und Schneider des von dem Musikverein in Kopenhagen ausgesetzten Preises für würdig befunden worden war, 1843 mit seiner C-moll-Symphonie, die „einen Beifallssturm hervorrief, wie er einem bis dahin unbekannten Werke noch nie zuteil geworden war." Beide Werke sind dann oft gespielt worden, aber seit 1872 die Ouvertüre nicht mehr, seit 1873 die Symphonie nicht mehr. Von späteren Werken Gades hat sich die A-moll- und die B-dur-Symphonie und die Schottische Ouvertüre „Im Hochland" bis in die Gegenwart herein erhalten; seine zweite Symphonie aber (E-dur) hat seit 1855 keine Aufführung wieder erlebt, vier andre, die in der Zeit von 1853 bis 1872 erschienen, sind überhaupt nur je einmal aufgeführt worden! Von Ferdinand Hiller giebt es Kompositionen die schwere Menge, Ouvertüren und Chorwerke, die alle nur eine, höchstens zwei Aufführungen im Gewandhause erlebt haben. Ein etwas freundlicheres Loos ist den sieben Lachnerschen Suiten beschieden gewesen; namentlich die zweite in E-moll, unzweifelhaft freilich die reichste und gehaltvollste von allen, ist seit ihrem ersten Erscheinen (1864) immer wieder an die Reihe gekommen, erst vor wenigen Wochen noch; aber wer fragt noch nach den fünf Lachnerschen Symphonien aus den Jahren 1834 bis 1853? keine von ihnen ist im Gewandhause öfter als einmal gespielt worden.

Schneider, Spohr, Rietz, Gade, Hiller, Lachner — welche Reihe glänzender Namen, und doch so schnell veraltet und veraltend! Und nun blicke man hin auf jenes leuchtende Dreigestirn: Haydn, Mozart, Beethoven! Was hat ihnen der Wechsel der Zeiten anhaben können? Stehen sie nicht wie die ewigen Götter an den festgegründeten Ufern des Stroms, während unzählige andre im Strome treiben und über sich ergehen lassen müssen, was der Dichter als das Menschenloos schildert:

Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Als vor hundertunddrei Jahren die Gewandhauskonzerte gegründet wurden, zählte Haydn neben vielen andern bereits zu den Lieblingen der Musikfreunde — schon auf dem dritten Programme (6. Dezember 1781) erscheint eine Symphonie von ihm. Und auf dem dritten der drei Einweihungskonzerte in voriger Woche stand an der Spitze wiederum eine Haydnsche Symphonie, und sie rief das reinste Entzücken hervor, als wäre sie ein Werk von gestern. Nicht als „Ausgrabung," nicht als Bestandteil eines „historischen" Programms wurde sie gespielt, nein, sie gehörte von Rechtswegen in dieses Programm, an die Seite von Beethoven und Schumann, das fühlte jeder.

Sehr anziehend ist es, an der Hand unsrer Statistik zu verfolgen, wie Mozart und namentlich wie Beethoven allmählich Boden gewonnen hat. Bei

Beginn der Gewandhauskonzerte erscheint Mozart nur vereinzelt, er war damals in Norddeutschland noch wenig bekannt. Am 24. Januar 1782, wo sein Name zum erstenmale auf dem Programm steht, mit einer Symphonie, mußte man, um Verwechslungen mit seinem Vater Leopold Mozart vorzubeugen, dessen Ruf damals weitverbreitet war, noch den Zusatz machen: „vom jungen Mozart.“ Dann blieb er bis 1786 gänzlich unbeachtet. Im Theater lernte man allerdings 1784 die „Entführung,“ 1785 „Figaros Hochzeit“ kennen, im Gewandhause mit größeren Instrumentalwerken erscheint er aber erst 1786 und dann erst 1790 wieder. Umso schneller verbreitete sich der Glanz seines Genius in den neunziger Jahren: Symphonien, Opernbruchstücke, Klavierkonzerte, das Requiem folgen da rasch aufeinander. Und nun am Ende der neunziger Jahre, am Michaelistage 1799 zum erstenmale Beethoven! „Madame“ Schicht, die Frau des Musikdirektors Schicht, die ehemalige Costanza Valdesturla, die volle siebzehn Jahre als Sängerin bei den Gewandhauskonzerten engagirt war, trug zum erstenmale die Arie Ah perfido! vor.

Folgende Tabelle mag veranschaulichen, in welcher Reihenfolge und in welchen Zwischenräumen die hervorragendsten Werke Beethovens entstanden, beziehentlich bekannt geworden sind; die Tabelle verzeichnet die erste Aufführung jedes der genannten Werke im Gewandhauskonzert.

1801	26. Novbr.	Erste Symphonie.
1802	25. Febr.	Septett.
	16. Mai	C-dur-Konzert.
1804	29. April	Zweite Symphonie.
	7. Oktbr.	Ouvertüre zu „Prometheus.“
	22. Novbr.	C-moll-Konzert.
1807	29. Jan.	Sinfonia eroica.
1808	18. Febr.	Tripelkonzert
	8. Mai	Ouvertüre zu „Coriolan.“
1809	9. Febr.	Fünfte Symphonie.
	23. April	G-dur-Konzert.
1810	18. Oktbr.	Ouvertüre zu „Leonore“ (No. 3).
1811	7. März	Vierte Symphonie.
	28. Novbr.	Es-dur-Konzert.
1813	28. Jan.	Phantasie für Pianoforte mit Orchester und Chor.
	11. März	Oratorium „Christus am Ölberge.“
1815	16. Febr.	Ouvertüre zu „Egmont.“
1816	8. Febr.	Pastoralsymphonie.
	12. Dezbr.	Siebente Symphonie.
1818	22. Jan.	Achte Symphonie.
	19. Febr.	Ouvertüre zu „Fidelio.“
1821	8. März	Musik zu „Egmont.“
1822	21. Novbr.	Ouvertüre zu den „Ruinen von Athen.“
1826	30. März	Neunte Symphonie.
	9. April	C-dur-Ouvertüre.
1827	1. März	Ouvertüre „Die Weihe des Hauses.“

Sehr dankenswert ist es, daß der Verfasser unsrer Festschrift sich der Mühe unterzogen hat, die „Urteile der Zeitgenossen" über diese ersten Beethovenaufführungen hervorzusuchen. Anfangs war es Rochlitz, später Fink, die über die Gewandhauskonzerte in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" berichteten. Wir können es uns nicht versagen, von ihren Kritiken hier ein paar Proben mitzuteilen.

Über die zweite Symphonie, die für unsre heutige Auffassung des ganzen Beethoven noch wie an der Schwelle seiner Schöpferthätigkeit zu stehen scheint und die uns noch stark an Haydn und Mozart gemahnt, schreibt Rochlitz: „Sie ist ein merkwürdiges, kolossales Werk, von einer Tiefe, Kraft und Kunstgelehrsamkeit wie sehr wenige, von einer Schwierigkeit in Absicht auf Ausführung, sowohl durch den Komponisten, als durch ein großes Orchester, wie ganz gewiß keine von allen jemals bekannt gemachten Symphonien. Sie will, selbst von dem geschicktesten Orchester, wieder und immer wieder gespielt sein, bis sich die bewundernswürdige Summe origineller und zuweilen höchst seltsam gruppirter Ideen enge genug verbindet, abrundet und nun als große Einheit hervorgeht, wie sie dem Geiste des Komponisten vorgeschwebt hat; sie will aber auch wieder und immer wieder gehört sein, ehe der Zuhörer, selbst der gebildete, imstande ist, das Einzelne im Ganzen und das Ganze im Einzelnen überall zu verfolgen und mit nötiger Ruhe in der Begeisterung zu genießen — zu geschweigen, daß sich doch jeder an so ganz eigentümliches, als hier fast alles ist, erst ein wenig gewöhnen muß." So schwer und tief erschien jenem Geschlecht eine Musik, die uns heute fast kindlich einfach anmutet.

Über die fünfte Symphonie schreibt Rochlitz: „Der erste Satz ist ein sehr ernstes, etwas düsteres, gleichsam unter sich hin brennendes Allegro, in der Empfindung wie in der Ausarbeitung edel, gleich und fest gehalten, und bei vieler Eigenheit einfach, streng und ganz regelmäßig behandelt — ein würdiges Stück, das selbst denen, welche der älteren Weise, die große Symphonie zu bearbeiten, anhangen, reichen Genuß gewähren wird. Das Andante ist ganz eigentümlich und sehr anziehend aus den heterogensten Ideen — aus sanft schwärmerischen und rauh kriegerischen — geordnet und in seiner Art durchaus für sich allein stehend. Bei allem Anschein von Willkür ist doch viel Studium, sicherer Überblick des Ganzen und sehr sorgsame Ausarbeitung in diesem wunderbaren Satze zu erkennen. Das darauf folgende Scherzando (das ganz vollkommen auszuführen einem starkbesetzten Orchester kaum möglich ist) haben wir, wir müssen es gestehen, seiner gar zu wunderlichen Launen wegen noch nicht recht genießbar finden können; man weiß aber, daß es mit solchen Produkten in der Kunst geht, wie — wenn uns dieser Vergleich erlaubt ist — mit den Raffinements der verfeinerten Kochkunst: man muß sich durch wiederholten Genuß erst dafür empfänglich gemacht haben, wo sie einem dann oftmals nur allzulieb werden. Das Finale ist ein so stürmischer Erguß einer mächtigen

Phantasie, wie derselbe schwerlich in einer andern Symphonie gefunden wird. Von dem, was eigentliche Ausführung heißt, ist hier weniger die Rede; aber die Gewalt der einander immer von neuem bekämpfenden Empfindungen, die immer erneuten Kontraste, welche überdies meistens einander aufs schärfste an die Seite gesetzt sind, die immer wiederkehrende Überraschung, welche durch jenes, sowie durch die Fremdartigkeit der Ideen und deren ganz ungewöhnliche Zusammenstellung, Folge und Vermischung bewirkt wird — alles dies, vereinigt mit vielem Eigentümlichen und sehr Pikantem in der Benutzung der Instrumente, reizt und spannt die Zuhörer während der ganzen Dauer dieses langen Satzes so sehr und so immer von neuem, daß ihm ein glänzender Effekt überall, wo er gut aufgeführt wird, unfehlbar zuteil werden muß."

Von der neunten Symphonie endlich bekannte Fink, selbst „auf die Gefahr hin, als gehöre er zu denen, die Großes zu fassen nicht imstande seien," sie gefalle ihm nicht; es sei ihm vorgekommen, als ob die Musik auf dem Kopfe gehen sollte und nicht auf den Füßen; der Meister sei ein Geisterbeschwörer, dem es diesmal gefallen habe, Übermenschliches von uns zu verlangen; da unterschreibe er nicht. Und zwei Jahre später, nach Beethovens Tode, schrieb er, er halte das ganze Werk „für eine höchst merkwürdige Verirrung des durch seine gänzliche Gehörlosigkeit unglücklich gewordenen, nun erlösten Mannes."

Es liegt nahe, von unsrer Statistik einerseits und von der tiefgehenden Wandlung der musikalischen Auffassung, die sich seit Rochlitz und Fink vollzogen hat, andrerseits die Nutzanwendung zu machen auf das musikalische Parteitreiben unsrer Tage, das übrigens, wie wir schon vor Jahren aufs bestimmteste vorausgesagt haben, seit Wagners Tode wesentlich stiller geworden ist. Fünf Erscheinungen sind es, denen sich neben unsern Klassikern die Verehrung der Musikfreunde gegenwärtig vor allem zuwendet: Mendelssohn, Schumann, Brahms, Lißt und Wagner. Lißt können wir gleich beiseite lassen; ihn feiert ein Kreis von fanatischen Anhängern, welcher sich alljährlich einmal bei den Versammlungen des sogenannten Allgemeinen deutschen Musikvereins das Vergnügen macht, sich um seinen Abgott zu scharen, und welcher in Lißt den liebenswürdigen Menschen und den am alten Ruhme zehrenden Virtuosen mit dem schöpferischen Genius verwechselt, der Lißt bei aller Fruchtbarkeit nie gewesen. Das dauert, solange es dauert. Über Mendelssohn sind niemals Urteile gefällt worden, wie von Rochlitz und Fink über Beethoven; er eroberte sich durch die hohe Formvollendung und den ansprechenden, faßlichen Gehalt seiner Werke stets in gleichem Maße die Herzen der Kenner wie der Laien. Wieder anders verhält sichs mit Wagner. Seine Anhänger haben sich zwar oft genug seinen Gegnern gegenüber auf die Aufnahme berufen, die Beethoven anfangs gefunden. Ganz mit Unrecht. Wagner hat zahllose Angriffe erfahren, aber Urteile, wie von Rochlitz über Beethoven, Bekenntnisse eines wackern, ehrlichen, sachkundigen Musikers, der sich dem Genius beugt und bescheiden eingesteht, daß ihm nur für

jetzt noch nicht alles faßbar sei, dürften schwerlich über Wagner nachzuweisen sein. Allzugroße Tiefe ist wohl der letzte Vorwurf, der Wagners Musik zu machen wäre; wie könnte sonst die große Masse sich an ihr berauschen? Wohl aber sind genau solche Urteile, wie die von Rochlitz über Beethoven, dreißig Jahre später wieder über Schumann, fünfzig Jahre später über Brahms gefällt worden; auch an Kritikern à la Fink und an noch beschränkteren hat es ihnen nicht gefehlt. Aber auch hier hat sich später dieselbe Wandlung vollzogen oder ist zum Teil noch im Begriffe sich zu vollziehen, wie in der Beurteilung Beethovens. Als Schumanns Stern auftauchte, erschien er den spezifischen Freunden Mendelssohns wie ein bedrohliches Meteor, das am Ende den Stern ihres Lieblings überstrahlen möchte; Schumann wurde vielfach angefeindet und niedergehalten. Allmählich bequemte man sich dazu, ihn neben Mendelssohn gelten zu lassen. Dann kam gar eine Zeit, wo selbst in den Leipziger Gewandhauskonzerten der Ruf erscholl: Zu viel Mendelssohn! auf den die exklusiven Mendelssohnverehrer nur noch mit der resignirten Klage antworteten, es „werde jetzt leider Mode," geringschätzig auf Mendelssohn herabzublicken. Und heute? Nun, man vergleiche in unsrer Statistik die Namen Mendelssohn und Schumann während der Jahre 1870—1881. In diesen zwölf Jahren sind zwölfmal Mendelssohnsche Symphonien im Gewandhause aufgeführt worden, Schumannsche — einundvierzigmal! Ja, die bösen Zahlen, sie reden gar eine deutliche Sprache! Und genau so wie Schumann ist es anfangs Brahms ergangen und ergeht ihm zum guten Teil noch heute so. Aber auch hier sind wir schon mitten drin im Umschwung. Ganz wie einst bei Schumann, gewöhnen sich immer weitere Kreise, zunächst an den kleineren, faßlicheren Formen des Liedes, an die neue und eigentümliche Brahmssche Sprache; ist sie ihnen nur da erst lieb und vertraut geworden, so finden sie den Weg schon weiter.

Und wenn wir nun zu unserm Goethischen Gleichnis zurückkehren und fragen: Wer von den genannten fünf wird nach fünfzig, nach hundert Jahren bei den Göttern am sichern Ufer des Stromes stehen? so kann die Antwort nur lauten: Lißt wird vergessen sein; Wagner und Mendelssohn werden noch lange im Strome treiben, ob sie aber jemals ans Ufer gelangen werden, ist zweifelhaft, ja es ist wohl so gut wie sicher, daß sie der Zeit ihren Tribut bringen werden. Schumann aber und Brahms — sie werden am Ufer stehen bei unsern großen Klassikern. Das ist zwar nichts als eine Prophezeiung, aber doch eine Prophezeiung, für deren Richtigkeit die Statistik bereits anfängt die Beweise zu liefern. Wenn unsre Gewandhauskonzerte ihrer Aufgabe und ihrer großen Vergangenheit treu bleiben, so werden sie an ihrem Teile dazu beitragen, diese Prophezeiung wahr zu machen.





Pfisters Mühle.

Ein Sommerferienheft von Wilhelm Raabe.

(Schluß.)



Fräulein Albertine hat da ihr schmerzendes Haupt an die Brust des alten Herrn gelegt, und hat dem Vater Pfister sein Mitleid und seine Güte vergolten bis an den Tod — seinen Tod. Ja, bis zu Vater Pfisters ruhigen Abscheiden aus dieser ihm so [illegible] übelriechend und abschmeckend gewordenen Welt hat Albertine Lippoldes ihr bestes gethan, ihm seine letzten Tage leicht und freundlich zu machen, da sie dem eignen Vater nicht mehr helfen konnte.

Der liegt auch in seiner Ruhe auf dem unbekannten Dorfkirchhofe unter einem grünen Hügel, auf welchen kein Epitaphium mit Namen, Jahreszahlen und sonstiger Steinmetzarbeit drückt, welchen also kein Litteraturgeschichten-schreiber und Interviewer post mortem so leicht wohl finden wird. —

Mein Vater blieb fest bei seinem Wort. Er steckte, nachdem Samse sein Schild von unsrer Thür herabgenommen hatte, nicht wieder einen grünen Busch über seinen Thorweg. Nicht zu Ostern und auch nicht zu Pfingsten. Fräulein Albertine hatte den Mühlgarten den nächsten Sommer ganz für sich allein.

Nur mit dir, Ebert, wenigstens während eines Teils, als du vor deinem Examen saßest, und ich hätte wohl Grund, heute noch ein wenig eifersüchtig zu sein, sagt Emmy, fügt aber hinzu: Nun, da ist es denn freilich ein Glück gewesen, daß Doktor Asche schon vorhanden war. —

Doktor Adam Asche ließ sich den ganzen Sommer über nicht in Pfisters Mühle blicken. Er baute am Ufer der Spree weiter an seinem Vermögen und seiner sonstigen nähern und fernern Zukunft, und ließ nur von Zeit zu Zeit in etwas unbestimmter Weise in seinen Briefen an mich „alle unter Vater Pfisters Dache freundlichst grüßen."

Merkwürdigerweise schrieb er damals ziemlich häufig an mich, er, der sonst in dieser Hinsicht (außergeschäftlich) alles für seine Korrespondenten zu wünschen übrig ließ. Ich aber häufte nun für seinerseits früher begangene Unterlassungssünden feurige Kohlen auf sein Haupt, antwortete rasch und ausführlich und unterhielt ihn stets aufs genaueste über meine Zustände, Hoffnungen und Befürchtungen.

Darüber wurde er denn von Brief zu Brief immer anzüglicher und gröber, und schien es wirklich als ein Recht zu verlangen, daß ich ihn wenigstens dann und wann zwischen den Zeilen lesen lasse. Mein Vater der „diesen schnurrigen Patron und Freund Hechelmaier" fast ebenso gern schreiben als reden hörte, ließ sich jeden Brief vorlesen, und nicht immer nahm Fräulein Albertine ihre Arbeit und verschwand unter dem Vorwande, daß sie vom Hause oder aus dem Garten her gerufen werde.

That sie es, so stieß mich Vater Pfister jedesmal in die Seite, rückte mir näher und meinte kopfschüttelnd, aber doch lächelnd:

Nun sieh mal. Soweit meine Menschenkenntnis hier von unsrer Mühle und Pfisters Vergnügungsgarten aus reicht (und es sind mancherlei Hochzeiten in unsrer Kundschaft hier unter diesen Bäumen und an diesen Tischen zustande gebracht worden), meint er es doch ungemein gut mit ihr — seelengut! Und ein so ganz übler Bursche ist er ja auch nicht, wenngleich eine feine, junge Dame wohl allerlei Kurioses an ihm auszusetzen haben mag. Sieh mal, und es wäre doch sehr hübsch und eine wahre Beruhigung für mich, wenn ihr alle dermaleinst, so gut es gehen will, noch zusammen- und aneinander hieltet, wenn mit dem alten Pfister auch seine Mühle nicht mehr auf Gottes verunreinigtem Erdboden und an seinen verschlammten Wasserläufen gefunden wird. Was der Mann da zum Beispiel von seinem stinkigen Berufe und Geschäfte schreibt, braucht dich garnicht zu hindern, dein Kapital mal mit hineinzustecken. Wie lieb wäre es mir aber dazu, wenn dann das liebe Kind da einen Strauß und Duft von meinen Wiesen euch mit dazu thäte! Du holst dir dann deine Frau mit ihrem Strauß und Blumengeruch von einem andern Garten weg; die Christine und den Samse verlaßt ihr mir auch nicht, und so ist, wenn ich nicht mehr bin, der Schaden vielleicht für Kinder und Kindeskinder nicht ganz so groß, wie ich ihn mir dachte, als sie mir Krickerode auf die Nase bauten und mir meine Lust an meinem Rade, meinem Bach, mein Leben und Wohlsein auf deiner Väter Erbe verekelten. —

Und die Räder unter uns rasselten, klirrten und klapperten, und es war ein Rauschen dazu, daß ich, wenn ich auch die Augen schloß, wie mein Weib neben mir oder die alte Christine mir gegenüber, wohl meinen mochte, die Jahre seien nicht hingegangen, ich sei noch ein Kind in meines Vaters Mühlstube und hörte das Getriebe um mich und das Wehr draußen. Ich hielt sie aber mit Gewalt offen, die Augen; ich hatte zu wenig Zeit mehr, mich dem Traum hinzugeben und mit dem Vergangenen zu spielen — die Tage in Pfisters Mühle waren vorüber, und Arbeit und Sorge der Gegenwart traten in ihr volles, hartes Recht.

Wir waren auch in Berlin viel eher, als wir es dachten. Und obgleich es heute nicht mehr die Kirchtürme der Städte sind, sondern die Fabrikschornsteine, die zuerst am Horizont auftauchen, so hindert das einen auch heute noch nicht, gesund, gesegnet und — soviel es dem Menschen auf dieser Erde möglich ist — zufrieden mit seinem Schicksale, ergeben in den Willen der Götter nach Hause zu kommen.

Gott sei Dank! seufzte Frau Emmy Pfister, sich aufrichtend und die Äuglein reibend. Gluhäugig, dann — fröhlich und glücklich blickte das Kind umher, und dann mir mit einiger dunkel aufsteigenden Befangenheit und Ängstlichkeit ins Gesicht. Wie konnte ich da anders, als meinerseits so vergnügt und behaglich als möglich auszusehen?

Dichter drängte sich mein junges Weib unter dem schrillen Gepfeife der Lokomotive an mich heran und kümmerte sich garnicht um die Leute und flüsterte:

O Herz, liebster, bester Mann, ich kann ja nichts dafür; aber ich freue mich so sehr, so unendlich auf unsre eignen vier Wände und deine Stube und meinen Platz am Fenster neben deinem Tische! Bist wohl manchmal recht böse auf mich gewesen, aber ich konnte ja wirklich nichts dafür, und habe mir gewiß selber Vorwürfe genug gemacht, wenn ich in den letzten Wochen nicht alles gleich so mitsehen und mitwissen und mitfühlen konnte wie du. Es war ja wirklich so wunderschön und das Wetter auch und die guten Stunden unter den Hecken und auf deinen Wiesen; aber — o bitte, bitte, nicht böse sein! auch manchmal so bänglich für dein armes närrisches Mädchen, deine dumme kleine Frau in deiner verzauberten Mühle, die dir garnicht mehr gehörte, und bloß mit unsern mitgebrachten Koffern und Petroleumkocher, den wir freilich nicht gebrauchten, und den geliehenen Stühlen und Tischen und Betten aus dem Dorfe, die wir so sehr nötig hatten! Und wie wird sich mein Papa freuen, daß er mich wieder in der Nähe hat bei seinem fatalen Kirchhof, wenn er es uns auch nur auf seine Art merken läßt und ein paar schlechte Witze macht. Sieh' nur gleich scharf, daß sie dir nicht die letzte Droschke wegschnappen, und ich will es dir auch so behaglich bei dir und mir machen, daß du doch denken sollst, das Beste habest du doch mitgebracht nach Berlin von Pfisters Mühle. Und wenn dein armer, lieber Papa es sehen könnte, würde er sich auch freuen, und deine gute alte Seele, deine Christine haben wir ja auch zu uns geholt aus deiner Verwüstung, und sie wird mir helfen in meinem jungen Hausstande — nicht wahr, Christine?

Helfe mir Gott — so gut ich kann! schluchzte meine greise Pflegerin, betäubt, willenlos in das Gewühl der Großstadt starrend.

Und mein Weib! War sie nicht in ihrem Rechte, wie ich vordem in Wirklichkeit in Pfisters Mühle und während der letzten vier Wochen im Traum?

Sie war während meines Sommerferientraumes nicht in ihrem Elemente gewesen, und nun fand sie sich wieder darin, und ich — wußte gottlob, weshalb ich sie auf ihres sonderlichen Papas düsterm Spaziergange gesucht und für mich hingenommen und festgehalten hatte. Sie war wieder bei sich zu Hause, und in meinem Hause (wenn es auch nur eine moderne, unstäte Mietswohnung war) ganz meine Frau, mein Weib, mein Glück und Behagen. Was ging sie eigentlich mit vollkommen zureichendem Grunde Pfisters Mühle oder gar der große unbekannte dramatische Dichter Doktor Felix Lippoldes an, da wir uns hatten? und „die gute Albertine ja gottlob auch ihren Adam und ihre neue, feste Heimat"?

Zweiundzwanzigstes Blatt.

Von Vater Pfisters Testament, der Mühle Ausgang und Fortbestehen und wozu doch am Ende das Griechische nützt.

Und da sitze ich wieder an meinem feststehenden, soliden Arbeitstisch, den ersten Packen korrigirter blauer Schulhefte auf dem Stuhl neben mir. Nun könnte ich mich selber litterarisch zusammennehmen, auf meinen eignen Stil achten, meine Frau und alle übrigen mit ihren Bemerkungen aus dem Spiel lassen und wenigstens zum Schluß mich recht brav exerzitienhaft mit der Feder aufführen. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt auch noch das ganze Ding über

den Haufen werfen und den Versuch wagen, aus diesen losen Pfisters-Mühlen-Blättern für das nächste Jahrhundert ein wirkliches druck- und kritikgerechtes Schreibekunststück meinen Enkeln im Hausarchive zu hinterlassen.

Und es fällt mir nicht ein — es fällt mir im Traume nicht ein! Ich werde auch jetzt nur Bilder, die einst Leben, Licht, Form und Farbe hatten, mir im Nachträumen solange als möglich festhalten!

So schreibe ich weiter, während ich Emmy nebenan fröhlich lachen und meine alte Wärterin und Pflegemutter „einen wahren Trost im Dasein“ betituliren höre.

Das alte tapfere Mädchen, die Christine! Sie hat gottlob ihre Beschäftigungen gefunden, die auch in Berlin sie nicht leicht zu Atem und vielem Nachdenken über das Vergangene kommen lassen! Wir haben alle unsre Beschäftigung: Emmy in ihrem Haushalt und, merkwürdigerweise, in merkwürdig viel Nachdenken über die nächste Zukunft, ich in ebendem und meiner Quinta und Doktor A. A. Asche auf Lippoldesheim oder, wie er sonst sein großes „Etablissement“ zu benamsen beliebte: Rhakopyrgos, arx panniculorum — Lumpenburg. Frau Albertine Asche, geborne Lippoldes, hat auch ihre Beschäftigung vom Morgen bis zum Abend in Lippoldesheim. —

Lippoldesheim! brummt der berühmte chemische Universalfleckenreiniger, Schön- und Neufärber. Klingt es dir nicht auch etwas affektirt, Pfister, wenn man das deutsche Drama im allgemeinen und den wackern, armen guten Teufel meinen seligen Schwiegervater im besondern dranhält? Ja, aber wie kommen Namen in die Welt! Jawohl, wie kommen Namen in die Welt? Das ist eben eine solche Frage wie die: Wo beiben alle die Bilder, Freund Adam!

Da ist er selber, Doktor Adam Asche aus Lippoldesheim und von Rhakopyrgos. Er hat Geschäfte in der Stadt gehabt, sogar Börsengeschäfte, und ladet sich bei uns ein auf kleinbürgerlich Tagesglück und setzt Emmy und Christine glücklicherweise durchaus nicht dadurch in Verwirrung. Uns ladet er ein, am Nachmittag mit ihm hinauszufahren und den Abend und den morgenden Sonntag in der „schönen Natur“ zu verbringen. Er hat die Stirn, die Umgebung seiner großindustriellen Fabrik eine „schöne Natur“ zu nennen, und wir freuen uns wirklich sehr auf dieselbe und sind bereit zu der Fahrt; auch Jungfer Christine, auf die Samse sich unmenschlich freut.

Übrigens fängt mein Ermentor merkwürdig rasch an, beleibt zu werden, und das steht ihm gar nicht übel. Seine Nachmittagsruhe hält er seit lange nicht mehr unter jedem beliebigen Busch im Felde. Diesmal liegt er auf meinem Sofa nach Tisch; aber er hält die Arme doch nach alter Weise dabei unterm Hinterkopf und behält die Zigarre auch im tiefsten, süßesten Schlummer zwischen den Zähnen — einem bemerkenswert intakten Gebiß.

Die Stunden des Sonnabendnachmittags gehören mir mehr als alle übrigen der Woche; nun schreibe ich in ihnen, während das Leben weiter wühlt, von **Vater Pfisters letzten Tagen**. —

Krickerode war rechtskräftig verurteilt worden. Das Erkenntnis untersagt der großen Provinzfabrik bei hundert Mark Strafe für jeden Kalendertag, das Mühlwasser von Pfisters Mühle durch ihre Abwässer zu verunreinigen und dadurch einen das Maß des Erträglichen übersteigenden übeln Geruch in der Turbinenstube und den sonstigen Hausräumen zu erzeugen, so wie das Mühlenwerk mit einer den Betrieb hindernden schleimigen, schlingpflanzenartigen Masse in gewissen Monaten des Jahres zu überziehen.

Das ist sehr gut für andre Flußanwohner, ob sie eine Mühle haben oder

nicht; aber Vater Pfister macht wenig Gebrauch mehr von dem durch Doktor Riechei für ihn erfochtenen Siege. Das hätte früher kommen müssen — an jenem Tage schon, an welchem er sich zum erstenmale fragte, wo eigentlich sein klarer Bach — der lustige, rauschende, fröhliche Nahrungsquell seiner Väter seit Jahrhunderten — geblieben sei, und wer ihm so die Fische töte und die Gäste verjage. Zu lange hat zuerst der alte Mann das widerwärtige Rätsel selber sich lösen wollen. Zusehr hat er sich ärgern müssen innerhalb und außerhalb seines sonst so lustigen Besitzes auf dieser Erde. Der Ärger über seine Nachbarschaft, seine Knappschaft und seine Gäste hat ihm das Herz abgefressen, und so mußte es ihm sogar zu einem Troste werden, daß „sein Junge doch nicht die alte Ehre, den alten Ruhm von seiner Vorfahren wackerm Erbteil aufrecht und im Getriebe halten könne, sondern, Gott sei Dank, einen Abweg ins Gelehrte durch die Welt einzuschlagen habe."

Und noch ein schönerer Trost ist ihm gegeben worden, daß die Sonne im Scheiden, wenn nicht so vergnüglich wie sonst, doch ebenso schön, ja noch schöner als sonst über Pfisters Mühle leuchtete: des armen, untergegangenen Poeten Kind, Albertine Lippoldes!

Es war im Herbst des Jahres, das der schlimmen Weihnacht folgte, nach welcher das heimatlose Mädchen als letzter, liebster Gast unter meines Vaters freundliches Dach eingeladen und in Zartheit und Sicherheit gebettet wurde. Ich hatte eben die Bekanntschaft meines jetzigen Schwiegervaters gemacht, und zwar infolge eines andern Miteinanderbekanntwerdens, über das sich Emmy noch heute nicht wenig verwundert stellt, wenn die Rede auf jene Zeiten kommt.

Und wir dachten doch damals noch garnicht aneinander, pflegt mein Liebchen zu sagen; aber — dem sei nun wie ihm wolle — ich ging eben schon in jenem Herbste zuerst mit Rechnungsrat Schulze auf seinem sonderbaren Spazierplatze lustwandeln, dachte aber freilich dabei an ihn selber nur soviel, als unumgänglich nötig war; was der Unterhaltung jedoch nicht den geringsten Abbruch that, sondern mich sogar bewog, so gesprächig als möglich zu sein und stets der Meinung des grauen, skurrilen Humoristen bei jedem Thema, welches er neben seinem Taxus und seinen Trauerweiden knarrend aufs Tapet brachte.

Es war zu Anfang Oktobers, und warme, sonnige Tage waren, wie die Götter sie nicht immer um diese Jahreszeit über Norddeutschland hinzubreiten belieben. Die Bäume schienen in diesem Jahre länger als sonst ihre Blätter, die Blumen, sowohl in den Gärten wie auf Vater Schulzes Friedhofe, länger ihre Blüten festzuhalten. Die Zeitungen brachten unter ihrem Vermischten in dieser Hinsicht merkwürdige Einzelheiten, und Fräulein Emmy Schulze sagte zu mir:

Nein, Herr Doktor, Papa hat ganz Recht, es ist eigentlich zu angenehm so! Und, Papa, rede nur nicht, das weiß ja jeder schon selber, daß es so hübsch nicht bleiben wird.

Auf Vater Schulzes Kirchhofe hatte mich der Briefträger aus einem der Treppenfenster der umliegenden Häuser erspäht, und kam, um mir den letzten Brief meines Vaters aus Pfisters Mühle über das Gitter zu reichen. Einen Brief in sehr veränderter Handschrift, doch im vollkommen unveränderten Stil des alten Herrn:

„Mein Junge, thust mir einen Gefallen, wenn du für acht Tage Urlaub nimmst. In Familienangelegenheiten, kannst du vorschieben. Und bring Doktor Asche möglichst mit. Hätte mit ihm auch einiges zu besprechen. Neuigkeiten nicht zu vermelden als eine Kuriosität, die ich aber auch schon öfters erlebt habe.

Eine der Kastanien am Wasser, dritter Tisch in der Reihe rechts, blüht zum andernmal.

Wir grüßen dich alle. Fräulein Albertine auch. Und sind recht gesund. Aber komm doch lieber auf ein paar Tage. Dein Vater."

Doktor Adam Asche hatte wie immer „alle Hände voll" in seinem merkwürdigen, aber gewinnbringenden Geschäft; als ich ihm jedoch diesen Brief aus der Heimat zu lesen gab, wunderte mich die Hast, mit der er ihn nahm, die Langsamkeit, mit der er ihn zurückreichte, und der Eifer, mit welchem er seine Bereitwilligkeit, mich zu begleiten, kundgab.

Er fragte durchaus nicht: Was kann der Alte mir zu sagen haben? Er nahm mich an der Schulter, schob mich aus seinem modernen Alchemistengewölbe und rief:

Packen! Sofort packen! Du thust sofort die nötigen Schritte bei Abt und Prior; ich mit meinem Reisesack bin unter allen Umständen morgen Abend auf dem Bahnhof und fahre ab. Wir benutzen den Nachtzug und sind bei guter Zeit in der Mühle. Jetzt halte mich und dich nicht länger auf, Mann. Packe dich und packe so rasch als möglich. —

Wir kamen diesmal bei hellem, klarem Himmel zu Hause an. Der leichte Dunst auf der sonnigen Ferne deutete tausendmal eher auf einen neuen Frühling als auf den nahen Winter hin. Aber man hatte uns Samse mit dem Mühlenfuhrwerk nach dem Bahnhofe geschickt, und obgleich der getreue Knecht niemals ein allzu fröhlich Gesicht machte, erschrak ich doch heftig, als ich ihm jetzt in dasselbe blickte.

Wie steht es daheim, alter Freund?

Schlimm, antwortete Samse kurzab. Hat er denn garnichts davon geschrieben?

Daß er mich und den Doktor Adam sprechen will, daß ihr alle gesund seid, und daß die Kastanien in unserm Garten zum zweitenmale blühen.

Du lieber Himmel! seufzte Samse. Da bleibt uns denn wohl nichts andres übrig, als daß wir machen, daß wir möglichst bald nach Hause kommen, um ihn leidergottes in der Hauptsache Lügen zu strafen. Vor der Apotheke muß ich doch noch mal anhalten.

Wir warfen in aller Hast unser weniges Gepäck in den wohlbekannten Korbwagen und fuhren im Trabe rasselnd durch die wohlbekannten, auch schon in der Morgensonne lebendigen Gassen der Stadt. Vor der Apotheke ließ mir Samse die Zügel, kam mit einer giftig aussehenden Arzneiflasche aus dem Hause wieder zum Vorschein und brummte seufzend:

Wenn das was helfen könnte! Ja, wenn sie es ihm vor Jahren in seinen Bach bei Krickerode hätten schütten und sein Leben und Gemüte dadurch reinlich hätten halten können! Der Doktor weiß es auch selber gut genug, daß es nur eine Komödie damit ist, und der Meister selber weiß es erst recht. Ihr Herren, fragt mich nur nicht weiter; ihr werdet ja bald selber sehen, wie es mit uns steht, trotzdem daß die Bäume in unserm Garten zum zweitenmale blühen.

Wir kamen an in Pfisters Mühle, und wir sahen selber. Das heißt, wir fanden den alten, lieben Vater zum Sterben krank in seinem Lehnstuhl, in heftigen Atembeschwerden nach Luft ringend, und doch bei unsrer Ankunft aus der Welt des Lärms, der pädagogischen Experimente, des Lumpenreinigens und des Gelderwerbens gottlob wieder mit dem alten guten Lächeln um die trostlos blauen Lippen. Wir fanden ihn reinlichst in seinem hellen Müllerhabit in seiner Urväter altem gepolsterten Eichenstuhl und zu seinen Füßen auf meiner Mutter Schemelchen Albertine Lippoldes mit einem Buche auf den Knien.

Sie hatte ihm daraus vorgelesen — aus einem von ihres Vaters Geschichtsdramen nämlich, denn — er that in seiner letzten Zeit nichts lieberes als das anzuhören, meinte Christine später. Unsereinem hielt es den Atem an, wenn man auch nur das wenigste davon verstand; aber er atmete besser dabei, und es war ihm eine Beruhigung, daß es selten einem Kaiser und König und grausamen griechischen und römischen Soldaten und allen vornehmsten Damen gegen Ende ihrer Komödien besser ergehe als dem Müller von Pfisters Mühle. —

Als bei unserm Eintritt das Fräulein erschreckt und errötend sich erheben wollte, legte ihr Vater Pfister die Hand auf die Schulter und drückte sie sanft wieder nieder. Die andre Hand streckte er uns entgegen:

Guck mal, so schnell seid ihr da? Das ist schön! Und du auch, Doktor Adam — trotzdem daß man keine Zeitung umwenden kann, ohne dich hintendrin zu finden unter Pauken und Posaunen mit deinem Mordgeschäft von Allerweltswäsche. Das ist brav! Und du, Junge, Ebertchen, nun zieh mir nur keine Gesichter; ich bin ganz zufrieden mit mir, und ebenso mit unserm klugen Herrgott, wenn der mal wieder das Beste wissen sollte, und den alten Pfister, Jacke wie Hose, in seine wirkliche, gründliche große Wäsche nähme. Ein gar lustiges Trockenwetter schickt er ja dazu schon im vorauf — die beste Luft, die er hat für 'nen Patienten wie ich. Offene Fenster den ganzen Tag und zu Mittag im Rollstuhl unterm blühenden Baum im Oktober. Was will da unsereiner mehr? ... Nun legt ab, und macht's euch behaglich, und spielt nicht mehr die Narren, wenn's euch auch einleuchtete, daß ihr zum letzten Kommers in Pfisters Mühle verschrieben seid, Kommilitonen! Helft mir Contenance behalten und tragt's euerm alten Schoppenwirt nicht nach, wenn er die letzten Jahre durch zu muffig den Philister herausgekehrt hat. Willkommen denn zum letztenmal im Bund — und sieh, Ebert, das liebe Fräulein und mein liebes Kind hier hat mich noch in die Schule genommen; und dich, Adam Asche, habe ich diesmal nicht berufen, mir meinen Mühlbach auf Krickerode zu untersuchen, sondern dich mit allen deinen Wissenschaften und Chemikalien und richtigen Begriffen von unserm Verkehr auf der Erde auch noch mal in die Schule zu geben.

O wie gern kniee ich mit umgehängtem Esel auf Erbsen, Vater Pfister! rief Adam Asche mit sehr unsicherer Stimme, und das liebe Fräulein fuhr nun doch auf und trat hinter den Stuhl des kranken Greises, wie um ihn als eine Schutzwehr oder als ein Katheder zu benutzen: ein Lachen, das ganz Pfisters Mühle in ihren besten Tagen war, verklärte das fieberheiße Gesicht des guten, schlauen, letzten Wirtes von Pfisters Vergnügensgarten. —

Zu Mittage am andern Tage, als dann wiederum diese Herbstsonne wie im vollen Sommer den leeren Garten anlachte, saßen wir am dritten Tisch in der Reihe rechts unter dem noch einmal so kurz vor dem ersten Schneefall blütentragenden Kastanienbaum, alle die wir nach gestelltem Rade und abgenommenem Schenkenzeichen noch dazu gehörten: unser lieber Meister und Vater Bertram Pfister, Fräulein Albertine Lippoldes, Doktor A. A. Asche, Jungfer Christine Voigt, Samse und ich, Doktor Eberhard Pfister; und der Vater Pfister hielt in Atemnot und bei von den Füßen aufwärts steigender Wassersucht seine letzte Tischrede in seinem Garten. Sie floß leider damals nicht so leicht hin, wie hier aus meiner Feder.

Kinder, sagte er, 's ist meine Devise gewesen: Vergnügte Gesichter! und wenn ich meine letzte Zeit durch selber keins gemacht, sondern konträr mich als ein richtiger Narr und Brummkopf aufgeführt habe, so denkt nicht daran, son-

dern denkt an den alten, richtigen fidelen Vater Pfister von Pfisters richtiger Mühle, wenn ich euch später mal bei einem Liede, oder bei Tische, oder in einer andern Wirtschaft, oder wenn ihr mal bei euern lieben Frauen und Kindern sitzet, durch den Sinn gehe. Es ist manch ein Lied hier gesungen und manch eine Rede gehalten, lustig und ernsthaft; manch eine Bowle habe ich hier auf den Tisch gestellt, und manch einer ist auch mal drunter gefallen und gelegen gewesen, und die andern haben weiter gesungen und Sonne und Mond ihren Weg unbesehen gehen lassen. Nun, Ebert, mein armer Junge, und ihr andern, liebste Freunde, macht euch garnichts draus, wenn auch ich jetzo das letzte Beispiel nachahme und unter meinen eigenen Gasttisch rutsche! . . . Rede mir keiner drein; wie es gekommen ist, weiß ich in meiner jetzigen Verfassung selber nicht ganz genau anzugeben; aber 'n bischen zuviel habe ich, und es ist ein Glück, daß ich nicht weit nach Hause habe. Der Nachtwächter, der mich unterm Arm fassen soll, steht, vom Herrgott abgeschickt, hinterm Stuhl und hat schon mehrmals gesagt: Na, wenn's beliebt, Herr Pfister! — Laß das Tuch von den Augen, Herzmädchen, dich meine ich eben nicht mit dem Wächter, mein liebes Leben! Denkt an meine Devise, ihr andern! Ja, es beliebt mir, durch alle Knochen und durch die ganze Seele. Und weil ich's weiß, daß es mit mir zu Ende geht, so wird es euch ein Trost sein, zu wissen, daß es mir eine Beruhigung ist, daß kein Fremder da unter dem Dach und hier unter den Bäumen sich auf meinen Ruf und Namen setzt, sondern daß mit dem alten Pfister es auch mit der Pfister uralter Mühle aus ist. — Nun höret mein Testament. Ihr werdet's zwar auch aufgeschrieben im Pult finden, und ich hätte auch wohl den Doktor Riechei dazu berufen können, um es euch vor meinem Bett vorlesen; aber pläsirlicher ist mir pläsirlicher, und der Baum hier über uns soll nicht vergebens zum zweitenmal seine Maienkerzen aufgesteckt haben. Es soll sein, als ob durch ihn mein Garten mir das letzte vergnügte Gesicht zu meinem letzten Willen machte! Denn sintemalen ich stets ein Mann der Ordnung gewesen bin, trotzdem daß die Welt und die Herren Studiosen mich nur als den rechten Wirt zu Pfisters Mühle ästimirt haben, so wird ja auch jetzt alles nach seiner Ordnung zugehen.

Wer selig will sterben,
Soll lassen vererben
Sein Allodegut
An's nächstgesippt Blut —

das ist ein Reim, den die juristischen Herren Studenten mir oftmals auch an diesem Tische zitirt haben, wenn unter ihnen die Rede kam auf ihrer Herren Väter Güter und so ein kleines Konto bei mir. Und so komm her, mein eigen nächstgesippt Blut, mein lieber Sohn und Doctor philosophiae Ebert Pfister, und tritt mit Verstand und Gleichmut, mit einem vergnügten Herzen, wenn auch im Moment nicht fidelen Gesichte, die Erbschaft an von Pfisters Mühle mit allem, was dazu gehört, und was zu deinem Vater in Treue gehalten hat in guten und bösen Tagen, durch Sauer und Süß, durch Sommer und Winter, durch Wohlduft und Gestänke. Darauf gieb deine Hand nicht mir, sondern der Christine da und dem Samse; oder, noch besser, leg jedem, wie sie da bei dir sitzen, den Arm 'mal um die Schulter und denke: Ich weiß, wie es der alte Mann meint!

Wollen sie am Orte, im Dorfe bleiben, was ich aber nicht vermute, so kriegt die Jungfer Christine Voigt eine volle Altjungferaussteuer an Bett, Geschirr und

Geräte nach Wahl aus ihrer Frau, deiner seligen Mutter Nachlaß, Samse Wagen und Pferd und item sein Bett und Notwendiges an Tisch und Gestühl und ein jegliches die Zinsen von einem Kapital, das dreihundert Mark abwirft, so lange sie leben. Das Nähere im Pulte schriftlich — deine sonstigen Verpflichtungen gegen meine zwei allergetreuesten Helfershelfer im Erdenvergnügen ungeschrieben auf deine Seele, Eberhard! Denn wie gesagt, ich glaube nicht daran, daß sie sich hier am Orte halten werden, da es aus und zu Ende sein muß mit meinem, deinem und ihrem Haus, Hof und Garten. Ich thäte es auch nicht und lebte unter diesen Umständen fort im Dorfe. Und nun — den schwersten Sack in den Trichter! nämlich, da mein eingeborner Junge, Namens- und Erbeserbe gänzlich aus meiner und seiner Väter Art schlug und kein Müller wurde, wofür ich jetzt nur dem Himmel danke, so wünsche ich, daß Herr Doktor Adam Asche, meines alten verstorbenen Freundes Schönfärber Asches aus der Art und wieder in die Art geschlagener Sohn und meines Jungen erster Lehrmeister in der Welt, sich auch hier der Sache annimmt und Pfisters Mühle mit allen Rechten, Werk und Zeug zu einem für alle Parteien gedeihlichen Abschluß verhilft. Denn wenn auch Doktor Riechei den Prozeß gegen Krikerode recht glorreich gewonnen hat, so fällt mir doch gerade jetzt des alten seligen Rektor Pottgießers öfteres Wort hier am Mittwochsnachmittagskaffeetisch ein, wenn einer zu einer Ehre gewünscht wurde, der nicht da war. „Ist kein Dalberg da?“ fragte er dann jedesmal im Kreise herum unter den Herren Oberlehrern und Collaboratoren und ihren lieben Damen. Es that dann nie einer den Mund auf und rief: „Hier!“ und so auch in meinem Fall. Was helfen mir alle ersiegten Gerechtigkeiten, wenn kein Dalberg und kein Pfister vorhanden ist, sie auszunutzen. So meine ich, Samse und Christine halten sich hier auf dem Altenteil und Adam Asche liegt auf der Lauer und wartet ab, bis ihm die neue Welt und Zeit das Rechte honorig bieten für die Stelle und den Wasserlauf; dann schlägt er ein, und wenn der Doktor Eberhard sein Kapital in seines Freundes neuem Geschäft anlegt, ist mir's auch recht. Für seine Mühe aber vermache ich dem Adam Asche meine Müllerart, die er sich über meinem Bette herunterholen soll, wenn sie mich herausgehoben haben, und wobei er manchmal in seinem besagten neuen Geschäft gedenken mag, wie viele Pfister die seit vielen Jahrhunderten mit Ehren in der Faust hielten.

Hier, Vater Pfister! rief mein Freund mit bebender Stimme, dabei mit merkwürdig unsicherer Hand die Hand des Greises fassend, und nun doch, als habe aus der neuen Zeit heraus jemand in eine versinkende hinein auf den fragenden Ruf: „Ist kein Dalberg da?“ geantwortet.

Gedacht hätte ich es wahrhaftig nicht, wenn ich dich in meinen Träumen über dem Gelage hängen oder auf meiner Wiese im Heu liegen sah, und noch weniger, als ich dich mir mit deiner Wissenschaft zu Hilfe rief gegen Krickerode, sagte mein Vater kopfschüttelnd, lächelnd.

Die Augen feucht, voll Thränen, doch auch voll wundervoll anmutigen Glänzens, legte Albertine Lippoldes das Kissen hinter dem alten, müden Haupte zurecht, und der alte Mann sah zu ihr auf und streichelte leise den hilfreichen Arm und sagte:

Ja, Kind, ich habe nicht ganz ohne Nutzen an diesen Tischen hinter meinen Gästen im Dasein gestanden. Zu meinem Vergnügen an der verschiedenen Unterhaltung ist es mir auch ein Vergnügen gewesen, zu lernen und zuzulernen. Und so ist es mir jetzt der beste Trost, daß ich genau weiß, weshalb wir nicht mehr

recht aufkommen gegen Krickerode, trotz aller gewonnenen Prozesse. Aus jedweder Unterhaltung im Gastzimmer und hier unter den Kastanien, zwischen Alt und Jung, Gelehrten und Ungelehrten, Bürger, Professor, Bauer und Bettelmann, Weib und Mann, wie das der Herrgott bis zu den Kindern mit dem Kreisel oder im Kinderwagen herunter durch einander gehen ließ, in Pfisters Mühle, habe ich allgemächlich abgemerkt, weshalb wir nicht mehr bestehen vor Krickerode. Und, Fräulein Albertine, meines seligen Freundes Schönfärber Asches Junge hat mir das letzte Verständnis dafür eröffnet. Denn das ist derjenige, von dem ich mir am festesten gedacht habe, daß er eher sein Herzblut hergeben würde, als die Wirtsstube und den Garten, die Wiesen, den Fluß und die Sonne von Pfisters Mühle! Denn ich habe ihn ja aufwachsen und hinbummeln sehen und auf meinem Konto gehabt von Kindesbeinen an, und es ist keiner gewesen, auch dein armer seliger Papa nicht, Kind, der mit solchem Sinn fürs Ideale seine Beine unter meine Tische oder sich ganz der Länge nach auf die Bänke oder in die Gräserei gestreckt hat, wie meines alten Kumpans, Schönfärber Aschen nachgelassener Phantastikus, Adam Asche! Da der Partei genommen hat für die neue Welt und Mode und hergekommen ist und den Kopf nicht nur in die Wissenschaft, sondern auch in die doppelte Buchhaltung, das Fabrikwesen gesteckt und Krickerode nicht bloß für mich ausgespürt, sondern es in andrer Art für sich selber an euern Berliner Mühlenbach aufgeflanzt hat, so gebe ich klein bei und sage: dann wird es wohl der liebe Gott für die nächsten Jahre und Zeiten so für's Beste halten. Fräulein Albertine, wer dieses strubbelköpfige Geschöpfe in seinem seligen Schlummer am Feldwege unterm Hagedorn bekopfschüttelt und es nachher an der chemischen Wäsche gesehen hat, und es heute in seinem Wesen und Treiben, Spaß und Ernst sieht, der muß sich bekennen, der richtige Mensch hat am Ende auch nicht die reine Luft, die grünen Bäume, die Blütenbüsche und das edle klare Wasser von Quell, Bach und Fluß nötig, um ein rechter Mann zu sein.

Hast es dem Vater Pfister kurios beigebracht, Freund Adam, wie dem Menschen alles auf dieser Erde Wasser auf seine Mühle werden kann; und auch daß du siehst, daß er dir's nicht übelgenommen, wenn du auch mal in betreff von des alten närrischen Kerls Idealem zu sehr pläsirlich den Gleichmut herauskehrtest, so will er dir jetzt zu deinem Ideal, höchstem Sehnen und schönstem Wunsch in deinem Schornsteindampf und Waschkesselqualm verhelfen — im heiligen Ernst! Nämlich es ist wohl vom vorigen Weihnachten bis jetzt in diesen Oktober zwischen mir und meinem lieben Kinde hier so von Zeit zu Zeit die Rede auf dich gekommen, Doktor, und da habe ich denn, wie gesagt, manchmal behauptet, gerade Leute von deinem Schlage würden wohl noch am ersten die Traditionen von Pfisters Mühle auch unter den höchsten Fabrikschornsteinen und an den verschlammtesten Wasserläufen aufrecht erhalten; und, Doktor Asche, Fräulein Albertine hat wirklich meiner Meinung beigepflichtet, und — na, was ist mir denn dieses? Paß auf das Geschirr, Samse; da fängt's an, heiß herzugehen unter den Kastanien — dritter Tisch, Reihe rechts! . . .

Wenn je ein Mensch zu Stein auf einem Stuhle geworden war, so war das mein guter Freund Doktor A. A. Asche. Aber nur einen Augenblick starrte er regungslos von dem alten Vater Pfister auf das junge Fräulein, und wenn je ein Mann ein hübsches, tapferes, kluges Mädchen fest in die Arme gefaßt hatte, so war das mein närrischer Freund Adam ebenfalls.

Ja, es war so auch meine Meinung, flüsterte das Kind des verloren ge-

gangenen Poeten schluchzend. Du bist sehr gut gegen mich und meinen Vater gewesen; ich aber habe zuerst dich nicht recht gekannt, und nachher nicht mehr gewußt, wie ich dir danken sollte.

Die Stimme, mit der Adam Asche jetzt nichts weiter als: Vater Pfister! rief, klang nicht im Alltagston des Gründers von Rhakopyrgos, und Vater Pfister sagte trübe lächelnd:

Das ist nicht die erste Hochzeit, die in Pfisters Mühle verabredet worden ist; aber es wird wohl die letzte gewesen sein. Halte dein Weib in Liebe und meine Axt in Ehren, Adam. Räum den Tisch ab, Samse, zieh mir die Decke um den Leib, Christine; und du, mein lieber Junge, schieb den letzten hiesigen Müller und Wirt aus seinem Garten; roll ihn ins Haus. Du hattest gottlob deiner Väter Ehrenstab und Waffe nicht vonnöten bei deinem Kopf- und Handwerk. Halte du in deiner Schule nur einfach diejenigen beim Rechten, zu denen von ihren Vätern her der Ruf von Pfisters Mühle im Liede kommen sollte! ....

Sieben Tage später ist er nach schwerem Leiden in unser aller Gegenwart sanft und friedlich eingeschlafen, mein lieber Vater, der gute fröhliche Vater Pfister. Nachher haben Adam und Albertine geheiratet, und Vater Schulze hat seine Einwilligung zu meiner Verlobung mit Emmy, wie ich vermute, mit Vergnügen, selbstverständlich jedoch nicht ohne absonderlichstes Gesperr, Gezerr und Gespreize erteilt.

Wo bleiben alle die Bilder?

Freund Asche hat wieder einmal seinen Nachmittagsschlaf auf meinem Sofa beendet; wir sind mit ihm nach Lippoldesheim hinausgefahren und sind am Sonntag Abend wieder nach Hause gekommen. Wo bleiben alle die Bilder? Hier halte ich das letzte des bunten Buches fest; für das Schicksal des Blattes Papier, auf welches es gemalt wird, übernehme ich auch diesmal keine Verantwortung. — —

Die zwei Frauen sitzen in der Veranda von Lumpenburg-Lippoldesheim unter der Klematisblüte und im Kinderlärm; die beiden Männer wandern am Ufer der Spree wie vordem zwischen dem Weidengebüsch am Ufer von Vater Pfisters Mühlbach.

Noch ein Mann wandelt von der Villa her auf uns zu und überbringt uns zarten Wunsch in nicht gerade ausgelassen vergnügter Art:

Die Herren möchten zum Thee kommen.

Das ist Samse. Er und Christine gehören vollständig zu uns; wir können uns weder Lippoldesheim noch unser Heimwesen in der Stadt Berlin, noch die Bilder, die einst waren, ohne die zwei vorstellen — denken.

Wir gehen zum Thee unter der Veranda. Nebenan klappert und lärmt die große Fleckenreinigungsanstalt und bläst ihr Gewölk zum Abendhimmel empor fast so arg wie Krickerode. Der größere, wenn auch nicht große Fluß ist, trotzdem daß wir auch ihn nach Kräften verunreinigen, von allerlei Ruderfahrzeugen und Segeln belebt und scheint Rhakopyrgos als etwas ganz Selbstverständliches und höchst Gleichgiltiges zu nehmen.

Aus der Wiege des jüngsten Asche schallt plötzlich ein heftigeres Geschrei, und Vater Asche spricht:

Der versteht's auch! Nun hör ihn nur und richte dich auf ähnliches ein, Knabe Telemachos. Höre nur das intensive Bedürfnis, seinen Willen zu kriegen! So was hilft. Das ist kein Knyzema oder Winseln, keine Ololyge oder Geschrei, kein Klauma oder Weinen, keine Oimoge, kein Odyrmos — nein, das ist

eine Bleche, ein Geblöke, ein Orygmos, ein Geheul, kurz eine Korkoryge, ein Kriegsgeschrei, das ihm sofort zu seiner Mutter Brust verhelfen wird. Da ist sie ja schon mit aufgehobenen Armen und fliegendem Hyankinthosgelock. Na, Pfister, ich denke, der Junge wird ferner gut werden, nicht aus der Art schlagen und seinem Alten keine Schande machen.

Bei allen Göttern von Hellas, wie kommst du aber zu dieser Nomenklatur des Menschen- und Kindergeschreis, von den Hyankinthoslocken deiner Albertine ganz abgesehen, Adam?

Ja siehst du (meine Frau hat sich mit dem jungen Molch und Reklamerich so fest verbissen, daß sie nicht sieht und hört), weißt du, das Handwerk ist doch zu stinkend, und selbst eine solche Hausidylle wie die unsrige reicht gegen den Überdruß nicht immer aus. Es ist aber nicht das Ganze des Daseins, alle Abende aus der Wäsche von alten Hosen, Unterröcken, Ballroben, Theatergarderobe und den Monturstücken ganzer Garderegimenter zu der besten Frau und zum Thee nach Hause zu gehen. Da habe ich mir denn das Griechische ein bischen wieder aufgefärbt und lese so zwischendurch den Homer, ohne übrigens dir hierdurch das abgetragene Zitat von seiner unaustilgbaren Sonne über uns aus dem Desinfektionskessel heben zu wollen.

Literatur.

Aus Carmen Sylvas Leben. Von Natalie, Freiin von Stackelberg. Mit zwei Bildnissen und einem Facsimile. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1885.

„Die eine Gefahr liegt darin, daß ein fürstliches Dasein in dem Genuß des vornehmsten Standes, die andre darin, daß es im dilettantischen Geistesgenuß völlig verzehrt wird.“ Dies Zitat aus dem vorliegenden Buche (Seite 93) mag als Beweis für die Berechtigung und das Interesse desselben dienen. Carmen Sylva ist ein Frauencharakter, der unter allen Umständen unsrer lebhaftesten Sympathie und unsrer wahrhaftesten Hochachtung gewiß sein könnte; daß er einer Königin angehört, muß beide Empfindungen eben um jener zitirten „Gefahren“ willen noch steigern. Und so ist es, trotz allen Talents, eben nicht in erster Linie das Talent, sondern der Charakter, den wir an Carmen Sylva verehren schon deshalb, weil nur unter seiner Aegide das Talent sich in seiner liebenswürdigen Anspruchslosigkeit entwickeln konnte. Nicht daß es eben so sehr nötig hätte, anspruchslos zu sein. Die Proben, die uns im vorliegenden Buche mitgeteilt werden, zeigen vielmehr soviel Aufrichtigkeit und Ernst des künstlerischen Wollens und soviel Sicherheit und Gereiftheit des Vollbringens, daß sie sich dadurch sehr vorteilhaft vor der modernen Lyrik im allgemeinen auszeichnen.

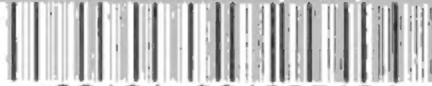
Die Verfasserin hat das wohl erwogen, und obschon sie uns von der Dichterin Carmen Sylva und nicht von der Königin Elisabeth von Rumänien erzählt, giebt sie doch vorwiegend ein Charakterbild. Freilich kein psychologisch gegliedertes und kein mit absichtlicher Kunst geordnetes. In schlichter und pietätvoller Anmut wird uns das Lebensbild der edeln Frau entrollt, der das Schicksal vergönnt hat, auf einem Throne vielseitig und umfangreich zu wirken, die aber — davon überzeugt uns das Buch — in jeder Stellung, auch in der bescheidensten, ihren Platz vollständig ausgefüllt und soviel immer möglich segensreich gewirkt haben würde. Und daß es uns davon überzeugt in seiner einfachen, ruhigen, maßvollen Art, ist ein Lob, mit dem manches anspruchsvoller auftretende Werk vollauf zufrieden sein

könnte. „Arbeit und Beruf," sagt es, ist die Rettung von jenen beiden obengenannten Gefahren. Und nun weist es uns nach, wie von kleinauf dem jungen Mädchen Arbeit und Beruf die beiden Leitsterne gewesen sind, die ihm mitten in den Lockungen einer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung eine nie versagende Einfachheit und einen im edelsten Sinne selbstbewußten sittlichen Ernst bewahrt haben. Es begleitet uns durch die Jugend der Prinzessin mit ihren mannichfachen frohen und trüben Eindrücken, durch die Verlobung, deren Geschichte allerliebst erzählt ist, durch die Ehe mit ihrem Mutterglück und Mutterschmerz bis zum Throne der Majestät, die längst vor diesem stolzen Titel als Trösterin und Helferin an den Betten von tausend verwundeten Kriegern sich den Ehrennamen einer „Mutter der Verwundeten" erworben hatte. Es läßt uns auch hie und da Zeugen sehen von dem Auftauchen dichterischer Empfindung und Darstellung aus den Einflüssen eines innerlich und äußerlich bewegten Lebens. Und das beste Zeichen für die Anmut seiner Führung ist es, wenn wir, nicht als Tadel, sondern als Wunsch, nun gestehen, daß wir speziell von diesen zuletzt erwähnten Dingen gern ein wenig mehr erfahren hätten. Das Empfindungsleben der Heldin tritt ja in ihrem sehr ernst genommenen Beruf als Fürstin selbstverständlich hinter einer thatkräftigen Wirksamkeit zurück, aber sicherlich strömt es doch innerlich umso voller und tiefer, wenn es Dichtung auf Dichtung hervorbringen kann. Von ihm also hätten wir gern mehr erfahren. Das ist eher ein Lob als ein Tadel, denn es beweist die Anziehungskraft des Gegebenen. Und so sei das Buch aufrichtig jedem empfohlen, der sich an einer der edelsten Frauengestalten das Vertrauen auf die idealen Kräfte der Menschennatur wieder stärken will. Es thut not in dieser Zeit der Beschönigung alles Flachen und Gewöhnlichen.

In Lehnspflicht. Historische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert. Von H. Brand. Kassel, Georg H. Wigand, 1884.

Wir hatten schon im vorigen Jahre Gelegenheit, auf das schöne Talent H. Brands hinzuweisen, und wir machen unsre Leser mit Vergnügen auf diesen seinen neuen Roman aufmerksam. Die Vorzüge des Verfassers, seine besonnene, objektive Lebensanschauung, sein historischer Sinn, seine reine und kräftige Charakteristik treten auch hier wieder lebendig hervor, und indem wir ein Bild der Zustände Mitteldeutschlands im Mittelalter erhalten, sehen wir zugleich Menschen, die uns interessiren, in spannender Entwicklung ihres Schicksals vor uns. Ja obwohl Thüringens und besonders Gothas Geschichte den Rahmen und Hintergrund der Ereignisse bilden, finden wir uns doch vorwiegend in Glück und Leid bestimmter Personen von unserm eignen Fleisch und Blut vertieft, und die Kunst des Dichters macht uns die eignen Empfindungen anschaulich. Der Held des Romans ist der Ritter Asmus vom Stein zu Liebenstein, der durch die gewissenhafte Erfüllung seiner Lehenspflicht in die Grumbachschen Händel verwickelt wurde; sein Leben ist nach sicheren Quellen dargestellt. Ebenso sind der Ritter Wilhelm von Grumbach, der Kanzler Christian Brück, Herzog Johann Friedrich der Mittlere und Herzogin Elisabeth, dieses Vorbild höchster Frauenwürde, nach geschichtlichen Dokumenten und Familienpapieren geschildert und sämtliche andere Personen des Romans dem Leben selbst entnommen. Wird auch namentlich der Thüringer Anteil an der Erzählung nehmen, so wird doch auch der Freund der vaterländischen Geschichte und jeder Freund reiner und gesunder Lektüre seine Freude daran haben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.


Princeton University Library
32101 064095134

